This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die Dioskuren

24ster Jahrgang

1895

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines

der

Oesterreichisch-ungarischen Monarchie.

Vierundzwanzigster Jahrgang.

Wien 1895.

Verlag von Carl Gerold's Sohn,

Stadt, Barbaragasse 2.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
NOV - 6 1978

DB1
D5
v.24
1895

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer **höheren Töchterschule** gewidmet.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Walden, Bruno: Betty Paoli. (Ein Gedenkblatt)	1
Berks, Marie Edlen v. (Mara Cop-Marlet). Das Gottesgeld	5
Cerri, Cajetan: Gefühltes und Gedachtes. (Gedichte)	19
Najmájer, Marie v.: Gedichte	32
Meynert, Hermann: Faust und Hiob	35
Pongrácz, Anna Gräfin: Gedichte	45
Falstein, A. v.: Stiefmütterchen	51
Grazie, M. E. belle: Gedichte	64
Kuk, Wladimir: Der Vater der deutschen Geige	69
Kübeck, Guido Freiherr v.: Gedichte	81
Berlepsch, G. v.: Auch ein Künstler. (Erzählung)	87
Frankl, Ludwig August: Gedichte. (Aus dem Nachlasse)	113
Khuenburg, Sophie v.: Religion und Poesie. (Studie)	116
Vrchlický, Jaroslav: Gedichte. (Übertragungen aus dem Böhmischen)	121
Kraus, Ernst: Ein Lebensende. (Aus der Sammlung „Ausgedinger", Erzählungen und Skizzen aus den Vorbergen" von Karl V. Rais. Aus dem Böhmischen übersetzt)	131
Wartenegg, Wilhelm v.: Das Lied von der Treue. (Gedichte)	190
Kohn, Gotthilf: Teofil Lenartowicz. (Ein Gedenkblatt)	222
Falke, Hans: Balladen	233
W...., Zur Erinnerung an Franz Nissel	242
Sendach, Ludwig: Sunstenau's Heldentod (1848)	248
Meißner, Dr. Leopold Florian: Akademisch. (Weihnachtsspiel)	253
Wahlheim, E.: Die Näherin. (Eine Plein-air-Studie)	272
Milow, Stephan: Tusculanische Tage. (Eine Elegie aus dem Süden)	305
Pichler, Fritz: Ein Kaiser-Trinkspruch. (Gedichte)	307
Vincenti, C. v.: Ein Gedenkblatt für Hans Makart. (Zum zehnten Todestage: 3. October 1894)	309
Handmann, Adolf: Magyarische Volksdichtungen. Übertragungen	317
Ganser, Anton: Eine kleine philosophische Rundschau	326
Friedmann, Alfred: Reisebilder. (Gedichte)	333
Knorr, Josephine Freiin v.: Aus Paris. (Gedichte)	337
G..... Henrica: Märchen	339
Wickenburg, Alfred Grafen: Gedichte	343
Greif, Martin: Gedichte	345
Wohl, Johanna: Erinnerungen. (Aus dem Ungarischen von Antonie v. Töply)	347
Leinburg, Gottfried v.: Aus J. L. Runebergs „Fähnrich Stahl und seine Kriegsgeschichten." (Dem Schwedischen nacherzählt)	370
Groß, Ferdinand: Das Kind in der Weltliteratur. (Eine Studie)	376
Coronini, Carl Grafen: Gedichte	401

Seite

Benz, Robert: Beim Waldhüttenbauer 407
Rauscher, Ernst: Gedichte 417
Migerka, Helene: Gedichte 420
Armstrong, B. L.: Gedichte 423
Bülow-Wendhausen, Paula Baronin: Ein Laienbesuch bei der Rettungs-Gesellschaft in Wien 425
Hoffmann, Norbert: Gedichte 430
Rohut, Dr. Adolf: Minister und Gattin. Humoreske nach dem Magyarischen des Árpád v. Berzik. (Einzig berechtigte Übersetzung) . . 434
Lemmermayer, Fritz: Schuster-Idyll 448
Weiß, Albert: Die Stimme der Vernunft. Humoreske aus dem Leben einer Kleinstadt nach dem Polnischen des A. Tristis 460
Erhardt, Ferdinand: Der Götter Rache (Gedichte) 478
Eder, A.: Wie die erste Heide-Ansiedlung entstanden. (Ein poetisches Märchen) 481
Stawasser, Hermann: Die Preiswerbung. (Gedichte) 492
Germonik, Ludwig: Liederblüthen aus dem Süden. (Illyrische Volkslieder.) 497
Allers, E.: Herbstfäden („Alterweiber-Sommer.") Eine Erinnerung . . . 502

Schwingenschlögl, Rudolf, Dr.: Der erste allgemeine Beamtenverein der österreichisch-ungarischen Monarchie, seine Entwickelung und Thätigkeit im Jahre 1893 515

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte ſchön vereintem Streben
Hebt ſich, wirkend erſt, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
iſt Bildung.

Goethe.

Betty Paoli.

Ein Gedenkblatt.

Von

Bruno Walden.

In einem einfachen Zimmer, das zugleich als Schlafstube und Wohnraum dient, sitzt am Fenster eine Frauengestalt, den Rücken von der Last der Jahre gebeugt, den Kopf weit vorgeneigt über eine Handarbeit. Plötzlich erhebt er sich und die ganze Erscheinung ist umgewandelt. Der Widerschein erhabener Abklärung liegt auf der breiten hochgewölbten Stirn, ein gütiges Lächeln erhellt das ernste Antlitz und aus den dunklen Augen leuchtet es mit einer Intensität auf, wie warmer Feuerschein aus tiefem Grunde. Nicht einer alterbelasteten Frau, einer ungebrochen großen Menschenseele fühlt man sich ehrfürchtig gegenüber.

So steht mir Betty Paoli vor Augen, wie sie mir die nachfolgenden Verse, die letzten, die sie gedichtet, zur Übermittlung reichte, mit den Worten: „Eine kleine Gabe für die Dioskuren. Es ist mir am Herzen gelegen, den freundlichen Wunsch Baron F.'s nach einem Beitrag von mir zu erfüllen."

Nur eine kurze Spanne Zeit ist inzwischen verflossen, in ihr aber hat die große Dichterin die Ruhe, die sie im Leben so lange vergeblich gesucht, für die Ewigkeit gefunden. Jeder Band ihrer Dichtungen bildet eine Schmerzensstation auf ihrem Lebensweg, jede Zeile ist mit ihrem Herzensblut geschrieben, und unvergleichlich ist die Macht ihrer Accente seelenaufwühlenden Liebesschmerzes.

Ein Geſchick hat ſtets die Dimenſionen desjenigen, der es innerlich durchlebt; ſo tritt denn jenes Betty Paoli's mit erſchütternder Gewalt aus ihren Poeſien zu Tage. Es ſpricht eine imponirende Größe des Schmerzes aus ihnen. Nicht minder ergreifend wie in der Tiefe gluthvoll ſtürmiſchen Empfindens, in der Erhabenheit des Verzichtes. Welche Unſumme an bitteren Enttäuſchungen, grauſamen Kämpfen, mit ſchwerer Einbuße errungenen Siegen prägt ſich an dieſer elementargewaltigen Natur aus, im Uebergange von der potenzirt leidenſchaftlichen Subjectivität der erſteren Gedichte, bis zur Selbſtabwendung, in dem aufs Allgemeine gerichteten Gedankenſchwung der letzteren. Hier wie dort aber, überall und immer offenbart ſich der edle Grundton ihres Weſens, die Größe der Anſchauungen, der Adel der Geſinnung, die tiefe Innerlichkeit und unverbrüchliche Idealität, die ſie von ſich ſagen laſſen konnte:

„Was immer mich an Schuld beſchweret,
Des Einen bin ich mir bewußt:
Nie hab' ich frevelhaft entehret
Des Sanges Kraft in meiner Bruſt.
Ob längſt des Lebens trübe Welle
Mich von dem Reich des Friedens ſchied,
Der Nonne gleich in ſtiller Zelle
Blieb rein und unentweiht mein Lied."

Jene Würde, die der Dichterin dieſe Zeilen dictirte, bildete auch das Gepräge der Perſönlichkeit Betty Paoli's. In der Großzügigkeit ihrer Natur jedem Anhauch von Eitelkeit, wie überhaupt jeglich kleinlicher Regung abſolut fremd, blieb ſie gleich unberührt durch dargebrachte Huldigungen, wie unbewegt durch Vernachläſſigung. Eine Ruhe, weit entfernt von Stolz und Gleichgiltigkeit, denn ein ſonniger Schimmer flog über ihre ernſten Züge, wenn ſie ſich von der Literatur und der Literaturgeſchichte fernſtehenden Leuten als Dichterin gekannt und impulſiv durch ein ſchlichtes Wort geehrt ſah. Wie bei nahezu allen Menſchen, die unendlich mehr geben, als ſie empfangen, lag ein Zug tiefer Dankbarkeit in ihrem Weſen, und wie ſie Lieb' und Treue lohnte, die Gedichte an ihre Freunde bezeugen es.

Fertig geworden mit ſich ſelbſt, zu Ende gekommen mit den Anſprüchen ans Leben, fand ſie in ihrem engen Kreiſe etwas von jener

Befriedigung, deren ein großes, warmes Herz bedarf, im Bedürfnisse nach Zusammenhang mit Solchen, die es hochhalten kann. Ein eigenthümlich, bei aller Einfachheit Hoheitsvolles in ihrem Wesen erwies sich als unübersteigliche Schranke allen Jenen gegenüber, die ihr eines näheren Verkehres nicht werth waren, eine jener Naturen, die sich reichlich oder gar nicht geben. Und wie reichlich hat sie sich gegeben in inniger Theilnahme, im Aufblitzen aus der Tiefe ihres Geisteslebens im homogenen Gedankenaustausch, und auch in jenem köstlich trockenen Humor, der nur jenen eigen ist, die über den Dingen, über sich selbst stehen!

Der Grundzug Betty Paoli's aber blieb bis an ihr Ende jene leidenschaftliche Concentration einer großen Seele, die, in der Unerreichbarkeit des höchsten Glücks, als die Summe alles Lebens den Schmerz betrachtet, der — wie sie es noch in ihren letzten Gedichten ausspricht — „Bittereres auferlegt als der Tod" und die Thränen, die in der Jugend ahnungsvoll quollen, im „Eulenflug des Alters" erstarren läßt.

Gedichte von Betty Paoli.

I.

Wenn quälend mich die Angst beschleicht,
Mein Theuerstes auf Erden,
Mein Liebstes könnte mir vielleicht
Einst noch entrissen werden;
Dann tröstet der Gedanke mich:
„Weßhalb davor erbeben?
„Dies größte Leid vermöchte ich
„Ja nicht zu überleben."

Die Hoffnung, die sich in Dir regt,
Bevor Du ihrer Dich entschlagen,
Daß keinem werde auferlegt
So viel als er kann tragen.
Wie groß das Leid, wie tief die Noth,
Du wirst Dich d'rein ergeben,
Und was Dir bitt'rer als der Tod,
Du wirst es überleben.

II.

So lang uns noch die Jugend blüht,
Ergreift, oft ehe wir's gedacht,
Grundloſe Schwermuth das Gemüth
Und unſere Thränen fließen ſacht.

Doch wenn des Alters Eulenflug
Die Stirn berührte kalt und ſchwer,
Zum Weinen hätt' er Grund genug,
Doch hat er keine Thränen mehr.

Das Gottesgeld.

Von

Marie Edlen v. Berks (Mara Čop Markel).

„Kalt — und das Gottesgeld!“

„Lang' zu — da — ein halber Guldiner*, wird wohl genügen?“

„Laß' es nur einen ganzen ſein, Bauer, Du weißt doch, ohne das Gottesgeld ruht kein Segen auf Deinem Handel, und die prächtigen Ochſen, die ich Dir da erſtehen geholfen, werden nicht gedeihen — ja wenn über kurz oder lang eine Seuche kommt — — — — —“

Verdrießlich greift der ſo bedrängte Bauer nochmals in die breite Ledertaſche und gibt dem jungen ſtattlichen Burſchen, der mitten im Jahrmarktsgewühle neben ihm ſteht, einen ganzen Silbergulden. Ein zweiter Bauer, der noch ſorgfältig die Bankſcheine zählt, die er für ſein eben verkauftes Ochſenpaar erhalten, lacht kurz auf: „Geſchieht Dir ſchon recht, Jure Jurinski, warum haſt Du Dir gerade den Stanko zum Manſcheter bei dem Handel genommen. Es iſt doch weit und breit bekannt in der Gegend, daß es dem Burſchen ſein Stolz iſt, von jedem Käufer ein tüchtiges Gottesgeld herauszuſchlagen, wofür ihm die Armen auch wie ein Krähenſchwarm auf jeden Markt nachziehen. Glück mit Dir, Bauer, will mir ſelber da im Wirthshaus jetzt ein

* Slovenisch Gulden.

Durstgeld zahlen. Und Du, Manscheter, vergiß den St. Ivan-Markt nicht, da hab' ich auch einiges Hornvieh anzubringen — — — —."

Die beiden Bauern entfernten sich langsam in das Marktgewühl, während die Ochsen sich zu dem frisch aufgeschütteten Heu, welches das Weib des Käufers ihnen herbeitrug, herandrängten.

Der Bursche, den sie als Manscheter angesprochen — was auf den südslavischen Märkten die Bezeichnung für den nie fehlenden Vermittler zwischen Verkäufer und Käufer bedeutet, dessen Beredtsamkeit alle Vortheile des Kaufes zu danken sind — lüftete den Hut von seiner erhitzten Stirne und ließ sich den frischen Morgenwind der südsteirischen Berge um die Schläfe wehen. Der junge Slovene war eine stattliche Erscheinung, hoch, breitschultrig, einen rothen Gurt um die Mitte, mit ehrlichen, warmleuchtenden Augen und Zügen, in denen nichts von der Verschlagenheit des Bauern lag. Sie kannten ihn alle weit hinunter in den kroatischen Grenzorten und hinauf gegen das steirische Hochland, den Manscheter Stanko, der nicht gerne zechte, aber so viel schöne Volksweisen sang und oft so beredt von Dingen zu sprechen wußte, die die Herzen der Zuhörer ergriffen, wenn ihnen auch das Verständniß für seine Träumereien ausging, so daß sie sich auf den Märkten stets gerne um ihn drängten. Auch hier in Metlike, wo sich die südsteirischen und kroatischen Bergkuppen berühren, hatte er schon manches „Gelobt sei Christus" mit ihm bekannten Bauern getauscht.

Jetzt ließ er sich ermüdet auf einen etwas abseits stehenden Meilenstein der Landstraße nieder und wog zwei Silbergulden, die er noch in Händen hielt. Der eine war sein Manscheter-Lohn — der andere das sogenannte Gottesgeld, welches nach uraltem Brauch bei jedem abgeschlossenen Kauf für einen Armen abfällt.

Ein kleines barfüßiges Bauernmädchen, mit blassen, verhungerten Zügen, denen nicht einmal das rothe Kopftuch einen täuschenden warmen Schimmer aufzulegen vermochte, streckte jetzt an den Manscheter heranschleichend seine Hand bittend nach ihm hin:

„Manscheter — bekomme ich diesmal das Gottesgeld? — Du weißt, meine Großmutter — — —"

„Ja, kleine Katrula — gewiß!" Der Manscheter hat das in angstvoller Erwartung zitternde Kind auf seine Knie gezogen. „Kenne Dich ganz gut, bist der Jergulič ihre — was? Dein Ate* ist schon

* Vater.

lange todt und Dein Mutterle ſeit dem Frühjahr — und nun ruft der liebe Gott auch noch Dein krankes Großmutterle hinüber. — Still', wein' nicht — er thut's ja nicht, dafür ſchickt er uns heut' das viele Gottesgeld, da ſchau — no nimm's nur, fürchſt Dich am End' gar, weil's ſo ſchimmert." Das Kind umklammerte mit der magern Hand den Silbergulden und riß die Augen wie geblendet von ſeinem Glanz weit auf. „Du — Manſcheter, iſt das wirklich Geld vom lieben Gott?" „Ja, Katrula, ſo weit die Aelteſten von unſeren Alten zurückdenken können, hat es bei uns immer den Brauch gegeben, daß bei jedem Handel, den ein Manſcheter vermittelt, auch etwas die Armen bekommen. Das ſind die Božji gnari — das Gottesgeld. Wenn es aber einmal vorkommt, daß einer das Scherflein für die Armen verweigert, ſo fehlt auch der Segen bei der erhandelten Sach' — iſt es Vieh, ſo ſteht es um, iſt es ein Bauernhof, ſo brennt er ab. Der Arme aber, der das Gottesgeld bekommt, dem langt es lange aus, und hilft ihm oft wieder auf."

Die Kleine ſenkte nachdenklich das wenig ſchöne, aber durch ſeinen leidvollen Ausdruck ergreifende Kindergeſicht. „Warum biſt Du ein Manſcheter?" fragte ſie beinahe vorwurfsvoll, „ich möchte Dich ſo gerne lieb haben!" „Und den Manſcheter, das darfſt Du wohl nicht?" fragte der Burſche bitter. „Großmutter — ſagt", ſtotterte die Kleine, „ein Manſcheter dürfe nur ein gebrechlicher Alter oder ein halber Krüppel ſein, aber nicht ein ſtarker Burſch, der, wenn er kein eigenes Grundſtück hat, um Taglohn mitackern und umſtechen könnte und ſeine geſunden Arme rühren. Warum thuſt Du das nicht, warum biſt Du ein Manſcheter geworden?"

„Warum", der junge Burſche ſeufzte ſchwer auf, „na hör' mich an, Katrulchen, ich will's Dir erzählen, ſonſt keinem. Ich war ein kleiner Junge, ſo hoch wie Du jetzt, und wir waren bettelarm, meine Mutter und ich, den Vater hab' ich gar nie gekannt, es hieß, er habe die Mutter betrogen und verlaſſen, doch das verſtehſt Du nicht. Die Dorfleute hatten uns jedenfalls ausgeſtoßen und als das Elend bei uns ſo groß wurde, daß wir in einem Winter faſt gar nichts mehr zu eſſen hatten, da erkrankte ich und lag gerade in der Weihnachtsnacht in hitzigem Fieber, wohl vor Kälte und Hunger. Mein Mutterle aber warf ſich verzweifelt über mich, und ich redete dummes Zeug, ſie ſolle mir ſchöne Sachen, die Sterne und Blumen vom Chriſtkind holen. Sie

aber schluchzte auf: „In's Wasser geh' ich, damit ich mein Kind nit verhungern seh'!" Dann lief sie fort — ich hörte noch die Thür zuschlagen — und lag nun allein im Dunkel. Mir war nicht angst um mich, sondern um mein Mutterle, wohin war sie gelaufen so spät am Abend? So lag ich lange und rief den lieben Gott zu Hilfe. Auf einmal ging die Thür auf, und Mutterle kam zurück. Sie schluchzte wieder, aber diesmal vor Glückseligkeit und ganz wirr und durcheinander erzählte sie mir: Als sie an dem Ortswirthshaus vorübergekommen war, traten eben zwei Bauern heraus, die am Vormittag einen größeren Handel um mehrere Stück schönes Hornvieh abgeschlossen. Der alte Manscheter Tone war auch dabei, und als er das arme verweinte Weib sah, verlangte er von dem Käufer die Božji gnari, das Gottesgeld für sie. Es war reichlich ausgefallen — drei Silbergulden — ein Schatz für uns. So erzählte mir meine arme Mutter und zündete eine schöne große Kerze, die sie gleich zur Feier der Christnacht erstanden, auf dem Tisch an, über den sie ein reines weißes Tuch gebreitet, legte einen Tannenzweig und ein Heiligenbildchen daneben und dann noch eine warmduftende Putitze (Weihnachtskuchen) und einen kleinen Steinkrug Wein, von dem sie mir gleich einen Schluck einflößte, so daß ich in leichtem Schweiß gebadet, halb einschlummerte. Wie wohl, wie wohl mir das gute schöne Feuer that, das da endlich auch im Kachelofen knisterte. Die ganze Hütte schien mir plötzlich in Glanz und Herrlichkeit getaucht. Und mein Mutterle saß bei meinem Bett und erzählte mir eine alte Sage unseres Volkes, wie das „Gottesgeld", das auch uns gerettet, in die Welt kommt. Es heißt, theilte sie mir mit, daß das Christuskind in der Weihnacht seine Engel mit dem Gottesgeld zu den Armen aussendet. Denn der Herr sprach: Laßt auch sie einmal durch das goldene Thor der Hoffnung in meinen Himmel sehen, damit sie an mich glauben! Da wandeln sich ihre Lumpen dann in schöne Gewänder, ihre Thränen in Lächeln, ihr Fluch in Gebet. Um nicht erkannt zu werden aber, machen die Engel solche Menschen zu ihren Erdenboten, denen sie statt Glückes nur ein wenig Zufriedenheit in die Wiege legen konnten, da diese den Armen am nächsten stehen. Solche Menschen werden dann Manscheter. Stirbt aber ein solcher, so erblühen so viel Blumen auf seinem Grab, als er die Dankesworte „Gott lohn' es" von den Armen zurückempfangen." So erzählte mein Mutterle. In meiner Fieberhitze aber schien es mir, als träte wirklich ein Engel an

mein Lager und legte auch mir einen großen Haufen ſchimmernder Goldmünzen auf die zerriſſene Decke, damit ich es hinaustrage in die Welt und vertheile. Und als ich genas, blieb es mir immer im Sinn, daß es ſchön ſein müſſe, ſo ein Bote des Mitleids für die Armen auf der Erde zu ſein, und ſo wurde ich Manſcheter."

Der junge Burſche ſchwieg, mit einem Ausdruck ſtillen Entſagens, den man in Bauerngeſichtern ſonſt ſelten antrifft. Die kleine Katrula war von ſeinem Knie herabgeglitten und lief nun, nachdem ſie ihm ihr „Gott lohn' es" zugeflüſtert, was der Burſche mit einem leiſen gedankenverlorenen Nicken des Kopfes erwiderte, eilig dem Dorfausgange zu. Eine Gruppe von für den Markttag feſtlich geſchmückten Burſchen und Dirnen blieb jetzt lachend und ſcherzend vor dem Manſcheter ſtehen.

„Du, Eitka, da ſitzt ja Dein Schatz, der Stanko", ſpottete der Wirthshaus-Sepp, einer der reichſten und protzigſten Burſchen des Ortes, die hübſche, reichgeputzte Dirne neben ſich vertraulich mit dem Elbogen anſtoßend.

„Mein Schatz iſt er noch nicht", entgegnete die Dirne trotzig, dabei aber mit unverkennbarem Wohlgefallen den jungen Manſcheter vor ihr muſternd, „aber wenn er mag, kann er mir heut' ein Seidentüchel kaufen." Der junge Manſcheter fuhr auf. Er liebte die ſchöne Bauerndirne ſchon lange, und er wußte, was dieſe Geſchenkannahme von ihrer Seite bedeutete. Damit wollte ſie ihn allen zum Trotz zum Schatz erklären. Aber zugleich fuhr es ihm durch den Sinn, daß er nur mehr einen Silbergulden und etwas kleine Münze beſaß. Das langte nicht für das ſchöne Seidentuch, auf welches die ſtolze Eitka wies und das aus dem Tragkorb eines Wanderkrämers bunt geblümt niederflatterte. Ja wenn er noch den zweiten Silbergulden von der kleinen Katrula hätte — — —.

„Thut mir leid, Eitka", ſagte er faſt rauh, „mein Baargeld d'erlangt's nicht."

„Glaub's ihm nicht", höhnte der Sepp, „biſt ihm's halt' nicht werth. Hab's ſelber vorhin geſehen, wie er zwei Silbergulden einnahm."

„Schweig', Bub', das war Gottesgeld!" brauſte der Stanko jetzt auf, daß alle einen Schritt vor ihm zurückwichen. Die ſchöne Eitka wandte ſich, in ihrer Eitelkeit tödtlich verletzt, verächtlich lachend ab. „Laßt ihn, war ſo nur eine Scherzred' von mir. Bin doch eine reiche

und handfeſte Dirn', da dank' ich für die Ehr', Manſcheterin zu werden."

Die übrigen Burſchen und Dirnen ſtimmten laut ein in ihr Lachen. „Eitka", ſagte der Stanko jetzt plötzlich ſeltſam weich, „Dein Herz red' nit ſo, nur Dein Mund. Erinnere Dich, was Du mir vor zwei Wochen beim Kirchgang geſagt."

Die Eitka ſah in die ſpöttiſch verzogenen Geſichter der andern und lachte dann gewaltſam noch lauter: „Halt ja, ich ſagte Dir, ſollſt bald freien, aber g'meint hab' ich damit keine reiche Hofbauerntochter, ſondern die Sali etwa, da ſteht ja die alte Brautkrone, die stara parta, geſtern haben ſie die Burſchen ſchon in's Ochſenjoch geſpannt", ſchloß ſie mit höhniſchem Lachen.

Der Manſcheter ſah nach der angedeuteten Richtung. Da ſtand die ſo grauſam Verhöhnte, ein hübſches, etwa zweiundzwanzigjähriges blaſſes Bauernmädchen, was nach bäueriſchen Begriffen ſchon über das heiratsfähige Alter weit hinaus ſein hieß. Sie war eine ſogenannte „stara parta", denn nach dem Stirnband, welches die Bräute tragen, werden jene, die alte Mädchen bleiben, im ſüdſlaviſchen Dorfleben „altes Stirnband", „alte Brautkrone" genannt, weil der Bauernſpott ſagt, daß die Parta, welche ihr niemals ein junger Gatte von der Stirne löſt, unſichtbar dort einroſtet. Es iſt ein troſtloſes Los, das dieſe alten Mädchen erwartet! Die Burſchen verhöhnen ſie, ſchleppen des Nachts allerlei Gerümpel unter ihr Fenſter, lehnen auch Beſen und Stangen daran, die ſie Morgens ſelbſt forttragen muß, und erwiſchen ſie ſo ein Mädchen auf freiem Felde, ſo ſpannen ſie es mit tollen Scherzreden in das Ochſenjoch. Die Dirne, der dies einmal widerfahren, iſt unwiderruflich aus der Liſte der Heiratscandidatinnen geſtrichen und von da an eine „stara parta". Der Sali wäre das nun wohl ſchwerlich geſchehen, denn ſie war eine hübſche und fleißige Dirn', wenn auch nur eine arme Verwandte der reichen Eitka, auf deren Hof ſie lebte, aber ſie hatte eine Liebe im Herzen gehabt zu einem hübſchen Burſchen, der mit ſiebzehn Jahren heimlich nach Amerika ausgewandert war. Sie hatten ſie alle verſpottet, als ſie jahrelang vergebens auf ihn wartete; da vor einem Monat etwa war er plötzlich heimgekommen, mit einer großen ſchönen runden Summe, die er ſich in Amerika erarbeitet. Ein hübſches Anweſen wollte er ſich kaufen und die Sali heimführen, die in Glück ſchwamm, ſo daß es ihr viele neideten,

beſonders aber die ſchöne Eitka. Da plötzlich war alles in einem furchtbaren Schlag zu Ende. Gendarmen erſchienen im Dorf und forſchten nach Gjuro Ilič, dem jungen Heimgekehrten, weil er, ohne ſeiner Militärpflicht zu genügen, ausgewandert war. Eine Nacht verbargen ſie ihn noch, es hieß ſogar, die Sali in ihrer Kammer, dann führten ſie ihn gefeſſelt durch das Dorf. Der Burſche trug ſchwer an der Schmach, er ſchrie und weinte, hatte er doch um dies Verſchulden kaum gewußt, denn ſein Onkel hatte ihn damals überredet und nach Amerika mitgenommen, und als er ſo ein paar Stunden zwiſchen den Gendarmen in der glühendſten Tageshitze hingeſchritten, fiel er plötzlich mit einem Wehlaut todt nieder. War es ein Sonnenſtich, der ihn traf, oder die wilde Erregung, die ihm das Herz brach, Niemand erfuhr es, ſie beſtatteten ihn zwei Tage ſpäter ganz ſtille im Dorfkirchhof. Seitdem war die Sali ein ſtilles, blaſſes, von Allen verhöhntes Mädchen geworden.

Das alles fuhr blitzſchnell durch den Kopf des Manſcheters, als er auf die arme, ſtilldulde̊nde Dirn' hinſah. Und war er, der Manſcheter, nicht da, um den Leidvollen beizuſtehen? Ein ſchönes Feuer glänzte plötzlich in ſeinem Blick. „Wenn die Sali mich will", ſagte er laut und feſt, „ſchick' ich ihr meine Hochzeitsbitter noch heut'". „Stanko!" Es war die Eitka, die plötzlich todtenbleich aufſchrie und ſich in die Lippen biß. Stanko aber war ſchon zur Sali getreten, die ihm mit Thränen der Rührung in den verweinten Augen ſtill die Hand bot. Von da an waren ſie ein Brautpaar. Als die Hochzeitbitter kamen, ſträubte ſich die Sali zwar noch ein wenig und ſchluchzte, daß ſie nur zu dem Todten gehöre. Eitka's Vater aber, der reiche Hofbauer, der das verwaiſte elternloſe Ding bei ſich aufgezogen, machte nicht viel Federleſens und ſagte barſch „ja". Ein paar Wochen ſpäter hauſten in der kleinen Hütte, aus der man vor zwei Jahren des Manſcheters todtes Mutterle getragen — als hätte die alte Frau begriffen, daß die Armen einander ſogar den Raum vererben müſſen — und daß ſie nun der jungen Frau des Sohnes Platz zu machen habe — der Stanko und die Sali als Ehepaar.

Die Dirn' war als junges Weib aufgeblüht und manchesmal, wenn der Stanko in ihre großen braunen Augen ſah, oder wenn ſie das Tuch von dem reichen Blondhaar nahm, da ſtrich er ihr zärtlich über den Scheitel und es wurde ihm dabei wärmer und immer wärmer

ums Herz. „Mein Weib ist sie", sagte er sich innerlich, „und Gott hat es gefügt, daß ich mein Weib nun auch liebe". Bald aber that es ihm weh', daß er wahrnahm, wie die Sali solche Liebkosungen nur erduldete und sich ihm oft mit scheuem Blick entwand. Da ließ er es sein und dachte nur bei sich, daß, wenn es ihm nicht beschieden sei, von seinem Weib geliebt zu werden, mit dem er es so gut gemeint, der allgütige Vater ihm vielleicht noch ein anderes Erdenglück senden würde.

Und wirklich schien es ihm zu werden. Die Sali fühlte sich Mutter. Ueber den Stanko war es seitdem gekommen, wie er es sonst nur manchesmal gefühlt um die Zeit, wenn die Osterglocken so weihevoll das freudige Auferstehen verkündend in die junge Frühlingspracht hinausklingen. So sang und jubelte es jetzt fortwährend in ihm, aber er lieh dem keine Worte, es schien ihm zu heilig, zu groß, die Stimme dieses Hoffens, die immer lauter und lauter sprach. Er fühlte nur, daß wenn die Stunde da sein würde, er in überwältigender Freude auf die Knie sinken werde vor dem gütigen Gott dort oben, wie der Wanderer, der nach langem öden Pfad einem Christusbilde auf der Landstraße begegnet.

Eines Tages fühlte sich die Sali nicht wohl. „Ich glaube, meine schwere Stunde naht heran", sagte sie leise. „Schon?" fragte der Stanko erstaunt und blickte auf das junge Weib, das ganz seltsam blaß und vergrämt aussah. Sonst wich sie jetzt immer seinem Blick aus, aber heute hingen sich ihre thränenfeuchten Augen immer größer, immer angstvoller an die seinen, und plötzlich lag sie mit einem lauten Verzweiflungsschrei zu seinen Füßen. „Schlag' mich todt dafür — aber ich kann's nicht mehr mit ansehen — wie Du Dich freust und sorgst um mich und das Kind, das da Leben bekommt in mir — und es ist doch nicht das Deine — es ist" — stammelte sie, halb bewußtlos in sich zusammensinkend — „dem Andern, dem Todten — Gott sei mir gnädig — — —" Der Stanko stand einen Augenblick regungslos da. Keine Wuth, nur ein tiefes Weh erschütterte sein Inneres. Also auch kein eigenes Kind sollte er haben, Niemand, der ihm Liebe schenkte, nur diejenigen, die des Mitleides bedurften, sandte der Herr in seinen Weg. Und gehörten nicht auch dieses Weib und ihr noch ungeborenes Kind zu diesen? Ohne Rohheit, nur mit seltsam müden Bewegungen hob er das gebrochene Weib auf und die angstvolle Frage, die in ihrem Blick lag, ob sie ihn nun verlassen müsse, beantwortend, sagte er kurz: „Bleib'". Dann schritt er an Sali vorüber, mit gebeugter Haltung zur Thür hinaus.

In der Manſcheter-Hütte war ein Kind geboren und das junge Weib geſtorben.

In der Nacht, als man die Todte fortgetragen und die plumpe Holzwiege an die wieder frei gewordene Stelle, wo das Bett der alten Mutter und dann des jungen Weibes geſtanden, gerückt war, trat der Manſcheter leiſe zu dem ſchlafenden Kinde. Es war ein kleines kräftiges Mädchen, dem man in der Taufe den Namen der verſtorbenen Sali gegeben hatte. Alſo nicht ſein Kind — nicht ſein Kind — wollte es ihm verzweiflungsvoll aus dem Herzen hervorquellen. Aber dann ballte er die Hände und zwang es hinab. „Biſt halt auch eins von meinen Armen", murmelte er weich über dem Kinde, „da wirſt ſchon fürlieb nehmen müſſen mit dem Almoſen der Liebe, das ein armer fremder Manſcheter Dir bringen kann."

Damit war alles in der Ordnung. Die Sali wuchs als des Manſcheters einziges Töchterlein zu einem bildhübſchen Kinde heran. Vielleicht wäre ſie auch brav und gut geworden, aber zum Unglück fiel es der Eitka, die einen reichen Bauernſohn — den Wirthshaus-Sepp — geheiratet und kinderlos geblieben war, ein, daſs die kleine Sali ja mit ihr verwandt ſei. Man hieß es daher nur gut, wenn ſie das mutterloſe Kind, ſo oft der Manſcheter den Märkten nachzog, zu ſich nahm.

Später blieb ſie auch häufig dort, wenn der einſame müde Mann in ſeine armſelige Hütte zurückgekehrt war. Der kleinen Sali behagte das lärmende muntere Wirthshausleben bei der reichen Tante beſſer, als die ſtille, unſchöne Hütte, wo ihr der ernſte, wegmüde Mann ermahnende traurige Dinge erzählte. In der Wirthsſtube nahm ſie alles auf den Schooß, nannte ſie hübſch und brav, ſang und lachte man und gab ihr auch manchen blinkenden Groſchen.

Die Tante hieß ſie das verbergen, auf Schuhe und Schürzen oder ein Gebetbuch ſparen, aber ja nicht wie ihr ſchwachſinniger Vater an das Bettelvolk verſchleudern. „Dann muſs man wohnen wie Dein Vater und frieren wie er!" gab ſie ihren Lehren noch mehr Nachdruck, und der ſo gepflegte Egoismus des kindlichen Herzens wuchs immer kräftiger empor. Sie ſah, daß die Eitka gerne über den Vater ſpottete, denn es war etwas von aufrühreriſchem Haß oder Liebe in dem verhärteten Herzen dieſes Weibes gegen den Manſcheter zurückgeblieben. Die Kleine ſchämte ſich nun auch beinahe, ihren Vater zu lieben und ſtellte ihre Zärtlichkeiten nach und nach ein. Der Manſcheter hatte ihr

oftmals von den Märkten Bildchen und Sprüche oder ein Schürzchen mit heimgebracht, aber seit die Eitka sie in der Wirthsstube verwendete und ihr viel theurere Sachen kaufte, ließ die Kleine diese Dinge nach verächtlicher Prüfung in irgend einem Winkel der Hütte liegen, und so stellte der Manscheter diese Spenden ganz ein, da er wahrnahm, dass sie Niemandem eine Freude bereiteten. Einmal hatte die Kleine heftig und trotzig ein paar Groschen von ihm verlangt, die er eben als Gottesgeld eingenommen. Dies einzigemal ließ er sie scharf an, es sei Sünde, die Reichen zu bestehlen, aber noch weit mehr, die Frierenden und Hungernden, denen der Herr eine Labung sende. Das Kind warf ihm einen bösen eigenwilligen Blick zu und kam nun nur mehr zur Schlafenszeit in die einsame Hütte.

Dabei wuchs sie zu einem bildschönen rührigen Mädel heran. So mancher wohlhabende Bursche schaute aus nach ihr, bis seine Eltern ein vernünftiges Wort dagegen redeten, daß es doch nicht wohlanständig sei, eines Manscheters Tochter auf ein angesehenes Bauerngut zu bringen. Aber die Eitka wußte auch da Rath für ihre schöne Nichte. In ein Wirthshaus kommen auch Leute von weit her, und sie hatte ihr mütterliches Auge auf einen fremden Burschen geworfen, der aus einer entfernten Gemeinde bei Ozalj zweimal wegen ihm gestohlener und da von Zigeunern verkaufter Pferde herüberkam. Sie redete ihm zu, das schöne Mädchen zu freien, welches sie anfangs für ihre Pflegetochter ausgab und später, als sie nothgedrungen bekennen mußte, daß der Vater der Dirne leider nur ein armseliger Manscheter sei, war der Bursche schon so vernarrt in das bildsaubere Ding, daß er es sich einreden ließ, es brauche es doch Niemand in seiner Pfarre zu erfahren, daß die schöne Sali eines so wenig angesehenen Mannes Kind wäre. Damit gab er sich zufrieden und wollte nur rasch Hochzeit halten.

Der Manscheter Stanko, der von seinen vielen mühevollen Wegen schon ein recht alter gebeugter Mann geworden war, blickte wohl einen Augenblick erstaunt auf, als die Sali ihm jubelnd an den Hals flog, was schon lange nicht geschehen war, und dann etwas zögernd erzählte, die Hochzeitsbitter seien schon bei der Eitka gewesen dann nickte er trübe, als ob ihm das Verständniß gekommen sei. Wenn das Kind nur glücklich würde, was lag daran, dass man ihn bei Seite schob.

Und in ſeinem reinen ſelbſtloſen Herzen freute er ſich mehr als alle Anderen des Glückes der jungen Braut. Die Eitka beſorgte die ſchöne Ausſteuer, aber die Sali war mit einemmale unerſättlich in ihrem Wünſchen geworden. Wollte ſie die Eitka wie eine beſſere Hofmagd ausſtatten, ſo verlangte das Mädchen heimlich, es jeder reichen Bauerntochter gleich zu thun, da ſie ja doch einem reichen Hofbauern angetraut werden ſollte. Da ſie es nicht wagte, der ſtrengen Tante mit ſo hoffärtigen Anſprüchen zu kommen, ſo ſchmeichelte und lockte ſie dem Manſcheter jeden verdienten Groſchen aus der Taſche. Ihre Truhe mußte ſchön bemalt und mit ſtarkem Schloſſe ſein, das Tuch, das ſie dem Bräutigam ſchenkte, von reiner Seide. Noch nie hatte der Manſcheter Stanko Schulden gemacht, jetzt kam er dahin, da und dort etwas auf Borg zu nehmen.

Auch die geringe Steuer für die verfallene Hütte und das kleine Stück Grund dabei mußte er zweimal ungezahlt laſſen und als er der Sali ſchüchterne Vorſtellungen machte, daß das Dach ihnen nun über den Kopf verkauft werden könne, meinte ſie ſorglos lachend — „was thut's, bis dahin bin ich Hofbäuerin und da laßt Du ihnen halt das alte Gerümpel und ziehſt zu mir.“ Dabei beruhigte ſich auch der Manſcheter wieder, obwohl ihm das Herz etwas um das „alte Gerümpel“ wehe that, aber die Sali würde ihm ſpäter ſchon herausheſſen und es war nur billig, daß er ihrer Ausſteuer ſeine Habe opferte.

Am Abend vor der Hochzeit ſuchte der alte Mann ſeinen beſten Bauernſtaat, den er nur bei ſeiner eigenen Hochzeit getragen, hervor. Er überlegte noch, ob es am Ende doch eine arge Sünde ſei, wenn er das morgen anlegte, denn nach alter Sitte trägt der ſüdſlaviſche Bauer ſeinen Hochzeitsſtaat nur noch einmal — im Sarge. Aber Gott würde ihm das ſchon verzeihen, er dürfte der Sali doch morgen keine Schande machen und dieſe blaue Tuchweſte mit den Silberknöpfen nahm ſich ja ganz vornehm aus, auch das ſeidene Halstuch war gar nicht verblichen.

Während er ſo Stück für Stück ſorgfältig zurecht legte und dabei ordentlich ſtolz lächelte, ſtürzte die Sali athemlos herein. „Alles iſt fertig, Vater!“ erzählte ſie haſtig. „Nur eins bitt' ich Dich noch,“ fuhr ſie langſamer fort,“ daß Du morgen nicht mit hinüber zur Hochzeit kommſt — es braucht ja ſeine hochmüthige Sipp' nicht zu erfahren, daſs ich eine Manſchetertochter bin.“ „Gewiß, gewiß,“ murmelte der

alte Mann, hastig und verstohlen die Kleidungsstücke wieder einräumend, wobei es ihm vor den Augen so eigens verschwommen lag.

Am Morgen aber, als die Sali für immer von ihm ging, gab er ihr doch mit zitternden Händen den Segen, obwohl ihr hübscher Kopf vor Ungeduld kaum Stand hielt.

Die junge Frau ließ nun nichts mehr von sich hören. Nur die Eitka erzählte manchmal protzig von der glücklichen jungen Wirthschaft, die sie gestiftet, und behauptete von dem einen oder dem anderen Wirthshausgast nähere Nachrichten erhalten zu haben. Mit dem Manscheter Stanko ging es indessen arg abwärts.

Er hatte sich einmal das Knie geprellt und lag nun schon monatelang an einem hartnäckigen Fußübel darnieder. Als er endlich wieder aufkroch, hatte auch ein altes Herzleiden, an dem er schon lange litt reißende Fortschritte gemacht. Verdienst hatte er gar keinen mehr. Eines Tages erschien die Steuercommission und verkaufte ihm die Hütte über dem Kopfe.

Der alte Mann lächelte gottergeben. Jetzt wollte er zur Sali gehen, sie hatte ihm ja seinen Altersunterstand zugesagt, und es war ihm ohnehin hier so einsam geworden. Dort würden vielleicht bald Kinder jubeln, und da würde er wieder aufleben in ihrer Mitte, und auch die Sali würde sich freuen — gewiß, sie würde sich freuen — beruhigte er eine leise zweifelnde Stimme im Herzen. So machte er sich denn auf den Weg. In einem Bündel schleppte er seine letzte Habe — den Hochzeitsanzug mit dem Seidentuch für seinen Sterbestaat und eine alte Wanduhr mit nur einem Zeiger —.der andere war fortgebrochen — die man ihm als werthlos gelassen hatte. Tagelang schleppte er sich so den weiten Weg — fast ohne Nahrung — da ihm längst alles Geld mangelte, bis er endlich in dem mit zitternder Stimme erfragten Dorfe anlangte.

Vor einem der schönsten Gehöfte traf er die Sali müßig mit unterstemmten Armen, als rechte reiche Hofbäuerin.

„Grüß Gott, Sali", sagte er, sich mit einem schweren Seufzer auf die Holzbank vor dem Gehöfte niederlassend, „da bin ich jetzt bei Dir, den versprochenen Unterschlupf suchen. Werde ihn ohnehin bald gegen die ewige Ruhestatt vertauschen. Weißt Du, mein Hüttle haben sie mir richtig verkauft — — — aber das soll kein Vorwurf für Dich sein, Salchen," fuhr der alte Mann mit ängstlichem Zartgefühl fort,

ohne zu bemerken, wie finster und hart die junge Bäuerin blickte, die sich ängstlich umsah, ob Niemand den alten verkommenen Mann vor ihrer Thür gewahre — — — „nein, kein Vorwurf — beileibe kein Vorwurf — ich war auch gar nicht verzweifelt darüber. Das Armsein bin ich ja gewohnt von Kindesbeinen an. Ich hatte ja fast immer nur Geld, um es an die Armen weiter zu vertheilen. Aber so oft sich eine zitternde Blindenhand oder ein abgezehrtes Kinderhändchen oder der verstümmelte Arm eines Krüppels danach ausgestreckt, immer erhielt ich auch dafür ein „Gott lohn' es!" (bog loni) zurück und siehst Du, da denk' ich mir denn, aus diesen vielen „Gott lohn' es!" müßt' auch ein kleines Capital für mich zusammengekommen sein, das der gute Gott verwaltet und mir in der rechten Stunde schon senden wird."

„Da schau' halt, daß Du von den Zinsen dieses Capitals leben kannst, denn bei uns kannst Du nicht bleiben", sagte das junge Weib jetzt höhnend und hart.

„Sali!"

Sie fuhr doch zusammen bei dem schmerzzerrissenen Laut. Und wie um dem Blick des Alten zu entfliehen, wandte sie sich rasch in das Haus, ärgerlich brummend: „Nicht einmal genug für Deinen Sarg hat es Dir eingetragen." Laut dröhnte die Thür ins Schloß.

Der Alte beugte wie von einer schweren Schmach getroffen das Haupt. Jeder fleißige Bauer hat ja bei Zeiten die paar Silbermünzen für dies letzte Bretterbett beisammen. Ihm war es nicht möglich gewesen, ihm nicht. Und wie ein scheuer Verbrecher ergriff er sein Bündel und wankte langsam fort. Da liegt sie wieder vor ihm die staubige, sonnenheiße, lange Landstraße, ohne Ziel, ohne Ende für den Brot- und Heimatlosen.

Seine Füße bewegen sich mechanisch fort, aber in seinem Hirn arbeitet nur mehr ein einziger, marternder Gedanke. Den Todtenanzug hat er ja, wenn er das Seidentuch verkaufte — man muß ja nicht so prunkvoll begraben werden — langte es vielleicht für die unteren Bretter — und die alte Uhr, freilich fehlte ihr ein Zeiger — aber einen unangestrichenen Sargdeckel war sie schon werth, nur das kleine Querbrett — auf dem statt des Kissens bei den ganz armen Bauern der Kopf ruht — dieses Querbrett kann er nicht mehr erschwingen — und er denkt und denkt und sieht es plötzlich vor sich — es tanzt ihm vor den Augen — und drückt ihm auf den Kopf so schwer — so schwer, daß er der Länge nach hinstürzt — -- —

Vom Dorfe her kamen zwei anſehnliche Bauern. Der eine iſt der Sali ihr Mann, der andere ein fremder Manſcheter. Der Bauer bleibt ſtehen.

„Nun der Handel war gut, ſagt er behäbig, und da liegt gleich einer, dem das Gottesgeld verteufelt gut käme.“ —

„Er hat zwar eines über den Durſt“ erwiderte der Manſcheter lachend — aber immerhin — he Alter, da haſt was zum Weitertrinken.“

Die Bauern gehen langſam ihres Weges. Der alte Mann glotzt wie blöde auf das Geld in ſeiner Hand. Endlich fliegt ein ſchmerzliches Begreifen über ſeine Züge — ſie haben ihn für einen Bettler gehalten — für einen betrunkenen Bettler — und das — das iſt das Gottesgeld. — Was er ſonſt Anderen gegeben, hatte er heute zum erſtenmal ſelbſt empfangen.

Er rafft ſich auf und holpert mühſam weiter. Etwas wie ein verbiſſener Zorn krampft ſeine Züge zuſammen.

Die Erniedrigung, ein Almoſen empfangen zu haben, kämpft mit dem gebrochenen Bauernſtolz des Alten, da plötzlich ſteht er vor einer Chriſtus-Wegſäule, wie die Landleute ſie bei einander kreuzenden Waldpfaden zu errichten pflegen. Ueber die hölzerne Figur mit der Dornenkrone iſt ein Schutzdach aus Latten genagelt und das Ganze iſt mit friſchen und welken Blumen umwunden, die die Andächtigen hier zurücklaſſen. Der Manſcheter blickt finſter auf das Chriſtusbild. Er legt ſein Bündel und ſeinen Stock zur Erde und zieht ſein altes geblümtes Tuch, wie er gewohnt iſt, es auszubreiten, um darauf zu knien — aber er zögert heute noch immer, den alten ſteifen Nacken zu beugen. Ernſt, faſt vorwurfsvoll blickt er in das wetterverwehte Antlitz des Gekreuzigten. Mit einemmale aber werden ſeine Züge weich, als habe ihn das wohlbekannte Leidensbild bezwungen, und mit einem aufſchluchzenden rauhen Laut ſinkt er in die Knie: „So alſo war's gemeint“ ſagte er kopfnickend vor ſich hin, es hat keine Schand ſein ſollen — denn jetzt verſteh' ich's erſt recht, das Almoſen für alle Bettler der Erde iſt das Geld des Leidgekrönten dort oben — Gott ſegne dieſe gute alte Sitte meines Volkes. Du aber Herr, Du ſiehſt, daß ich nicht weiter kann, daß mich die Kraft verlaſſen hat und alle Menſchen . . . ſo will ich denn von jetzt an von Deinem Gelde leben.

Gefühltes und Gedachtes.

Von

Cajetan Cerri.

Lieder.

1.

Kleine Lieder ſind wie Falter,
Kennen nur ein kurzes Alter,
Leben bloß von Thau und Licht —
Wer gönnt' ihnen Solches nicht?

2.

Abend iſt es. Leiſe nur
Weht der Athem der Natur
Ueber Wieſe, Wald und Flur,
Während ringsum, nah und ferne,
Schweigend ſich die Nacht erhebt,
Und der bleiche Schein der Sterne
Stille Märchen um ſie webt.
Alles ruht; die Waldesquelle
Rauſcht nur noch im weiten Raum . . .
Angelehnt an einen Baum,
Lauſch' ich, weltfrei wie im Traum,
Dem bewegten Spiel der Welle.

3.

In des Lebens Wintertagen
Lerne, Herz, dich ohne Klagen
Mit des Winters Qual vertragen:
Keine Blume ringsumher,
Grau die Luft, der Himmel schwer,
Alles Dasein trüb und leer —
Dennoch, dennoch nicht verzagen!
Wenn auch Wehmuthsthränen fließen,
Harre aus, trotz Kümmerniſſen,
In der Hoffnung Lichtverließen,
Bis die Lerche ſingt ihr Lied,
Bis die Roſe wieder blüht
Und auch Dir dann im Gemüth
Lieb und Lenz ſich neu erſchließen.

4.

Deine Wölbung, blau und licht,
Brächte, Himmel, unſ'rem Blick
Ewig ſchön ein Bild vom Glück,
Käm' der Wolken Störung nicht,
Die oft nahen, ſchwer und grau,
Schwelgt das Aug' in Deinem Blau!
Doch Du gibſt ſo zu verſtehen:
Frei von Wolken und Beſchwerden
Wird kein Glück zu Theil auf Erden,
Strebt man auch nach höchſten Höhen.

5.

Warum die Wolken, klein und groß,
Stets weiter, weiter zieh'n?
Warum die Schwalben ruhelos
Vom Norden ſüdwärts flieh'n?
Warum der Fluß zum Meere dringt,
Der Aar zur Sonne auf ſich ſchwingt?
Warum, warum?
Weil Alles, was da iſt und lebt,
Nach einer beſſ'ren Heimat ſtrebt.

———

Nein!

Nach Bernardino Zendrini.*

Oh, daß Du, holdes Kind, zu mir gesprochen:
„Im Sterben sei die Poesie begriffen!“ . . .
Nein! bis ein Herz noch schlägt, bleibt ungebrochen
Das Schiff der Poesie, trotz Sturm und Riffen;
Und bis uns klingt wie Harfenspielgekose
Der Liebe Melodie, —
Das eine glaube, schöne Glaubenslose, —
Stirbt nicht die Poesie.

Nein! bis von ferne segnend Morgenröthe
Und Abendröthe unſ're Stirn' noch küssen,
Bis rings auf Berg und Flur im Ton der Flöte
Uns Nachtigall und Lerche lieblich grüßen,
Bis Falter, stolz auf ihre gold'ge Hülle,
In uns schafft Phantasie,
Und über uns noch glänzt der Sterne Fülle,
Stirbt nicht die Poesie.

Nein! bis uns noch geheimnisvoll auf Erden
Umweht der Hauch vergang'ner großer Tage,
Und noch Mysterien birgt der Zukunft Werden,
Die einst vielleicht doch lösen manche Frage,
Bis noch mit edler Kraft das Ruhmgepräge,
Das Dante ihm verlieh,
Italien wahren wird auf seinem Wege,
Stirbt nicht die Poesie.

Nein! bis vom Meer einst wild emporgestiegen
Die letzte Hochfluth an der Küsten Mauer,
Bis Menschenlust mit Kränzen schmückt noch Wiegen,
Mit Kränzen Gräber schmückt noch Menschentrauer,
Bis noch ein Fink im Nest für seine Kleinen
Mild Sorge trägt — und sieh':
Bis Du, mein Kind, noch lächeln kannst und weinen,
Stirbt nicht die Poesie.

* Ueber Zendrini — nebenbei bemerkt, Italiens bester Uebersetzer Heine'scher Gedichte — brachten Näheres der V. (1876) und der XXI. (1892) Band der „Dioskuren“.

Was iſt der Grundſatz der Natur?

Was iſt der Grundſatz der Natur?
Daß pünktlich ſie Verſproch'nes hält;
Schau nur umher auf Feld und Flur,
Bezeugen wird's dir Flur und Feld.
Was ſie als Blume dir verſprach,
Iſt's auch, nicht weniger, noch mehr,
Das Moos iſt Moos, aus Reben brach
Hervor die Traube, ſüß und ſchwer;
So ſpricht Natur an jedem Ort,
Zu jedem Volk, für jede Zeit,
Ein ſchlichtes und doch kräft'ges Wort,
Das große Lehrwort: Ehrlichkeit!

Einem Geringen.

Beklage nicht dein kleines Loos auf Erden,
Und denk': gleich andren hat auch Werth das deine.
Nicht Allen ward beſtimmt ein großes Werden,
Denn jeder Bau braucht ja auch kleine Steine,
So auch der Weltbau; wärſt du nicht erſchaffen,
Würd' in dem Baue eine Lücke klaffen.

Wenn einer Mutter ſtarb ihr ſüßes Kind . . .

Wenn einer Mutter ſtarb ihr ſüßes Kind,
Das ihr geweſen Licht und Glück und Freude,
Sagt ihr ja nicht, klingt's tröſtend auch und lind:
Ein Engel ſei es nun, der nicht mehr leide.

Denn unergründlich iſt ein Mutterherz . . . .
Vielleicht, daß Sehnſucht, raſch ſich zu begeben
Zu ihrem Engel, der nun frei von Schmerz,
Der Aermſten riethe: Nimm' dir ſelbſt das Leben!

Eros.

Nach Giovanni Prati.

Zur Stunde, die auf Erden
Schafft Dunkelheit und Ruh',
Da lächeln ſich am Himmel
Die Sterne liebend zu.

Zur Stunde, wo die Schwalbe
Aufſucht ihr trautes Dach,
Ruft mild der Thau die Blume
Mit Liebesthränen wach.

Zur Stunde, da zu Ende
Des Stadtgetümmels Wahn,
Seh'n liebend ſich im Meere
Korall' und Perle an.

Laß, Kind, zur ſelben Stunde
Auch uns, dem All' vermählt,
Der Liebe Wonne ſchlürfen,
So wie die ganze Welt.

Duft und Lied.*

Höre, Dichter! Stets zum Herzen
Muß Dein Lied beredet dringen,
Mag es zürnen, oder ſcherzen,
Mag es von der Freude ſingen,
Oder athmen tiefſten Schmerz;
Denn, ſo wie der zarten Blume
Ward der Duft zum Eigenthume,
So auch iſt das Lied für's Herz.

---

* In das Album eines jungen Poeten.

Vor einer Eiche in Dallwitz.*

Stolzer Baum, den ich hier seh'
Elend zugerichtet,
Wie thut's mir im Herzen weh,
Daß du halb vernichtet;

Mehr noch, daß nicht Sturm und Blitz
Wie ich eben glaubte,
Sondern Menschenaberwitz
Deinen Schmuck dir raubte!

Fictiver Liebesschmerz.

Stets klagen sie, die Scheinbetrübten,
In Versen, daß sie ignorirt
Das böse Herz der Heißgeliebten,
Die manchmal — gar nicht existirt.

Wie schal ist diese Schmerzkomödie,
Und, selbst wenn echt, wie klein dies Leid,
Verglichen mit der Welttragödie
Der Zeit: Kein Heim, kein Brot, kein Kleid!

Grenzen der Bescheidenheit.**

Erkennt sich selbst nicht als Talent
Ein volles, wirkliches Talent,
So weiß es nicht: was ist Talent? —
Dann aber wär' es kein Talent!

---

* In einer unteren Höhlung dieses früher prachtvollen, von sechs Menschen mit ausgestreckten Armen kaum zu umfassenden, zu den von Theodor Körner im Gedichte „Die Eichen von Dallwitz" besungenen Eichen zählenden Baumes, welcher ganz nahe der speciell als „Körner-Eiche" bezeichneten steht, und unter dessen Zweigen Körner ebenfalls oft geruht und gedichtet, hatte es sich seinerzeit ein Fuchs wohnlich bequem gemacht und drang immer tiefer vor. Um das Thier herauszutreiben, ließ man völlig unbedacht mehrere Holzstücke anzünden, und die mächtig brennenden Scheiter in die Höhlung hineinwerfen. Das Feuer ergriff bald den ganzen Baum, und die hochauflodernden Flammen wurden nur nach langer mühevoller Arbeit soweit bewältigt, daß der noch heute vorhandene — gar dürftige — Theil der Eiche übrig blieb. Merkwürdigerweise war aber indessen der Fuchs, trotz alledem, mit heiler Haut entflohen, ohne eingefangen werden zu können.

** Geschrieben, als nach dem Tode Robert Hamerling's einige Publicisten dem Dichter, auf Grund seiner Autobiographie, Unbescheidenheit vorwarfen.

Erinnerungen.*

Nach Mario Rapisardi.

Vergilbte Blumen, kleine Haargeflechte,
Die zart umſchlang mit Seide meine Rechte,
Ihr ſchön'rer Tage ſüße Angedenken,
Auf euch will Blick und Kuß ich wieder lenken!

Die Blätter alle, wo ihr ruht verſchloſſen,
Sie ſind von eurem Dufthauch übergoſſen;
An einen Herzenslenz mahnt jede Blüthe,
Bei jeder Locke ſtürmt's mir im Gemüthe.

Von ſo viel Sehnſucht — ach! — von ſo viel Wonne,
Die einſt geweſen meines Lebens Sonne,
Von ſo viel fieberhaftem Träumen, Lieben
Wär', außer euch, mir nichts, gar nichts geblieben?

Laßt, holde Minnezeugen, mich's verneinen:
Mag ich nun denken, dichten oder weinen,
Ein Etwas fühl' ich in mir zitternd wehen,
Ein Etwas glüh'n noch, das nicht kann vergehen.

Frauen und Roſen.

Frauen, ſagſt Du, fliehſt Du jetzt
Stets und allerorten,
Weil ſie einſt dich oft verletzt
Mit gar ſpitzen Worten.

Freund, ſei klug! Laß' in dir ſtill
Den Gedanken reifen:
Wer zu Roſen bringen will,
Muß an Dornen ſtreifen.

---

* Aus Rapiſardi's (des trefflichen Ueberſetzers Catulls und heute neben Cannizzaro, Coſtanzo, Ceſareo, Di Roberto, Belluſo u. A. unſtreitig zu Siciliens gerühmteſten Schriftſtellern zählend) in den Sechzigerjahren geſchriebenen „Ricordanze", welche ſchon bei ihrem erſten Erſcheinen allgemeine Aufmerkſamkeit erweckten. Eben jetzt publicirt die Verlagsbuchhandlung Giannotta in Catanien Rapiſardi's „Geſammelte Schriften", von ihm ſelbſt revidirt und abnotirt. Seine neueſte Arbeit iſt eine ſociologiſch gehaltene Einleitung zu Colajanni's Werk „Gli avvenimenti in Sicilia e le loro cause".

An Deutſchland.

Wieder, Deutſchland, ſeh' ich kommen
Deiner inn'ren Wirren Tage,
Wieder hört man, tiefbeklommen,
Aus Dir hallen laut die Klage:
Wohin auch das Aug' ſich wende,
Kampf und Fehde ohne Ende!

Hier die Zwietracht der Parteien,
Die doch nur aus Herrſchſucht zanken,
Dort, ſtatt feſtgeſchloß'ner Reihen,
Der Fractionen Wahn und Wanken,
Und zerſetzend, unten, oben,
Blindes Taſten, wüſtes Toben.

Deutſchland, Deutſchland, denk' der Fülle
Deines einſt'gen Völkerglückes,
Während heute in der Stille
Viele ſeufzen feuchten Blickes;
Ach! wie da die Freunde trauern
Und geheim die Feinde lauern.

Werde einig, Volk der Denker,
Volk der Starken, ernſt und bieder,
Werde einig, werd' ein Lenker
Der Cultur Europa's wieder,
Und vollende ohne Wendung
Deine ideale Sendung.

Sei ein Schutz der Reichsgewalten,
Fördre reiner Sitten Weihe,
Laß das Recht ſich frei entfalten,
Und in echter deutſcher Treue
Halte treu an treue Bande,
Halte treu an Oeſt'reichs Lande.

———

Anakreontiſches Lied.*

Nach Felice Romani.

Sah ein Kind, hübſch zum Entzücken,
Fröhlich einſt des Weges ziehen,
Und ein Bündel auf dem Rücken
Mitzutragen ſich bemühen.
Woher, Kleiner, — fragt' ich heiter —
Und was ſchleppſt Du Schweres weiter?

Reich' es mir doch; Dich entlaſten
Will ich gern auf ein paar Stunden,
Daß Du könneſt etwas raſten,
Bis ſich Kraft neu eingefunden;
Sollſt dann, lieblichſter der Knaben,
Deine Bürde wieder haben.

Ei — rief er mit ſchelm'ſchem Lachen
Und mit zierlichen Geberden —
So ganz voll von wicht'gen Sachen
Brächt' mein Bündel Euch Beſchwerden.
Nicht doch! — ſprach ich — ohne Zagen
Gib das Bündel mir zum Tragen.

Und er gab's, ſich ſpöttiſch neigend,
Wie wenn Jemand ſinnt auf Schwindel:
Dann, auf einmal Flügel zeigend,
Flug er fort; — mir blieb das Bündel.
Was nun mußt' ich d'rin erblicken?
Ach! ich Aermſter: Amors Tücken.

— —

* Den nachgelaſſenen Schriften des Dichters der „Norma", der „Sonnambula" u. ſ. w. — welche in Italien an ſich ſchon als bedeutſame poetiſche Kunſtwerke gelten — entnommen. Die vorjährigen „Dioskuren" enthielten eine kleine Probe der ungemein melodiöſen Diction dieſes Poeten, an welchem der Literarhiſtoriker Antonio Joncoda in ſeinen „Fasti delle lettere in Italia" unter Anderem die „tadelloſe Eleganz des Styls" mit der weiteren Bemerkung hervorhebt, daß „alle lyriſchen Gedichte Romani's ſich ganz beſonders durch Anmuth, Weichheit, Gefühlswärme und fließende Form wunderbar auszeichnen". Pſychologiſch bemerkenswerth dürfte dabei die Thatſache erſcheinen, daß dieſe ſo zartbeſaitete, feinfühlige, ſanfte Poetennatur ſich auf dem Gebiete der kritiſirenden Proſa und literariſchen Polemik oft recht herb und derb, ja ſelbſt maßlos heftig, erwies, was Romani beſonders als Mitarbeiter der „Gazzetta Piemontese", und namentlich in ſeinen Angriffen auf Prati, wiederholt bethätigte. Letzterer wurde indeſſen von dem berühmten Aeſthetiker Ceſare Correnti ebenſo geiſtvoll als energiſch vertheidigt.

Aus verſtreuten Jugendgedichten.

Auf den Fächer eines Mädchens.

Wenn, von dieſes Fächers Schwinge
Leichtbewegt, ein Zephir mild,
Wie in einem Hauchesringe,
Sanft umweht Dein holdes Bild,

Und er ſo, aus nächſter Ferne,
Küßt Dein roſ'ges Antlitz, Kind,
Denk': auch And're thäten's gerne,
Welche nicht Zephire ſind

Als geſtern . . .

Als geſtern fremde Lippen Dich mit ſüßen
Verlockungen berauſcht und feurigen Küſſen,
Beim Sternenſchein, in traulich ſtiller Laube,
Da dachteſt Du nicht mein, Du falſche Taube!
Die Sterne aber ſagten es dem Aether,
Dem Liebeshauch der Schöpfung, dieſer ſpäter
Fiel auf ein Blumenblatt, als Thau, im Stillen
Demſelben das Geheimniß zu enthüllen;
Und dies begann mich weinend anzuſchauen,
Und manches mir zu ſagen im Vertrauen:
Was es mir nun vertraut — doch ſchweig' ich gerne,
Sonſt ſagen dann nichts mehr die lieben Sterne.

An Fanny Cerrito.

(1853.)

Die Sterne tanzen am Himmel fern
Nicht ſchöner als Du auf Erden;
Ein Hoch! Dir, holder, glänzender Stern,
Glück ſoll in Fülle Dir werden!

Ein Plätzchen aber gebührt doch auch mir
In Deines Glückes Rahmen,
Bin ja ein kleiner Theil von Dir —
Ein Theil von Deinem Namen.*

* Dieſer Scherz wurde gelegentlich eines Gaſtſpieles der eminenten italieniſchen Tanzvirtuoſin in Wien vom Verfaſſer des vorliegenden Beitrages italieniſch improviſirt.

Fragment.*

Nach Ada Negri.

. . . . . .

Laßt mich für immer ſolch' ein Kind behalten!
Des Abends will ganz nah ich zu ihm treten,
Um ſeine Händchen wie zum Kreuz zu falten,
Und leiſe dann mit ihm, ſtatt ihm zu beten.

Will ihm vorſorglich kluge Liebe weihen,
Wie wohl die Mutter, als ſie noch am Leben,
Und meiner Zärtlichkeit ſtets Worte leihen,
Die, mild, doch kräftig, tröſten und erheben.

Nur wer arbeitet lebt, werd' ich ihm ſagen,
Und daß nur Milde ſchafft des Daſeins Frieden;
Sein reines Herz ſoll früh ſchon höher ſchlagen
Bei Allem, was gerecht und gut hienieden.

In ſeinen Geiſt will voll ich übergießen
Die Macht des Denkens, die mir Gott verliehen;
Dann mögen ihm zur Seite ruhig ſchließen
Die Tage meines Seins, die farblos blühen.

Falſcher Reim.

Herz und Scherz — ein falſcher Reim,
Den der Witz erfunden nur;
Herz und Schmerz, das liegt im Keim,
Liegt im Allklang der Natur.

---

* Aus der „Fatalità“ betitelten Gedichte-Sammlung der bekanntlich erſt neuerer Zeit aufgetauchten und ſocialiſtiſche Ideen leidenſchaftlich vertretenden jungen Dichterin und Volksſchullehrerin Ada Negri, welche übrigens durch einige Poeſien deutlich beweiſt, daß ihre flammende Begeiſterung für den ſocialiſtiſch-demokratiſchen Gedanken, weit entfernt blutgierig zu ſein, die Grenzen poetiſch-idealen Strebens kaum überſchreitet. Zu dieſen Poeſien gehören beiſpielsweiſe „Il canto della zappa“, dann „La popolana“, beſonders aber das oben fragmentariſch vorgeführte ſtimmungsvolle Gedicht. Im Eingange desſelben bittet die Dichterin Jene, die etwa auf der Straße einem umher irrenden verwaiſten und verlaſſenen Kinde begegnen ſollten, Ihr dieſes Kind zu bringen, damit ſie an ihm Mutterſtelle vertrete.

Von den Kranken.

Ein kranker Mensch ist ein Gefangener
auf Gnade und Ungnade.
E. von Feuchtersleben.

Mit einem Kranken, der zum Eigenthume
Dem Schmerz verfallen, sei Du liebvoll mild,
Denn dieses wunde Sein gleicht jener Blume,
Die jeder Hauch verletzt; ein traurig' Bild!

Der Pulsschlag matt und blaß die hohle Wange,
Und schwach und trüb der thränenmüde Blick;
Doch stürmt im Inneren der Geist, und bange
Sieht er auf beſſ're Tage nun zurück.

Und Bilder, schön wie Raphaels Gestalten,
Und Töne, süß wie fernes Saitenspiel,
Umweh'n ihn mit der Sehnsucht Qualgewalten;
Er möchte nach — und sinkt dahin — zu viel!

Kennst Du den Kampf? Es ist das schwerste Ringen,
Das zwischen Einst und Jetzt geführt je ward —
Das Einst, wie hell, wie reich an holden Dingen,
Wie dunkel und wie arm die Gegenwart!

Erhebung bringt ihm nur ein Wort, ein frohes:
„Vielleicht bist Du auf der Geneſung Spur . . . "
O Gott! geſund ſein ist ein Glück, ein hohes,
Das höchste aber heißt geneſen nur.

Doch dies „Vielleicht" mit seinem kalten Grauen,
Das ist die Schlange, die heimtückiſch, wild,
Vergiftet all' sein Hoffen und Vertrauen —
Oh, mit dem Kranken sei Du doppelt mild!

An Elvira.*

Nach Vincenzo Redaelli.

Dieſe vergilbte Blume
Geb' ich Dir ſterbend traut;
Nimm ſie zum Eigenthume
Mit meinem letzten Laut.

Weißt ja, wie ſie mir theuer,
Elvira, immer war:
Bei unſ'rer Hochzeitsfeier
Zog ich ſie Dir vom Haar.

Damals ein Pfand der Liebe,
Heute des Schmerzes Pfand,
Kehr' ſie nun, welk und trübe,
Zurück in Deine Hand.

Und möcht' Dein Herz ſtets wiſſen,
Iſt nicht Dein Herz von Stein,
Wie ſie Dir ward entriſſen,
Wie ſie ward wieder Dein!

* Die italieniſche Literaturgeſchichte conſtatirt, daß Redaelli dieſe Verſe thatſächlich auf dem Sterbebette dichtete.

Gedichte.

Von

Marie v. Najmájer.

Das Unwetter.

Vom düſtern Himmel ringt der Sturm ſich los,
Des Aufruhrs Wolken wild einher zu jagen;
Was unbemerkt die ſtille Luft getragen,
Das ballt ſich plötzlich ſchwarz und rieſengroß.

Der Funke ſprüht, der erſte Donner rollt,
Schon praſſeln ſchwere Schloßen dicht hernieder,
Die Welt verſinkt dem Aug', als hätte wieder
Das einſt'ge Chaos grauſig ſich entrollt.

Wie tauſend Splitter einer Gletſcherwelt,
Geborſten in der Luft mit Donnertoſen,
So ſtürzt es weiß herab, zur ſonnenloſen,
Erſchreckten Erde, nur vom Blitz erhellt.

Hei! wie das dröhnt und praſſelt! unverwandt
Betracht' ich ſie, die Blitze, wie ſie funkeln
Und roth und golden züngeln weit im Dunkeln — —
Auch meine Seele hält ein Sturm gebannt.

Auch ihres Aufruhrs Wolken ſind geballt,
Es dröhnt in mir und ſprüht von Blitzesfunken,
Auch mir iſt eine inn're Welt verſunken,
Und alle weichen Töne ſind verhallt.

O jage, Sturm, und leuchte, Himmelsblitz!
Im Kampf nur kann das Echte ſich bewähren,
Nach wildem Kampf nur kann die Luft ſich klären,
Im Kampfe bis hinauf zum Wolkenſitz!

— Es iſt vorbei; die Luft iſt ſtill und rein,
Ich athme ſie in langen, tiefen Zügen;
Mein Herz fand an dem Kampfe ſein Genügen —
Der Zwieſpalt hat ſchon aufgehört, zu ſein.

Ich tret' hinaus — wie glänzt die Flur erquickt!
Doch friedhofſtill iſt's rings — auch mir im Herzen;
Ein herber Duft ſteigt auf, ein Duft voll Schmerzen —
Denn tauſend Blüthentriebe ſind geknickt.

Vor einem Bilde der Jungfrau von Orleans.

Du hehre Lichtgeſtalt aus fernen Tagen,
Vom reinſten Glanz des Göttlichen verklärt,
Du, durch Ideenmacht ſo hoch getragen,
Daß als ein Wunder Dich der Glauben ehrt —
Wie Deine Züge vor dem Geiſt mir ſchweben,
Schau hier ich ſie zum erſtenmal im Leben!

So ſahen Dich die Deinen vorwärts ſchreiten,
Und mußten folgen, ganz durch Dich gebannt,
So war in unermeſſ'ne Himmelsweiten
Empor Dein heller Seherblick gewandt;
In heil'gem Wahne ſahſt Du Engelſchaaren
Dich ſiegreich leitend durch des Kampfs Gefahren.

Entrückt wie ſie der irdiſchen Beſchwerde
Durch der Ideen zwingende Gewalt,
So wirkteſt Du ein Wunder auf der Erde,
Geworden ſelbſt zu einer Traumgeſtalt,
Zum Gottes-Sendling mit den Engelszügen,
Dem zitternd ſich die Staubgebornen fügen.

Beglückt, in eines hehren Zaubers Banden
Zu tiefſt ergriffen blick' zu Dir ich auf.
Ja, ſo biſt vor dem Feinde Du geſtanden,
Und hemmteſt jählings ſeinen Siegeslauf,
Und konnteſt, ohne je das Schwert zu rühren,
Den angeſtammten Herrn zur Krönung führen.

Zugleich ein Engel, eine hohe Muſe
Mit weltentrücktem Blicke, himmelklar,
Zugleich ein Haupt der dräuenden Meduſe
Mit geiſterhaftem Antlitz, wirrem Haar —
Vermochteſt Du Begeiſterung und Schrecken
Bei Freund und Feind in gleichem Maß zu wecken.

Du hehre Lichtgeſtalt aus fernen Tagen,
Vom reinſten Glanz des Göttlichen verklärt,
Du, durch Ideenmacht ſo hoch getragen,
Daß als ein Wunder Dich der Glauben ehrt —
Sei mir gegrüßt! es ſei der Tag geſegnet,
Da Du zuerſt im Bilde mir begegnet!

Fauſt und Hiob.

Von

Hermann Meynert.

Einer ehrwürdigen Quelle, der Bibel, entlieh Goethe den Gedanken ſeines „Fauſt“. Das uralte Lehrgedicht „Hiob“ feſſelte ihn durch ſeine Schönheiten dergeſtalt, daß er die eigenthümliche Grundidee desſelben ſich aneignete, nämlich jene, daß „der Herr“ in einer Art Wette — dieſes Wort wird nicht gebraucht, aber nicht der Satan, ſondern der Herr ſelbſt gibt den Anlaß zu dem Wettverhältniſſe — dem Böſen freiſtellt, einen frommen und tugendhaften Mann, Hiob, einer ſchweren Prüfung über die Feſtigkeit ſeiner Frömmigkeit und Gottesfurcht zu unterziehen.

Auch Goethe machte nach dieſem Vorbilde einen Menſchen, Fauſt, zum Gegenſtande einer ähnlichen Wette zwiſchen dem „Herrn“ und Satan, welcher jedoch hier ſich Mephiſtopheles nennt.

Es darf nicht überſehen werden, daß im Fauſt'ſchen Falle dieſe Wette offen bei dem rechten Namen genannt und nicht von dem Herrn dem Mephiſtopheles, ſondern von Mephiſtopheles dem Herrn angeboten und von letzterem angenommen wird. In ſeinem Uebermuthe macht Mephiſtopheles nämlich dem Herrn, welcher auf Fauſt ein großes Vertrauen ſetzt, den Vorſchlag:

„Was wettet Ihr, den ſollt Ihr noch verlieren,
Wenn Ihr mir die Erlaubniß gebt,
Ihn meine Straße ſacht zu führen.“

Diese Initiative Satans ist sehr bedeutsam, denn die Leitung der Wette gelangt dadurch völlig in die Hände des letzteren, während „der Herr" gar keinen Einfluß auf den Gang der Dinge nimmt, obwohl Mephistopheles durch seinen übermüthigen Ausruf:

„Staub soll er fressen, und mit Lust",

die Gefahr verkündet, in welche Faust dabei geräth.

Diese Wette ist nicht, wie bei Hiob, auf Erprobung der Gottesfurcht gerichtet, ist überhaupt sehr unbestimmter Art. Faust, so äußert sich der Herr, diene ihm jetzt nur „verworren", doch werde er, der Herr, ihn bald „in die Klarheit führen", wovon jedoch später nirgend etwas wahrzunehmen. Die Vollmacht, welche „der Herr" dem Bösen gibt, lautet ins Ungewisse hin:

„Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohlbewußt."

Wie einst Hiob, ist also auch Faust von dem Herrn dem Satan preisgegeben, nur wird an ihm die Prüfung nicht mit so harten Mitteln vollzogen. Und gleichwohl ist er dabei vielleicht noch übler daran als Hiob, denn die schweren Leiden und Verluste des letzteren sind doch bloß irdischer und vorübergehender Natur, zum Theile sogar ersetzbar; Faust hingegen läuft mit seinem ganzen geistigen und unsterblichen Selbst Gefahr.

Es mag, besonders im Falle Faust, nicht die Frage aufgeworfen werden, ob selbst der Himmel sich das Recht zuerkennen würde, in ähnlicher Weise über einen Menschen zu verfügen, dem Kleinode seines eigenen Willens, welcher ja auch eine hohe Verantwortlichkeit mit sich bringt, einen fremden Willen zu unterordnen.

Die griechische Mythe ging in dieser Beziehung schonender zu Werke als die beiden großen Dichter des „Hiob" und des „Faust". Der kunstreiche Schöpfer des Menschen, Prometheus, wurde zugleich der Märtyrer seines Geschöpfes. Gefesselt und wehrlos, gemartert durch die Bisse des Geiers, verstand er dennoch seinen Menschen gegen

die Verfolgungen des Zeus zu schützen und nöthigte durch seine titanische Standhaftigkeit zuletzt den mächtigen Donnerer, mit ihm Frieden zu schließen und auch den Menschen im Frieden zu lassen.

Vielleicht war es der Gang des Theaterwesens in England, welcher Goethe bewog, demselben einen Gegensatz hinzustellen. Gerade in der Zeit der höchsten Blüthe, während der Regierung der Königin Elisabeth, herrschte, wie auch eine neue Biographie des dramatischen Dichters Robert Greene bezeugt, am Hofe und in der Literatur das Heidenthum, stellenweise ein wenig verdeckt durch griechische und römische mythologische Namen. Selbst bei Shakespeare bleibt der Gottesbegriff sehr im Dunkel, nachdem er bei Shakespeares Vorgängern auf völlige Verwirrung gestoßen war.

Dem wollte Goethe vielleicht entgegenwirken, fand aber selbst keinen entsprechenden Ausdruck für den unermeßlichen Gegensatz, der hier seine Gestaltung erwartete und welchem gegenüber selbst die erhabene Kraft eines Goethe sich befangen fühlte. Anstatt lieber in den Linien fortzuzeichnen, innerhalb deren die wagende Menschheit das höchste, heiligste aller Ideale, das der Gottheit, in ein Bild zu kleiden unternommen hatte, zog Goethe als vermeintes Ersatzmittel des diesfalls unzureichenden Idealismus den Humor herbei, und dieses Mittel versagte.

Die der Erhabenheit entkleidete Form, in welcher „der Herr" sich nunmehr im „Prolog im Himmel" darstellt, will dem durch Lehre, Tradition und Bedürfniß zu einem ernsteren Bilde der Gottheit hingeleiteten Gefühle des Menschen nicht genügen und schmälert auch der Dichtung überhaupt den höheren Ernst.

Weit glücklicher war Goethe in der Erfindung und Gestaltung des anderen Partners der Wette. Es lag ihm dabei durchaus kein Anhaltspunkt vor. Der boshafte, an Qualen sich ergötzende Satan Hiobs paßte nicht in Zeit und Handlung des Gedichtes, eben so wenig wie der „brüllende Löwe" späterer Zeit, denn Luther, obgleich selbst tief mit diesem Volksglauben verwachsen, hatte die Wildheit Satans doch schon einigermaßen gezähmt, indem er ihm Fleisch und Bein absprach, ihn zum bloßen Geiste erklärte. Nur einzelne Züge von Persönlichkeiten seines Bekanntenkreises scheint Goethe benützt zu haben, und diese reichten für ihn aus, um eine wunderbare, von hoher Eigenthümlichkeit getragene Gestalt zu schaffen.

Mephistopheles gibt sich selbst als

— — „der Geist, der stets verneint,
Und das mit Recht, denn alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht,
Drum besser wär's, daß nichts entstünde."

Auch „der Herr" zählt ihn zu den Geistern, die stets verneinen, gibt ihm aber unter diesen Geistern, als dem „Schalk", den Vorzug. Vermöge eines solchen besonderen Privilegiums wird Mephistopheles noch mehr von allem grell Teuflischen befreit; er verneinet, aber er verneinet mit Humor. Er ist, möchte man sagen, der Voltaire der Hölle und glaubt es sich insoferne bequem machen zu dürfen, als er eben zwar „stets verneint", aber selten, ja beinahe niemals widerlegt.

Im Dienste Fausts hält er es nicht mit diesem, dem er überhaupt eigentlich gar nichts Reelles versprochen hat; er gibt ihm wirklich nur „Staub" zu kosten und entkleidet ihn mehr und mehr seiner hohen, bevorzugten Natur. Am allerwenigsten findet Fausts Wissensdrang, welcher doch bis dahin allen dessen inneren Kämpfen zu Grunde lag, irgend eine Befriedigung, und doch würde Mephistopheles, welcher ja selbst bekennt, er sei nicht allwissend, „doch viel sei ihm bewußt", für Faust noch immer eine reiche Quelle bieten. Aber Mephistopheles versteckt sich hinter sophistischen Wortgefechten und beschränkt sich darauf, das zu bespötteln, was er nicht beleuchten will.

Aus doppelten Gründen hütet sich Mephistopheles, dem Wissensdrange Fausts Rechnung zu tragen. Dieser edle Drang würde ja Faust gerade wieder auf den Weg zurückleiten, von welchem Mephistopheles ihn „sacht" abzulenken suchen muß, und außerdem würde er völlig gegen seine eigensten Grundsätze verstoßen. Er, der alles Erschaffene haßt, alles nur rasch wieder zu Grunde gehen sehen will, würde vor Fausts Augen unwillkürlich die Unendlichkeit entschleiern, ihm zeigen müssen, wie der ewige Baumeister mit seinem Werke niemals fertig werden will, noch fertig werden könnte.

Die Hauptaufgabe Mephistos bleibt also immer die, Faust von dem „rechten Wege" fernzuhalten, dessen derselbe nach der Ansicht des Herrn „bewußt" bleiben soll.

Leider verlor der Dichter selbst den „rechten Weg", den er anfangs sich so glücklich gewählt hatte, zu schnell aus dem Gesicht.

Es waren Momente von hoher Weihe, in welchen er an seine Dichtung ging. „Erste Lieb' und Freundschaft" stieg damals vor seinem geistigen Auge wieder auf; die Seelen, welche einst seinen ersten Gesängen gelauscht hatten und, weil sie seitdem schlummern gegangen, seine folgenden Gesänge nicht mehr hören konnten, schlossen ihn wieder in ihren Kreis, und ihn ergreift

— — „ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich."

In dieser Stimmung, wie er in seiner herrlichen elegischen „Zueignung" offenbart, begann er sein Lied. Aber jener heilige Drang, der dasselbe anfangs „der Aeolsharfe gleich" gestimmt hatte, verlor sich schnell im wüsten Lärmen unreiner Geister, vor welchen die kurz zuvor erst heraufbeschworenen Seelen der Jugendliebe und Jugendfreundschaft scheu entflohen. Es zerstoben die Harmonien, in denen Faust sich gewiegt hatte, und die fratzigen Gestalten der Walpurgisnacht bevölkerten nunmehr jenes „stille, ernste Geisterreich", in dessen Schoße er hatte ausruhen wollen.

Ein unwürdiger Leichtsinn hatte plötzlich den einstigen strengen Forscher ergriffen und machte ihm den sinnlosen Spuk, mit welchem sein unheimlicher Gefährte ihn umgaukelte, wenn auch keineswegs anziehend, doch erträglich, obschon er ausdrücklich verlangt hatte, daß die Kunst, mit welcher Mephistopheles ihm die Zeit vertreibt, „gefällig" sei.

Es war überflüssig, Faust, welcher ohnehin schon in sich solchem Austausche und Wechsel seines ganzen Wesens unterliegt, auch noch durch künstliche Mittel umgestalten zu wollen. Der Contract, welchen er mit Mephistopheles schließt, ist beinahe inhaltlos; Faust in seinem Leichtsinne vergißt dabei die Dauer eines Menschenlebens, für welche Mephistopheles sich als Diener Fausts erklärt, gegen die Dauer einer Ewigkeit abzumessen, für welche Faust dann der Diener Mephistos sein soll.

Scheint doch der ganze Contract, welcher im Volksbuche mit Recht den Schwerpunkt der Faustlegende bildet, auf beiden Seiten kaum recht ernst genommen zu werden. Ja, genau betrachtet, hätte der Contract gar keine Giltigkeit über das Erdenleben hinaus, denn „der Herr" gestattet dem Mephistopheles ein Recht über Faust ausdrücklich

bloß „so lang' er auf der Erde lebt". Fürwahr schwere Widersprüche, wenn nicht Unmöglichkeiten! Aber Faust ist bereits unbedeutend geworden, und das bleibt er von da an selbst in den nachfolgenden fürchterlichen Lagen.

Der Verjüngungstrank bewirkt nicht das, was Faust sucht: erhöhte Genußfähigkeit, denn er taumelt ja bloß „von Begierde zu Genuß", um dann im Genuß nach Begierde zu schmachten.

Eine Entwicklung des Charakters des Helden, welcher ja der Zweck und das Ziel namentlich jeder dramatischen Dichtung ist, kann es bei dieser steten Minderung seiner Ursprünglichkeit, wozu auch der Verjüngungstrank seinen Beitrag liefert, nicht geben; der Gang der Handlung wird daher — und das ist wohl der Hauptmangel — zu dem Gegentheile einer Entwicklung, nämlich zu einer fortgesetzten Entfaustung.

Es geht jedoch dem Führer Fausts, Mephistopheles, wenig besser. Wie Faust entfaustet, so wird Mephistopheles mehrfach enteufelt; die Launen Fausts werden ihm zeitweise unerträglich und als derselbe einmal unverhohlen seinen Besuch lästig findet:

„Ich wollt', du hättest mehr zu thun,
Als mich den guten Tag zu plagen,"

scheint Mephisto nicht weit von dem Gedanken entfernt, das ganze Verhältniß abzubrechen:

„Du darfst mir's nicht im Ernste sagen.
An dir Gesellen unhold, barsch und toll,
Ist wahrlich wenig zu verlieren."

Das Schlimmste ist, daß mit dem Stück Satan, welches von ihm abbröckelt, auch der interessante diabolische Humor ihm untreu wird.

Bloß zwei Personen der Handlung bleiben sich selbst treu und behaupten durch die ihnen innewohnende tragische Kraft ihren Platz. So vor allen der wackere Valentin, den wir überdies nur als Sterbenden kennen lernen. Aber dieser Sterbende entwickelt noch eine Lebenskraft, in welcher alle ihn Ueberlebenden weit hinter ihm zurückstehen. Die Treue und Reinheit seines Innern allein macht ihn so stark, hebt die Pulsschläge seines schon durchbohrten Herzens, erhält noch in den letzten Augenblicken mit den Wellen seines Blutes die

ermattende Handlung in Bewegung, weiht ihn zum Richter und Rächer. Die kurze Scene, welche Valentin im Todeskampfe beherrscht, ist vielleicht die Perle der ganzen Dichtung und von Goethe mit einer schmetternden Gewalt ausgeführt, welche den alten Meister in seiner ganzen Größe zeigt, jedem Einwurfe den Mund verschließt.

Und Valentins Schwester, die liebliche Blume Gretchen, die leider keine andere Bestimmung hat, als von der Leidenschaft eines Unersättlichen zertreten zu werden, als ob nicht auch die Blume ihr Recht hätte! — sie steht, wenn auch in anderer Gestalt, dem Heroismus ihres Bruders nicht so fern. Unerschöpflich in ihrer Liebe, hat sie für den Mann ihres Herzens

— — „schon so viel gethan,
Daß ihr zu thun fast nichts mehr übrig bleibt."

Dennoch erschrickt sie, als nach solcher Verschwendung endlich der böse Moment der Abrechnung kommt, auch vor dieser nicht; das trotz aller Schuld unschuldvolle Kind kann ja noch mit seinem Blute zahlen, und das thut Gretchen bis zum letzten Tropfen und unter den entsetzlichsten Umständen. Aber von dem Geliebten läßt sie selbst nach dem Tode nicht; zwar folgt sie ihm nicht zur rettenden Flucht, zu welcher er sie drängen möchte, denn sie hat sich bereits dem „Gerichte Gottes" übergeben, das sie entsündigen soll, aber auch dieser Welt schon entrückt, hält sie ihren „Heinrich" noch an mystischen Bändern fest und drängt ihn von den Wegen Mephistos ab.

So wird denn von den in der „Tragödie", wie Goethe seinen „Faust" nennt, wirkenden Personen einzig durch diese beiden seelenstarken Geschwister der verworrene Proceß, welchen Himmel, Welt und Hölle bereits verloren haben, für ihren Theil sterbend gewonnen, wenigstens auf unabsehbare Zeit zum Stehen gebracht.

Allen übrigen Personen ist dies nicht gelungen. Sie haben keine das Recht der anderen respectirt und gleichwohl keine ihr eigenes Recht vertreten; daher ist es gekommen, daß nirgend ein wirklicher Ernst hinter den Triebfedern der Handlung steht und vieles bloß mit äußerlichem Scheine abgemacht wird. In solcher Selbsttäuschung aber verstrickt sich zuletzt die ganze Handlung und weiß nicht weiter zu kommen, weder zu leben noch zu sterben, bis dann plötzlich ein fürchterlicher Wendepunkt eintritt, der abgespannte Leser oder Zuschauer aber

dadurch, anſtatt vom Entſetzen ergriffen zu werden, vielmehr ſeine Bruſt erleichtert fühlt, als müßte er ausrufen: „Gottlob, endlich eine Wendung, eine Thatſache, ein Verbrechen!“ Fauſts meuchleriſches Schwert hat, indem es Valentins Bruſt durchbohrt, jenen qualvollen Bann gebrochen.

Die hiedurch entfeſſelte Handlung fliegt nun weiter, aber ſie findet ſich ſelbſt nicht wieder; ſie verflattert ins Unbeſtimmte, aus welchem ſich jedoch eine neue, noch unbeſtimmtere Handlung ablöſet, welche der Dichter einen „zweiten Theil“ des „Fauſt“ nennt, der aber noch weit mehr als der erſte Theil von dem urſprünglichen Fauſt ablenkt, ihn beinahe ausſchließt.

Sehr verſchieden iſt ſowohl der Verlauf wie der Ausgang der himmliſchen Wette für die beiden Männer, welche die perſönlichen Gegenſtände derſelben bilden: für Hiob und Fauſt. Den erſteren läßt der Herr niemals aus dem Auge, er controlirt gewiſſermaßen die Schritte Satans und zeigt den nörgelnden, quälenden Freunden des ſo ſchwergeprüften Hiob ſeinen Unwillen. Und um wie vieles freier und gewiſſensſtolzer als Fauſt den Muth und das Recht dazu in ſich fühlen würde, darf Hiob zu dem Herrn ſprechen! Ohne alle Scheu wagt Hiob kühne Beſchwerden und Einwürfe:

— — „Welch' ein Gottesloos von oben!
Welch' Erbe des Allmächt'gen aus den Höhen!
Gebührt nicht Untergang dem Frevler
Und Unglück nicht den Uebelthätern?
Sieht Gott denn meine Wege nicht
Und zählt er nicht all' meine Schritte?
Ging ich mit falſchen Wegen um
Und eilete dem Truge nach mein Fuß?
Er wäge mich nun auf gerechter Wage
Und Gott erkenne meine Unſchuld an.“

Fauſt hingegen geht aller dieſer Vortheile verluſtig und keine Spur läßt vermuthen, daß er dem Herrn, wenn auch nur als Träger einer Wette, noch einige Aufmerkſamkeit abgewinne. Die frühere Abſicht, Fauſt, welcher bis dahin dem Herrn wenigſtens „verworren dient“, nachmals „in die Klarheit zu führen“, ſcheint ſpäter vergeſſen oder aufgegeben. Erſt zuletzt, nämlich als Fauſt bereits geſtorben iſt,

beſinnt man ſich an leitender Stelle auf ihn, aber in einer Weiſe, welche kaum genügen kann, und zu einer Zeit, wo der wirkliche, der urſprüngliche Fauſt längſt ſchon verloren gegangen war und der dann noch übrig gebliebene, geiſtig gänzlich umgeſtaltete Fauſt weder im guten noch im ſchlimmen Sinne eine Verantwortung, daher auch weder mehr eine Belohnung noch eine Buße für das, was der einſtige Fauſt gethan, auf ſich nehmen konnte.

Engel entreißen nämlich dem proteſtirenden Mephiſtopheles die unſterbliche Seele Fauſts, welche jener ſchon in ſeine Klauen gebracht hatte. Der Rechtsgrund aber, welchen ſie dafür anführen, will nicht befriedigen. Er lautet:

„Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen.“

Nun, ein immer ſtrebendes Bemühen, wenigſtens ein Streben und Bemühen im Fauſtiſchen Sinne, war dem Verſtorbenen wirklich nicht nachzurühmen; er überließ ſeine Geſchäfte einfach ſeinem Diener Mephiſtopheles. Aber vergebens klagt Letzterer über den Eingriff in ſeine Gerechtſame:

„Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen.“

Sein Proteſtiren hilft ihm nichts; Fauſts Seele bleibt ihm verloren.

„Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen!“

rufen triumphirend die Engel, indem ſie Fauſts „Unſterbliches“ in die Seligkeit tragen.

Aber in dieſem Falle kann man ſich über die Rettung des Helden der Handlung nicht recht freuen, denn es iſt dabei nicht ganz in der Ordnung zugegangen, und wenn noch ſo widerſtrebend, muß man zugeben, daß diesmal dem „Böſen“ einiges Unrecht geſchehen, ihm ein Vertrag gebrochen worden iſt, der, obgleich von vorne herein Zweifeln ausgeſetzt, noch in Kraft ſtand.

Was nun aber Fauſts „Unſterbliches“ zu dem Contractbruche ſagen wird, weiß Niemand, denn dieſes Unſterbliche wird gar nicht gefragt, ob es gerettet ſein will. Als Fauſt den Vertrag mit Mephiſto-

pheles ſchloß, war er von der Unerſchütterlichkeit ſeiner Zuſage ſo feſt überzeugt, daß er es jenem förmlich übelnahm, ſich nicht mit dem bloßen Worte zu begnügen, ſondern nebſtdem noch „was Geſchriebenes“ zu verlangen:

„Haſt du noch keinen Mann, nicht Manneswort gekannt?“

Ueberdies aber läßt ihn, wie er ſich damals ebenfalls gegen Mephiſtopheles ausgeſprochen hat, das Jenſeits vollkommen gleichgiltig:

„Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägſt du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Die and're mag danach entſteh'n.“

Er erwartet ſich „in jenen Sphären“ nicht von einem „Oben“, nicht von einem „Unten“ etwas; weder das Eine noch das Andere kann ihm, wie er meint, ſein unrettbar verlorenes inneres Gleichgewicht zurückbringen, und ſo würde es außer dem Ehrenpunkte noch andere Urſachen geben, welche ihn beſtimmen könnten, die dargebotene Rettung — nicht anzunehmen.

An dieſem endloſen Scheidewege nimmt Fauſt von uns Abſchied. Wir aber haben jetzt ſchon zu lange in die Sonne Goethe geblickt, als daß nicht die Augen etwas getrübt worden ſein könnten. Doch ſein Gedicht bleibt eine Bürgſchaft, dasſelbe werde nicht dem Schickſale des Vergehens, welchem ſein ſtets verneinender Geiſt alles Beſtehende unterwerfen möchte, anheimfallen, ſondern ſo, wie bisher, immerdar fortgrünen und fortleben.

Gedichte

von

Anna Gräfin Pongrácz.

Vereint.

I.

So kamſt Du endlich, den im Herzen
Ich ahnend ſtets voraus empfand!
Heil uns! daß nach ſo vielen Schmerzen
Dein Fuß den Weg zu mir doch fand!

Was war das für ein ödes Sehnen,
Das hinter allem Leben ſchlief;
Erwachend, mit ſtets heiß'ren Tönen,
Nach ſeinem Rechte in uns rief!

Nun biſt Du da, hältſt mich umfangen,
Es ruht mein Haupt an Deiner Bruſt;
Nun iſt ein Traum uns, längſt vergangen,
Der ganzen Erde Leid und Luſt!

II.

Ja, ich bin Dein! Du brachſt ſie, meine Ketten,
Aufjubelnd grüßt Dich mein befreites Sein!
Ja, ich bin Dein! Die Macht, mich zu erretten,
Du hatteſt ſie — von Allen, Du allein!
So nimm mich denn! Was ich noch nie gegeben:
Dein iſt mein innerſtes, mein ganzes Leben!

Ja, ich bin Dein! Und wie ich Dir zu eigen,
Sieh Deine Schöpfung, ſieh Dein Werk in mir!
Du löſteſt meiner Seele dumpfes Schweigen —
Daß ich ich ſelber ward, ich dank es Dir!
Ja, ich bin Dein! So jetzt und noch im Sterben!
In Glück und Noth, in Segen und Verderben!

III.

Ja, Du biſt mein! Und ob ſich eine Welt
Aufthürmen wollte zwiſchen Dir und mir,
An der Gewalt, die uns verknüpft, zerſchellt
Des Erdenſchickſals ſtärkſte Herrſchbegier:
Mein biſt Du! biſt's durch höh'rer Macht Gebot,
Uns trennt das Leben nicht und nicht der Tod.

Ja, Du biſt mein! Und riſſeſt Du Dich los
Und ſuchteſt irrend, ob Du Dich bethörſt:
Vergeblich bliebe es und ließe blos
Dich doppelt fühlen, daß Du mir gehörſt.
Ja, Du biſt mein! Ganz mein im tiefſten Sein,
So jetzt und ewig, ewig biſt Du mein!

IV.

O, zög're Sonne! Mahne an's Verrinnen
Der erſten Stunde unſ'res Glückes nicht!
Wohl weiß ich: raſtlos flieht die Zeit von hinnen,
Die uns zu Liebe ihr Geſetz nicht bricht.

Doch jetzt nur ſei's verſchwiegen, ſei vergeſſen
In dieſem einen höchſten Augenblick,
Grenzlos, nie endend dehne unermeſſen
Vor mir ſich aus mein ſeliges Geſchick!

V.

Wie trägt uns, o Geliebter, unſ'rer Liebe
Allmächt'ger Fittich rauſchend hoch empor,
Bis wo die enge Welt, voll Qualm und Nebel,
In abgrundweiter Tiefe ſich verlor.

Bis wo im klaren Lichtglanz gold'gen Aethers
Des Daſeins ganzer Reichthum uns umwebt,
Der Hauch der Ewigkeit in Wonneſchauern
Durch unſ're lebensſeligen Herzen bebt.

VI.

O! nicht von dieſer Erde iſt,
Was uns die Bruſt durchzittert;
In allen höchſten Stunden:
Ahnungsvoll,
Süß ſchaurig,
Jauchzend!
Bürgſchaft ewigen Seins!
Bürgſchaft ewiger Liebe!

VII.

Mit Dir zum erſten Mal fühl' ich zu Zweien
Mich in der Welt, in der ich fremd ſtets war,
So lang ich wandle durch der Menſchen Reihen.
O ſonn'ge Lebensfülle, warm und klar,
Ihr Strahl läßt ſpäten Blüthenreichthum ſprießen:
Im Lichte unſ'res Bundes, tief und wahr,
Kann endlich ſich mein Weſen ganz erſchließen.

VIII.

Ich liebe Dich nicht wie die Jugend liebt,
Der Alles erſt noch als ein Spiel erſcheint;
Ich liebe Dich, wie ſich ein Herz nur gibt,
Das ſchon der Thränen reichen Zoll geweint.

Ich liebe Dich nicht wie der Reiche liebt,
Dem nie Entbehrung durch die Seele ſchlich;
Du biſt die Quelle, die mir Leben gibt,
Mein Leben biſt Du — alſo lieb' ich Dich.

IX.

Ein ſtilles Waldhaus, um das Tannen träumen,
Und grüner Epheu ſich zum Dache ſchlingt,
Vielholder Friede webt in ſeinen Räumen,
Dahin kein Häßliches von außen dringt.

Ach! in der Welt befehdet sich die Menge,
Und Haß und Trug verscheuchen dort das Glück,
Da zog in uns'res schönen Heimes Enge
Es lächelnd sich, gleich Dir und mir, zurück.

Die Schwelle ist gefeit; ob auch die Brandung
Des Lebens draußen wüst und stürmisch tost,
Hier ist die Insel, wo uns bei der Landung
Mildreine Luft befreiend stets umkost.

Hier wohnen gute Genien: Eintracht! Liebe!
Die Kunst auch hat, es hat die Wissenschaft
Hier eine frohe Stätte, und wie bliebe
Da fern der Segen frischer Arbeitskraft!

So wird ein jeder Tag zu neuer Wonne,
Ein jeder Athemzug zum Dankgebet!
Entweichen muß vor so viel heller Sonne
Selbst jeder Schatten, der das Einst durchweht.

Wenn doch einmal, in unbewachten Stunden,
Mich des Erinnerns dunkle Macht beschleicht
Und, rührend an noch unverharschte Wunden,
Den Wermuthsbecher alter Qual mir reicht:

Wie sollte wohl der böse Gast verweilen?
Du, Lieber, trittst ja alsbald still herfür,
Mit einem Worte weißt Du mich zu heilen:
„Nicht länger leide — sieh, ich bin bei Dir!"

X.

Es geht ein leises Weben
Hin zwischen Dir und mir;
Ein heimlich wortlos Leben,
Ein bloßes Athmen schier.

Nie kann ein Mund es sagen,
Was also sich bewährt,
Kein Mensch es je erfragen,
Der's nicht an sich erfährt.

So biſt Du mir verbunden,
So bin ich gänzlich Dein;
So wird's in allen Stunden —
Kann niemals anders ſein.

XI.

In einem Andern ſich ſo ganz daheim zu finden:
O Seligkeit, nicht auszuſchöpfen, zu ergründen!
Natur, die lauter Doppelweſen einzeln ſchafft,
Sie lächelt ſolchem Bund mit Götter-Segenskraft.

XII.

Tiefe Wonne des Beſitzes,
Der ſich keine ſonſt vergleicht —
Wie beim hellen Tagesglanze
Jedes and're Licht erbleicht. —

Uebermächtig ſchwellſt die Seelen
Du dem glückbewußten Paar;
Seinen Göttern, ihm ſo gnädig,
Bringt es Dankesopfer dar!

XIII.

Wunderbares Geheimniß: Liebe!
Zur Tiefe, der dunkeln,
Reichſt Du,
Zu den Wurzeln alles Lebens
Hinunter;
Reicheſt hinauf
Weit über Sterne und Sonnen,
Wo, hinter ſtrahlender Bläue,
Seiner Vollendung Krone
Das Leben
Träumend erhofft! . . .

XIV.

Heut' frug mich wer, wie ich ſo frei
Mich als Dein Heil mag preiſen;
Wo's doch dem Weib geziemet ſich
Beſcheiden zu erweiſen.

Ei, ſagt ich darauf, frohgemuth:
Wie wär' an Glück zu denken
Für eine Frau, der's nicht vergönnt
Ein Paradies zu ſchenken?

Da ich nun ſelber glücklich bin,
Mußt Du's durch mich wohl ſein;
Denn wärſt Du's nicht, dann wäre auch
Mein eignes Glück nur Schein.

XV.

Und nie vergißt die Stunde ſich,
Die Stunde, die uns einſt vereint!
Ob Jahr um Jahr auch wohl entwich —
Sie lebt in uns, und nicht verblich
Der Glanz, der leuchtend ſie umſcheint.

Ja, naht der Schlaf, der ewiglich
Das kurze Erdenſein verneint,
Durchbebt's noch einmal Dich und mich:
Denn nie vergißt die Stunde ſich,
Die Stunde, die uns einſt vereint!

Stiefmütterchen.

Von

A. v. Falſtein.

Ein leiſer, leiſer Windhauch ſtreicht durch die Spitzen der Bäume, huſcht raſchelnd durch die biegſamen Zweige von Geſträuchen und Büſchen und ſetzt die Ranken des Epheu und wilden Weins, die an den Mauern emporklettern, in leicht vibrirende Bewegung, nur wie ein Pulsſchlag wachen Lebens. Die Sonne neigt ſich, läßt die Schatten immer länger und kühlender werden und wirft nur noch ein paar tänzelnde Lichtblitze auf den gedeckten Kaffeetiſch vor dem Hauſe. Man kann ſich kaum ein friedlicheres, gemüthlicheres Plätzchen denken, als dort unter den Fenſtern, die von grünen Blättern umſponnen ſind, zwiſchen den Bäumen, geſchützt und doch frei, der zierlich gedeckte Tiſch in dieſem Herbſtabendfrieden, ein Bild begrenzten, behaglichen Wohlſtandes.

Merkwürdig, daß die Zwei an dem Tiſche ſich der Stimmung entziehen konnten. Sie ſtrich gedankenlos über die Spitzen an ihrem hübſchen Sommerkleid und ſah mit ihren grauen, etwas kalten Augen gelangweilt in den Garten hinein; ihr Mann ſpielte mechaniſch mit den Fingern am Tiſch, blickte manchmal zu ihr hinüber mit einem befangenen Ausdruck, der nach einem Thema zur Unterhaltung zu ſuchen ſchien, die er herzlich wünſchte, ohne es zu finden. Hie und da fiel ein

Wort von ſeiner Seite, das ſie gleichgültig erwiderte. Jetzt kam plötzlich der Lebenshauch in die unbehagliche Pauſe. Ueber den Kies daher, die Raſenplätze nicht gerade ängſtlich vermeidend, ſtürmte ein dunkelhaariger, fünfjähriger Krauskopf, mit glühenden Wangen, in der Hand tiefdunkle Nachtſchatten, die er mit Wurzeln und der daran hängenden feuchten Erde auf das zarte, helle Kleid bettete.

„Mama! — ſchau doch nur eine Blume von Sammt, gelt, das iſt ſchön? — Iſt es denn wirklich Sammt!“

„Aber Berty! —“ war die mißmuthige Antwort. Nicht unſanft, aber ungeduldig ſchob ſie das Kind zurück, riß die Blume von der Wurzel, warf ſie auf den Tiſch, um das Kleid möglichſt ſchnell von der Erde zu befreien.

Berty hatte ſchon einen anderen Gegenſtand für ſein Intereſſe in der Zuckerbüchſe gefunden. Er klammerte ſich mit den beiden Händchen an den Tiſchrand feſt, hob ſich auf die Zehenſpitzen und kokettirte mit begehrlichen Augen, den Mund halb verlegen, halb verſchmitzt verzogen, mit der ſüßen, weißen verbotenen Frucht. Eine kleine Weile — dann durchbrach das Begehren mit elementarer Gewalt die Scheu vor einer abſchlägigen Antwort.

„Mama, gib mir ein Stückchen Zucker — ach bitte — nur ein ganz, ganz winzig kleines Stück — bitte, bitte, ja, Mama!“

Der kleine Bettler gab ein Bild für den Stift eines Zeichners, wie er ſich auf den Zehen ſtreckte, die Lippen halb ſchmollend, halb bittend ſpitzte und die ſpitzbübiſchen Augen feſt auf das Ziel ſeiner Wünſche heftete.

Sie ſchlug den Deckel der Büchſe mit der Hand zu und ſagte kalt und unfreundlich: „Nein! Zucker ißt man nicht ſo, und artige Kinder betteln nicht um Dinge, die ſie nicht haben ſollen. Gehe wieder ſpielen!“

Berty verzog das Geſicht weinerlich trotzig, drehte ſich zögernd um und hatte noch kaum die halbe Wendung ausgeführt, als er einen Jubelſchrei ausſtieß und wie aus einer Piſtole geſchoſſen über Wieſen und Blumen einem bunten Schmetterling nachjagte, den zu erhaſchen natürlich ein klein wenig unmöglicher war, als einen Stern vom Himmel zu erlangen.

Ein Schatten war bei der kleinen Scene über das Geſicht des Mannes geflogen; als der Kleine fortlief, öffneten ſich ſeine Lippen zu

einer unwilligen Mahnung, auf den Weg zu achten, aber sie schlossen sich wieder, ohne ein Wort auszusprechen. Sie sah die Wolke sehr gut und fragte halb zweifelnd, halb gereizt:

„Hätte ich dem Kind den Zucker geben sollen?“

Seine Antwort zauderte ein paar Pulsschlage länger als natürlich war, dann kam sie mit der Eile, die ein hinuntergeschluckter Gedanke, der dem Gesagten widerspricht, hervorbringt:

„Aber nein, gewiß nicht!“

Er fuhr sich mit beiden Händen durch die kaum angegrauten, vollen Haare, sah sich dann um und zu den Fenstern hinauf.

„Warum Stoll heute gar nicht kommt.“

Im selben Augenblicke bemerkte er den Vermißten an einem der Fenster stehend und mit einem merkwürdigen Ausdruck auf sie herabsehend. Er war schon eine Weile dagestanden.

„Nun, wirst Du heute bis in die Nacht da oben stecken?“

Der oben zögerte auch einen Augenblick, bis er ruhig sagte: „Ich würde schon herunter kommen, aber es ist heute so viel zu thun im Comptoir, daß wir es nicht leer stehen lassen können.“

„Ach, verzeih'! Ich sitze da und überlasse Dir die ganze Arbeit. Ich komme gleich Dich abzulösen.“

„Nun ja, ich hätte nichts dagegen, eine Stunde Luft zu schöpfen.“

Er verschwand vom Fenster, während der Andere aufsprang. „Du bleibst ja hier, Hermine, nicht wahr? Plaudert ein wenig und lass' ihn nicht gleich wieder hinauf. Er arbeitet den ganzen Tag wie ein Lastthier, daß ich mich förmlich schämen muß vor ihm. Auf Wiedersehen.“

Er sah sie noch einen Augenblick unschlüssig an, sie nickte mit dem Kopfe, ohne von ihrem Buch aufzusehen und er ging in's Haus, aus welchem gleich darauf der zweite Inhaber der Kattunfabrik „Walter und Stoll“ heraustrat.

„Guten Abend, Frau Walter“, sagte er phlegmatisch, während er sich mit dem Taschentuch über die Stirne fuhr, „haben Sie noch eine Tasse Kaffee für mich übrig?“

„Guten Abend, Herr Stoll.“

Sie griff lässig nach der Kaffeekanne, um eine Tasse vollzuschenken und warf dabei einen Blick geringschätziger Abneigung auf ihr

Gegenüber, ſeine etwas ungezwungene Kleidung und ſeinen charakteriſtiſchen, häßlichen Kopf mit den abſtehenden glatten Haaren und dem bartloſen Geſicht, in deſſen Ausdruck eben ſo viel Gutmüthigkeit als Verſchmitztheit lag. Hermine fühlte eine gewiſſe Antipathie gegen dieſen ihren Hausgenoſſen, der ſie durch ſeine zwangloſen Manieren ärgerte und mit einem unerklärlichen geiſtigen Uebergewicht ihren Mann faſt beherrſchte und ſie ſelbſt im Schach hielt, ohne daß man ſagen konnte, womit er das bewirkte.

„Berty, ſei doch ruhig", rief ſie jetzt laut und ärgerlich, als das Kind unter lautem Geſchrei mit einem kleinen Hunde um die Wette lief.

Stoll rührte mit dem Löffel in der Taſſe herum.

„Der Schlingel wird wohl auch wegkommen müſſen."

„Warum denn?" war die nachläſſige Erwiderung.

„Er verwildert uns jetzt ganz hier."

„Ja, ja, Bernhard iſt viel zu nachſichtig"; ſie hatte wieder nach dem Buch gegriffen, ließ die Blätter durch die Finger gleiten und ſah nicht mit welchem Ausdruck von mißbilligender Ironie die zwei klugen Augen gegenüber ſich auf ſie hefteten und merkte auch den gedehnten Ton nicht, in dem er nach einer Pauſe wiederholte:

„Ja, gewiß — er iſt viel zu nachſichtig. — Berty, komm' her", rief er dann dem Knaben zu, „was machſt Du denn da für ein Höllenſpectakel?"

Der Kleine kam herbeigeſprungen, kletterte mit großer Gewandtheit auf die Knie ſeines Freundes und ſagte ſofort reſolut: „Onkel Moriz, gib mir ein Stück Zucker."

Frau Walter hob den Kopf heftig und Stoll rief aus: „Tauſend Saperment, was haſt Du geſagt? Zucker willſt Du haben? Warum nicht gar. Biſt Du denn eine Naſchkatze, daß Du Zucker eſſen willſt? Schäm' Dich, ein ordentlicher Burſch darf kein Leckermaul ſein. Uebrigens weißt Du, daß Du Zucker nicht bekommſt. Da lauf, ſonſt holſt Du die Juno nicht mehr ein."

Damit ſprang er auf, wirbelte den jauchzenden Kleinen in der Luft herum und ſtellte ihn mit einem mächtigen Schwung auf den Boden nieder.

„Ich bewundere Ihre Geduld mit dem Kind", ſagte Hermine halb ironiſch, halb beeinflußt durch die Freude, die der alternde Mann und der kleine Knabe an einander hatten. „Es iſt merkwürdig, daß

manche Männer eine ſolche Liebe zu Kindern faſſen, wenn ſie ſelbſt keine haben."

Stoll hatte ſich lachend und athemlos wieder niedergeſetzt und widmete ſich jetzt ſeinem Kaffee. Zwiſchendurch antwortete er kaltblütig:

„Das mag ſehr merkwürdig ſein. Ich habe aber ein Kind."

„Sie ſind verheiratet?" rief ſehr erſtaunt Frau Walter.

„Geweſen. Unglaublich, aber wahr!"

„Bernhard hat mir davon nie erzählt."

„Es iſt ſchon lange her und Bernhard hat Ihnen vielleicht Wichtigeres zu erzählen gehabt, als alte Geſchichten aus dem Leben alter Compagnons. Meine Frau iſt geſtorben, wie mein Bub' drei Jahre alt war."

„Warum haben Sie denn dann nicht wieder geheiratet?"

Er ſah ſie jetzt voll und ernſt an. „Weil ich meinem Kind keine Stiefmutter geben wollte."

Sie erröthete unwillig und lachte gezwungen auf:

„Es iſt nicht ſehr liebenswürdig, mir das zu ſagen. Glauben Sie alſo an das Märchen der Stiefmütter?"

„An das Märchen nicht, aber an die Erfahrung."

„Unſinn!" rief ſie gereizt. „Ich denke, man kann jeden Tag ſehen, daß dies ein albernes Vorurtheil iſt."

„Ich ſehe jeden Tag, daß dem nicht ſo iſt."

„Herr Stoll", fuhr Hermine auf, „das iſt eine abſichtliche Beleidigung!"

„Nein, das iſt eine abſichtliche Aufrichtigkeit. Bemühen Sie ſich nicht heftig zu werden. Ich pflege meine Meinung gerade herauszuſagen und fürchte mich weder vor wüthenden Blicken, noch entrüſteten Phraſen. Das iſt meine Art ſo. Bernhard iſt daran gewöhnt — —."

„Wenn ich mich nun nicht daran gewöhnen könnte?" warf die junge Frau, blaß vor Zorn, ein.

„Das müſſen wir eben ſehen", war die gleichmüthige Erwiderung.

„Sie meinen wohl, weil Bernhard ſich von Ihnen Alles gefallen, ſich von Ihnen leiten läßt wie ein Kind, obwohl er der erſte Chef des Hauſes iſt, ſo werde ich es ebenſo machen. Oder hat mein Mann ſich vielleicht bei Ihnen über mich beklagt."

Es lag ein ſo geringſchätziger Spott in ihrem Ton, daß Stoll ihr einen faſt verächtlichen Blick zuwarf, vor dem ſie die Augen unwillkürlich niederſchlug.

„Sie wiſſen ebenſo gut als ich, daß Walter niemals klagt, und es wäre von mir weniger ſtrafbar, ihm eine Gemeinheit zuzutrauen, als von Ihnen. Uebrigens weiß er noch gar nicht, daß er über etwas klagen will.“

„Nun,“ rief ſie mit zornblitzenden Augen, „weſſen beſchuldigen Sie mich denn, da Sie ſich, wie es ſcheint, das Recht anmaßen, über mein Thun und Laſſen zu richten? Zählen Sie doch auf, was habe ich denn gethan, wann habe ich denn das Kind maltraitirt?“

„Wozu erregen Sie ſich ſo? Laſſen wir die Uebertreibungen. An die Stiefmütter, die die unglücklichen Kinder braten und aufeſſen, glaube ich nicht, davon können Sie überzeugt ſein. Die ſind nicht und waren nie. Aber um einem Kind die Mutter zu erſetzen, oder es durch Einnehmen der verlaſſenen Stelle nur nicht zu ſchädigen, genügt nicht, daß man ihm nichts thut, es nicht ſchlecht behandelt. Das Alles thun Sie nicht, gewiß nicht, und wenn Sie's thäten, ſo hätte ich mir nicht die Mühe genommen, den armen Walter jetzt in das dumpfige Comptoir zu ſperren, wo ſeine Anweſenheit gar nicht nöthig iſt, weil ich mit Ihnen ſprechen wollte. Sie ſorgen für das Kind und thun Ihre Pflicht, aber Sie lieben es nicht. Sie haben keine Geduld mit ſeinen Capricen, kein Intereſſe für ſeinen kindiſchen Geſichtskreis, Sie wollen ſich nicht bemühen ſich ihm zu nähern, und ſind verdrießlich, weil er das Unmögliche nicht kann, Ihnen nachzukommen. Jetzt weiß es der Kleine noch nicht, aber es beeinflußt ihn ſchon, er wird trotzig und verbittert, weil ein Kind nur durch Liebe zu lenken iſt. Sehen Sie, davor wollte ich meinen Buben bewahren, vor dieſer erſtarrenden Gleichgültigkeit bei denjenigen, von denen er naturgemäß die größte Wärme erwartet. Gut, man ſagt, es iſt ſchrecklich, ein Kind fremden, bezahlten Händen zu überlaſſen, das iſt ja wahr, aber wir können den Tod nicht hindern. Wenn eine Fremde kalt und intereſſelos gegen mein Kind iſt, ſo iſt es eine Fremde, und wenn ſich dieſe Eigenſchaften ſtärker zeigen, als dem Wohlbefinden des Kindes zuträglich iſt, ſo kann ich ſie fortjagen. Das kann ich bei meiner Frau nicht und ich kann ſie auch nicht zwingen, das Kind lieb zu haben. Darum habe ich nicht wieder geheiratet, obwohl mir der Gedanke öfter gekommen iſt.“

Hermine Walter hörte mit geſenktem Kopf, raſch und heftig athmend, zu. Der Zorn über die unbefugte Einmiſchung in ihre Angelegenheiten wollte mehr als einmal aufbrauſend die Worte des Andern unterbrechen, aber immer ſenkte ſich ein Gegengewicht in ihrem Innern herab, das ihr leiſe unklar zuflüſterte, ſie ſollte das anhören, was ihren Stolz verletzte, denn es liege Wahrheit drinnen.

Es war nicht unrichtig, daß ſie das Kind nicht liebe. Als ſie ſich mit Walter verlobte — ohne Liebe, ohne Enthuſiasmus, nur vernünftig und müde von der endloſen Reihe der Enttäuſchungen alberner, heiliger Mädchenhoffnung — war es ihr ſehr leicht vorgekommen, ihren damit übernommenen Pflichten gerecht zu werden. Ohne Ueberlegung hatte ſie ihr Wort gegeben, als Bernhard ſie mit geheimer Herzensangſt in Stimme und Blick gefragt, ob ſie ſein Kind lieb haben würde, ob ſie ihm verſprechen wolle, dem Kleinen eine Mutter zu ſein. Mein Gott, ſie hatte ja Kinder immer gerne gehabt, was ſollte es denn ſo ſchwer ſein, ein ſolches zu erziehen, auch wenn es nicht das eigene iſt. Der Knabe war hübſch und herzig und ſie hatte ſich ſeiner gefreut. Aber ſeit ſie verheiratet war, zeigte ſich die Sache doch anders. Sie ſah, daß es nicht einerlei iſt, mit Kindern auf ein paar Stunden zu ſpielen, oder dieſelben immer um ſich zu haben und für ſie zu ſorgen und nicht nur ihre Drolligkeit, ſondern auch ihre tauſend keimenden Unarten und Eigenheiten mitzumachen. Sie hatte nicht die Geduld, ſich in die Seele des Kindes hineinzuleben, verſtand es nicht und behandelte es falſch. Sie gab nach, wo ſie nicht ſollte, und verweigerte, was ſie gewähren konnte; dadurch förderte ſie manche ſchlechte Eigenſchaft, und dieſelben reizten ſie, ſtatt ſie zu betrüben.

Sie fühlte ſich unſicher werden und aus dieſem Gefühl entſprang eine leichte Abneigung gegen das Kind. Die grenzenloſe Zärtlichkeit ihres Mannes für dasſelbe, die aus ſeinen Augen leuchtete, wenn er es ſah, oft nur durch Blicke, unwillkürliche Bewegungen ſprach, die doch deutlich ſagten, daß kein Gedanke in ihm lebte, an dem ſie nicht theil habe. Dieſe Zärtlichkeit, die Hermine nicht verſtand, ſchien ihr übertrieben kindiſch und erweckte eine leiſe Geringſchätzung für dieſen ſchwachen, gutmüthigen Mann in ihr, in deſſen Mienen ſie immer einen Vorwurf zu entdecken glaubte, obwohl er nie ein Wort ſagte. Vielleicht wartete ſie unbewußt auf dieſen Vorwurf. Vielleicht hätte derſelbe genügt, um ihre leiſe kränkelnde Harmonie erſt voll und

ganz herzuſtellen. — Aber Bernhard war nicht der Mann, der den rechten Augenblick erfaßt, um mit einem ernſten, nicht einmal rauhen Wort die Situation dauernd zu klären, er gehörte zu denen, welche hinausſchieben und zuwarten, bis Alles ſich unlöslich verwirrt hat.

Nach einer kleinen Pauſe, die Hermine brauchte, um ihre Erregung zu bezwingen, hob ſie den Kopf und ſagte mit gewaltſamer Anſtrengung ſich zu höhniſcher Ruhe zwingend:

„Mich wundert nur, daß Sie meinem Mann — erlaubt haben wieder zu heiraten, denn daß er Sie nicht gefragt hat, iſt doch undenkbar.“

„Er hat mich allerdings um Rath gefragt.“

„Nun und Sie?“

„Bernhard erzählte mir, daß Sie ihm auf ſeine Bitte hin verſprochen hätten, ſein Kind zu hegen und zu pflegen, ſo gut es in Ihrer Macht liege. Daraufhin habe ich gemeint, daß er es wagen könne. Denn um einem Menſchen, der mit zitterndem Herzen zu uns kommt und uns aus der Tiefe ſeiner Seele mit voller Aufrichtigkeit eine Frage ſtellt, an deren Beantwortung die Ruhe ſeines Lebens hängt, ein Verſprechen zu geben, das man nicht feſt und heilig überzeugt iſt, halten zu können, dazu gehört ſehr viel Dummheit oder ſehr viel Schlechtigkeit. Daß das Erſtere Ihr Fall nicht iſt, wußte ich und das Zweite kann man doch ohne Veranlaſſung wohl nicht annehmen.“

„Sie haben alſo Ihre Einwilligung gnädig gegeben. Und jetzt finden Sie ſich enttäuſcht?“

„Ja!“

„Herr Stoll! — Alſo trifft vielleicht eine Ihrer Vorausſetzungen zu?“

Moriz Stoll ſchwieg eine Weile und ſagte dann ernſthaft:

„Dumm ſind Sie nicht —!“

Frau Walter lachte unwillkürlich laut auf.

„Sie ſind wirklich zu liebenswürdig.“

„— ſo bleibt nur die Schlechtigkeit.“

„Herr Stoll! Das geht denn doch zu weit!“ Sie war aufgeſprungen und ſtand mit flammenden Augen dem gleichmüthigen Angreifer gegenüber, der ohne ſich zu rühren ſitzen blieb und ihren feindſeligen Blick ernſt erwiderte.

„Sagen Sie doch ſelbſt, Frau Walter, muß denn ein Menſch nicht ſchlecht ſein, wenn er für ein ſolches Gottesgeſchenk, wie ein blühendes, ſchönes, wohlerzogenes Kind — denn das Alles iſt unſer Berty, Walter hat ihn nie verzogen, ſo lange man nicht unverzeihlich fand, daß der ſechsjährige Kopf noch nicht dreißigjährige Klugheit verbirgt, und ſeine ſelige Marie auch nicht. Wenn er jetzt wirklich zu nachſichtig iſt, ſo liegt der Grund darin, daß er ſieht, wie fortwährend an dem Kinde getadelt und gemäkelt wird, daß er nicht das Herz hat, es auch noch zu thun — wenn man dafür nur Kälte und Ungeduld hat, und nebenbei einen ſehr guten, ehrenhaften Mann immer gewiſſermaßen von oben herab behandelt — was man gar nicht nöthig hat. — Fahren Sie nicht auf, ich will jetzt reden, verſparen Sie alſo den Ausbruch Ihres Zornes für ſpäter. Ich ſage, das iſt eine Schlechtigkeit, und ſind Sie nicht der Anſicht, ſo beſtätigen Sie nur noch mehr meine früher aufgeſtellte Behauptung, daß eine Stiefmutter auf alle Fälle eine Gefahr für das Kind und den Hausfrieden iſt. Gewiß iſt, daß Bernhard, obwohl er Sie wirklich liebt, nicht glücklich iſt und daß Berty durch dieſes Regime verdorben und ungezogen wird. Seine Mutter hat nie ein unfreundliches Wort geſprochen und doch hat ſie den Knaben vollkommen in der Hand gehabt. Sie ſind viel geiſtvoller als Marie war, wollen Ihre Autorität ſehr oft geltend machen, und mein kleiner Freund iſt auf dem beſten Wege, Ihnen offen den Gehorſam zu kündigen. Glauben Sie, daß es Ihnen große Annehmlichkeiten bringen wird, wenn Sie Ihren Mann unglücklich und verſtimmt gemacht haben und den Kleinen trotzig und ungeberdig? Glauben Sie, daß dies ein ſehr großer Beweis geiſtiger Ueberlegenheit iſt? Wenn Sie jetzt der Anſicht ſind, daß ich mich unberufen in fremde Angelegenheiten miſche und Sie ſich vor dergleichen Eingriffen durch Entfernung eines Ihnen von jeher läſtigen Hausgenoſſen ſchützen können, ſo haben Sie von Ihrem Standpunkte aus Recht, und nichts iſt leichter für Sie als die gewünſchte Trennung, denn Sie brauchen nur ein Wort zu ſagen, ſo werde ich Sie von meiner Gegenwart befreien. Aber Eines rathe ich Ihnen, verſuchen Sie nicht, unſere Geſchäftsverbindung löſen zu wollen, denn darin werde ich Ihnen nicht nachgeben, und es iſt immer unangenehm, etwas mit Aplomb in's Werk ſetzen zu wollen und dann klein beigeben zu müſſen. Obwohl Ihr Mann — wie Sie mir gütigſt in's Gedächtniß zu rufen beliebten — der erſte Chef

des Hauſes iſt, bin ich der erſte Leiter desſelben und abſolut unentbehrlich. Bernhard iſt ein guter Kopf für das Geſchäft und verſteht die Sache theoretiſch auf das Gründlichſte, aber ihm fehlt die kaltblütige Ueberſicht zum Befehlen. Die Leute ſind gewohnt von mir ihre Weiſungen zu empfangen und grob, aber klar beſchieden zu werden, und es würde die heilloſeſte Verwirrung entſtehen, wenn ſie ſich jetzt mit Walter's zaghaften, unſicheren Befehlen abfinden müßten. Ich könnte mich ja, wenn ich wollte, mit großem Vortheil zurückziehen, aber ich will nicht und darum werde ich nicht. So und jetzt bin ich für den Moment fertig. Wollen Sie jetzt das Wort ergreifen? Sagen Sie gerade heraus, was Sie ſich denken, mir wird das nicht weh thun."

Er lehnte ſich in den Stuhl zurück und fuhr ſich, in komiſcher Erſchöpfung aufathmend, mit dem Taſchentuch über die Stirn. Hermine hatte den Kopf auf die Lehne des graziöſen Rohrſeſſels zurückgeworfen und mit oſtentativer Gelaſſenheit zugehört, jetzt richtete ſie ſich auf und ſagte mit mühſamem Lächeln:

„Sie müſſen mir mindeſtens zugeſtehen, Herr Stoll, daß ich einige Geduld und Selbſtbeherrſchung beſitze, ſonſt hätte ich Alles das wohl nicht ruhig über mich ergehen laſſen. Sie haben ganz Recht, wozu ſich erhitzen? Führen wir das Turnier als civiliſirte Leute zu Ende. Ich will ganz abſehen davon, ob Sie berufen ſind, ſo zu ſprechen oder nicht, ich will mich ſogar mit Ihnen auseinanderſetzen. Es iſt nicht richtig, daß ich meinem Stiefſohn keine Zuneigung entgegenbringe, ich bemühe mich zuweilen ſehr, ihn liebevoll zu behandeln und an mich zu ziehen. Aber Sie wiſſen ja nicht, was ſo ein Kind für Launen und unerſchöpfliche unnütze Einfälle hat, den ganzen Tag kein Ende der Quälereien, da *muß* man nervös werden und die Geduld verlieren."

„Marie hat das nie gefunden", warf Stoll, gerade vor ſich hinſehend, ein.

„Nun *ja*, es war eben *ihr* Kind."

„Da wären wir ja auf dem Punkt, den ich behauptet habe", rief er jetzt, ſich lebhaft zu ihr umdrehend. „Sie haben ja geſagt, dies mache keinen Unterſchied. Zu was ſtreiten wir uns denn die ganze Zeit herum, wenn Sie mir jetzt doch Recht geben, daß eine Stiefmutter kein Herz hat für das ihr anvertraute Kind, daß ſie es nicht liebt, außer wenn es artig iſt — *die* Liebe trifft allerdings Jedermann — und

daß man ein Unrecht begeht gegen ein Kind, ihm eine Stiefmutter zu geben."

Hermine erröthete, ihr Blick glitt über den Tisch und blieb plötzlich an der dort liegenden Blume hängen.

„Sehen Sie doch", rief sie lebhaft, dieselbe ergreifend, „das Symbol der von Ihnen angegriffenen Gattung, mein Symbol in diesem Augenblick. Wenn es so wäre, wie Sie sagen, warum hätte der Volksmund diese schöne Blume garade „Stiefmütterchen" getauft, warum denn nicht die Distel oder Brennessel?"

„Weil das vollkommen zutreffend ist. Diese schöne, glatte, kalte Blume, der das Herz, nämlich der Duft und die bewegliche Form fehlt, ist das rechte Bild für das, was ich meine. Verstehen Sie mich doch, um Gotteswillen. Ich meine ja nicht, daß ein Mädchen, dadurch, daß es die zweite Frau eines Mannes wird, alle guten, schönen Eigenschaften ablegt und ein Ausbund aller Schlechtigkeit wird, ich sage nur, daß eine Frau für das Kind ihres Mannes keine Mutterzärtlichkeit empfindet — oder vielmehr selten, denn es gibt Ausnahmen, gewiß; es gibt Stiefmütter, die sich förmlich aufopfern und dann gewöhnlich Undank ernten — und daß es besser ist, wenn das Kind dieselbe ganz vermißt, als durch ein schlechtes, schädliches Surrogat auch den Glauben daran zu verlieren."

Hermine sah den Sprecher mit einem raschen, triumphirenden Blick an. — „Sagen Sie mir doch, wie kommt es, daß Sie, der Sie so in Elternliebe schwelgen, Ihr Kind nicht bei sich haben, warum haben Sie es denn weggegeben?"

Um den breiten charakteristischen Mund glitt ein unbeschreiblich belustigtes Lächeln. Er zuckte die Achseln.

„Du lieber Gott! den Gesetzen muß man sich fügen."

„Den Gesetzen? Mir ist unbekannt, daß ein Gesetz existirt, das den Vater zwingt, sein Kind von sich zu lassen."

„Doch! — Die allgemeine Wehrpflicht! — Das „Kind" ist für ein Jahr als Freiwilliger in der Residenz."

„Ah! Sie haben einen erwachsenen Sohn?!"

„Warum wundert Sie das so? Ich habe gar nicht gewußt, daß ich einen so jugendlichen Eindruck mache. Hm! da werde ich doch noch darüber nachdenken, ob ich meinen Sohn nicht dauernd anderweitig unterbringen könnte — er würde mich ja älter machen. Einstweilen

werde ich in einigen Tagen ihn abzuholen gehen und dann" — die klugen, scharfen Augen richteten sich fest auf sie — „mich vielleicht mit ihm neu einrichten —. Ach, da kommt ja Walter — nun wie steht 's oben?"

„Oh, ganz gut, es ist aber eigentlich jetzt gar nichts mehr zu thun. Es ist nicht nöthig, daß Du hinaufgehst", sagte Walter harmlos, ohne das Lächeln zu bemerken, mit dem sein Compagnon erwiderte: „Nein, jetzt ist 's nicht mehr nöthig, daß Jemand hinaufgeht."

Ach, wie ist 's hier göttlich kühl geworden", rief Walter, indem er behaglich beide Arme ausstreckte, wie um mehr von der lauen Luft genießen zu können, „nicht wahr, Hermine?"

Diese hatte zerstreut dagesessen und wiegte die dunkelviolette Blüthe sinnend in den Fingern; jetzt fuhr sie etwas auf und wandte den Kopf herum.

„Ja, gewiß. Ich möchte etwas spazieren gehen, willst Du, Bernhard?"

„Aber freilich", rief er mit verwunderter Freude.

„Und den Kleinen nehmen wir auch mit, Berty, komm."

Als der Knabe herangelaufen kam, nahm sie einen Augenblick das blühende Gesicht zwischen beide Hände und sah ihm ernsthaft in die Augen, dann strich sie mit der rechten Hand über die dunkeln Lockenhaare und sagte: „Hol' Deinen Hut, Berty, wir wollen spazieren gehen."

Berty schlug in die Hände und drehte sich auf einem Fuß im Kreise, daß er beinahe in's Gras purzelte, und erklärte dann entschieden: „Papa muß mitkommen, den Hut holen."

„Wenn Du schön bittest, kommt er vielleicht mit", sagte Mama lächelnd, und während dann Berty auf der Schulter seines Vaters in's Haus befördert wurde, wandte sie sich aufstehend rasch dem unbetheiligten Zuschauer zu, der die kleine Scene beobachtet hatte.

„Herr Stoll!"

„Was wünschen Sie, Frau Walter?"

„Wollen Sie bei uns bleiben, wenn es mein besonderer Wunsch ist? Ich will Ihnen beweisen, daß Sie sich in der einzigen löblichen Eigenschaft, die Sie mir zugestehen, nicht getäuscht haben und Einsicht ist Weisheit. Ein Mensch ändert sich nicht in einer Stunde, und es ist mir immer sehr lächerlich vorgekommen, wenn in Büchern ein Charakter

durch eine ſalbungsvolle Rede um und um gedreht wird. Aber aufgeweckt kann man werden, und was man vielleicht nicht vollbringt, das kann man in einem Augenblicke wollen. Sie haben vielleicht nicht ganz Unrecht und ich will darüber nachdenken. Finde ich, daß Sie im Recht ſind, ſo kann ich Ihnen deswegen nicht grollen, ſondern muß dankbar ſein — wenn nicht, ſo können Ihre Worte mich nicht verletzen, da ſie belanglos ſind. Ich verſpreche keine goldenen Berge und nehme mir nicht vor, Unmögliches zu vollbringen, aber verſuchen will ich, das, was Sie unmöglich nennen, dem Stiefmütterchen" — ſie ſteckte die Blüthe lächelnd an die Bruſt — „eine Seele einzuhauchen. Eines kann ich Ihnen noch ſagen — Sie ſind mir merkwürdigerweiſe nicht mehr ſo antipathiſch als früher. Erwarten Sie nichts, denn wer weiß, ob dieſer Eindruck nicht wieder verfliegt wie eine Sommerwolke; aber die Genugthuung will ich Ihnen nicht gönnen, wie ein Kind zu ſchmollen, weil man mir mit ſogenannter — Aufrichtigkeit entgegentritt. Alſo auf gute Freundſchaft oder — wenigſtens gute Feindſchaft."

Ihre ſchmale, feine Hand ſtreckte ſich ihm entgegen; er nahm dieſelbe in ſeine beiden, ſah ſie eine Weile an und ſagte dann mit unerſchütterlichem Gleichmuth: „Da habe ich eben wieder einmal Recht gehabt. Ich hab's ja gewußt, daß Sie nicht dumm ſind!"

Gedichte.

Von

M. E. delle Grazie.

Hyazinthen.

1.

Athme in die heiße Seele
Deinen Duft hinüber mir,
Bleiche, wollüſtige Blüthe,
Denn verſchwiſtert iſt ſie Dir!

Ach — ſo ganz ſich hinzugeben,
Blutgeboren, ohne Reu',
Sehnt ſich auch ihr tiefſtes Leben,
Trüg' dies laute Herz nicht Scheu.

Muß im Welken ich Dir gleichen,
Blume — ſei es auch im Blüh'n —
Eh' wir Beide werden Leichen,
Laß im Duft erſt uns verglüh'n!

2.

Eine ſchöne, blaſſe Frau
Hat Dich mir geſpendet,
Fremde Düfte wie Dein Kelch
Ihre Seele ſendet!

Krank iſt ſie, zum Sterben krank —
Schon des Todes Zeichen
Trägt ſie auf der ſchmalen Stirn,
Auf dem Mund, dem bleichen.

Doch aus ihren Blicken wirbt
Noch das Leben trunken,
Und durch ihre Worte sprüh'n
Zischend seine Funken.

Und genießen möchte sie's,
Einathmen, verzehren —
Wie wir einen Becher Wein's
Fieberdürstend leeren.

's ist ein Duft, den unheimlich
Tod und Leben mischen:
Des Jahrhunderts Trotz und Gier
Und sein — Grab dazwischen!

Ein Weg.

Es zog ein Weg sich längs des Bergstrom's hin,
Schroff überhängend, steinig. Aus dem Dunkel
Des Buchenwaldes kroch er und verschwand
Darin auch wieder; nur ein schmaler Steig war's,
Wie ihn der Kletterfuß des Hirten tritt.
Tagsüber funkelte im Sonnengold
Sein Kies; des Fingerhutes Purpurglocken
Sah'n aus dem Dickicht auf ihn nieder; als
Gefährtin seiner Einsamkeit wuchs prächtig
Wie nirgend sonst, die Königskerze dort.
Zwei scheue Kinderaugen zogen täglich
Mit ihm. Wohin? Die Kleine wußt' es nicht,
Denn niemals wagte sie 's, ihn zu betreten.
Und dennoch liebte sie ihn, liebte; wie
Ein Kind nur liebt, mit keuschem, tiefem Sehnen,
Und hätt' ihn auch betreten — o wie gern!
Warum dann that sie's nicht? die stumme Angst,
Ihn minder schön zu finden, wenn sie 's thäte,
Erstickte diesen Wunsch. Doch ihre Sehnsucht,
Die blieb, sie selbst ein stummes, scheues Kind,
Und schlug die Märchenaugen auf, weit, weit,
Allabendlich, wenn sich die Sonne senkte.
Dann lag im blauen Schattenduft des Waldes
Der Pfad wie ein Geheimniß da. Verlor'ne
Lichtstrahlen huschten magisch drüber hin,
In fremden Farben schillerten die Kelche
Der Blumen; sammtene Nachtfalter schwirrten

Darüber hin; für einen Augenblick
Aufleuchteten die Schuppen eines Schlängleins,
Das lautlos tiefer in das Dickicht glitt.
Und aus des Waldes grüner Ferne kam es
Gezogen wie ein Silberharfen-Klang:
Leis', seltsam, wunderbar — ein Ton, der zu
Verwehen schien, wie eine Abendwolke,
Sonst nichts . . . .
Am andern Ufer aber saß
Das Kind und sah hinüber reglos, wie
Gebannt, bis leis' und weich der Sammetmantel
Der Nacht den Hang herniederglitt, und aus
Der Tiefe nur des Wassers Stimmen raunten . . . .
Viel schön're Wege zog mein Fuß indeß,
Und Blumen, Falter — Schlangen hatten alle!
Doch denk' ich ihrer nun, steh'n öde sie
Vor mir und trostlos, und mit Thränen wend' ich
In der Erinnerung mich ab davon,
Wenn nicht mit einem Fluch.
Nur jener — jener . . .
Aus meinen Kindertagen leuchtet er
Herüber; im Gewühl des lauten Tag's oft
Flammt plötzlich er vor meinen Augen auf
Und seine rothen Blumenglocken nicken,
Von seiner wundertiefen Einsamkeit
Erzählen mir die stolzen Königskerzen!
Und meine Arme breit' ich dann nach ihm
Wie einst — feucht quillt 's wie damals mir im Auge —
Der einz'ge Weg ist's, den ich segnen kann,
Der herrlichste — der, den ich nie betreten!

Zigeunermusik.

1.

Ein Vagabundenlied . . es klingt
Herauf zu meinem Fenster
Und zaubert bei hellichtem Tag
Herein mir die alten Gespenster.

So hold ist's draußen. Ein Apfelbaum
Wiegt den rosigen Blütenschimmer,
Ein Vöglein zwitschert wie im Traum,
In Goldglanz badet mein Zimmer . . .

Warum in dieſes Frühlings Schooß
Iſt mir nur ein Glück nicht eigen?
Was packt mich ſo wild und heimatlos
Bei eurem Geſang, ihr Geigen?

2.

Irgendwo, irgendwo
Hab' ich mein Herz begraben,
Helft ſuchen mir, helft ſuchen mir,
Ich muß es wieder haben.

Ich kenn' das Grab, ich kenn' das Grab:
Ein Roſenſtrauch welkt inmitten —
Mein Liebſter geht darüber hin
Mit langen, harten Schritten . . .

3.

Nun blüht in meiner Heimat
Der weiße Primelgrund,
Blauveiglein und Himmelsſchlüſſel
Durchſticken ihn duftig und bunt.

Von gold'nen Mücken ſchwirren
Die Lüfte um mich her,
Die Donauwellen ſingen —
Das Herz wird mir ſo ſchwer!

Ihr müden, müden Augen,
So könnt' ihr weinen doch?
Hier bin ich ein Kind geweſen —
Ich wollt', ich wär' es noch!

4.

Was zucken die braunen Geigen
So ſeltſam in Eurer Hand? —
„Wir haben darüber als Saite
Ein Menſchenherz geſpannt!

Ein armes, närriſches Herze
Zergeigen wir Stück für Stück —
Das lacht in ſeinem Schmerze
Und ſchluchzt in ſeinem Glück!"

5.

Jeder Weg hat ſeine Kröte,
Jede Liebe ihre Pein;
Aber wenn ich dieſe tödte,
Steh' ich auch allein.

Was des Lebens ſchlimmſte Nöthe
Drollig macht und klein,
Iſt, daß Niemand ohne Kröte
Glücklich hier kann ſein!

6.

Nun laß' die Liebe! In der Luft
Liegt es wie Hyazinthen-Duft,
Klingt es wie Raſerei —
Das Leben iſt ein frecher Tanz,
Nur wer verachtet, hat es ganz,
Und klagt nicht, wenn's vorbei!

Tokayer füll' mir den Pokal —
Daß ich das Gift nicht ſeh' im Mahl,
Betäube mich der Wein!
Gott ſei's geklagt, nach dieſem Tanz
Wird ja mein armes Herz auch ganz,
Ja ganz zertreten ſein!

Der Vater der deutſchen Geige.

Von

Wladimir Kuk.

Im Auguſt des Jahres 1883 war es, daß im Dorfe Abſam bei Hall in Tirol an dem ehemaligen Wohnhauſe Jakob Stainer's eine Gedenktafel enthüllt, und an der Muſikſchule in Innsbruck der „Jakob Stainer-Geigenpreis“ für hervorragende Leiſtungen im Violinſpiele geſtiftet wurde.

Wer war Jakob Stainer?

Ein Bauernſohn aus Abſam, welcher ſpäter Geigenbauer wurde, und im Jahre 1683 in ſeinem Heimatsdorfe ſtarb.

Dieſe kurze Angabe war bis vor wenigen Jahren die einzige authentiſche Mittheilung über einen Mann, deſſen Arbeiten mit Gold aufgewogen wurden, welcher es verdiente, in der Muſikgeſchichte einen hervorragenden Platz einzunehmen, und der noch immer des Biographen harrt, welcher es unternähme, Jakob Stainer ein ſeiner Bedeutung würdiges Denkmal zu ſetzen.

Man muß allerdings zugeſtehen, daß die Zeit bei Stainer's Tode nicht danach angethan war, ſich mit einzelnen Perſönlichkeiten eingehender zu befaſſen, Oeſterreich ſtand im Kampfe mit den Türken, welche gerade zu dieſer Zeit Wien belagert hatten, zudem hatte Stainer ſein Leben ſehr traurig geendigt, er ſtarb in Wahnſinn.

Da es unterlaſſen worden war, Daten über Stainer's Leben bei ſeinen Zeitgenoſſen zu ſammeln, dies aber nach der Zeit nur ſehr

ſchwierig durchzuführen war, darf es Niemanden Wunder nehmen, daß die Sage an die Stelle der Mittheilung trat, welche mit der Zeit einen ganzen Kranz von Scenen und romantiſchen Erzählungen um Stainer's Namen wob. Wenn auch alle dieſe Dichtungen keine hiſtoriſchen Momente enthielten, und meiſtentheils auch nicht den Thatſachen entſprachen, welche ſpäter aus dem Leben dieſes Mannes zutage gefördert wurden, ſo darf man ihnen doch eine gewiſſe Bedeutung nicht abſprechen, ſie trugen weſentlich dazu bei, die Erinnerung an Jakob Stainer wach zu erhalten und führten indirect dazu, daß hiſtoriſche Thatſachen aus ſeinem Leben geſammelt und veröffentlicht wurden. Von den Novellen verdient in erſter Linie jene von Johannes Schuler genannt zu werden, welche 1829 in den „Alpenblumen" unter dem Titel: „Jakob Stainer" erſchienen iſt und ſich durch ihren eminenten poetiſchen Gehalt auszeichnete, vorher ſchon, im Jahre 1825 hatte J. G. Seidl in den „Orangenblüthen" eine poetiſche Erzählung: „Jakob Stainer" veröffentlicht. 1835 brachte Auguſt Lewald in ſeinem „Reiſebuch für Tirol" unter dem Titel: „Ein Abend in Abſam" eine Reminiscenz an die Schuler'ſche Novelle. Im Jahre 1843 erſchienen zwei Novellen über Stainer, die eine von Joſef Brüſſel in den „Charitas", die andere von Julius von der Traun in den „Südfrüchten", endlich im Jahre 1877 im „Deutſchen Hausſchatz" eine Erzählung von Franz von Seeburg: „Jakob Stainer, der Geigenmacher von Abſam". Von der poetiſchen Behandlung, welche Jakob Stainer's Namen gefunden, ſtehen die herrlichen Verſe Hermanns von Gilm in erſter Linie. Auch im Drama hat Stainer's Leben Bearbeiter gefunden, ſo in Theodor Rabenalt's „Jakob Stainer, ein vaterländiſches Charakter- und Sittengemälde", Joſef Erler's Drama „Des Kaiſers Geigenmacher", endlich in Genée's Oper: „Der Geiger von Abſam".

All' dieſen poetiſchen, novelliſtiſchen und dramatiſchen Bearbeitungen liegt das hiſtoriſch nicht erwieſene Motiv zu Grunde, daß Jakob Stainer als Schüler Amati's in Cremona oder als Schüler Vinnecati's in Venedig geweilt, allda ſein Herz an die Tochter ſeines Meiſters verloren habe, von derſelben verrathen in ſeine Heimat geflüchtet ſei, um hier allmählich vor Gram dem Wahnſinne zu verfallen.

Es wird weiters noch, bald mit dieſer, bald mit jener Variante erzählt, daß Stainer nur mit Mühe dem Dolche eines eiferſüchtigen

Nebenbuhlers entgangen, daß er von ſeinem Meiſter in Italien gefangen gehalten wurde, um nicht das Geheimniß des Geigenbaues zu verrathen, daß er eine Geige gebaut, in welche er die Stimme ſeiner ungetreuen Geliebten hineingelegt u. dgl. mehr. All' dieſe Sachen ſind recht romantiſch, machen ſich in einer Novelle recht nett, ſind auf der Bühne mitunter von packender Wirkung, aber — ſie ſind, wenigſtens ſoweit ſie ſich auf Jakob Stainer beziehen — nicht wahr.

Dem in den Siebziger-Jahren verſtorbenen Seelſorger der Haller Irrenanſtalt Sebaſtian Ruf gebührt das Verdienſt, alle bisher über das Leben Jakob Stainer's bekannten authentiſchen Daten geſammelt und in ſeiner Brochure „Der Geigenmacher Jakob Stainer" publicirt zu haben, und wir wollen es verſuchen, an der Hand ſeiner Forſchungen den Lebenslauf dieſes bedeutſamen Mannes wiederzugeben. Hiebei ſei noch bemerkt, daß die Ermittlung von Stainers eigentlichem Todestage einer neueren Forſchung angehört.

Jakob Stainer wurde am 14. Juli 1621 im Dorfe Abſam bei Hall im Innthale geboren. Sein Vater, Martin Stainer, war entweder Bauer oder Arbeiter im Haller Salzbergwerke und Jakobs Jugendjahre unterſchieden ſich in gar nichts von dem Leben eines Bauernjungen der damaligen Zeit. Wo und bei wem der junge Stainer das Geigenmachen erlernt habe, konnte bisher nicht ermittelt werden. Es iſt nicht gelungen, auch nur die leiſeſte Spur aufzufinden, daß Stainer je in Venedig oder in Cremona geweſen ſei. Alles, was über Stainers Lehrzeit, ſeine Ausbildung, ſeinen Aufenthalt in Venedig u. ſ. w. erzählt wird, wurde ohne hiſtoriſche Bürgſchaft, nur auf dem Gebiete der Sage und Dichtung geſammelt. Gewiß iſt nur, daß Stainers Jugendjahre in eine Zeit fielen, wo ſich in Innsbruck am Hofe des Erzherzogs Leopold und ſeiner Gemalin Claudia von Medicis ſehr viele italieniſche Muſiker aufhielten und wo häufig muſikaliſche Feſte gegeben wurden. Wenn auch angenommen werden mag, daß Stainer anfangs nach italieniſchen Muſtern gearbeitet habe, ſo hat ſich doch im allgemeinen die Anſicht Bahn gebrochen, daß Stainer *aus ſich ſelbſt* die Meiſterſchaft im Geigenmachen errungen habe, ſeine Inſtrumente weichen weſentlich von italieniſchen Erzeugniſſen ab, er *arbeitete nach ſelbſtgeſchaffenen Principien* und ſchuf ſo die *deutſche Geige*. Mit vollem Rechte nennt ihn ſomit Dr. Schafhautl den „*Vater der deutſchen Geige*".

Im Alter von 20 Jahren finden wir Stainer in Absam vollauf mit Geigenmachen beschäftigt, welche er auf den Haller Märkten an ausländische Kaufleute verkaufte.

Im Jahre 1643, dann in den Jahren 1672 und 1675 unternahm Stainer mit seinen Instrumenten mehrere Reisen nach Salzburg. Am 26. November 1645 verehelichte er sich mit Margarethe Holzhammer aus Absam, aus welcher Ehe acht Töchter und ein Sohn entsprossen. Im Jahre 1648 unternahm er eine Reise nach Oesterreich und hielt sich in Kirchdorf in Oberösterreich längere Zeit mit Geigenmachen auf. Diese Reise hatte auf Stainer's Lebenslauf insoferne einen sehr ungünstigen Einfluß, als er sich daselbst im Hause eines jüdischen Kaufmannes, Salamon Huemer, aufhielt und bei seiner Abreise eine Schuld von einigen Gulden hinterließ, welche ihn später in die größten Unannehmlichkeiten verwickelte. Im Mai dieses Jahres wurde Stainer mit Erzherzog Ferdinand Karl bekannt, welcher ihn wegen seines vortrefflichen Spiels bewunderte und häufig zu Concerten nach Innsbruck berief. Um diese Zeit war Stainer's Ruf als Geigenmacher auf's Höchste gestiegen. Kunstkenner nannten ihn: „Celeberimum testudinem musicarum fabricator", und Erzherzog Ferdinand ernannte ihn unterm 29. October 1658 zu seinem Hofgeigenmacher, „beglückte ihn", wie es im Diplome lautet, „mit dem Titel eines erzfürstlichen Dieners und sah ihn gnädigst als solchen an", in Folge dessen ihm von nun an das Prädikat: „ehrsamer und fürnehmer Herr" zukam.

Mittels Diplom vom 9. Jänner 1669 wurde Stainer zum Hofgeigenmacher Kaiser Leopold I. ernannt. Dieses Diplom hat folgenden Wortlaut: „Wir Leopold, von Gottes Gnaden, erwählter römischer Kaiser, bekennen öffentlich mit diesem Brief, und thun kund männiglich, daß wir den Jakob Stainer gleichfalls, wie wayland Erzherzog Ferdinand Karl, Graf von Tirol, mit dem Titel unseres Dieners gnädigst gewürdigt und angesehen, und dazu aufgenommen haben, und zwar dergestalt, daß Er, Stainer, von nun an für unseren Diener anerkannt und gehalten werde, weil uns des getreuen und lieben Stainer's gute Qualität und Experienz des Geigenmachens absonderlich angerühmt worden ist. Zugleich bestätigen wir, daß Stainer alle und jede Gnade, Ehre und Würde, Sportl, Recht und Gerechtigkeit, auch Exemtion allermaßen und Gestalt, wie andere dergleichen

unſere Diener ſich erfreuen und genießen ſoll und mag, unverändert menniglich."

Das war die letzte erfreuliche Nachricht für Stainer. Von nun an brach eine Reihe unglücklicher Ereigniſſe über ihn herein.

Nachdem er ſchon im Jahre 1667 wegen der Schuld an Salamon Huemer in Kirchdorf vor das Gericht in Thaur vorgeladen worden war, dort eine Abſchlagszahlung von 15 Gulden auf ſeine Schuld geleiſtet und den Reſt am nächſten Haller Markte zu bezahlen verſprochen hatte, wurde er am 22. März 1669 abermals bei dieſem Gerichte vorgeladen. Die Summe, welche ihm hier als Schuld vorgehalten wurde, kam Stainer unverhältnißmäßig hoch vor, denn er beſtritt die Höhe derſelben. Das Gericht in Thaur fällte demnach in dieſer Sache keine Entſcheidung, dagegen hatte Huemer beim Gerichte in Kirchdorf einen Zahlungsauftrag erwirkt, welcher Stainer mit der Erklärung zukam, daß, falls die Schuld von ihm nicht getilgt werde, auf dem nächſten Linzer Markte der „nächſte beſte" Haller Bürger dafür angehalten werde. Ueber den Ausgang dieſes Proceſſes konnte nichts weiter in Erfahrung gebracht werden.

Inzwiſchen wurde Stainer von einem neuen Mißgeſchick betroffen. Von deutſchen Bergknappen war die lutheriſche Lehre nach Tirol verpflanzt worden und fand im Zillerthale und im Unterinnthale Anklang. Obſchon die Regierung der neuen Lehre mit aller Strenge entgegentrat, gab es doch im Lande eine Menge heimlicher „Lutheriſcher" und auf den Haller Märkten wurden durch ausländiſche Kaufleute ſectiſche Bücher verkauft. Stainer ſcheint ſich durch den Ankauf ſolcher Bücher verdächtig gemacht zu haben. Als „des Verbrechens der Ketzerei ſehr verdächtig" wurde er gefänglich eingezogen und blieb von Mitte April bis Ende September 1667 in Haft. Als endlich der Richter in Hall an die Regierung die Anzeige erſtattete, daß Stainer von der geiſtlichen Obrigkeit in Betreff des Verbrechens der Ketzerei die Abſolution erhalten habe, wurde er ſeiner Haft entlaſſen. Obzwar der bezügliche Befehl den Beiſatz enthielt, ihn mit keiner weiteren Strafe zu belegen, „welche ihm in Bezug auf ſeine Ehre als kaiſerlicher Diener und Hofgeigenmacher in Zukunft nachtheilig ſein könne", mußte es Stainer bald bitter erfahren, daß er ſich fortan nicht mehr der Gunſt der Regierungsherren in Innsbruck zu erfreuen hatte. Stainer hatte an den Grafen Albert Fugger eine Schuld von 450 Gulden, welche Letzterer an das

Pfannhausamt in Hall abgetreten hatte, und erhielt Ende des Jahres 1677 den Auftrag, diese Schuld zu bezahlen. Da er hiezu nicht in der Lage war, reichte er unterm 14. December ein Gesuch um Nachsicht dieser Schuld ein und hoffte um so eher auf eine Gewährung seiner Bitte, als derartige Forderungen, welche das Pfannhausamt an „kaiserliche Diener" zu stellen hatte, häufig nachgesehen wurden. Allein seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Mittels Bescheides vom 18. Februar 1678 wurde seine Bitte „der Consequenz und anderer angeführten Ursachen wegen" abgeschlagen. Von dieser Zeit an wurde Stainer unthätig und in sich gekehrt und verfiel in Wahnsinn, von dem ihn der Tod im Jahre 1683 erlöste.

Der Todestag Jakob Stainer's blieb lange unbekannt und konnte nicht ermittelt werden, weil aus dem Matrikel der Pfarre Absam einige Blätter, welche die Jahre 1682 bis 1684 umfassen, abhanden gekommen sind. Bei einer in jüngerer Zeit vorgenommenen Renovirung des Absamer Friedhofes wurde eine Gedenktafel aufgefunden und in die Kirchenmauer eingefügt, welche folgenden Wortlaut hat:

„Hir ligt begraben der furnembe und kunstreiche Geigenmacher Jakob Stainer so am 14. Tag Juli 1621 zu Absam gebohren und am Freitag nach Aegidi 1683 Yar vor Sunnen-Aufgang seeliglich starbe, er war von weyland Erzherzog Ferdinand Carl bestellter Hofmusici im Yar 1658 zuernannt und von Ihro May. Kayßer Leopold II. als solicher bestättiget. G. G. d. S.

Weiters ligt hir begraben die tugenthaft Fraw Margareta Holzhammer so des Jakob Stainer Eliche Haußfraw geweßt. Gestorben im Yar 1689 R. I. P."

Aus diesem Gedenksteine geht nun hervor, daß Stainer am Freitag nach Aegidi gestorben ist, und nachdem der Aegidiustag (1. September) im Jahre 1683 auf einen Sonntag fiel, so war am darauffolgenden Freitag der 6. September, mithin ist der 6. September 1683 der Todestag Jakob Stainer's.

Was die Instrumente Stainer's besonders auszeichnet, ist der männliche, reine Ton, worin ihnen nach dem Urtheile großer Kenner sogar die so berühmten italienischen Geigen weichen, dies machte sie mit der Zeit so schätzbar, daß man später Mühe hatte, Stainer Geigen, welche vom Meister selbst um 30 bis 40 fl. verkauft worden waren, um den Preis von 100 bis 300 Dukaten an sich zu bringen, sie wurden

ſelbſt den Cremoneſer Geigen vorgezogen. Dieſe im Inlande immer ſeltener gewordenen Inſtrumente behaupten noch immer einen ſo hohen Preis, daß eine wirklich echte Stainer Geige, wenn ſie doch verkauft wird, wohl unter 500 Dukaten nicht zu erwerben iſt.

Faſt jede Geige hat anfangs einen etwas rauhen kreiſchenden Ton, die Stainer Geigen hatten aber das Beſondere, daß ſie ſich ſchon gleich anfangs durch die ſchönſte und reinſte Klangfülle auszeichneten. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt vorzüglich darin, daß Stainer, wie kein anderer Meiſter in dieſem Fache, es verſtand, für die Bodenlagen ſeiner Inſtrumente das zweckentſprechende Holz zu wählen, er bediente ſich zu ſeinen Geigen des Holzes der Haſelfichte, welches er ſich aus dem Gleirſchthale hinter dem Salzberge bei Hall ſelbſt fällte, und zuvor durch Anſchlagen mit dem Hammer den Ton des Holzes prüfte. Ein beſonderes Augenmerk richtete er auf die Jahresringe des Holzes. Auch zu den beſonderen Theilen der Inſtrumente ſuchte er immer möglichſt altes trockenes Holz, oft benützte er dazu ſogar Stuben- und Kammerthüren. Er ſoll nicht ſchnell, ſondern äußerſt langſam gearbeitet haben. Die Decken arbeitete er trotz ihrer hohen Wölbung ſehr dick, ließ aber das Holz nach dem Backen zu raſch abnehmen, ſo daß die Ränder ſehr dünn wurden. Seine Schallpunkte bilden ſtatt eines Kreiſes eine Ellipſe, deren längere Achſe in die Längenrichtung des Inſtrumentes fällt. Die Geigen Stainer's unterſcheiden ſich weſentlich von der Bauart der italieniſchen Inſtrumente, ſie ſind nämlich weit höher gewölbt als alle italieniſchen Geigen, von der Mitte an gerechnet, wo der Steg ſteht, ſo daß man, wenn man ſie horizontal hält, durch die Geige bei dem einen F-Loche hinein und bei dem anderen wieder hinaus ſehen kann, auch ſind die F-Löcher kürzer als bei den italieniſchen Geigen. Der Körper der Stainer Geige iſt etwas breiter und kürzer gehalten als bei den Italienern, welche im Ganzen eine mehr längliche und ſchmale Form lieben. Während der Ton der italieniſchen Geigen hell und gläſern, dabei voll und durchdringend iſt und an die mittleren Töne der Clarinette erinnert, haben die Inſtrumente Stainer's etwas Weiches und Flötenartiges, und eignen ſich deshalb nicht im gleichen Maße für den Concertſaal wie jene.

Die Geigen Stainer's kennt man in dreierlei Format: Größere, mittlere und kleinere. Der Boden iſt immer ſchön geflammtes Ahornholz, der Kaſten oft dunkelbraun, die Decke hochgelb mit Bernſteinlack

lackirt. Manche Geigen haben einen Farbenton, der ins Gelblichrothe spielt. Eine besondere Aufmerksamkeit verwendete Stainer für die Ausführung der Schnecke, so daß man die schönste Maschinenarbeit zu sehen glaubt. An manchen Geigen hat er statt der Schnecke einen schönen Löwenkopf geschnitzt. Dies alles sind hinreichende Kennzeichen, um die Stainer'schen Instrumente von anderen zu unterscheiden. Wer einmal eine echte Stainer Geige gesehen hat, wird nicht leicht in Ungewißheit gerathen, sie mit einer nachgemachten zu verwechseln, da kein Nachahmer die Schönheit der Stainer'schen Arbeit erreicht hat. Zudem wird jedermann gut thun, vor dem Ankaufe einer Stainer Geige sich um ihre Geschichte zu erkundigen. In früheren Zeiten war noch manche echte Stainer Geige in Tirol, allein bei Aufhebung der Klöster durch Kaiser Josef richteten die Commissäre, welche bei Aufhebung dieser Institute thätig waren, ganz vorzüglich ihr Augenmerk auf diese Instrumente, welche später ins Ausland, besonders nach England wanderten.

Ein schönes Instrument aus dem Jahre 1641 befand sich im Besitze des Balletmeisters Gardel in Paris, ein anderes im Besitze des Concertmeisters Fränzel in Mannheim. Auch Mozart war im Besitze einer echten Stainer Geige. Er hielt sie hoch in Ehren und sie diente ihm als Solo-Quartett-Instrument. Später kam dieselbe in den Besitz des Concertmeisters Lenk am Mozarteum in Salzburg und wurde daselbst beim Mozartfeste im Jahre 1856 und ebenso bei der Mozart-Centennarfeier im Jahre 1892 als theuere Reliquie ausgestellt. Sie trägt Stainer's Handschrift mit der Jahreszahl 1656. Ein echter Stainer Violon befindet sich im Archive der Stadt Hall in Tirol. Er hat die Inschrift: „Jacobus Stainer Oenipontum, fecit in Absam 1653" und klingt noch so scharf und fein, daß er bei dem vollsten Orchester herausgehört werden kann. Dieser Violon wurde für das königliche Damenstift in Hall angefertigt, ging nach der Aufhebung dieses Stiftes im Jahre 1783 an die Kirche über, wo er lange Zeit in Benützung stand, und wird gegenwärtig im Stadtarchive aufbewahrt. Die Besucher der historischen und kunstgewerblichen Ausstellung in Hall im Jahre 1890 hatten Gelegenheit, dieses ehrwürdige Meisterstück zu bewundern. Eine echte Stainer Alt-Violine besitzt Graf Castelbarco in Mailand, welche an Arbeit und Tonreiz ein Muster von Vollkommenheit ist. Ebenso besaß der Geigenvirtuose Sivori eine echte

Stainer Geige, von welcher Vuillaume ſagt, daß ihn ihr ganz ungewöhnlich ſympathiſcher Ton ganz bezaubert habe. Der Geigenmacher Lupot in Paris und der berühmte Violiniſt Cartier waren gleichfalls im Beſitze von Stainer Geigen. Eine Geige aus dem Jahre 1644 von ausgezeichneter Schönheit befand ſich im Beſitze des Violinvirtuoſen Alardts und eine andere von eben ſo großer Eleganz im Beſitze des Herzogs von Orleans. Zwei Geigen, welche Stainer im Jahre 1677 für das Kloſter St. Georgenburg verfertigt hatte, ſind bei dem großen Brande des Kloſters Fiecht am 21. Juni 1868 zu Grunde gegangen. Der Muſiker Wagner in Innsbruck beſitzt ebenfalls eine echte Stainer Geige, welche ihm um 1000 fl. nicht feil war. Bei der Stainer-Feier im Jahre 1883 war dieſelbe ausgeſtellt und wurde bei dem Feſtconcerte benützt und bewundert.

Eine ſehr intereſſante und wahre Geſchichte einer Stainer Geige wurde zum erſten Male in der „Muſikaliſchen Correſpondenz“ in Speyer vom 1. Juni 1791 abgedruckt. Sie lautet:

Der im Königreiche Böhmen und auswärts berühmte Graf Wenzel Trautmannsdorf, Kaiſer Karl VI. oberſter Geſtütmeiſter hatte bei dem Beſuche, den dieſer Monarch mit dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen und anderen Fürſten bei ihm machte, einen unermeßlichen Aufwand veranſtaltet. Unter anderem hatte er auch die berühmte Fauſtina mit ihrem Reiſegefährten Mauro Alleſi verſchrieben, um ſeine hohen Gäſte mit Muſik zu ergötzen. Um dieſe Zeit wurde der Fürſt Wenzel Liechtenſtein von Kaiſer Karl VI. als Botſchafter nach Frankreich geſchickt. Nun bat ſich dieſer vom Grafen Trautmannsdorf aus, daß ihn die damals berühmten Virtuoſen, Gebrüder Georg und Nikolaus Stetzitzky, die bei jenem in Dienſten ſtanden, dahin begleiten dürften. Trautmannsdorf bewilligte es. Nun war Georg Stetzitzky, der als vortrefflicher Meiſter auf der Violine berühmt war, mit einer mittelmäßigen Geige verſehen. Mauro Aleſi aber hatte mehrere Cremoneſer Geigen bei ſich, daher der Graf, um eine davon für obigen Künſtler zu erhalten, ihm mehr als gräfliche Anerbietungen thun ließ, die ihn aber zu keiner Abgabe bewegen konnten, deswegen ihn der Graf mit 50 Dukaten und die Fauſtina mit 1000 fl. entließ. Da man aber in Verlegenheit war, wo man eine gute Geige für Georg Stetzitzky auf ſeine Reiſe hernehmen ſollte, ſo ließ ſich von ungefähr ein ſchon bejahrter Meiſter beim Grafen melden und ſpielte ſo vortrefflich auf

einer Stainer Geige, daß bei den hohen Gästen und allen Kennern die Cremoneser Geigen bald in Vergessenheit kamen. Der Graf faßte sogleich den Entschluß, diese Geige zu kaufen und unterbrach den Violinspieler in seinem Spiele. Dieser in der Meinung, daß er Mißfallen erregt habe, gerieth ganz außer sich. Als ihn der Graf zu beschwichtigen suchte und ihm zu erkennen gab, daß er die Geige an sich bringen möchte, antwortete der Mann, wenn er die Geige verlieren müsse, sei auch seine ganze Kunst und sein Glück dahin, denn er wüßte nicht, wie er sich künftig ohne sie im Leben fortbringen könnte. Auf dieses gab ihm der Graf zuerst für das Spiel 50 Dukaten, und schloß dann unter folgenden Bedingungen, die der Mann annahm, den Ankauf der Geige ab: 300 fl. für die Geige, alle Jahre ein Kleid, tägliche Kost, täglich eine Maß Wein und zum Nebentrunk zwei Fässer Bier, freie Wohnung, Holz, Licht, dann monatlich 10 fl. und jährlich 6 Schäffel Frucht und endlich so viel Hasen, als er für seine Küche nöthig hätte.

Nach Abschluß dieses Vertrages mußte Georg Stetzitzky ein Solo auf dieser Geige spielen, worauf er sie vom Grafen zum Geschenk erhielt.

Der Mann, welcher unter obigen Bedingungen seine Geige hingegeben hatte, lebte noch über 16 Jahre und bezog aus des Grafen Cassa an barem Gelde:

Für dieselbe	300 fl. — kr.
Geschenke	100 „ — „
Monatlich 10 fl.	1.920 „ — „
Tägliche Kost zu 10 kr.	1.946 „ 40 „
100 fl. jährlich für ein Kleid	1.600 „ — „
Eine Maß Wein täglich à 12 kr.	1.168 „ — „
Jährlich 800 Maß Bier à 4 kr.	853 „ 20 „
Jährlich 6 Schäffel Frucht à 3 fl.	288 „ — „
Jährlich 6 Klafter Holz à 3 fl.	288 „ — „
Licht täglich 1 kr.	97 „ 20 „
Vier Jahre nach ihm bezog noch seine Base an Frucht 6 Schäffel	72 „ — „
und ihretwegen bezog eine arme Witwe ½ Klafter Holz und 4 fl. Hauszins	22 „ — „
Fürtrag . .	8.654 fl. 80 kr.

Uebertrag . .	8.654 fl. 80 kr.
und erhielt selbe alle Monate 1 fl. 30 kr. und noch überdies 6 kr.	78 „ — „
dies macht eine Summe von . .	8.733 fl. 20 kr.
und nach dem 24-fl.-Fuß . .	10.380 fl. 24 kr.

(= 4.359 fl. 77 kr. österr. Währung.)

Als Georg Stetzitzky, der Besitzer dieser Geige, starb, haben sich viele um dieselbe beworben, allein der Erbe wollte solche doch nicht verkaufen, um sich nicht die Ungnade des Grafen Trautmannsdorf zuzuziehen. Als aber dieser mit Tod abging, kaufte diese Geige der ehemals preußische, nachher aber churpfälzische Hofmusikus Zart. Nach dem Tode Zart's kam diese Geige in den Besitz des Herrn Fränzel, Concertmeister in München.

Diese Geige kam nachher in mehrere Hände und wurde zuletzt Eigenthum des Herrn Chrönsel in Wien, der selbe im Jahre 1854 willig auf einige Stunden hergab, um zur Vermehrung der Feierlichkeiten bei der Vermählung des Kaisers von Oesterreich beizutragen. Das war das letzte Mal, daß auf dieser Geige öffentlich gespielt wurde.

Wie so manche Frage aus Stainer's Leben ist auch diejenige noch nicht beantwortet, ob er allein gearbeitet, oder ob er Schüler gehabt habe. Aegidius Klotz, der Begründer des Geigenbaues in Mittewald und Mathias Albani in Bozen waren Zeitgenossen Stainer's und bauten ihre Instrumente nach Stainer's Manier, ohne daß erwiesen werden könnte, daß sie diese Kunst bei Stainer selbst erlernt haben. Heute noch werden in zahlreichen Fabriken, unter anderen von Steiner und Hornstein in Mittewald, J. A. Baader in München und in Wien, Streichinstrumente in Form und Manier der Stainer Geigen angefertigt; auf diese Weise wurde Stainer der Begründer einer specifisch deutschen Geigenschule.

Bald nach Stainer's Tode begannen jedoch die Verfälschungen seiner Instrumente, beziehungsweise der Mißbrauch seines Namens, um minderwerthige Geigen zu höheren Preisen verkaufen zu können. Diese Fälschung ging zunächst von Cremona aus. Von der Familie Klotz in Mittewald sagt man, daß sie die Gewohnheit gehabt hätte, solche Instrumente ihrer Fabrik, die besser als andere gerathen und in

den Einzelnheiten der Form vollkommen waren, Stainer's Etiquette einzukleben. Auch Markus Stainer benützte für seine Instrumente den berühmt gewordenen Namen seines Bruders Jakob Stainer. Anfangs suchte man Stainer's Handschrift nachzumachen, später aber ließ man Zettel mit Stainer's Namen und einer bestimmten Jahrzahl drucken, um sie im Innern der Geigen zu befestigen. Die meisten dieser Zettel charakterisiren sich schon durch ihre Typen, als ganz offenbar einer späteren Zeit angehörig. Geigen dieser Art existiren zu Tausenden. Da Stainer's Todesdatum lange Zeit unbekannt war, so geschah es, daß in manchen sogenannten Stainer Geigen Jahreszahlen vorkommen, die weit über Stainer's Todesjahr hinausreichen, man findet Geigen mit der Jahrzahl 1684, selbst 1729. Hinsichtlich dieses Umstandes schrieb der im Jahre 1890 verstorbene Dr. Schafhautel in München, welcher als vorzüglicher Kenner der Stainer Geigen bekannt war: „In allen gewiß echten Stainer Geigen ist der Name mit lateinischen Buchstaben hineingeschrieben, während die italienischen Geigen gewöhnlich gedruckte Zettel haben. Eine Stainer Geige mit gedrucktem Zettel ist stets verdächtig; wenigstens waren noch alle, welche mir zu Gesicht kamen, unechte."

Damit will allerdings nicht gesagt sein, daß alle unterschobenen Stainer Geigen nothwendigerweise von schlechter Qualität sein müssen. Manche von diesen sind oft ganz vorzügliche Instrumente, wogegen manche echte Stainer Geige nicht mehr jenen reinen männlichen Ton hat, den sie früher gehabt.

Ueber die Familie Jakob Stainer's ist wenig zu berichten. Sein Sohn Jakob starb bald nach der Geburt, von seinen Töchtern starben sechs noch bei Lebzeiten des Vaters. Stainer's Gattin überlebte ihn sechs Jahre, sie starb in großer Armuth im Alter von 69 Jahren im Jahre 1689, bald folgten ihr noch die beiden letzten Töchter, welche ebenfalls arm und unvermählt geblieben waren. Das Haus in Absam, wo Stainer gelebt und gestorben, ist noch erhalten, dasselbe wurde im Jahre 1820 restaurirt und theilweise umgebaut, im Jahre 1883 mit einer Gedenktafel versehen. Das Originaldiplom, welches Stainer im Jahre 1669 von Kaiser Leopold erhalten hatte, befindet sich gegenwärtig im Museum Ferdinandeum zu Innsbruck.

Gedichte

von

Guido Freiherrn v. Kübeck.

Treu und wahr.

Gekommen war der Alpenweide Zeit,
Da gab im Dorfe es ein ſtetig Wandern,
Die Bauern eilten einer zu dem andern;
Bald war zum Aufzug Alles ſchon bereit.

Die Ställe waren nahezu geleert
Und immer größer ward die Rinderheerde,
Zu ziehen aufwärts nach der Alpenerde,
Die nun mit ihrem friſchen Grün ſie nährt:

Vereinigt ſind im friſchen, frohen Muth
Die oben Waltenden, die Sennerinnen,
Sie ſingen, johlen, eh' ſie zieh'n von hinnen
Mit ihrer Bauern ſchönem Rindergut.

Wie Alles, marſchbereit, verſammelt ſteht,
Um Abſchiedsgruß zu nehmen und zu geben,
Tritt auch der Pfarrer in dies bunte Leben
Und ſpricht den Scheidenden ein fromm Gebet,

Es möge Gott ſie ſchützen fort und fort,
Kein Unglück möge ihre Arbeit ſtören:
Er hoffe auf ein fröhlich Wiederkehren,
Wenn Alles baut auf Gott, als höchſtem Hort.

Dann ziehen Alle weiter alpenwärts,
Allmälig ſchweigt der Kühe Glockenläuten:
Da möchte Mancher ſich ſein Schickſal deuten,
Denn Vielen ward beim Abſchied ſchwer das Herz.

So war denn Hans, von Liebesſchmerz erfüllt
In ſeinem Heimatsort zurückgeblieben:
So ſehr ihn auch die Sehnſuchtsleiden trieben,
Sie mußten dennoch bleiben ungeſtillt.

Als er ſein Herz in Liebe zugewandt
Der ſchönen Maid, der Lene, friſch und munter,
Da gab mit ſeinem Vater es mitunter
Manch hartes Wort, da er ſich nicht verſtand,

Zu reichen ſeine Hand der reichen Trud,
Die ihm als Weib vom Vater auserleſen;
Die Trud ſchien ihm ein unausſtehlich Weſen,
Er blieb doch immer ſeiner Lene gut.

Nach Langem gibt doch Hanſens Vater nach;
Er ſagt: Du kannſt zum Weib die Lene wählen,
Doch darf ich meinen Wunſch Dir nicht verhehlen,
Daß, eh' Du Lene führſt ins Brautgemach,

Du Deine Liebe noch erproben wirſt.
Ich ſtelle Deiner Liebe nichts entgegen:
Gewinnen wirſt Du meinen Vaterſegen,
Wenn Du in Deinem Herzen Dich nicht irrſt.

Die Lene gehet nun als Sennerin
Mit unſern Rindern auf die Alpenmatten:
So lang ſie dort iſt, ſteige auf den Graten
Herum nach Luſt, doch nimmer darfſt Du hin,

Wo ihre Hütte ſteht, um ſie zu ſeh'n:
Wird Dir ſo lange Trennung ſchwer auch ſcheinen,
So kannſt Du's doch: Du darfſt mit ihr Dich einen
Nur, wenn Du mein Gebot befolgſt! — Geſcheh'n

Soll, wie Du ſagſt, o theurer Vater! ſpricht
Mit Dankesworten Hans; ich will mich fügen
Und den gewalt'gen Sehnſuchtsdrang beſiegen,
Denn Lene bleibt mein Herzensſonnenlicht. —

Ein Junker kommt in Hanſens Heimatsort,
Die Dolomiten möchte er beſteigen,
Er fragt, wer ihm die Wege wollte zeigen;
Hans iſt bereit und ziehet mit ihm fort.

S' iſt Jedem wie ein günſtiges Geſchick,
Daß mit dem Andern er kann bergwärts ziehen,
Wo herrlich ſchöne Alpenroſen blühen:
Entzückt vom roſ'gen Abendſonnenblick

Erſucht den Hans der Junker, daß er doch
Von Alpenroſen pflücke große Mengen,
Die lächelnd blicken von des Berg's Gehängen:
Hans holet ſie, doch pflückt ein Sträußlein noch

Er auch für ſich, ſieht ein Vergißmeinnicht,
Das nimmt er auch für ſich, und wandert weiter:
Mit Dank entläßt der Junker ihn und heiter
Will Hans nun heim. Des Herzens Sonnenlicht

Weiſt ihm jedoch den Weg zur Alpe hin,
Wo Lene wirkt und ſchafft: hin will er gehen,
Doch nach des Vaters Wunſch ſie doch nicht ſehen:
Das Sträußlein, das Vergißmeinnicht darin

Soll ſeinem Lieb ein treuer Zeuge ſein,
Wie ſchwer ihm wird, die Trennung zu ertragen,
Es ſoll in Klarheit ſtumm und treu ihm ſagen:
Ich denke nur an Dich und bin nur Dein!

Und als er bei der Alpenhütte iſt,
Legt er zur Thür ſein Sträußlein in der Stille
Und geht: erfüllt war ſo des Vaters Wille,
Doch Lehne weiß, daß niemals er vergißt,

Daß ſie ſein Alles iſt auf dieſer Welt.
Zurückgekehrt, will's ihm am beſten ſcheinen,
Daß Alles offen er erzählt den Seinen,
Da wird ja klar, daß er Gehorſam hält.

Nach Monden kehren von den Alpenhöh'n
Vollzählig Alle in die Heimat wieder:
Die Sennerinnen ſingen frohe Lieder,
Weil Gott es ihnen ließ ſo wohl ergeh'n.

Beim Dorfe iſt die Bauernſchaft vereint,
Zu grüßen, die der Weg jetzt heimwärts führet:
Die Sennerinnen und die Heerden zieret
Gar mancher Alpenblumenſtrauß: da weinet

Ein Mütterchen, als es die Tochter fand,
Dort hört man wuchtig lachen Bauersleute,
Weil glänzend ihrer Rinder Haar und Häute:
Es grüßet Alles, grüßt mit Mund und Hand,

Denn Alles freuet ſich der Wiederkehr:
Und Hans? der, neben ſeinem Vater ſtehend,
Nach ſeinem lieben Herzensmädchen ſpähend,
War überraſcht bei Lenens Kommen: er

Sah, wie ihr Mieder links ſie hat geſchmückt
Mit einem welken Strauß als Liebeszeichen:
Als ſie ſich beide dann die Hände reichen,
Sieht man, daß ihre Augen hochentzückt.

Der Vater Hanſens tritt heran und gibt
Den beiden Liebenden den Vaterſegen,
Bald folgt der Ehebund: auf ihren Wegen
Zeigt ſich, daß Wahrheit eint, was treu ſich liebt.

Am Bache.

Wie reizend ſchön biſt, Bächlein, Du zu ſchauen!
Will meinen Blick auf Deinen Lauf ich lenken,
Erfaſſet mich ein eigenthümlich Denken:
Hier ſeh' in Dir ich Stein auf Stein ſich bauen,

Dort vor dem Sägewerk Dein Waſſer ſtauen
Und nach demſelben ſchäumend ſich verſenken,
Als wollte nimmer Ruhe es ſich ſchenken:
Und doch, -- kaum will ich meinem Auge trauen --

Fließt ruhig es an moſigem Geſtein
Vorbei, geziert mit üpp'gem Lattichgrün:
Dies Schäumen, Toſen, Rauſchen ohne Ende

Zieht durch des Baches ganzen Lauf ſich hin.
Dies ſtellt in unſerm Leben auch ſich ein;
Wenn man nur, gleich dem Bache, Ruhe fände!

Im Walde.

Dem Auge thuet wohl Dein üppig Grün,
Du mächtig ſchöner Wald! wo Baum auf Baum
Sich thürmt bis hoch hinauf zu Deinem Saum:
Wenn ich in Deine Schatten ſchaue, bin

Nachdenklich ich, es zieht zu Dir mich hin,
Ich fühle nahezu mich wie im Traum,
So ſehr erfaßt mich Deine Welt, doch kaum
Erſtrahlt ein Sonnenblick, wird wach mein Sinn

Und Deine ganze Schönheit kann ich ſchauen,
Hier mit den langen Schatten Deine Stämme,
Im tiefen Grund dort Blumen, ſchön und zart,

Und ober Dir die höchſten Bergeskämme.
Iſt es ein Wunder, daß in mancher Art
Sich da Gedanken aufeinander bauen?

Alpenglühen.

Wie herrlich iſt es, Abends auszublicken
Im Hochgebirge nach den Bergeshöhen,
Die arg zerklüftet uns vor Augen ſtehen!
Da ſiehſt Du auf die mächt'gen Bergesrücken

Die Sonne ihre letzten Strahlen ſchicken:
Wie glühend wirſt Du da die Berge ſehen,
Als wollte nie die Abendgluth vergehen:
Der Sonne letztes Glühen bringt Entzücken!

Warm iſt der Blick durch dieſes ſchöne Bild,
Gleichwie durch treue Liebe warm das Herz!
Doch wenn die Abendſonnengluthen ſchwinden,

Wirſt Du ſo kalt wie Eis die Berge finden,
So wie das Menſchenherz, getäuſcht, es fühlt,
Daß kalt es ward, wie gluthenloſes Erz.

Lebe wohl!

So müſſen wir Lebwohl! euch Bergen, ſagen,
Die ihr auf uns gewaltig niederſchaut,
Die die Natur gleich Mauern aufgebaut!
Es wird uns ſchwer, den Abſchied zu ertragen;

Wir müſſen ihn noch inniger beklagen,
Noch tiefer wird in uns der Klagelaut,
Weil Freunde hier verbleiben, lieb und traut:
Den Freunden ſagen wir: An ſchönen Tagen

Mögt Ihr der Weggezogenen gedenken,
Für ſie den hohen Bergen Grüße ſenden,
Wollt Ihr beim roſ'gen Abendroth den Blick

Mit wonnigem Gefühl nach aufwärts wenden!
Wollt Ihr uns ſo ein treu Erinnern ſchenken,
So wißt, wir denken warm an Euch zurück!

Auch ein Künſtler.

Erzählung

von

H. v. Berlepſch.

In dem ſchönen Thal von Taufers, das gen Norden die Eismaſſen der Zillerthaler-Ferner abſchließen, während aus Süden weich die Lüfte Italiens herüberweh'n, ſtehen Burgen und Dörfer aus uralter Zeit. Es muß den Menſchen hier immer gefallen haben, in den Tagen der Kreuzzüge ſo gut wie heute, wo der Poſt-Seppl täglich zweimal im Sommer die Fremden von Bruneck hereinfährt, und — ſo er bei Laune iſt — auf der letzten Strecke, da wo die Veſte Taufers zum Vorſchein kommt, ſein Horn bläſt, ſchlecht und recht, wie's eben gehen mag.

Bei jedem der Dörfer faſt, die traulich hingeſchmiegt ſind an großaufſtrebende Berge, ſteht halb oder ganz zerfallen ein einſtiger Herrenſitz; einzelne darunter ſo fein in die Landſchaft componirt, daß ihre ehrenwerthen Erbauer — wenn das damals ſchon ſo wie heute Brauch geweſen wäre — nach niedergelegtem Waffenhandwerk ruhig unter die Maler hätten gehen können.

Die Stille des Gebirges umrauſcht dieſe Orte. Vergangenheit und Gegenwart träumen ineinander; die Leute hier in ihrer freundlichen Gelaſſenheit ſtören den Frieden nicht. Sie arbeiten, um zu leben, nicht viel mehr, nicht minder. Das ſieht man ihren kleinen Heimweſen an, die, meiſt nett gehalten, von arm wie reich gleich entfernt ſcheinen.

Blumen an den Fenstern, ein Gärtchen beim Haus, einen gemalten Heiligen über der Thür, das haben sie fast alle. Manche der älteren Häuser zeigen auch eine ganze Versammlung von Heiligen al fresco auf ihren Mauern. Das Blau spielt da unter den Farben eine hervorragende Rolle. Ob es die dauerhafteste ist oder dem betreffenden Künstler einst die liebste, oder ob sie der Einfachheit wegen — da die nirgends fehlende Muttergottes einen blauen Mantel hat — auch bei den anderen gleich ausgiebig angewendet wurde — kurz, sie ist überall zu finden, ebenso die ungefähre Gleichheit der Formengebung, welche die Nähe des gelobten Landes — freilich nicht ahnen läßt.

Der diese Farbenwelt geschaffen, war eben ein Bauer wie die anderen, ein kleiner dazu, der seine paar Stück Vieh und Aeckerlein besorgte, und wenn es etwas zu malen gab, halt die Pinsel hervorholte. Das betrieb er so sein Leben lang. Zwei Söhne halfen ihm dabei, jeder in seiner Art; der Aeltere in der Kunst, der Jüngere in der Wirthschaft. Und als er starb, traten sie sein Erbe an, das ungleiche der Erstgeburt: einer wurde Herr, der andere Knecht. Es hätte vielleicht nicht lange gut gethan, wären die Brüder nicht so verschieden gewesen. Valentin, der Aeltere, ein Schweigsamer, den sein Dasein nicht sonderlich freute — Johannes, Hansele, wie man ihn nannte, ein zufriedenes Gemüth, das bei seinen vierundzwanzig Jahren noch wie mit Kinderaugen in die Welt hinein sah. So kamen sich ihre Eigenschaften nicht in die Quere. Hansele betrieb die Malerei auch, aber — „er ischt der Minder" — hatte der Vater immer gesagt und darum den Valentin mitgenommen, besonders wenn es etwas Kriegerisches zu machen gab, den vielbegehrten Florian in seiner römischen Rüstung, oder einen St. Georg oder Michael. So ein Zustoßen mit der Lanze, ein rechtes Ausholen mit dem Schwert, das traf er gut, gerade als machte sich ein eigener innerlicher Grimm des Valentin mit Vergnügen in dem betreffenden Heiligen Luft. Die Sanftmuth, die Lieblichkeit dagegen wollten ihm nie gelingen. Dafür mußte nach des Alten Tode der Hansele her.

Als er in seiner Kunst nun mehr zu Ehren kam, wuchs auch sein Eifer, mehr zu können. Ehedem hatte er nur die Heirathsschränke, die Truhen, Bettstatten, Wiegen anmalen dürfen mit den bunten Tulpen und Rosen; wenn es hoch kam, einmal ein Engelsköpfchen oder ein Auge Gottes, oder für den Friedhof die Kreuze mit dem Todtenkopf und Memento mori darunter. Jetzt saß er, während andere Burschen

Sonntags in's Wirthshaus gingen, oft allein daheim und copirte Heiligenbildlein, denn andere Vorlagen hatte er nicht. Und wenn ihm etwas gerieth, war er glücklich, nahm gegen Abend noch ſeine Joppe und wanderte durch's Feld oder irgend wohin bergauf, zufrieden in ſeinen Gedanken. Er führte ein in ſich gekehrtes Leben, dem die innere Fröhlichkeit nie mangelte, während Valentin, der ſich mehr auswärts umthat, wo ein Freiſchießen war, mit ſeinem Stutzen hinzog und zur Jagdzeit oft mehrere Tage im Gebirge oben blieb, immer finſter blickte. An's Heirathen ſchien keiner von Beiden zu denken. Ein „alts Menſch", wie man dort zu Lande ſagte, die Walpurg, ſchon ganz krumm von Alter und Arbeit, deren linke Hüfte eigenſinnig aus dem dürren Leibe ragte und ihr ein ſtark verwachſenes Anſehen gab, beſorgte das Häusliche. Es ging ihr noch ziemlich von der Hand, darum eilte es nicht, daß eine Frau in's Haus kam, wofür übrigens auch keine Ausſicht war. Hatte doch weder der Eine noch der Andere bisher eine Liebſchaft gehabt! Dem Valentin war das Weibervolk gleichgiltig, und Hanſele ſchaute es nur ſo, beſonders wenn ihm etwas Hübſches vor Augen kam, mit naiv bewundernden Blicken an, aber nicht, als ob das auch für ihn auf der Welt wäre. Das Malen freute ihn überdies immer mehr, ſo daß er die Kurzweil der Liebe weniger vermißte. Er konnte bald ſoviel wie Valentin. Der berührte nämlich keinen Pinſel, wenn er nicht mußte, obgleich er ſcheel auf die Fortſchritte des Bruders ſah.

Etliche Jahre hatten die Zwei ſo miteinander gewirthſchaftet, da kam ein Maler aus München, ein wirklicher, der ſeine Sache von Grund aus gelernt hatte, in die Gegend und ſtieg ihnen einmal ins Haus. Valentin war nicht daheim, nur Hans, für den das ein großes Erlebniß war.

Was er von ſeiner Kunſt zu zeigen hatte, das holte er herbei; auch die Heiligenbilder, nach denen er das Meiſte gemacht, mit Bleiſtift und in Farben. Der Maler lachte hellauf, als er die Vorlagen ſah und dazu hörte, wie Hans ſich die Leinwand herſtellte, die auf dem eigenen Acker gewachſen, von Walpurg geſponnen, dem Dorfweber gewoben und von Hanſele präparirt, ja mit Oelfarbe bemalt war, deren mehrere er ſelbſt bereitete aus Farbſtoffen, die er durch Pröbeln und Nachdenken ſich dienſtbar gemacht.

In dem Künſtler begann ein Intereſſe für den Burſchen zu erwachen. Er kam wieder und beſtellte ihn auch zu ſich ins Gaſthaus.

Das Liebſte war Hans aber, hinter dem Künſtler zu ſtehen, wenn er arbeitete, und jeden ſeiner Striche mit den Augen zu verſchlingen. Nicht zu reden wagte er dabei — eine wunderbare Welt ging vor ihm auf. So unter'm freien Himmel heraus malen, was Einem gefällt, und es ſo treffen! Um nun oft dabei ſein zu können, erbot er ſich, dem Künſtler das Malzeug zu tragen, wenn es daheim keine Arbeit gab. Hatte er aber tagüber auf Feld und Wieſen zu ſchaffen, dann umkreiste er wenigſtens Abends noch wie ein Verliebter das Wirthshaus, um den bewunderten Mann zu ſehen. Nach und nach wurden ſie Freunde. Der Künſtler gewann den Burſchen um ſeiner naiven Andacht willen lieb und zeigte ihm allerlei, „wie man's macht"; er ließ ſogar Einiges kommen, um eine Art Unterweiſung zu beginnen.

Hanſele war ein glückſeliger Menſch. Hätte man ihm geſagt, das ſei ein halber Gottſeibeiuns, der ihm das lehrte, wie man einen vernünftigen Strich macht und eine Farbe hinſetzt — er würde dennoch gethan haben, was Jener wollte. Nur einmal widerſtand er ihm, als er ein junges Weib mit einem Kind auf dem Arm zu zeichnen verſuchen ſollte, damit er eine Ahnung bekomme, wie man ohne Heiligenbild eine Muttergottes zuwege bringen kann. Nein! Die Verſündigung brachte er nicht über ſich. Es kam ihm vor, als ſollte er ſeinen chriſtkatholiſchen Glauben abſchwören.

„Hansnarr!" ſagte der Künſtler, „glaubſt Du, die großen Meiſter haben ſich im Himmel das Bild der Madonna geholt?"

Hanſele ſtand wie ein A-B-C-Schütz da, aber es flog ein lichter Schein über ſein Geſicht, als er erwiderte: „I moan halt, daß ſie's ihnen in der rechten Frummheit haben vorſtellen könna."

Um aber doch etwas nach der Natur zu machen, konterfeite er, ſo gut es gehen mochte, die krumme Walpurg. Eine Schönere hätte er nicht darum anſprechen mögen; die würde ihn wohl darum ausgelacht haben.

Es gab ein Abbild, eckig, wie mit der Axt aus einem Stück Holz gehauen, doch nicht ohne Aehnlichkeit, beſonders in der Charakteriſtik der Haltung.

„Schau!" ſchmunzelte der Mentor. „Aber warum haſt Du Dich an keine Junge, Saubere getraut? Du wirſt doch einen Schatz haben?"

Hanſele ſchüttelte den Kopf.

„Was? Keinen Schatz? Aber doch einen gehabt?"

„Nix — koan —“

„O Du Haſcher! Schau ſchnell, daß Du noch einen kriegſt; wirſt ſehen, dann geht's mit dem Malen beſſer.“

„Es mag mi Koane.“

„Dummheiten! Ein biſſel keck ſein, friſch in die Augen ſchauen — gleich haſt Eine. Die Weiberleut' mögen's gern ſo.“

Hanſele lächelte — er hatte ein hübſches, ſinnendes Lächeln. Ein Bißchen wäſſerte ihm wohl der Mund bei dieſem Rathe; aber er und keck ſein! — —

Eines Tages, als ſie wieder miteinander draußen waren, ſagte der Maler: „Hanſel, morgen muß ich fort.“

Der Burſche ſtarrte ihn mit großen Augen an. „Fort —?“

„War ja über zwei Monat' da.“

„Sell woll — —“ Wie ein Schlag traf Hanſele das Abſchiedswort. Jetzt nahm Alles wieder ein Ende! Wenn es ein Jahr ſo weiter gegangen wäre, da hätte er ſchon auch etwas Rechtes gelernt — — es ſchnürte ihm die Bruſt zuſammen; er konnte nichts ſagen.

Dem Künſtler that der arme Kerl, wie er niedergeſchlagen daſtand, leid. — „Ich komme wieder her, vielleicht einmal im Mai. Und Du Hanſel, thu' halt feſt malen unterdeſſen!“

„I kann ja nix,“ ſagte er traurig.

„Ich werde Dir dann und wann etwas ſchicken, von dem Du weiter lernen kannſt.“

Hanſele hatte etwas Anderes auf dem Herzen; er getraute ſich nur nicht heraus damit.

Daheim hätte er unterdeſſen die Kuh melken und füttern ſollen. Es war ſchon Zeit — er vergaß es vollſtändig über dem Einen, daß ſein Malerherr fortgeht.

Der plauderte allerlei, um ihn aufzumuntern. Hanſele aber hörte kaum. Sein Sinn ſtand jetzt nur nach Einem noch. Jetzt mußte er es ſagen, ſonſt war's vorbei: — Fort möchte er — malen lernen. Wenn man in München irgendwo einen Anſtreicher brauchen möchte, das könnte er und wollte dann daneben recht das Andere lernen.

Es ſprach eine ſolche Sehnſucht aus ſeinen Augen und Worten, daß ſein Freund die Heiterkeit über den Anſtreicher unterdrückte. „Schau Hanſel,“ ſagte er ernſthaft, „das iſt nichts für Dich. Zehn Jahr' früher, da wär's vielleicht gegangen, aber jetzt — wie alt biſt Du jetzt?“

„Achtazwanz'g."

„Da ſitzt man nicht mehr ſo leicht auf der Schülerbank."

„Dasſell' thät mir wohl nix machen!"

„Gut. Aber nachher, wenn Du ſiehſt, daß Hunderte mehr können als Du — wenn der Verdienſt ausbleibt und der Hunger doch alle Tage da iſt?" —

Hans machte ein ungläubiges Geſicht, als wollt' er ſagen: Gibt's in der Welt draußen, wo der Himmel ſtatt blau ganz gewiß roſaroth iſt, auch Hunger?

„Ja, ja," verſicherte der Andere, „den kennen genug! Iſt auch ſchon Mancher ganz zu Grunde gegangen."

Zum Troſte erzählte er ihm ein paar recht grelle Beiſpiele. Hanſel hörte geſpannt zu; er begriff dieſe Art von Elend nicht; gar, daß ein Chriſtenmenſch darüber, wie der Künſtler eben von Einem berichtete — Hand an ſich ſelber legen könne. Hanſels Sehnſucht blieb trotz Allem wie ein bettelndes Kind vor der Thür ſtehen.

Daheim empfing ihn Valentin in hellem Zorn. Die Kuh ſtand ohne Futter im Stall und war nicht gemolken. Es kam ihm gerade recht, einmal loszuwettern. Seit der Fremde da war, that Hanſele ſeine Schuldigkeit nicht mehr, lief ihm nach, wie ein Hund ſeinem Herrn. Was der ihm in den Kopf ſetzen mochte? Auch der Neid ſtachelte ihn. Jetzt gab es einmal Luft, und ohne es viel zu bedenken, hieß er den Bruder gehen, wohin er Luſt habe, vielleicht, daß der Herr, mit dem er da laufe, einen Knecht, wie ihn, brauchen könne.

Es verſchlug Hans die Rede und er ging hinaus.

Im Stalle that er ſeine Abendarbeit. Es ging ihm rundum im Kopfe, der Unfriede mit dem Bruder — daß der Andere fortgeht — daß ſeine Hoffnungen zunichte wurden, — — er wußte nicht, was ihn am meiſten drückte.

Draußen auf den Feldern fing es an zu dämmern; aber der Himmel war noch hell; über den dunklen Höhen des Mühlwaldthales ſtand ſilbern die Mondſichel. Hanſele lehnte unter der Stallthüre; er mochte nicht in die Stube und, wie ſonſt, mit Walpurg und dem Bruder, wenn der da war, Roſenkranz beten. Er nahm ſeinen Hut, um in die Felder hinauszugehen. Hier zog er die Perlenſchnur aus der Joppentaſche und betete das gewohnte Maß, wobei es in ſeinem Gemüth ruhiger wurde.

Das Getreide ſtand in hohen Halmen, ſanft über die Feldwege ſich beugend. Da und dort ſchlug eine Wachtel; leiſes Wehen des Abendwindes ſtrich über die Flur. Im Dörfchen Moritzen begann es zu läuten, dann in den anderen Dörfern fern und nah. Hanſele trug den Hut in der Hand und ſprach halblaut: „Gegrüßet ſeiſt Du, Maria!“ — —

Am Kreuzweg, mitten in den Feldern, wo zwiſchen zwei jungen Lindenbäumen ein Herrgott ſteht, erhob ſich von dem Betſchemelein, als er näher kam, ein Weib.

„Grüß Gott, Hanſele,“ ſagte ſie. — „Grüß Gott, Lieſel.“

„Thueſcht no a biſſele ſpazier'n?“

„Lei* ſo umanand geh'n.“ —

„Iſcht gar fein heut! Und wie d'Ernt ſteht — hat der groß' Bittgang döcht** wieder eppas g'nutzt.“

Hans ſchaute verträumt in das freundliche Geſicht der Redenden. Es war Lies, eine arme Magd, die ſich für ihren Dienſtherrn, den reichen Michelbauern, über den Ernteſegen freute.

„Ja, ja,“ gab Hans zerſtreut zurück und that einen tiefen Seufzer.

„Druckt Di eppas, Hanſele, daß D' ſo an Schnaufer machſt?“

„Mei — — s'kimmt allerlei daher!“

„S'Letz as wie s'Guet! Mir müſſen halt ſtillheben und unſern Herrgott ſchön bitten, daß er a biſſele tragen hilft.“

„Iſcht ſcho ſo! — Wozue*** gehſt, Lieſel?“

„Hoamzue. Bin im Thal d'rein g'weſen, um a friſch Pflaſter für d'Bäuerin. Die iſcht ſcho ganz verzagt.“

Sie gingen miteinander weiter. Lieſel erzählte vom böſen Bein der Bäuerin, das der Doctor nicht zurecht bringt, weswegen ſie es mit einem andern Mittel probirt, das ein Kräuterweib ihr bereitet. Jetzt bei der Sommerarbeit ſei das ein rechtes Kreuz mit dem Bein.

Hans hörte kaum, was ſie redete; ſeine eigenen Angelegenheiten beſchäftigten ihn zuviel; aber es that ihm wohl, mit ihr zu gehen und ihren guten Zuſpruch zu haben.

Sie kannten ſich ihr Leben lang, indem ſie auf der Schulbank ſchon nebeneinander geſeſſen hatten. Da brauchte er kein Geheimniß

* nur.
** dennoch.
*** wohin.

zu machen aus dem Verdruß mit Valentin. Auch von ſeiner Bekanntſchaft mit dem fremden Herrn fing er an zu ſprechen, und daß er fort habe wollen, das Malen lernen — es ſei aber nichts damit. —

„Das haſcht doch vom Vater g'lernt?“ meinte ſie.

„Woll — aber daß i's halt no beſſer thät könna.“

„Mei! No beſſer? Kannſcht es ja ſo recht ſchön macha.“

„Haſcht das Beſſere nit g'ſechen.“ — Hanſele ſeufzte wieder.

Lieſel ſah ihn mitleidig an. „Warum kannſcht nachdem nit geh'n?“

„Weil derſell Herr g'ſagt hat, i kann's nit machen, weil i z'alt war und z'Grund geh'n möchte draußten im Boariſchen, a ſo arm as i bin.“

„Schau, da vermoant er's Dir guat — da muaſcht Di ſcho d'rein ſchicken.“

Hans ſann vor ſich hin. Plötzlich fiel ihm etwas ein.

„Haſcht ſchöne Nagilan*, Lieſel — möchteſcht mir woll an kloan Buſchen geben für'n Herrn, as morgen in der Fruh fortgeht?“

„Kannſcht oan haben — geh lei mit!“ — Sie lachte gutmüthig.

„Völlig derbarmen thueſcht oan, a ſo gehſcht daher — haſcht die ganze Kuraſch verlor'n!“

„Kannſcht Dir's nit ausdenken, wie das iſcht, weil Du a Weibsbild biſcht.“

„Haſcht woll Recht. Aber wenn i as Du war, möcht i mein biſſele z'ſammrichten und zu ein'n Bauern as Knecht gehen — haſcht Dein' Fried' und derſparſt Dir eppas.“

Hanſele hörte der Lieſel zu, wie einer tröſtenden Mutter. So kamen ſie unvermerkt zu dem ſtattlichen Michelbauernhof, deſſen niedrige Fenſter und Dachgallerie vom üppigſten Blumenflor beſetzt waren.

„Mueſcht a biſſele warten, daß i der Bäuerin z'erſcht s'Pflaſter bring'.“ ſagte Lieſel und ging hurtig in den Flur. Bald darnach war ſie ſchon oben auf der Gallerie und hantirte an den Nelkenſtöcken, deren graugrüne Blätterranken mit den feurigen Blüthen in ganzen Büſchen über die braunſammtene Holzwand herabhingen.

Unten im Hof ſaßen die Knechte beiſammen; Hans trat zu ihnen. Als die Lieſel dann mit einem ſchönen Büſchen kam, gab es Witze; ſie wollten nicht glauben, daß die Nelken einem anderen „Mannsbild“ vermeint ſeien

* Nelken.

„Olm* auf's Lugen** denken's, die Manderleut'!“ ſagte Lieſel, „wißt's nix anders?“

„Ja, i woaß eppas, ſaggra no amal eini!“ rief übermüthig einer der Jüngeren, „daß Oes zwoa a rechts Paarl wards. Schaut's dazua, Zeit iſcht's!“

„Du Anderl haſcht woll nit ſo lang warten könna, das wiſſen netlene*** Madeln,“ gab Lieſel gleich zurück. — „Laß' Di's nit anfechten, Hanſele — da haſcht Dein Buſchen.“

Hans war zu keinem luſtigen Geſpräch aufgelegt. — „So ſag' i Dank und vergelt's Gott,“ ſprach er zu ihr, „und i will Dir ſchon amal a eppas thun. — B'hüt Gott mitanand, guete Nacht!“

„Guete Nacht!“ brummte es im Chorus.

„Denk d'rauf, was i g'ſagt hab,“ rief Anderl ihm nach.

Am anderen Morgen bei Tagesgrauen umkreiſte Hanſele mit ſeinem Nelkenbuſchen das Wirthshaus, um ſicher da zu ſein, wenn der Maler fortging. Er mußte eine gute Zeit warten. Endlich kam er herunter vor's Haus, wo der Einſpänner ſtand.

Hans lächelte verlegen, als der Künſtler ihn erblickte. Er reichte ihm den Strauß dar. — „Lei b'hüet Gott ſagen hätt' i no mögen —“

„Und einen brennenden Buſchen dazu!“ lachte jener, ihm die Hand gebend. „Biſt ein lieber Kerl, Hanſel, aber Du zäumſt den Gaul von hinten auf. So einen Buſchen giebt man ja einem Mädel, keinem Mannsbild. Schau, d'rum haſt Du bis jetzt das Nachſehen bei den Weibern gehabt.“

„Wird ſcho ſo bleiben,“ ſagte Hanſele.

„Magſt Du ein Stück mitfahren? Oder geſcheidter, der Wagen kommt nach und wir marſchiren voraus.“

In friſchem Schritte gingen ſie auf der Straße dahin. Hanſele lauſchte nach jeder Silbe von des Malers Lippen. Der ſprach dies und jenes, aber nichts mehr von dem, was der Andere mit heißer Sehnſucht noch immer erwartete.

* immer.
** Lügen.
*** etliche.

Als sie an Hansels Haus vorbei kamen, stand der Bruder unter der Thür und streifte die Beiden mit einem spöttischen Blick, worauf er ihnen den Rücken zukehrte.

„War das Dein Bruder?"

„Der Valentin — ja."

„Der hat gerade kein Gesicht, aus dem die Sonne scheint."

Hans sah zu Boden; er mochte den Bruder nicht anklagen.

Sein Begleiter betrachtete ihn von der Seite. Der Bursch dauerte ihn; er wußte ja, was er hoffte, und wollte ihm doch die Lebensfreude, die in seinem Fünkchen „Kunst" und viel frommem Willen lag, nicht rauben durch das ehrliche Wort: Du hast zu wenig Talent! — Wozu auch? Er hatte vorher gelebt und wird nachher leben — und was er vor Vielen voraus hat: er kennt den Kampf um die Existenz nicht, in dem manches wirkliche Talent unterliegt.

Jetzt kam der Wagen nachgefahren.

„Leb' wohl, Hansel!"

„B'hüet Gott, lieber Herr!"

Sie schüttelten sich fest die Hände, eine schlanke die knochige, braune des Bauern.

„Und i sag' vielmals Dank für Alles," stammelte Hansele, den Kopf entblößt — er war ganz bleich und ein Schauer wie von Kälte ging ihm über die Haut.

„Wofür denn Dank? Wir sind Freunde geworden!"

Noch ein Winken — und der Wagen rollte fort.

Hans starrte ihm nach, als führe da sein Glück, seine ganze Zukunft von dannen. Endlich kehrte er um, und ging allein auf der stillen Straße zurück.

Seit der Maler dagewesen, that es zwischen den Brüdern nimmermehr gut, zumal als später im Herbst noch ein großer Pack mit Vorlagen und Malrequisiten ankam, über denen Hans vor Freude ganz närrisch wurde und sie wie einen Schatz hütete. Der Unfriede brach auf's Neue los.

Da überlegte Hans, der schwer von Entschlüssen war, doch einmal Liesels Rath, um des Friedens willen von daheim fortzugehen. Sie hatte Recht, die Liesel; es war wohl das Beste. Und so verdingte er

ſich auf Neujahr zu einem Bauern als Knecht, denn von ſeiner Malerei konnte er nicht leben.

Wenn Einer jetzt von den Brüdern etwas gemacht haben wollte, gab es zweierlei Wege. Obgleich Hanſele im Dienſt war, gingen die Meiſten zu ihm, nicht zu Valentin, namentlich die Weiber, die etwa ein Votivtäfelchen ſtifteten. Er machte es ihnen mehr zu Dank.

Da ihm keine andere Zeit übrig blieb, arbeitete er Sonn- und Feiertags, kam dafür aber bald mit dem Pfarrer in Conflict, der über der Arbeit das Kirchenverſäumniß nicht duldete. Für ſich etwas thun, jetzt, wo er das ſchöne „Werkzeug" beſaß, dazu kam er bei dem weiten Weg zum Gottesdienſt faſt gar nicht mehr, und er hatte etwas ſo Schönes im Sinn: eine Muttergottes wollte er malen nach einer der Vorlagen, die er bekommen, gar eine liebliche, und ſie der Kirche ſtiften. Dieſer Gedanke, der ihm einmal plötzlich wie eine Erleuchtung gekommen, war ſein Stolz; er ſah das Bild ſchon über einem der Altäre.

Es wurde der Inbegriff ſeiner Wünſche und ſeines Ehrgeizes: wenn er dem Malerherrn würde ſchreiben können, was er zuwege gebracht! — — Aber die Zeit fehlte ihm dazu. Im Winter die ſchwere Holzarbeit, und als der Frühling kam, die vielerlei anderen Geſchäfte draußen. Warum war ihm der Gedanke nicht früher eingefallen, als er noch daheim und freier geweſen? Er ſtand oft, wenn die anderen Knechte auswärts waren, vor der Truhe, wo ſeine Habſeligkeiten lagen, und betrachtete trübſelig den Kaſten mit den ſchönen Farben darin, die ihn ſo glücklich gemacht hatten, als er ſie bekam — ſchon über ein halbes Jahr beſaß er ſie! Und nichts war noch daraus geworden. Es nagte an ihm, am meiſten Sonntags in der Kirche, wo er immer auf den Platz ſehen mußte, den er für ſeine Muttergottes ſchon auserkoren hatte.

Es wurde eine feſte Einbildung bei ihm, er müſſe das Werk vollbringen, wie ein Gelöbniß, und doch konnte er es nicht. Statt der Freude an dem geheimen Plan, die er zuerſt gehabt, überfiel ihn Betrübniß, ja eine Art Groll und Zweifel am Einſehen des lieben Herrgott und ſeiner Heiligen, denen er doch immer in Ordnung gedient hatte, und die ihn jetzt bei ſeinem Vorhaben im Stich ließen.

Hanſele verlor mehr und mehr die Freude am Leben, auch den Stolz, vor ſeinem fernen Gönner etwas zu gelten. Er war im beſten Zug, ein unzufriedener Menſch zu werden. Das drückte ſich auch auf

seinem Gesichte aus; es wurde alt vor der Zeit. Die Augen verloren ihren hellen Blick. Ein „alter Bua“ hieß er jetzt. —

Da kam das Fest Portiuncula im Spätsommer, dem ein großes Beichten voran geht. In Schaaren eilten Frauen und Männer den ganzen Samstag Nachmittag herbei; es war viel Andrang. Bis in die Nacht hinein hatten die Geistlichen zu thun. Auf dem Thurm schlug es schon dreiviertel auf Zehn und noch gingen Gestalten durch die angelehnte Kirchenthür aus und ein.

Im Innenraum war es dunkel, da und dort nur ein Lichtlein in der Nähe der Beichtstühle. Der Mond allein, der draußen seinen vollen Schein über das Thal ausgoß, leuchtete durch die Fenster schräg herab und streifte einzelne Beter, die im Gestühl knieten.

Hansele hatte vor geraumer Zeit schon den Beichtstuhl verlassen; er blieb, statt den anderen Männern gleich, es bei der späten Stunde kürzer zu machen, noch wie verloren — aber nicht in Andacht, sondern in schwerem Sinnen auf einer der Bänke knieen. Das Mondlicht streifte seine Stirn, die merkwürdig weiß von dem gebräunten Gesicht abstach; eine helle, offene Stirn, von welcher sein Freund, der Maler, gesagt hatte, sie sei sein Seelenspiegel.

Er merkte nicht, daß Liesel den Seitengang daher kam, bis sie vorübergehend „Guete Nacht, Hansele!“ sagte. Da schaute er auf, machte das Kreuz, nahm seinen Hut und ging hinter ihr hinaus.

Fast geblendet war er von der Silberhelle des Mondes, die einen geheimnißvollen Frieden über den Gottesacker hauchte. Gras und Blumen standen hoch. Der Thau ging schon nieder; man sah die einzelnen Halme glänzen und konnte die Schrift auf den Kreuzen lesen.

Liesel sprengte Weihwasser auf ein Grab, als Hans daherkam. Sie schritten miteinander durch die Mauerpforte hinaus in die Felder, wo sie eine gute Strecke denselben Weg hatten.

„Spat isch't's worden, aber a fein's Hoamgehen,“ sagte Liesel, während ihr Begleiter stumm neben ihr her trottete. — „Wie geht's, Hansele, im Dienst?“

Er mußte sich erst auf die Antwort besinnen; weiß Gott, wo er mit seinen Gedanken herum irrte. — „Thät si scho machen — wann i a rechter Knecht war.“

„No, eppa nit?“

„Na!“ — Ein trübes Lächeln ging über sein Gesicht.

Lieſel ſchaute ihn mit erſchrockenen Augen an. — „Haſcht eppas Unrecht's in Dir? Haſcht's döcht beichten könna?“

„Wann's koa Sünd' iſcht!“

„Ja — was iſcht's denn?“

— — „Verſtehſcht es Du a nit, wann i's ſcho ſag.“ —

„Denk woll, es mueß eppas Letz's ſein.“ —

„Na,“ ſagte Hanſele ſanftmüthig — es erleichterte ihn, davon zu reden, er lebte gar ſtill in ſich hinein — „nix Letz; fein hab i mir's ausdenkt! Unſerm Herrgott hab i wöll'n a Freud machen, aber Er will's nit.“

„Woher woaßt dös?“

„Weil er mi im Stich hat laſſen.“

„Heilige Dreifaltigkeit! Dös ſagſcht zwiſchen Beichten und Komm'nizir'n?“

„I moan's nit bös. — Jetzt muaß i's ſcho ſagen, daß D'mi verſtehſcht: a Muttergottes hab i machen wöll'n für d'Kirchen.“

„Für d'Kirchen!“ — Lieſel blieb ſtehen. — „Das därfſcht doch?“

„Aber nit könna thu is.“

„Nit könna?“

„Muaß woll s'malen ganz aufſtecken, will i as Knecht bei'n Bauern bleiben.“

„Iſcht aber Dei Handwerk.“

„Nutzt nix. I hab ja koa Hoamat mehr! — A Enzzele* malen und zeitweis in's Tagwerken gehen — da laß i's ſcho bleiben und werd' halt an alter Knecht.“

Lieſel begriff jetzt ſchon beſſer, was ihn drückte.

„Biſcht nimmer luſchtig, ſeit derſell Herr dag'weſen. Hat er Dir gar eppas in Kopf g'ſetzt?“

„Derſell' hat's mir guat vermoant.“

„Ma kann's nit wiſſen; der Verſucher geht allum.“

„Na, na! — Ja derſell, wann i den hätt!“ — Hanſele ſeufzte.

„I bin halt ſo a vanſchichtiger Menſch da umanand. Mit dö Manderleuta hab i nit viel — und mit dö Weiberleuta is nix — und was i hab lernen wöll'n, da war's a nix. Nit einmal das biſſele Freud mit'n Malen hab i —“

„Woaßt, Hanſele, a Jeb's muß ſein Kreuz haben,“ ſprach Lieſel tröſtend.

* Biſſchen.

„War ſcho recht, aber eppas dazu a no! Braucht ja nit viel.“

„Unſer Herrgott wird's ſcho machen, wann's Zeit iſcht. Mußt lei die recht' Ergebung haben.“ —

Hanſele nickte vor ſich hin. Sie waren nun am Kreuzweg, wo ſich ihre Pfade theilten.

Hoch am Himmel über ihnen ſtand der Mond und leuchtete der Lieſel gerade in's Geſicht. Es waren aber nur die rothen Wangen und der Mund zu ſehen; die Augen beſchattete der Hut. Hanſele wußte doch, daß ſie ihn anſahen.

„Lieſel, i dank', haſcht mi rechtſchaffen auf gleich g'redt.“ — Er gab ihr die Hand. „Woaßt i hab Neamſt,* wo das thut.“

„O mei, i hab a Neamſt und muß weiter kemma. Mei Bäuerin, dera geht's olm** ſchlechter. Greinen thut's n'ganzen Tag umer; nix is ihr recht und döcht thut's oan ſo derbarmen, da braucht's a die rechte Ergebung — mir brauchen's alle!“

Hanſele ſagte nichts darauf; er hielt nur ihre Hand feſt und ſchien innerlich mit etwas beſchäftigt. Lieſels Stimme tönte ihm in der unendlichen Ruhe der Nacht wie eine Stimme vom Himmel, und als ſie ſchwieg, hörte er das Aufrauſchen der Waſſerfälle drüben in der Schlucht, groß und mächtig, wie eine andere unbegreifliche Stimme, die über die Welt hingeht.

„Guat Nacht,“ ſagte Lieſel.

— — „Ja, guat Nacht,“ antwortete er langſam, — „i will d'rauf denken, was Du g'ſagt haſcht.“ — —

Sie ging auf dem mondbeſchienenen Wege quer durch die Felder. Er blieb eine Weile ſtehen und ſah ihr nach, bis gerade vor ſeinen Augen am Himmel in weitem Bogen ein Sternfunken ſchoß. Er hatte ſchon lange keinen geſehen.

Den nächſten Morgen nach der Frühmeſſe traf es ſich, daß Hans und Lieſel unter den Vielen, die ſchon harrten, in derſelben Reihe vor dem Altar knieten, um die Hoſtie zu empfangen.

Und zur gleichen Zeit nachher traten ſie wiederum den Heimweg an, diesmal wohl nicht zufällig, denn Lieſel wartete auf den Hans.

* niemand.
** immer.

„Woaßt," ſagte ſie, „jetzt muß i Dir derzähl'n, daß mir d'Muttergottes heut im Traum kommen iſcht, grad a ſo as Du's machen willſt für d'Kirchen, ſchön, mit der Krona —"

„Nit mit der Krona thu i's machen —"

„Daß i's ſag! G'ſechen hab i's a ſo, und völli g'lacht hat's auf mi. I bin an ein' Frau'ntag geboren — ſöllene* ſechen mehr, as die Anderen. — Jetzt hab i ſtudirt, was das kunnt bedeuten, und da bin i d'rauf kemma: Sie wird's haben wöll'n, das Tafele, von dem mir geſtern auf d'Nacht diſchkurirt haben."

Hans ſah ſeine Begleiterin mit aufglänzenden Augen an. „Teuxl, nei'!" entfuhr es ihm.

Lieſel redete eifrig weiter: „Denk i mir, n'Pfarrer mußt fragen, er wird das Nämliche moana."

„Ja, ja — aber machen kann i's döchter nit!"

„Worum nit?"

„Weil i a Zeit brauchet derzua und a Stübele, wo i's malen kunnt."

Sie wußten, daß bei der Sommerarbeit keine Zeit, als die zum Kirchenbeſuch übrig blieb.

„Mußt döcht n' Pfarrer fragen," drängte ſie mit der Zähigkeit, die jedes Weib für eine Angelegenheit hat, in die es ſich einmal recht hineingeſonnen. Und Lieſel hatte ſich hineingeſonnen — ſchon des Hanſele wegen, deſſen Bekümmerniß ihr naheging.

„Der Pfarrer kann nix machen," ſagte er.

„Mit Dein' Bauern reden!"

Hanſele lächelte ungläubig. „Mei, der! — Ja —" er hielt inne und ging ſo ein zehn Schritt weiter — „wann i a Stübele hätt', und a Schuſter oder a Schneider war — da war's beſſer!"

Lieſel ging nachdenklich neben ihm. — „A netlene Gulden wirſcht doch am Gütel haben?" fragte ſie.

„A netlene, viel nit — und ſo an Gulden in der Truhen voll a."

Sie gingen wieder eine Strecke in Gedanken dahin. Es ſchwebte etwas zwiſchen ihnen, das nicht allein einer Muttergottes ähnlich ſah — — —

Ein Trupp Leute nach dem anderen kam jetzt gegangen, trotz der Frühe ſchon zu Predigt und Amt. Manche betrachteten die Zwei mit

* ſolche.

fragenden, auch luſtigen Blicken. Hanſele merkte es nicht, nur Lieſel. Sie aber mußte heimeilen, wegen ihrer kranken Bäuerin, die nicht allein bleiben durfte, dieweil das übrige Geſinde zur Kirche ging. So ſchieden ſie, wie am Abend zuvor, bei dem bewußten Kreuzweg.

Hanſele ging in großem Sinnen weiter. Die Gedanken hatten ihn ſo, daß er mehrmals ſtolperte, weil er gar verträumt ins Weite blickte. In ſeinem Gemüth war es auf einmal merkwürdig hell, er wußte nicht, ob durch die Stärkung des Sakraments, oder durch das himmliſche Frauenbild, das aufs Neue wie winkend vor ihm herſchwebte, oder — weil die Lieſel wieder ein Stück Weg mit ihm gegangen.

Drei Wochen waren ungefähr vorbei, heiße Wochen, wo auf Feld und Wieſen geerntet wurde, da läuteten ſie das Zügenglöcklein für die Michelbäuerin.

Hans, der hoch oben an einem Berghang beim Mähen war, lauſchte auf, als er das dünne Glockenſtimmchen nur ſo hergeweht hörte, haſtig, unregelmäßig, wie der Athem eines Sterbenden, ausſetzend und wieder von Neuem beginnend — gleich fuhr ihm durch den Kopf, das müſſe für die Michelbäuerin ſein. Er ſtemmte die Senſe auf, nahm den Hut ab und betete ein Vaterunſer für die arme Seele. Dann mähte er weiter.

Allgemach kam der Herbſt ins Land.

Hanſele hatte eine Weile ſchon ſeine Tröſterin nicht mehr geſprochen, wenigſtens nicht ſo, wie es ihn freute. Sie hatte es immer eilig, heimzukommen. Warum? Daß er halt ihr nachgehen und ſie das fragen ſollte, fiel ihm nicht ein.

Eines Sonntag Abends trafen ſie wieder einmal zuſammen. Er ging die Straße gegen Sand, die Hände auf dem Rücken, wie er's gewohnt war, wenn er ſo allein umher ging. Die Lieſel kam von Uttenheim hinter ihm her. Als ſie ihn aus der Entfernung erkannte, nahm ſie den faltigen Lodenrock auf und legte einen Schritt zu.

Es war ein bewölkter Abend; der ganze Thalgrund ſah wie ein großes Ried aus; Krähenſchwärme trieben ihr Weſen darauf. Die Bergwälder ſtanden ſchwarz.

Hans erſchrak ſchier, als er angerufen wurde.

„Wart' a biſſele!“

Er drehte ſich um. — „Ja, d'Lieſel!“ und ließ ſie herankommen. Die Freude ſtieg ihm warm ins Geſicht.

„Haſcht d'Burgel hoamg'ſucht?“ fragte ſie.

„Die iſcht z'Bruneck ſcho ſeit a zwa Wochen — hat's nimmer dermachen könna mit'n Valentin.“

„Geh zua! Und hat olm no auf di g'ſchaut!“

„Ja, das hat's woll — iſcht aber gar alt worden und hat's auf der Lungen g'habt.“

„A biſſele lange Zeit wirſcht eppa doch haben auf ſie?“

„Woll — aber es nutzt nix, s'lange Zeit haben.“

„Jetzt iſcht's grad g'ſcheidt, daß mir da z'ſammkemma ſan!“ lachte ſie.

Sie ſchritten gemach mit einander weiter. Er ſah vergnügt vor ſich hin, ohne die Lieſel anzuſchauen. — —

„Grad hab' i auf Di denkt!“ ſagte er.

„Schau, und i a! — Olm auf die ſell Muttergottes muß i denken, und da biſcht halt Du a derbei.“

Er lachte; es ging ihm völlig warm ein.

„Wo kimmſt denn her?“

„Von Uttenheim. Mei, allerlei hab' i z'reden g'habt. — Woaßt Hanſele, — daß i's gleich ſag': beim Michelbauern verbleib i nimmer, s'Jahr aus halt. — Seit d'Bäuerin g'ſtorben iſcht — no — ſie iſcht halt jetzt g'ſtorben, Gott tröſt's!“

Hanſele ſtudirte der Meinung dieſer Rede nach.

„Nit, daß i eppas Bös' kunnt ſagen. Sie geht mir halt ſo viel ab. Und ſeither iſcht's mir aufgangen, wie i verlaſſen bin — grad ſo, as Du, Hanſele.“

„Iſcht a rechtſchaffenes Weib g'weſen,“ ſagte er ernſthaft.

„O, Du Heiter!“ dachte Lieſel, „merkſt nix?“ — Weil ſie aber ſchon einmal davon angefangen hatte, fuhr ſie gleich fort: „A Hoamat hab i nit und jung bin i nit — jetzt woaßt, was i mir denkt hab —?“

Sie blieb breit mitten auf der Straße ſtehen; er auch. Sie ſchauten ſich erwartungsvoll an, wobei ein gewiſſes ungewiſſes Zucken, halb luſtig, halb ernſt, erſt um ihre, dann auch um ſeine Mundwinkel ſpielte.

„Denkt hab i mir, i und Du, mir ſein grad in' Gleichen, zwoa verachte' Leut, wo nix auf der Welt haben, als ihr' Rechtſchaffenheit —

no — und halt d'Freud zur Arbeit und a biſſele eppas Derſparts a — — denk' i mir — wenn mir das Biſſele z'ſammthäten und mitanand in heiligen Eh'ſtand geh'n und d'rin verbleiben, bis halt unſer Herrgott uns abberufen thät aus dera Zeitlichkeit — —"

Hans ſtand mit groß aufgeriſſenen Augen vor ſeiner Brautwerberin; er wurde bleich, aber nicht vor Schrecken. — — „O mei, Lieſel," ſagte er mit zitteriger Stimme — „Du biſcht a brav's Menſch!"

„Ja — was moanſt, Hanſele?"

„Ja freili moan i's a!"

„Dieſell Muttergottes — die hat mir kein' Ruh geben — nimmer auslaſſen hat's mi! — Jetzt, wenn mir a Stübele haben, mußt es döcht machen."

Hans war ganz betäubt, derart, daß die rothbackige Lieſel als Erſte die Hand zum Bunde hinhalten mußte. Er ſchlug ein und nahm den Hut dabei ab, er wußte ſelber nicht, warum. Als er ſie nun aber einmal hatte, die brave Hand der Lieſel, da ließ er ſie auch nicht los. Er ſchwenkte ſie hin und her, und Beide lachten einander an, glücklich, aber ganz ſtill und — ſo vernünftig, daß ſie ſich nicht einmal ein Buſſel gaben!

Da konnte die Lieſel nicht wieder den Anfang machen; das hätte ſchon er müſſen. Aber er wußte noch gar nicht aus, noch ein. Die Sache kam ſo jäh, daß ihm auf der ebenen Landſtraße war, als ſtünde er irgendwo zu höchſt droben, wo die Erde und das letzte Bergſpitzel ein Ende haben und alſo der Himmel anfangen muß.

„Libſter Herr!

Jetz daß mus ich ihnen doch ſchreiben, weil Sie mir's auch anbefohlen hoben, jetz bin ich doch in Eſtand gangen und get mir gantz gut, iſt dieſelbige wo mir die Nageln geben hot for Ihr Abreiß. Iſt ein brafs Menſch von guhter Geſundheit ſo gros als ich und rote Baken, möcht ihnen wol gefalen und heiſt Eliſabet Hinterlechner. Ich tu derweil ich jetz Zeit hob ein Groſe Muttergottes malen nach ihrer Vorlag, wo Sie mit die ſchöhnen Farben mir geſchickt haben, ich will es der Kirchen opfern, unſer liebe Frau hatt der Lieſel und mir auch ihren Schuz geben. Die Lieſel iſt wie der Teixel d'rauf, das es bald Fertig wirdt kann es ſchon gar nicht derwarten, wir haben ein

guts Stübele wo ich guht Malen kan und die Lieſel tut klöklen.* Hernach wirdt die Muttergottes geweicht und kommt ibern Aldar an der linken ſeiten, mir täten Uns gefreun wan ſie lipſter Herr wider komen möchten und meine Muttergottes anſchaun, ich tu jetz halt Mahlen waß man da herum braucht, hät wol Mehr lernen mögen aber iſt nicht gangen. Ein Kuh haben mir auch kauft und eppas Aekerle und Wiesmad in pacht, die Lieſel hatt gros Freiden an malen und der Pfarrer auch, hat etlichmal ſchon hergeſchaut, ich denk Viel an Ihnen libſter Herr derweil es mir jetz guht get und ſo malen kan, will nachdem auch Anteres verſuchen, ich hab alles gut in Kopf Behalten was ſie mir lehren geben haben.

Vil herzliche Grüs und verbleibe Eier unvergeſlich dankſchultiger Freind

Johannes Schwandtner."

Dem Hanſele brachte die ſchöne Muttergottes Freude und Segen. Sie wurde recht eigentlich die Patronin ſeines ferneren Lebensglückes. Als ſie geweiht wurde, war viel Zulauf aus der ganzen Gegend und er in Ehren wie nie in ſeinem Leben. Aber er ließ den gehörigen Antheil davon auch der Lieſel zukommen, die im Verborgenen und in aller Herzenseinfalt hier jene Rolle ſpielte, in welcher zuweilen Damen der großen Welt — mit und ohne Einſatz des Herzens — ſich gefallen, als Protektorinnen der ſchönen Künſte und Künſtler.

Er malte der Lieſel zum auferbaulichſten Lohne dasſelbe Bild noch einmal für die eigene Stube, wo es hinfür ſchräg in der Ecke auf den Tiſch herabſah, an dem ſie ihr täglich Brod aßen. Es wurde für ſie nicht allein der Inbegriff aller Liebe und Gnade, ſondern auch der einer göttlichen Schönheit, die nur im Himmel blühen konnte, davon ein Abglanz wie ſtiller Segen in ihrem Stübchen wohnte.

Jahr um Jahr lebten und arbeiteten ſie in frohem Frieden miteinander, zur Sommerszeit auf Wieſe und Feld, im Winter beim Ofen. Immer hatten ihre Geſichter denſelben Ausdruck offener, faſt kindlicher Lebensfreude, auch als das Alter ſeine Furchen in dieſelben zu zeichnen begann. Eins half dem Anderen; ihre Arbeit gedieh, ſo daß es ihnen Schritt für Schritt immer ein Bißchen beſſer erging. Und an den Sonntagen ruhten ſie, gaben ihrem Herrgott die Ehre und wandelten

* klöppeln.

dann gegen Abend, wie Hans einst allein, die Hände auf dem Rücken, jetzt selbander durch's Feld.

Hans konnte neben seiner Bauernarbeit brav malen und Liesel, die mit ihrem Klöppelkissen dabei saß, verstand sich auf seine „Sach'" schier wie er selber. Er hatte sich mit der Zeit zu allerlei verstiegen, was über den Ortsbedarf ging, z. B. zu einer größeren Gebirgslandschaft im Abendroth und zu einem Schloß im Mondschein, das er sein Lebtag nie gesehen. Die Anregung dazu hatte er einmal auf einem Viehmarkt bekommen, wo unter den mancherlei Krämern ein Bildermann mit allerlei farbigem Zeug Hansele's Aufmerksamkeit anzog. Er kam schier nicht mehr los von der Bude, wo so Vieles zu schauen war — für ihn eine Offenbarung, wie für einen Anderen eine kaiserliche Gallerie. Fast hätte er darob die zwei Jungschweinlein vergessen, die er gekauft und bis zum Heimtrieb eingestellt hatte.

Mit der Landschaft ging es ihm aber nicht so gut, wie mit dem anderen und das fing gleich auf jenem Heimweg vom Viehmarkt an, wo seine zwei neuen, sehr munteren Leibeigenen das künstlerische Nachdenken, in welches er versunken war, benutzten, um die lustigsten Abschwenkungen nach rechts und links zu machen, sodaß er oft nicht wußte, welchen der Flüchtlinge er zuerst einfangen solle und der helle Schweiß ihm auf der Stirne stand. Er kam erst im Dunkeln nach Hause, was noch nie bei einer Marktfahrt der Fall gewesen. Seine Liesel empfing ihn mit Augen, als erwartete sie am Ende, daß er etwas im Kopfe mitbrächte. Daß dieses so im landläufigen Sinne nicht der Fall war, sondern in einem ganz anderen, das bewies er am folgenden Tag, als er ein großes Stück Leinwand, wie gewohnt, selbst präparirte und frisch los die eine der Landschaften begann. Sie machte ihm wohl Kopfzerbrechen, aber zuletzt wurde er doch fertig damit und war ganz stolz darauf, schon wegen der Größe.

Es kamen im Laufe der Jahre mehr und mehr Fremde in die Gegend, von denen der Eine und Andere gelegentlich durch's Fenster guckte und verwundert die Staffelei in der niedrigen Bauernstube stehen sah. Da gab es denn städtische Bekanntschaften und auch etlichen künstlerischen Absatz, Dinge, die man sich als Tyroler Curiosität mit nach Hause nahm, und über deren Wahl Hansele im Stillen manchmal den Kopf schüttelte. Da wollte Einer z. B. durchaus ein Gedenktäfelein haben, welches er gerade für den gottselig verstorbenen „ehr-

zichtigen Jüngling Bartholomäus Würſegger, 69 Jahr alt," gemalt hatte, worauf derſelbe mit erhobenen Händen vor dem Heiland kniet, zu ſeiner Seite ſechs kleine Kinder im grünen Klee liegend, jedes mit einem Kreuzchen über dem Kopf — was für den Uneingeweihten allerdings ein merkwürdiger Anblick iſt und auf einen noch merkwürdigeren Lebenslauf des ehrzichtigen Jünglings deutete. Wie dieſe Darſtellung aber nichts mit vergangenen Sünden zu thun hat, ſondern einfach und tröſtlich andeutet, daß ſechs Geſchwiſter als unſchuldige Kindlein dem Bartholomäus Würſegger längſt in den Himmel vorangegangen und dort als Engelein ſeiner harrten — konnte ſo ein Städter, der an die meiſt phantaſieloſe Ausſchmückung ſeiner Gräber gewöhnt iſt, nicht unbefangen betrachten und wollte es darum als erheiterndes Curioſum heimbringen.

Hanſeles Landſchaften, auf die er ſich etwas zugute that, wollte merkwürdigerweiſe Niemand beſitzen, nicht einmal Leute, die in ihrer Heimat keine, aber gar keine Berge haben — was Hans ſich kaum vorſtellen konnte. Nun, die verſtanden es halt vielleicht nicht!

Aber Einer, der nach vielen, vielen Jahren einmal wieder ins Tauferer-Thal kam, als Hans ſammt ſeinen Landſchaften ſchon alt geworden war — der hätte es verſtehen ſollen — —

Eines ſchönen Sommerabends klopft es ans Fenſter und draußen ſteht ein Herr mit eisgrauem Haar und Bart.

„Hanſele!"

Der ſchaut aus ſeinen braven, hellgebliebenen Kinderaugen rathend auf die Erſcheinung. — — — „Wünſch' guten Abend, Herr —", ſagt er herbeikommend.

„Kennſt mich nicht mehr?"

— — „Ja — — was nit gar — das wär' eppa — der Herr Walter?"

„Natürlich bin ich's!"

„Der Teuxl no amol!" — Hanſel nennt den Teufel immer nur im Zuſtande höchſter Freude. — „Ja, ſo Gott grüß Ihnen, liebſter Herr! Glei' komm i 'naus!"

Im nächſten Moment ſteht er draußen und ſchüttelt die Hand des alten Freundes eine ganze Weile; er will ſie gar nicht loslaſſen, und dabei leuchtet ſein Geſicht wie eine Altarkerze.

„Wo iſt Deine Lieſel? Die muß ich auch ſehen."

„O Herr, da sein's wohl zu spat kommen," ist die Antwort, „seit dem Märzen ist sie nimmer bei mir."

„Was? Wo ist sie denn?"

„Am Freithof —"

„Und Du bist wieder allein, wie damals?"

„Ja — — halt ja! — Aber a gute Zeit haben mir's doch mitanand g'macht. I hab manchsmal d'rauf denkt, was Sie mir g'sagt haben vom Heirathen, und hab's der Liesel derzählt. Recht hat er g'habt, hat's g'sagt und hat g'lacht."

„Das ist gescheidt', Hansel, daß Du jetzt an die guten Zeiten denkst; das ist der beste Trost."

„Was will i machen gegen unseres Herrgotts Willen!"

„Komm', erzähl' mir ein wenig!"

Die beiden Männer setzten sich auf die Bank vor dem Haus und begannen ein ruhsames Plaudern. Es war für Hansele ein Stolz und eine Freude, von seiner Liesel zu erzählen. Er that es ohne alle Gefühlsseligkeit.

„Ja, an ein' Frau'ntag ischt's g'storben, d'Liesel, akurat wie sie sich's g'wunschen hat, zu Maria Verkündigung. An ein' Frau'ntag, wissen's, da ischt's auch geboren. Sie hat auf die Tag' b'sondere Stuck g'halten. Schau, hat's g'sagt, unser liebe Frau moant's woll gut mit uns — hatt' eppa doch a Freud, daß Du's in d'Kirchen g'malt hascht."

Der Maler blickte sinnend in die schöne Abendlandschaft hinaus; er dachte vielleicht an ganz andere Dinge, aber er hörte gerne zu. — „War sie lange krank?"

„A fünf Wochen, aber olm geduldig, manchsmal hat's no recht G'spaßeln g'macht. In ein Beutele, da hat's ihr Geld g'habt, das hab i ihr geben müssen. Hansele, was magst dervon? hat's mi g'fragt. No, i hab ihr g'sagt, das mach Du, es ischt ja das deinige. Hat's mir die Hälfte geben, und das Andere vertheilt, für ein Etlich aus der Freundschaft und für die Armen, und der Kirche auf eine Mess' alle Jahr an ihren Sterb'tag. Kannst döcht no warten mit'n Vertheilen, hab i g'sagt — wann d' eppa wieder g'sund wurd'st. Ah na, hat's g'sagt, das Mal roas i schon in d'Ewigkeit! Und wia's scho recht schwach worden ischt, schaun's, da hat's jede Wochen auf'n Samstag* s'Hoamgehn erwartet, und wenn's halt wieder nit g'storben ischt, hat's g'moant: No jetzt halt auf d'Wochen. Und richtig ischt's so g'wesen. Der Feiertag ischt grad

* Tag der Maria geweiht.

auf'n Samſtag g'fallen. Z'Mittag ſchaut's mi an, mit Augen ſo glanzig, daß's mir völlig durch und durch gangen iſcht. Jetzt b'hüt Di Gott, Hanſele, ſagt's — heut gilt's. Und ſchau, daß mir in der Ewigkeit wieder z'ſamm'kommen auf a himmliſche Eh'! Legt ſich z'ruck und macht ein etlich Schnauferln, als möcht's ſchlafen. Auf das laß' i den Pfarrer b'richten. Er iſcht g'ſchwind kommen, aber lei, daß er ihr d'Seel hat außa ſegnen kinna — ſoviel leicht iſcht's g'ſtorben. — — Ja woll, a brav's Weib iſcht's g'weſen!" —

— „Haſt Du ein Portrait von ihr?" fragte der Künſtler, der, obwohl ein alter Junggeſelle — oder vielleicht gerade deshalb — von dieſem Liebesnachruf eigenthümlich gerührt war.

„Meinen's a Portographie?"

„Oder ein gemaltes."

„Ja —", Hanſele lächelte faſt wie ein Liebhaber, der etwas geſtehen ſoll — „ſo aus'n Kopf hab' i eppas g'macht —"

„Laß' ſehen!"

„Da müſſen's ſchon mit mir zum Freithof gehen. — Aber drinnen hätt' i woll auch Etlichs, was i gern thät zeigen —"

Sie gingen miteinander hinein in die niedrige Stube, wo es freundlich und wohlaufgeräumt ausſah. Auf der Ofenbank ſtanden einige von Hanſels Malereien, und in der Ecke beim Fenſter noch Lieſels Klöppelkiſſen.

„I hab's da ſteh'n laſſen noch a Weil'", ſagte Hans erklärend, als er bemerkte, daß ſein Freund darauf blickte; — „ſchaun's, wie ſie hat klöklen könna."

Eine ſchöne Linnenſpitze lag ſorgfältig aufgerollt, mit offenen Fäden über dem Kiſſen.

„Nehmen Sie's, lieber Herr, zum Angedenken an d'Lieſel," ſagte Hans in plötzlicher Eingebung — „eppa für d'Frau Eh'liebſte. Sie werden ja woll eine haben?"

„Nein, Hanſel, nichts hab' ich!" rief der Mann mit dem grauen Barte in einer Art Galgenhumor — „rein nichts, nicht einmal eine barmherzige Schweſter, die im Alter ein Biſſel auf Einen ſchaut."

„Wird nit ſein? Und haben mir vor bald a dreißig Jahren ſo gute Lehren 'geben."

„Ja, die Lehren! Und die Dummheiten hab' ich ſelber gemacht. Jetzt bring' ſie her, Deine Schwarten!"

Hanſele ſtellte die Staffelei ans Fenſter, darauf mit einer gewiſſen Erwartung die Landſchaft im Abendroth, auf die er ſich, obwohl ſie nun ein ehrwürdiges Alter erlangt hatte, ohne je von einem Käufer begehrt worden zu ſein, noch immer etwas zugute that.

— — „I hab einmal eppas Anders auch probir'n wollen," ſagte er, als ſein Freund ſich den Bart ſtrich, und ihn dann mit einem eigen humorvollen Lächeln anſah.

„Iſcht's nit g'rathen?"

„Nein, Hanſele — ſchauerlich iſt's!" — Er legte ihm freundſchaftlich die Hand auf die Schulter. „Schau, Du biſt ein prächtiger Kerl, aber — an der Landſchaft mußt Du Dich nicht vergreifen. Bleib' Du bei Deinen Heiligen und Gemeindegenoſſen, dann wird's Dir wohlergehen."

Hanſele lächelte ebenfalls, ein gutes, ein Bißchen verlegenes, wehmüthiges Lächeln, aus dem immer noch der aufhorchende Schüler und eine goldene ehrliche Seele herausſchaute. — „Wenn Sie's ſagen, muß's ſcho' wahr ſein."

Herr Walter ſtand auf. „Jetzt zeigſt Du mir Deine Lieſel, und dann ſtechen wir miteinander auf der Poſt eine Flaſche Terlaner aus — komm'!"

Hans holte Hut und Sonntagsjoppe und ſchritt dann auch mit einer gewiſſen Sonntagsmiene neben ſeinem Freund dahin.

Es war Alles noch wie vor den vielen Jahren — der erhabene und zugleich ſo trauliche Friede in dieſen Bergen — der Abendſchein, der von den Höhen grüßte, das Rauſchen der Waſſerfälle, bald von der Luft herangetragen, bald verweht — und über'm ſtillen Mühlwald-Thal, wie ein zartes Silberringlein blinkend, die Mondſichel — —

Hanſele öffnete das Gitter, welches in den alten Friedhof führte, und ging voran durch das kniehohe, blühende Gras.

„Sie hat s'ſchönſte Kreuz," ſagte er ſtolz. „I hab's bei guter G'legenheit billig kriegt und ſelber vergoldet und g'malt."

Als ſie davor ſtanden, nahm er den Hut ab und beſpritzte den Hügel aus dem Weihbrunnkeſſelchen, welches zierlich an einem der eiſernen Blumenzweige hing, die das ganze Kreuz umrankten — eine prächtige Schmiedearbeit, vielleicht aus dem vorigen Jahrhundert, die Mehreren wohl ſchon zum Andenken hier geſtanden. Er öffnete die in der Mitte befindliche Kapſel, und da blickte alſo die Lieſel heraus, wie er ihr Bild im Gedächtniß feſtgehalten, mit den freundlichen braunen

Augen und dem „kugleten* Kopf, wo sie g'habt hat", von Zöpfen schlicht umwunden, fast bräutlich angethan, mit einem Strauß im Schürzenband.

Die kniende Gestalt war voll Liebe gemalt und hingetüpfelt, und in der Anordnung des kleinen Bildes etwas vom Gewöhnlichen Abweichendes. Statt des Erlösers schwebte — so perspectivisch wie möglich gemacht — aus leuchtender Ferne winkend, die Himmelskönigin im Strahlenkranze vor der Betenden, die ihre Hände nach ihr erhob.

„Wissen's, Ihnen darf i's woll sagen, was i mir denkt hab: Es hat mir Einer einmal a Bild g'wiesen, wie der Moses das gelobte Land hat g'sechen, so von ein' Berg abi, in Fruchtbarkeit und lauter Sonnschein. Da ischt er auf die Knie g'legen und hat d'Händ' ausg'streckt. Grad a so, denk i mir, muß es dem Menschen sein, wann er nach der irdischen Pilgerschaft den Himmel sicht, daß es ihm völli d'Augen zudruckt vor lauter Glanz und Seligkeit. So hab' i mir's bei der Liesel denkt und so hab i's nachdem daher g'macht. Aber das vom Moses hab i Neamst g'sagt, wissens: Anstatt dem g'lobten Land ischt letzt das halt der Himmel und d'Muttergottes drin."

Der Künstler betrachtete das kleine Gemälde, indem er dem Anderen schweigend zuhörte. — „Du bist ein glücklicher Mensch!" sagte er sinnend.

„Nimmer a so, derweil's g'storben ischt. — — Aber Freuden hätt' d'Liesel, wann's jetzt abischaun kunnt! I hab ihr manchsmal derzählt vom selligen Sommer, wo Sie dag'wesen sein. Mei! — Das ischt a lange Zeit!"

„Jawohl! — Da waren die Augen noch hell und sahen den Himmel voller Baßgeigen! — S'ist nicht lustig, das Altwerden. — — Komm', Hans, jetzt gehen wir auf die Post und trinken ein Glas auf unser Wiedersehen!" —

Sie saßen im Freien, weil es eine gar feine laue Sommernacht war und ließen sich den feurigen Terlaner schmecken. Bei der ersten Flasche that Hansele sehr zahm, bei der zweiten schon minder. Da wurden ihm die Wangen roth, die Augen immer glänzender; er begehrte von der Welt draußen allerlei zu wissen und meinte, einmal hätte er sie halt doch gerne gesehen, die Welt, so das Weite, das „Teitschland" und besonders, was sie Schönes dort malen.

* runden.

„Da würdeſt Du nicht klug daraus, ſag' ich Dir," tröſtete der Freund, „denn Viele wiſſen jetzt ſelber nicht mehr, was ſchön iſt."

In der Schankſtube drinnen ſaßen ein paar junge Burſche bei der Zither.

Die fröhlichen, eigen ins Gemüth dringenden Weiſen gaben einen heimlichen Ton zu Geplauder und Wein, der an Allerlei erinnerte, Allerlei wachrief, halb wohlig, halb wehmüthig. Oft ſchwiegen die Beiden draußen, um zu lauſchen.

Bei der dritten Flaſche, gegen die ſich Hanſele heftig wehrte, dann aber doch mittrank, wurde er herzhaft und fragte: jetzt, warum ſein Freund allein geblieben ſei; er möchte doch gewiß auch eine „Rechte" bekommen haben, wenn er nur gewollt hätte.

Der blies den Rauch ſeiner Cigarre langſam von ſich, und blickte hinaus in die Sternennacht. — „Schau," ſagte er, „die Geſchichte iſt ſo: man hält das Leben für viel länger als es eigentlich iſt; man hat ſo viel vor ſich. Da kommt erſt allerlei Allotria — dann wird die Arbeit Hauptſache, und alles Andere nur ſo Rankenwerk, das freilich ſeine ſchönen Roſen und Stacheln hat, auch gelegentlich ein Paar lange Eſelsohren, die d'raus hervorgucken. Das Zeug wuchert oft ein Bißchen über, aber man wird immer wieder Herr. Auf einmal merkt man, wie die Jahre hingegangen ſind. Man wird ein Anderer, ein Kauz, und ſieht ſo Manches anders — zum Beiſpiel auch, daß Einem der Herrgott das Herz da drin nicht blos zur Kurzweil gegeben hat. Aber dann — iſt's meiſtens zu ſpät, und — —" er ſchlug einen anderen, einen fröhlichen Ton an. — „Jetzt laſſen wir das Andenken Deiner Lieſel leben, um die ich Dich, ſeit Du mir von ihr erzählt haſt, ſchier beneide!" —

Er nahm mit energiſchem Griff das Glas und hielt es dem Hanſele hin.

„I dank'," ſagte dieſer ganz verklärt.

Gerade als die beiden Grauköpfe miteinander anſtießen, that einer von den Burſchen in der Schenkſtube einen Juhſchrei, daß es daraus nur ſo jauchzte von Jugend und Lebensluſt.

„Ja — ſo hat man's auch einmal können," ſagte der Maler, „s'iſt ſchon lang her! — Ach was — und trotzdem iſt es noch der Mühe werth, auf der Welt zu ſein, wenn man nur die Augen aufthut. Komm' Hanſel, uns zwei alte Kerls laſſen wir auch noch leben — Proſit!"

Gedichte

von

Ludwig August Frankl.

(Aus dem Nachlasse.)

An P.....

Merk Dir's!

Du möchtest Liebchen wissen
Was Du mir bist?
Was in Finsternissen
Ein Sternbild ist!

Ich soll Dir Liebchen sagen,
Wie Dich mein Herz benennt?
Nach freudelosen Tagen
Der selige Moment!

Und Deine Liebe, Holde,
Soll sie verglichen sein,
Gereift von Sonnengolde
Ein Purpurfeuerwein.

Du aber frägst mich stündlich —
Reich' mir den rothen Mund
Was Du mir bist, wird gründlich
Mit einemmal Dir kund.

An Friedrich Amerling's Begräbnißtag: *

Letzter Gruß.

Als sie Dich zum Grabe trugen,
Fühlt' ich seelentiefes Leid,
Wie die Trauerglocken schlugen,
Blieb ich ferne dem Geleit.
Ich ertrage nicht der Schollen
Unbarmherzig dumpfen Klang,
Wenn auf einen Sarg sie rollen,
Nicht der Priester Grabgesang.

Ferne blieb ich, trauernd einsam
Weißer Winter ringsum lag
Und ich sann, was wir gemeinsam
Lebten, träumten manchen Tag.
Bunte Scenen, helle Farben
Sah' ich glänzen und vergeh'n,
Freunde, die schon lange starben,
Nun als Schatten aufersteh'n.

Schöne Frauen, kommt Ihr wieder?
Ach wie seid ihr worden bleich!
Keine Feste mehr und Lieder
Und ihr wart so wonnereich,
Welke Kränze rings der Wände,
Bunte Fenster all verhängt,
Ausgelöschte Lampenbrände,
Wo die Lust sich sonst gedrängt.

Plötzlich wie durch Nebel steigen
Giebel und Altar empor
Und ich sehe durch das Schweigen
Traurig treten Dich durchs Thor.
Bleiche Schattenbilder heben,
Schweben nach Dir, um Dich her,
Sehnend sich nach Farbenleben,
Deine Kunst doch schafft nicht mehr.

* Friedrich Amerling's Begräbniß fand 16. Januar 1887 statt. — Im Jahre 1889 erschien die Biographie Amerling's von L. A. Frankl.

Glänzt, daß Du ſo traurig blickteſt,
Nicht der Lorbeer Dir im Haar?
Und mir iſt, als ob Du nickteſt,
Fragteſt mit dem Augenpaar.
„Ei ſo melde mich nur dorten,
Komme, weiß nur nicht wie bald?
Doch nicht früher, als mit Worten,
Meiſter! ich Dein Bild gemalt.“

An meine Tochter Frida.

Charſamſtag, 1892, ½7 Uhr Abends.

Während die Glocken erklangen zur Auferſtehungslegende,
Haſt Du den bibliſchen Fluch demuthvoll-tapfer gefühlt.
Und als das „Chriſt iſt erſtanden“ erſcholl in den heiligen Domen,
War der Fluch geſühnt, warſt Du durch Segen verſöhnt;
Denn ein frommes Oſterlämmchen liegt Dir am Herzen —
Und als Mutter ſei, glücklich, beglückend, gegrüßt.

Religion und Poeſie.

Studie

von

Sophie von Ihuenburg.

„Religion iſt die Poeſie der Armen", ſagt Franz Grillparzer. Das iſt ein rechtes Dichterwort und zugleich die Ueberzeugung eines Mannes, der das Volksleben mit klarerfaſſendem Blicke durchſchaut und in vielen intimen Beiſpielen beobachtet hat.

Franz Grillparzer, als geborner Wiener und Katholik, hat oftmals ſinnend und träumend die herrliche Stephanskirche durchwandelt, die zu allen Tages- und Jahreszeiten von Gläubigen und Ungläubigen beſucht wird. Die Frommen beten, die „Aufgeklärten" weiden ihr Auge an dem ſchönen Bau und den zahlreichen Kunſtwerken, die er enthält. Dort mag Grillparzer oft ſinnend geſtanden haben, dort mag ihm jener ſchöne Gedanke gekommen ſein, wenn er, ſelbſt erfüllt von der läuternden Weihe des Gotteshauſes, ein altes verkrümmtes Bettelweib vor ſeinem „Kerzl" knieen ſah, oder ein paar zerlumpte Kinder, die Augen erwartungsvoll und ſtaunend nach den Bildern und Altären emporgerichtet, oder der Orgel zugewandt, hinhorchend auf die Fülle metallener Töne, die von dort oben verheißungsvoll niederſtrömte.

Muſik, Geſang, Blumen, Teppiche, Bilderſchmuck, hohe, palaſtartige Räume, Gold und Silber, Alles, was die Armuth daheim entbehren muß, hier findet ſie es in reichem Maße. Hier darf ſie es mitgenießen, nicht geduldet und ſcheu, ſondern mit einem gewiſſen Anrechte, ja ſogar Vorrechte an den Himmel, der ſich ihren naiven, nach ſichtbaren

Zeichen verlangenden Gemüthern in diesen geschmückten Hallen leuchtend und greifbar kundgibt.

Die Vornehmen, die Reichen, die Gebildeten, mit einem Worte die sogenannten „Oberen Zehntausend oder Hunderttausend" haben Bildung, Wissen, Lebensgenüsse, Geld oder Talent, um sich auch in ästhetischer Hinsicht ein befriedigtes Dasein zu schaffen.

Sie haben oft verfeinerte Begriffe von Recht und Unrecht, selbstschöpfende künstlerische Kraft, all das streift, auch ohne einen bestimmten Glauben an Religion, an Poesie, wie man es nennen will!

Das Volk an sich aber, das arme, hungernde, arbeitende, unwissende, unbefriedigte Volk, das bedarf der äußeren Form für dies tiefe, unstillbare Bedürfniß nach etwas Hohem, Unantastbaren und diese Form ist der Cultus, die Kirche, Weihrauch, Lichterglanz und Orgelklang.

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß vor Allem der katholische Religionscultus mit seiner Hingabe an äußere Prachtentfaltung jene Poesie am vollsten erweckt!

Ueber die katholische Religion an sich mag man denken, wie man will. Ihre Vergangenheit ist durch die Gräuelthaten des Mittelalters, die Verbrennung der Ketzer, Inquisition und verbrecherisches Mönchsthum allerdings bedenklich getrübt und es wird Menschen geben, die es dem Katholicismus niemals verzeihen werden, dass er sein goldenes Panier mit Blut befleckt hat und durch einen unseligen, Jahrhunderte langen Irrthum verleitet, mit Hast und blinder Wuth das Reich der Liebe zu Ehren bringen wollte.

Aber wenn Religion Poesie ist und Poesie sich auch äußerlich schön und an's Gemüth greifend, dem Aug' und Ohr verkünden muß, so ist die katholische Religion die Religion der Poesie!

Was wäre die deutsche und italienische Kunst ohne Madonna, ohne Engel, ohne Heilige!

Holbein, Dürer, Lucas Cranach, Leonardo da Vinci, Raphael, Tizian, Rubens, alle, alle haben aus dem Quell religiöser Poesie geschöpft und durch ihre unsterblichen Meisterwerke die christliche und in ihr die katholische Religion gewissermaßen als die Urheberin der wahren Kunst erscheinen lassen!

Lord Byron schreibt in einem Briefe an Thomas Mooré: „Wie ich Ihnen schon sonst gesagt: ich bin ein großer Bewunderer einer

faßbaren, greifbaren Religion und erziehe eine meiner Töchter als Katholikin, damit sie etwas hat, woran sie sich halten kann. Es ist bei weitem der eleganteste Gottesdienst, ich nehme kaum die griechische Mythologie aus. Der Weihrauch, die Bilder, Statuen, Altäre, Heiligenschreine, Reliquien, die leibliche Anwesenheit in Wein und Brot, die Beichte, die Absolution, das alles ist etwas, woran das Gefühl sich anklammern kann!"

Auch die nüchternsten Freidenker können sich dem mächtigen, malerischen Zauber nicht entziehen, den z. B. ein vom Papste mit allem Prunk gehaltenes Hochamt oder die Frohnleichnamsprocession in Rom auf ihn ausüben.

Und — um gleich einen großen Sprung zu machen — kann man sich etwas Reizvolleres, lebhafter zur Andacht Stimmendes vorstellen, als den ruhigen Frieden einer kleinen Dorfkirche in den katholischen Alpen? Der naive Prunk einer Dorfkirche rührt mich immer in tiefinnerster Seele. Diese steifen bunten Blumen, brennenden Lichter, verblaßten Fahnen, die rosigen Marienbilder, der unvermeidliche keusche Aloisius von Gonzaga mit der Lilie in den blassen Händen, der kühle, leise Weihrauchduft, die Schwalben, die durch das bunte zerbrochene Kirchenfenster aus- und einfliegen, das ist Poesie! Süße, weltversöhnende Poesie!

Der protestantischen Kirche fehlt dieser Zauber. Ihre vielleicht klarere — wenn ich es so nennen darf, vernünftigere Auffassung des Christenthums verbietet alles unnütze Beiwerk und beschränkt sich auf einen zweckentsprechenden Bau mit Altar, Kanzel und gesonderte Bankreihen für Männer und Frauen.

Die Wände sind weiß oder grau getüncht, nur über dem Altar ein Christusbild und im Hintergrunde des Schiffes die Orgel. Sonst ist alles kahl, schmucklos, leer. Der Geist soll sich sammeln, nicht durch Schönheit zerstreuen, der Geist ist das Wort und so legen die Protestanten das Hauptgewicht ihres Gottesdienstes auf die Predigt.

Kein Wunder, daß sich das Predigerthum zum Leitmotiv der protestantischen Religion emporgeschwungen hat und es thatsächlich selten einen Pastor oder selbst Candidaten der Theologie geben wird, der nicht mit einer gewissen, rhetorischen Begabung und in gutem, correcten Deutsch zu seiner Gemeinde spricht.

Ebenſo legt die iſraelitiſche Religion ein Hauptgewicht auf die Ueberzeugungskraft und die gut modellirte Ausdrucksweiſe ihrer Prediger.

Ich erinnere mich als junges Mädchen einer jüdiſchen Hochzeit als Zuſeherin beigewohnt zu haben, und die feurige, dramatiſch angehauchte Rede des betreffenden Rabbiners, machte mir einen nachhaltigen Eindruck.

Eben dieſe rhetoriſche Seite iſt, alles in allem genommen, eher die ſchwache Seite der katholiſchen Kirche. Ich ſehe von einigen weltberühmten Jeſuitenpredigern ab, die in Oeſterreich und Italien, Frankreich und Belgien ꝛc. wahre Stürme von begeiſtertem Enthuſiasmus erweckten und zu deren Predigten die Damen der höchſten Ariſtokratie, Vertreter der Literatur, ſich unter die vielen Tauſend drängten, wie zu den künſtleriſchen Offenbarungen großer Mimen, Muſiker, Maler.

Ihre Stimme klingt wie Muſik, ihr beredtes Wort malt und ſchildert in phantaſtiſcher Großartigkeit Himmel und Hölle, ihr Aug- und Mienenſpiel ſteht dem eines erſten Künſtlers nicht nach .... aber das ſind glänzende Ausnahmen.

So mancher Domherr, Biſchof oder Pfarrer in den katholiſchen Reichen hat gewiß auch eine ſchöne Begabung, die Herzen der Andächtigen zu bewegen und ihre Gedanken den Flug nach aufwärts zu lehren, aber im Großen und Ganzen, wenn ich die zahlloſen kleinen und größeren Kirchen im Auge habe, in denen allwöchentlich gepredigt wird, muß ich geſtehen, daß die Art dieſer Predigten hinter jenen der Proteſtanten und Juden oft weſentlich zurückbleibt. Zum Theil ſind ſie von mittelalterlicher Uebertriebenheit durchtränkt, zum Theil nichtsſagend, ungeſchickt hin und her ſpielend mit unklaren Bibelſprüchen, vor allem aber ſtyliſtiſch mangelhaft gefügt, ermüdend und ohne Pointe.

Dies gilt vor allem von den gutgemeinten Sonntagspredigten auf dem Lande, die, ſtatt den einfachen Bauerngemüthern das Gute und Sittliche in klaren gutgeſetzten Worten einzuprägen, ſich zuweilen mit der Auslegung von abſtracten Glaubensthеſen befaſſen oder ein Langes und Breites von den Schrecken des Fegefeuers erzählen.

Die Folge davon iſt, daſs das Landvolk oft nur gezwungen die Predigt hört, die es manchmal gar nicht verſteht, hie und da einſchläft,

oder sich achselzuckend darüber hinaussetzt, darnach in's Wirthshaus geht und die unbehagliche Fegefeuerstimmung behaglich hinunterschwemmt.

Und es wäre gewiß nicht schwer, den Bauern klar zu machen, daſs man seine Kinder nicht verlassen darf, seinen Jähzorn bezwingen, die Eltern ehren muß, und sie nicht, wenn sie alt und arbeitsmatt sind, in's „Austragstüberl" schicken soll. Sie mit einem Wort zu lehren, daſs nicht der Glaube allein, sondern die durch ihn geübte gute That die Hauptsache ist.

In diesem einen Falle könnten die katholischen Prediger manches von den anderen lernen und das wäre ein Leichtes für sie.

Freilich wer weiß, ob nicht selbst in dieser rethorisch-didactischen Unbeholfenheit ein gewisser poetischer Reiz liegt, den die wohlgesetztesten Reden des vernünftigsten Predigers oft nicht erwecken können.

Ich erinnere mich einmal in der herrlichen Stephanskirche einer Predigt beigewohnt zu haben, das heißt, ich hörte nur halb auf die eintönig auf- und niedersteigenden Sätze, die endlos lang waren, und sich wie Schlangen in einander verwirrten. Dann kamen plötzlich einige scharf hervorgestoßene donnernde Worte, dann wieder ein breites, leiser rieselndes, oftmals stockendes Gewoge von Phrasen, ich nahm nur mehr den Wiederhall wahr. Ich versenkte mich in den Anblick der herrlichen Kanzel mit den neugierig aus den Fensterchen lugenden Apostelköpfen und dem Meister Pilgram.

Liebliche Engel flatterten hier und dort. Goldene Lichtpunkte tanzten über die Säulen, die Bogenfenster glühten in leuchtendem Farbenglanz, es war so schön hier, so erhaben schön! Das Herz ging mir auf in stummer Andacht und was vielleicht keine Predigt der Welt zu wecken vermocht hätte, das strebte lebendig daraus empor in geläuterter, gesteigerter Empfindung! Religion und Poesie!

Gedichte

von

Jaroslav Vrchlicźki.*

Übertragungen aus dem Böhmiſchen.

Fenſter im Gewitter.

Vorrede zu dem Buche gleichen Namens übertragen von R. G.

Die Fenſter dauern mich bei Ungewittern!
Der erſte Windſtoß ſchüttelt ihre Reih'n,
Der erſte Donnerſchlag macht ſie erzittern,
Sie trifft der erſten Blitze Flammenſchein.

An ihnen rinnen Wolkenthränen, Regen,
Der erſte Hagelſchauer dann entlang,
Ihr ſchrilles Klirren kündet allerwegen
Des Hochgewitters majeſtät'ſchen Gang.

Sie kennen auch den Sturm und ſeine Phaſen
Und ſeines Heulens ſchaurige Gewalt
In dunkler Nacht, der Elemente Raſen
In einem Kampf, den keine Sprache malt.

Und trüb und ſtumpf, und ohne Ausdruck ſtarren
Sie Morgens nach des Sturmes wildem Tanz
In leere Gaſſen hin und ſchau'n und harren
Des Tageslicht's mit todter Augen Glanz.

* Gedichte 1892—1893.

Ihr gleichet dieſen Fenſtern, meine Lieder!
Ihr kennt in meiner Bruſt den wilden Chor,
Gebt meine Stürme, Blitze, Donner wieder,
Und meiner Sehnſucht fallend Meteor.

Ihr fragt und ſchwankt in wunderlichen Krämpfen
Bei jedem Wetterſturm der Leidenſchaft,
Den Opfern gleich, die mit den Mördern kämpfen,
Ihr ringt vergebens mit erlahmter Kraft.

Geſchrieben dann — blickt fremder Menſchen Schaaren
Ihr mit dem Glanz gebroch'ner Augen an,
Und ſtarrt ſo ſelbſtvergeſſen, leer, zerfahren,
Wie Fenſter nach Gewittern auf den Plan.

Poeſie.

Übertragen von Louiſe Breisky.

Das Abendeſſen war vorbei. Der ſchwarze
Kaffee noch ward gereicht in feinen Taſſen,
Und brennende Cigarren glänzten leuchtend
Wie rothe Punkte in der Dämmerung.
Mit matten Flügeln ließen Abendfalter
Sich flatternd auf das Glas der Lampen nieder,
Und ab und zu ſchwirrt' eine Fledermaus,
Vom Lichtſchein angelockt, durch die Veranda,
Hierher verirrt aus der Allee von Linden,
Die mit den dunklen hundertjähr'gen Kronen
Sich vor dem Schloſſe wie ein Dom erhob. —
Der Meſſer und der Gabeln laut Geklirr
War ſchon verſtummt; zuweilen pochte leiſe
An feines Porzellan die Zuckerzange,
Ein Löffel auch an die japan'ſche Taſſe,
Bemalt mit Reihern, die im Zickzack fliegen
Um einen ernſten Storch auf einem Bein,
Der träumend ſteht — ein Mandarin der Sümpfe. —
Ein leicht Geräuſch des Pfropfens war zu hören,
Wenn er in ſeinem Fall den Tiſch berührte,
Indeß aus ſchlankem Hals die Flaſche goß
Rum oder Cognac in den ſtarken Mocca. —

In dieſem Augenblick — wenn wahr das Wort:
Daß jedesmal ein Engel fliegt durch's Zimmer,
Sobald es plötzlich ſtill wird in Geſellſchaft —
Flog nicht ein Einz'ger bloß — vielmehr ein Schwarm
Von Engeln durch das Schloß und die Veranda. —

Es dehnte über Park und Landſchaft ſich
Die ernſte, thauerfüllte Julinacht,
Die voll von Träumen, ſehnſuchtsvoll
Die Herzen öffnet, wie der Blumen Kelche.
Es war vielleicht ihr ſchwermuthvolles Dunkel
Der Grund, daß wir zu plaudern aufgehört;
Ein jeder athmete die friſche Luft,
Erfüllt von Lindenblüthenbüften, ein,
Als ſüße Labung nach des Tages Hitze. —
Die Poeſie ſolch' einer Sommernacht
Berührte leichthin Einer aus dem Kreis;
Das Wort ſchwoll bald zu mächt'gem Redeſtrom
Heran, der ſich verbreitet über dies und das
In mannigfachem Wechſel. Flüchtig, gaukelnd,
Der flatternden Libelle gleich, entſpann
Sich das Geplauder, das allmälig ward
Zu ernſtem und lebendigem Geſpräch,
Deß Thema einzig Poeſie und Kunſt.

„Wie doch die Künſte und die Poeſie —"
Ließ ſich der Hausherr nun zuerſt vernehmen —
„In unſern Zeiten in Verfall gerieth'n!
Nennt mir, ich bitt' Euch, einen einz'gen Styl,
Der unſern Zeitgeiſt charakteriſire
In voller Kraft: ſei's Poeſie, Muſik,
Die Mal- und Baukunſt oder die Sculptur.
Der Loſungsworte, Schulen gibt es viele —
Doch iſt's ein Scheingefecht mit ſtumpfen Klingen,
Ein Kampf um äuß're Form; nur die Vignette
Auf Flaſchen Weines, deren Inhalt längſt
Getrübt, verdorben. Nennet mich Philiſter,
Der feſt noch wurzelt in vergangnen Zeiten,
Und keinen Sinn für das Moderne hat,
Das, um originell zu ſcheinen, heute
Statt im Olymp, im Kehricht lieber wandelt.
Wie dem Hellenen, der des Parthenon
Hellſchimmernd Bild im Auge derart trug,
Daß er geblendet nicht mehr ſah die Bauten

Des Morgen- und des Abendlands — erging
Es mir. Auch ich ward in der Jugend nach
Berühmten Muſtern auferzogen und
Erkenne nur die große alte Kunſt,
Mit der, verſucht ſie's auch, die Neuzeit ſchwer
Wetteifern kann. Nur einzig die Muſik
Darf allenfalls im Kampfe ſich noch zeigen. —
Doch will ich unſern Pfarrer nicht erzürnen,
Der ja ein alter Gegner Wagner's iſt,
Und der ſich ſelbſt durch Schönheit und Erfolge
In aller Welt nicht überzeugen läßt —
Da ſchweig' ich lieber." — „Nun, ich kann nicht leugnen,
Daß unſer Wirt geſprochen manche Wahrheit,
Wenn auch in herber Form," erwidert' d'rauf
Der Pfarrer, und verbarg mit Müh' ein Lächeln,
Das jetzt um ſeine dünnen Lippen zuckte.
„Auch ich will nicht von Richard Wagner reden,
Indem ich weiß, daß die gewalt'ge Fluth
Des Streites ohne Ende ſonſt ſich drängte
In unſern frohen Kreis, und dann verſcheuchte
Die gute Laune: ein unendlich Streiten —
Unendlich — gleichend ſeiner Melodie. —
Nur Ein's will ich bemerken: daß ſich viele
Vertreter neuer Richtung ſehr ereifern,
Um zu verkünden, wie doch ſchon veraltet
Sei dieſe oder jene ſchöne Kunſt.
Das iſt ein offenbarer Widerſpruch!
Kann denn, was ew'ge Jugend hat, veralten?
Wo in der Welt glänzt ſonſt noch ihre Spur?
Von roſ'gen Wangen ſchwindet ſie ſo raſch
Wie Blüthenſtaub. Nur in der Kunſt für immer
Erſtrahlt ſie künftigen Jahrhunderten.
Gleich weihevoll erweckt mir ein Choral
Von Paleſtrina Andacht in der Bruſt,
Wie eine impoſante Bach'ſche Fuge,
Die mit gewalt'gem Pulsſchlag aus der Tiefe
Der Orgel ſich kaskadenartig wälzt.
O glaubet mir, auch die Terzinen Dante's,
Und eines Sophokles erhabne Chöre —
Sie graben tief ſich in die Seele ein,
Wie Meiſter Arioſto's holdes Tändeln,
Und Taſſo's ſchwärmeriſche Liebesſeufzer. —
Was iſt an Giotto's Heil'gen denn veraltet?
Und was am heitern Lächeln Rafaels?

Von Himmelsreizen überſchäumt ſein Becher,
Den er uns Allen bietet zum Genuſſe! —
Kann das veralten, was die Menſchenherzen
Bis in den tiefſten Grund bewegt, erſchüttert,
Was in der Bruſt wie Märchenglocken tönt? —
Des Genius Flamme ſchlägt empor, entfachend
Den Brand in Andrer Buſen durch den Pinſel;
Durch Verſe, gleichend Hengſten ohne Zügel,
Und durch Muſik, mit der ſich meſſen darf
Des Meeres Brauſen nur und Sang der Sterne? —
Ja, ſelbſt die Form, die doch gebrechlich iſt
An einem Kunſtwerk, altert nicht für mich.
Ich bin bis heute — nennt Ihr mich deshalb
Auch ſpottend „einen Alterthümler“ gerne —
Ein Feind formeller Logik; denn ich glaube,
Es gilt als Werk des Geiſtes nur der Inhalt —
Ja, auch die Form, glaubt mir, veraltet nicht.
Vielleicht verblaßt an ihr allmälig mit
Der Zeit, was damals Mode war; allein
Beſondern Reiz, Pikanterie verleiht
Es eben jenen Werken alter Zeit.
Ich ſage frei, daß mir des großen Händel
Perrücke lieb iſt, ſo wie Mozarts Zöpfchen,
Mit welchem er ſich ſeiner Zeit bewegte —
Das ſtörte niemals ſeine Schönheit mir.
So ſchätze ich den dröhnenden Kothurn
Des „Cid“ gleich wie den Lockenbau Racine's,
Denn das gehört zum Ganzen ja; es leuchtet
Der große reine Kern des Menſchen doch
Durch äußre Hülle und erlabt den Geiſt.“ —
Ein hagrer Mann mit rauhen finſtern Zügen,
Der Arzt des Schloſſes, nahm darauf das Wort.
(Er war bekannt als Sonderling und Grübler,
Dabei vernachläſſigt in ſeinem Aeußern,
Doch ſehr beleſen; ein verfehltes Leben,
Die Arbeit eines Syſiphus vollbringend,
Den Andern Alles zu vergönnen, was
Das eigne Schickſal grauſam ihm verſagte.)
„Mir däucht“ — ſo ſprach er — „alles dies verſchuldet
Das ſchöne, doch für eine jede Kunſt
Verderbliche Beſtreben, dienſtbar ſie
Zu machen eignen Zwecken, eignem Nutzen.
Der Luxus iſt das Fundament der Künſte,
Ich kann's nicht läugnen. Unſ're Zeit jedoch

Jagd fieberhaft nur nach Gewinn, Erwerb.
Und drum erhob ſie die Tendenz zum Sitz
Der Kunſt. Das Lied ſoll heut' zu Tage auch
Verbinden helfen eines Krüppels Wunden,
Und Brod dem Hunger ſchaffen; ſoll bei Wahlen
Ein Hebel ſein, im Kampf der Politik
Als Feldtrompete und als Trommel dienen.
Und heut' genügt's dem Künſtler nicht, Cultur
Und Licht im Bilde plaſtiſch darzuſtellen:
Nein, nöthig iſt's, den Kopf ihm zu durchbohren,
Damit es gleich als Leuchter dienen könne,
Um praktiſch anzuzeigen, was es darſtellt. —
Das iſt der Grund, warum die Kunſt ſo tief,
Noch mehr die Poeſie geſunken iſt.
Denn Jeder will was Andres aus der Hand,
Die Sterne nur verſtreuen ſollt' und Blüthen.
Auch haben heute Alle ganz vergeſſen,
Daß Poeſie Muſik der Seele iſt —
Ein Opiat, auf daß der Menſch vergeſſe
Des Alltagslebens, welches ihn vergiftet,
Und deſſen drückend Joch er täglich ſchleppt.
Ich leſe ſelten Verſe, wahrlich nur
In heil'gen Augenblicken meines Lebens,
Wenn ich der Seele Schwingen leihen will,
Und ſchwelgen in Muſik. Dann greife ich
Nach Coleridge und Shelley's Viſionen,
Den Träumen Moore's, den Meditationen
Des Lamartine und Victor Hugo's Werken,
Die ſüßen Klang und Licht zugleich enthalten.
Vertrauend mich dem Geiſterroß des Farys*
Flieg' ich mit ihm in's ſchrankenloſe Weite,
Wohin der Lärm des Alltagsſeins nicht dringt,
Und kein Partheienkampf um's Lebensglück.
Umſonſt verlieh'n die Alten nicht zwei Flügel
Dem Pegaſus! — Doch heut' beſchnitt man ihm
Die Schwingen mit der großen Scheere, die
Man Realismus, oft auch anders nennt,
Und ſpannte gar ihn vor den Pflug als Zugthier,
Zu fördern kleinliche Int'reſſen, welche
Die künft'ge Zeit nicht mehr verſtehen wird.
Entweder iſt die Poeſie ein Sturm,
Der eine müde Seele hoch empor
Auf mächt'gen Flügeln trägt, und Kraft verleiht

* Anſpielung an Mickiewicz's berühmte Kaſſide: „Farys" (deutſch von Siegfried Lippiner).

Zu ſchweren Kämpfen, wiegend ſie zugleich
In ſüßer Träume ſtillen Frieden — oder
Sie lebt nicht unter uns. — Ich bin zu Ende!“ —
„Und doch“ — ſo ſetzte der Gerichtsadjunct
Jetzt raſch die Rede fort — „hat ein Profeſſor
In einem Vortrag, den in unſ'rer Stadt
Er hielt, bewieſen, daß die Kunſt vor allem
Nach Wahrheit ſuchen müſſe. Alles andre
Sei Trug. Er nannte Turgeniew als Beiſpiel,
Der irgendwo geſagt, wohl auch geſchrieben:
Ein Bettler, ſelbſt von Meiſterhand gemalt,
Der werde niemals ſeinen Beifall wecken,
Vielmehr den Abſcheu und gerechten Zorn,
Daß es noch Bettler gebe in der Welt.
Und Turgeniew iſt doch ein Auserwählter
Und ein Poet!“ — „Das iſt nur ein Beweis“
Fiel ihm der Doctor in die Rede ſchnell —
„Daß auch ein Dichter irren kann, wenn er
Zu klügeln anfängt über ſeine Kunſt.
Turgeniew, Freund, iſt wohl ein großer Dichter,
Doch ſeine Seele war verwundet durch
Das Elend ſeiner Heimat und ergriffen
Vom allgemeinen Elend; dies der Grund,
Weshalb er oftmals ſeine große Kunſt
Zum Opfer brachte der Tendenz. Vielleicht
Hat er als Held gehandelt. Doch für mich
Iſt er ein Dichter nur der „Aufzeichnungen“ —
Des ſchönen Liedes vom „Triumph der Liebe*,
Und wenig andrer Seiten noch, in denen
Tendenzlos ſeine ew'ge Dichtkunſt ſtrahlt.
Noch einen anderen Beweis könnt' ich
Euch geben: Daß der große Turgeniew
Den „Fauſt“ zu würd'gen nicht verſtand. Und doch
Iſt „Fauſt“ — indeß genug davon. Wozu
Denn einen neuen Streit heraufbeſchwören?
Es gibt ja viele ehrenwerthe Leute,
Wie unſer Freund, der Oberförſter hier,
Die jeden Tag zwar die Natur durchſtreifen
Und doch nicht ihre Poeſie empfinden.
Die halten auch das Verſemachen bloß
Für einen Reſt veralteter Cultur,
Und für ein Kinderſpiel, das mit der Zeit

* Anſpielung an die Novelle „Das Lied der triumphirenden Liebe“.

Verſchwinden wird, wenn keine Bücher mehr
In Zukunft — meinen ſie — geſchrieben werden;
Nur kurz Notizen, was ſich in der Welt
Ereignet: neuerfundene Maſchinen
Vielleicht beſchreibend, oder irgend ein
Verbeſſertes Syſtem für ein Gewehr.
Dann kehren auch die goldnen Zeiten wieder —
Des Dichters Reim wird ſie nicht mehr verſcheuchen
Aus dieſes Lebens praktiſchen Gedanken,
Die nebſt der Wiſſenſchaft und Induſtrie
Zugleich auch viele feiſte Bäuche fördern." —

Rings um den Tiſch erſcholl ein hell Gelächter —
Ja, der geneckte Oberförſter lachte
Am lauteſten von Allen, und benetzte
Mit dem Liqueur den Mund und rothen Bart.
„Ich ſtimme mit dem Doctor überein
In einem Punkt fürwahr: daß alle Kunſt
Nur Luxus iſt — zumal die Poeſie.
Muſik, die hat im Gotteshaus noch Sinn,
Auch an den Kirchweihfeſten in der Schenke,
Und Bilder laſſ' ich gelten hie und da
Als Zierde kahler Wände. Verſe aber,
Die haben wirklich keinen Sinn. Ich weiß
Recht wohl, aus eigener Erfahrung leider —
Wie Veit, mein Sohn, als er zu dichten anfing,
Zurückblieb gleich, und durchfiel in der Schule,
Zuletzt iſt er Komödiant geworden,
Und wandert als Nomade in der Welt,
Von mir verſtoßen, wie Ihr Alle wißt!"
„Das iſt ein Grund, mit dem man rechnen muß" —
Entgegnete der Doctor ſpöttiſch drauf. —
„Die Wahrheit iſt es, und beweiſt viel mehr
Als alle Reden!" — rief, nun ſchon gereizt,
Der Forſtmann aus. „Ei, laſſen wir den Streit",
Der Hausherr ſprach: „Es iſt von Poeſie
Die Rede, und wir fragen nicht einmal
Um unſres Gaſtes Meinung, der dort ſchweigend,
Und lächelnd nur dazu, den Schnurbart ſtreicht.
Nun auf ein Wort, Herr Wladimir, mit Ihnen!
Sind Sie des Doctors oder Forſtmanns Meinung?
Vielleicht ſind Sie gar ſelbſt ein Neuerer,
Und lachen uns im Geiſte Alle aus?" —
Bei dieſen Worten wandten forſchend ſich

Die Blicke Aller auf den jungen Mann,
Der unbemerkt bisher im Schatten saß
Und still und aufmerksam den Reden horchte,
Von Zeit zu Zeit ein Schlückchen Weines schlürfte,
Und seinen feinen blonden Schnurbart drehte.
Er schien ermüdet — blickte in die Ferne,
Wo vor des Mondes bleichem Angesicht
Die blauen Schatten in der Linden Kronen
Wie zauberhafte Schleier sich bewegten.
Doch als er sah, daß nun die Blicke Aller
Auf ihn gerichtet waren, klopfte er
Von der Cigarre lächelnd ab die Asche;
Ironisch halb, und halb im Ernste, langsam,
Als ob er jedes Wort, das ihm entschlüpfte,
Erwägen wollte, hub er an zu sprechen:
„Es war die Rede von der Poesie,
Und wie mir däucht, beinah' ein heft'ger Streit,
Der überflüssig" — lächelnd sagt' er das,
Und höflich sich verneigend vor dem Hausherrn.
„Die Poesie ist eine Himmelsgabe,
Von der wir stets am meisten schöpfen, wenn
Am wenigsten wir von ihr wissen. Blickt
Um Euch doch in die anmuthvolle Nacht! —
Im Hintergrund der alten tiefen Wälder
Welch ein bezaubernd Spiel von Licht und Schatten!
Seht dort im Glanz der Sternenstraße steh'n
Die Kronen hundertjähr'ger duft'ger Linden,
Den Vollmond auch, der schüchtern nun besteigt
Den Thron der Mitternacht voll goldner Sterne!
Und seht den Teich herüberschimmern, wo
Die Kelche sich der Wasserrosen spiegeln,
Als riefen sie zu sich die Sternenschwestern. —
Und diese ganze Landschaft hier im Rahmen
Der dunklen Wälder, mit dem weißen Schlößchen
Und der Veranda, wo wir derzeit klügeln —
Von deren kunstvoll ausgeschnitzter Brüstung,
Mein werther Hausherr, Ihre schöne Tochter
Herab als holde Märchenfee sich neigt,
Die Schwäne sinnend auf dem Teich betrachtet,
Und ihre Hand, wie Schnee so weiß, versenkt
In's dunkle Haar, das ihre Stirn umfließt —
Dies alles wäre keine Poesie?
Ist mehr denn nöthig? Freunde, o sagt selbst,
Ob Ihr sie größer noch und tiefer findet?

Ja, daſs ſich ſolch ein Streit entſpinnen konnte,
Iſt ein Beweis mir, daß Ihr ſchon gefühlt
Das Wehen ihres göttlichen Gewandes.
Ihr Athem bringt zu uns aus der Natur,
Den Himmelstiefen, aus dem Duft der Felder,
Aus allen Wäldern rings, und Euren Herzen —
Ihr Zweck allein iſt: Menſchen zu beglücken!“ —

Da ſtanden Alle ſchweigend auf, und tranken
Einander zu. Der helle Klang der Gläſer
Bewies am beſten, daß ſie Recht ihm gaben. —

Ein Lebensende.

Aus der Sammlung „Ausgedinger, Erzählungen und Skizzen aus den Vorbergen“ von Karl V. Rais.

Aus dem Böhmiſchen überſetzt von

Ernſt Kraus.

I.

Bei Tynys in der Chaluppe iſt ein Ausgedingerſtübchen von der Größe eines Hühnerſtalls; es liegt in einem dunklen Anbau hinter dem Vorhaus, gerade dem Backofen und dem Herd gegenüber, nahe am Schornſtein. Die Wölbung und die Wände des Anbaus ſind voll Ruß, darum iſt es hier noch dunkler. Die eintheilige Thüre in das Ausgedinge hat eine Thürklammer mit einem Bindfaden und iſt von außen mit Leinwand benäht, unter welche Werg geſtopft iſt, daß auch kein Bißchen Kälte in das Zimmerchen gelange. Gleich neben dieſer Thür iſt eine Fallthür in den Keller; mehr als einmal iſt es geſchehen, daß Einer aus dem Ausgedinge ging, ohne die offene Kellerthüre zu ſehen, und die feuchte, kothige Treppe herab auf den feſtgeſtampften Boden fiel und ſich arg zurichtete.

Von außen iſt die ganze Tynyſiſche Chaluppe gut einen Schuh breit mit Reiſig, Stroh und Nadelſtreu belegt, daß der Wind nicht hindurch könne. Die Chaluppe ſteht im Dorfe etwas abſeits; ſie ſtößt gerade an die Felder und im Winter ſtemmt ſich der Wind, der vom Hügel am Kreuze weht, tüchtig an die Scheune und das Ausgedinge.

Das Ausgedinge hat ein einziges Fensterchen mit vier kleinen Scheiben, welche mit Bleistreifen ausgebessert sind, jetzt im Winter ist es doppelt, und unten ist darin schönes grünes Moos aufgehäuft, damit es nicht durch die Ritzen ziehe. Es ist ein strenger Winter heuer und hinter Scheune und Ausgedinge sind hohe Schneewehen.

Im Ausgedinge steht in der Ecke ein Tisch mit einer am Rande gerippten, aber schon ganz farblosen Platte, sie ist aber rein gescheuert, daß sie nur so glänzt. Die Beine und Tischgestelle sind noch immer roth. Hinter dem Tische steht eine Bank ohne Lehne und vor ihm zwei Stühle, deren Lehnen mit eingeschnittenen Herzen geziert sind. In der Nähe der Thüre, bei der Wand aus weiß und roth angestrichenen Balken steht eine Truhe, deren Oberfläche mit gemalten Blumen und seltsamen Vögeln geschmückt ist, die vor Alter schon sehr schäbig geworden sind. Gegenüber an der zweiten Wand ist ein Ständer mit etwas irdenem Geschirr, dann ein Kleiderrechen voll Kleider. Auf dem Kachelofen, der von einer Bank umsäumt ist, steht ein Topf, eine kleine Schüssel und ein Löffel darin. Nahe am Ofen steht eine kurze, roth angestrichene Bettstatt, gefüllt mit vollen, mit blaugestreiftem Kanafas überzogenen Betten, es ist dort ein Unterbett, ein Oberbett und zwei Pölster. Nicht hoch über all dem Rumpelzeug hebt sich die gerade, geweißte Zimmerdecke, deren Kalkschichten an vielen Stellen abgesprungen sind.

Der gegenwärtige Ausgedinger Střihavka ist ein kleiner Greis, gewiß ein starker Siebziger. Bis auf die eingefallenen zahnlosen Kinnladen über dem Kinn ist seine Wange rund. Die Wangen, nicht allzu runzelig, sind röthlich und am meisten röthet sich die runde Nase des Ausgedingers. Die Augen hat der Alte klein, feurig, Haare auf dem Kopfe noch genug; sie sind nur ein wenig schimmelfarbig und der Ausgedinger kämmt sie gegen die Ohren, indem er sie auf der rechten Seite scheitelt.

An hat er einen kurzen Pelz mit grauem Tuch überzogen und mit schwarzem Lammfell verbrämt; er zieht ihn an, sobald er aufsteht und legt ihn erst beim Schlafengehen ab. Unter dem aufgeknöpften Pelz ist die Weste, welche zwei Reihen weißer, glänzender Knöpfe zieren, am Hals ein schwarzes Tuch in einen Knoten verschlungen. Die Beine hat das Alterchen in Lederhosen, die rostfarben abgerieben und unter den Knien gebunden sind, die weißen Strümpfe fallen in die

Sammtpantoffeln ein. Wenn es nöthig ist, setzt er seine Wintermütze auf, die mit zottigem Pelz gesäumt ist.

Er lebt in dem kleinen Stübchen ganz allein; jetzt im Winter sitzt er meist beim Ofen oder er kocht sich etwas. Die Dorfmänner können oft eben so gut kochen wie die Weiber. Was kocht sich wohl Großväterchen Střihavka?

Am liebsten Sauerteigsuppe, weil sie doch ein Bißchen Kraft gibt, dann Erdäpfelsuppe, die Kartoffeln kocht und brät er, auch macht er aus ihnen Fladen und Knödel, ferner kocht er Gries-, Hirse- und Kartoffelbrei, Sonn- und Feiertage feiert er mit Kaffee, den er sich schon Früh für den Mittag und für den Abend kocht. Der Ausgedinger Střihavka dampft sehr gerne, es ist ihm immerfort raucherlich, er hat ein kurzes Holzpfeifchen und raucht daraus schon viele Jahre; er hat es damals auf der Zwetschkenkirmeß in Paka gekauft und ist überaus gut damit gefahren.

Im Ausgedinge ist gewöhnlich Rauch wie in einer Ziegelhütte, aber das genirt Střihavka nicht, er qualmt lustig und an den Lippen ist es ihm gerade anzusehen, wie ihm das Pfeifchen schmeckt. Besonders früh nach dem Frühstück die ersten Züge! Sein ganzes Antlitz erglänzt bei ihnen und die Lippen sind zum Lächeln gespitzt.

Er hat ein Ausgedinge, daß es zum Lachen ist, es langt kaum zum Tabak, ein Huhn sollte davon leben und nicht ein Mensch: Je drei Maßel Weizen, Roggen, Gerste, täglich ein Seidel frisch gemolkene Milch, fünf Pfund Butter, ein viertel Schock Eier, der vierte Theil der Bäume im Gärtchen und ein halb Schock Reisigbündel. Střihavka hat Tynys die Chaluppe ziemlich theuer verkauft und darum hat er sich nur ein kleines Ausgedinge machen können.

Aber der Alte hat noch ein paar Groschen und lebt so langsam hin, der Groschen sind nicht mehr viele, nur für eine kurze Zeit bescheidenen Lebens, aber der Ausgedinger Střihavka ist dabei guter Dinge und pflegt von sich selber zu sagen: „Gevatterchen Střihavka ist immer wie 'ne Rose!“ Darum nennen ihn auch die Leute „wie 'ne Rose“ und Väterchen ärgert sich darüber nicht.

Er hatte drei Töchter, Mali, Nanni und Kathle, aber jetzt sind sie alle längst verheirathet; die zwei älteren haben sich sehr gut verheirathet, die dritte minder, weil der bösen Zeiten wegen nicht so viel auf sie gekommen ist; dafür hat sie aus Neigung geheirathet.

Seine Alte hatte er längſt begraben und das iſt das Einzige, was den Gevatter „wie 'ne Roſe“ kränkt; er hat ſie, die Arme, nicht zu Hauſe im Grabe. Das iſt eine ganze Geſchichte; der Gevatter mit ſeiner Alten und Kathle lebten ſchon bei Tynys im Ausgedinge. Die Alte hatte in Reichenberg drei verheirathete Brüder und ging allemal nach einigen Jahren zu Beſuch zu ihnen. Einer der Brüder war ein Schloſſer, der andere Schneider und der Dritte handelte; dem Schneider gings am beſten; er hatte ſchon einige Häuſer. Und ſo ſagte einmal die Alte: „Ich werde alt, Junge, ich muß noch ſchnell einmal nach dem Reichumberg hinüber, es wird eh' das letzte Mal ſein. Uebermorgen mache ich mich auf und in vierzehn Tagen erwartet mich; da komm' ich gewiß.“

„Der Junge“ gönnte der Alten die Freude, aber dennoch ſagte er beſorgt: „Ich weiß nicht, Mädel, ich weiß nicht, aber faſt ſcheint mir, daß es für Dich ſchon zu weit iſt.“ Aber die Alte meinte das nicht und ging. Damals fuhren noch nicht die Eiſenbahnen wie jetzt; heute ſetzt man ſich bei uns auf und iſt in wenigen Stunden in Reichenberg. Damals mußte man zu Fuß über Jičin, Turnau und weiter zum Jeſchken.

Lang, ſehr lang waren dann die Tage in dem Ausgedingerſtübchen, aber endlich gingen ſie vorüber, wie alles auf dieſer Welt.

An dem Tage, als die Alte nach Hauſe kommen ſollte, war ihr Kathle bis irgendwo in Lužan, gut zwei Stunden weit, entgegen, aber ſie kam allein nach Hauſe.

Zu Hauſe ſagten ſie dann: „Heute iſt in Jičin Markttag, gewiß hat ſie dort Bekannte getroffen und die haben ſie auf dem Wagen mitgenommen.“ Und ſie warteten bis tief in die Nacht; das Oellämpchen flimmerte und auf dem Ausgedinge waren ſie nicht zum Reden geſtimmt. Endlich raſſelten draußen Wagenräder und eine Peitſche knallte.

„Da fährt ſie, Gott ſei Lob und Dank,“ rief Střihavka, Kathle wollte hinauslaufen, aber der Vater hielt ſie zurück: „Wart', ſie ſoll meinen, wir ſchlafen.“

Es klappten Schritte auf dem Aufſchutt, im Vorhaus, dem Anbau, die Thürklammer ſchlug auf, aber die Thüre öffnete ſich nicht.

Zwei Tage nachher kam von Reichenberg die Nachricht, daß die Alte verſchieden ſei, es war in dem Augenblicke geſchehen, als ſie daheim auf dem Ausgedinge das Zeichen bekamen.

Gevatterchen machte sich schnell nach Reichenberg auf den Weg, aber er konnte nur auf ihrem Grabe weinen. Einen leichten Tod hatte die Alte gehabt, Abends war sie schlafen gegangen und nicht wieder aufgewacht.

Dieser Schmerz allein plagte Strihavka, daß er den ewigen Schlaf nicht an der Seite seiner Seligen schlafen wird, daß er jetzt an ihrem Grabe nicht einmal weinen kann, ja daß er nicht einmal weiß, ob Jemand um dieses Grab sorgt, oder ob die theueren Gebeine schon irgendwo hingeworfen sind.

Es ist am Morgen St. Johannis Evangelistä, am Weihnachtshalbfeiertage. Strihavka sitzt am Ofen, den runden Kopf hat er aus dem Pelzkragen vorgebeugt und genießt seine morgendliche Raucherlust; es ist zwar heute Messe in der Schloßcapelle, man gibt dort St. Johannis Minne zu trinken, die ganze Gegend betheiligt sich an dieser Feier, aber der Ausgedinger sitzt zu Hause am Ofen. Es ist das für seine Beine ein großes Stück Weges und der Schnee auf der Straße ist noch wenig festgetreten. War er doch während der ganzen Weihnachtsfeiertage nur am Weihnachtstage beim Hochamt, und das hauptsächlich wegen der schönen Gesänge, die alljährlich auf dem Chor vorgetragen werden, bei denen die alte Seele sich verjüngt und sich der Kinderjahre erinnert, wo er sich auf diese Gesänge wochenlang im voraus gefreut und sie bis Lichtmeß sich gesungen hatte. Es ist ja wunderschön: „Fürchtet nichts, Ihr lieben Hirten. Schlaf', o schlafe Jesulein! Frohe Nachricht bringen wir Euch jetzt, Ihr lieben Christen! Wohlan, wir geh'n nach Betlehem!" und dazu die Stundengebete, die der Tischler Urban abbläst, der Kuckuck, die Nachtigall und das Dudelsackspiel auf der Orgel.

Heuer zum ersten Mal war der Ausgedinger nicht zur Mette gegangen, während er sonst im größten Unwetter nicht zu Hause blieb. Den Weihnachtsabend hat er im Ausgedinge allein gefeiert, höchstens daß die Tynys ihm etwas Hirsebrei mit Zwetschken brachte; Schwammerlsuppe, gedörrte Birnen, Pflaumen und Aepfel hatte er sich selber gekocht.

Dann hatte er den „Himmelsschlüssel" seiner Alten geöffnet und die Gebete heruntergesagt: „Bei der Frühmesse — an des Herrn Geburt — am Tage der Geburt des Gottessohnes, das Gebet am Weihnachtstag," den „Gruß an unsern Herrn Jesus in der Krippe," „die Heimsuchung unseres Herrn, die man von Weihnachten bis Licht-

meß sagen soll." Nachdem er gebetet, hatte er mit heiserer Stimme das heitere Weihnachtslied angestimmt:

Wir bringen Euch Kunde von heiliger Nacht,
Von Bethlehem kommen wir, wacht, o wacht,
Wollet sie hören, englischen Chören
Lauschet sacht!

Er sang am Ofen sitzend, in welchem das Reisig lustig prasselte und dürrer Wachholder duftete, das war ein Duft, der am Weihnachtsabend bei Střihavka nicht fehlen durfte . . . Das Pfeifchen stand dabei am Fenster verlassen, am Weihnachtsabend rauchte der Ausgedinger nicht, auch am Weihnachtstage dampfte er nicht, erst Stephani stopfte er lustig und heute am Johannestag gings schon wie das ganze Jahr.

Im Vorhaus, sodann beim Keller erschallten Schritte und Jemand klopfte sich den Schnee von den Füßen. Wer kommt denn da zu mir? dachte Gevatterchen und paffte einige Mal stärker los. Die Thürklammer hob sich und in die Thür trat ein hochgewachsener Mann, ein Fünfziger etwa, er mußte sich bücken, um nicht an die Thürverkleidung zu stoßen.

Die schwarze Wintermütze mit Pelzwerk und dem mit Quasten geschmückten Schild nahm er vom Kopf und strich das dichte schwarze Haar von der Stirne zu den Ohren. Um den Hals hatte er einen großen rothen Shawl, am Leibe einen blauen breiten Burnus und Lederhosen, die in den Röhrenstiefeln staken. Das Gesicht hatte er rasirt, nur von den Ohren unter das Kinn zogen sich schwarze Haarbüschel. Die Augen waren groß und schwarz und sehr sauer sehend, die Stirne stark durchfurcht von Runzeln, die Nase eckig, an der Spitze bewachsen. Es war ein knochiger Mann von gerader ungebeugter Haltung.

„Einen schönen guten Morgen geb' Gott," grüßte er, die Thüre schließend.

Střihavka stand auf und betrachtete den Ankömmling.

„Geb's Gott, geb's Gott, ei grüß Dich Toni," begrüßte er ihn dann und drückte ihm die Hand, „das sind doch Gäste zu mir, habe ich Dich doch schon, ich weiß nicht wie lange, nicht gesehen. Da setz' Dich nieder und schneid' Dir bei mir Brot ab, Butter habe ich nicht, das weißt Du — jetzt zu Weihnachten!"

„Ist's doch bei uns gerade so, die Kühe melken nicht, wo sollte es herkommen?“ antwortete der Ankömmling. Er sprach langsam, mit scharfen Worten, abgerissen, beim Reden verzog sich der rechte Mundwinkel.

„Sie melken nicht, und warum melken sie nicht?“ fragte der Ausgedinger.

„Ei der Teufel weiß! Die eine will kalben, die andere hat ein Kalbel unter sich und die dritte — aber ich bitt' Euch, wie soll sie nach bloßem Stroh melken! Trockenes Futter gibt's nicht, nur Häckſel und das Bißchen Trinken. Und wie geht's Euch alleweil, Herr Vater?“ lenkte der Gast plötzlich ab und lachte nach dieser Frage krampfhaft auf. Die Töne dieses Lachens sagten, daß dieser Mann sehr selten lache, daß er aber durch dieses Lachen seinen Worten Herzlichkeit verleihen wollte.

„I vergelt's Gott, wie's einem alten Ausgedinger halt gehen kann. Heuer bemerke ich ein wenig, daß die Jahre da sind, die Füße dienen mir nicht,“ antwortete Gevatterchen und paffte schneller. „Und was macht Mali?“ fuhr er fort.

„Die Wahrheit zu gestehen, ist sie voller Sorgen um Euch, sie kam da bei der Frühmesse mit der Tynys zusammen, fragte nach Euch und die Hauswirthin hat ihr gesagt, daß Ihr heuer klagt. Von diesem Augenblick denkt sie Tag und Nacht nur an Euch und gestern Abends hat sie mir gesagt: So kann's nicht weiter gehen, in dieser Verlassenheit lasse ich den Vater nicht. Was für eine Bedienung hat er denn dorten? Selber kochen, Holz tragen, früh in den Frost aufstehen. Du mußt zum Vater,“ hat sie gesagt, „und wirst ihn bitten, seinen Kindern die Freude zu machen und zu uns zu ziehen. Wir haben eine große Stube, sind allein mit Babi und dem“ — der Gast sprach nicht aus, aber das Gesicht verzog sich häßlich — „er wird seine Bequemlichkeit hier haben und ohne Sorgen sein. Darum bin ich, Herr Vater, gekommen.“

Diese Rede dauerte ziemlich lange, der Gast strich sich dabei fortwährend sein Haar und Střihavka vergaß zu rauchen. Die Runzeln auf den Wangen zogen sich zusammen, die Augen wurden feucht und das Kinn erzitterte einige Male. Er schwieg eine Weile; zuerst blickte er still den Fußboden an, dann brachte er seine Pfeife in Ordnung und zündete sie an. Er paffte, paffte, aber sie ging einige Male aus.

„Ich muß Dir ſagen, Anton," ſprach er endlich, „ſehr freut mich Deine Rede, daß Ihr um mich alten Menſchen eine ſolche Sorge habt und daß Ihr an mich denkt, aber zu Euch überſiedeln, das weiß ich nicht, Junge, ich weiß nicht — weißt Du, ich bin ein alter Mann, der oft eigen iſt und ich fürchte, Euch bald zuwider zu ſein. Am beſten mich ſchon hier laſſen, bis mir der liebe Gott ſelbſt das letzte Stübchen anweiſt."

„So, ſo, Herr Vater," hub Anton wieder an und lächelte wieder ſo eigenthümlich, „da habt Ihr eine ſchöne Meinung von uns! Werden wir denn nicht auch alt werden? Da hätten wir ſaubere Herzen, wenn wir einem alten Vater eine ſolche Liebe zeigen würden, wie Ihr ſagt."

„Nu, nu, ich glaube Dir, Herzchen, und Mali kann ich vielleicht auch glauben, es iſt ja meine eigene Tochter, ich habe aber ſo Manches geſehen und weiß, wie das zu ſein pflegt. Ein Ausgedinger iſt ein Ausgedinger, der ſoll aus dem Weg gehen und Niemanden geniren."

„Machen wir keine langen Reden, Herr Vater, wir laſſen Euch kurz und gut nicht hier, morgen komme ich mit dem Wagen um Euch; aber das verſpreche ich Euch gleich, wenn es Euch nicht gefallen wird, ſagt es nur und ich überſiedle Euch zurück. Was für Sorgen, das Stübchen bleibt Euch hier, da könnt Ihr zurück, wann Ihr Luſt dazu verſpürt."

Der Ausgedinger ſchwieg — von dem Ofen blickte er durch das Fenſter auf die ſchneebedeckten unebenen Felder bis zum Hügel, wo ein altes, ganz verſchneites Kreuz ſtand.

„Alſo denn Gott befohlen," entſchloß er ſich, „aber Ihr dürft es mir nicht übel nehmen, wenn mir die erſte Zeit bange ſein wird, ſo viele Jahre habe ich in dieſem Winkel ganz allein gewohnt, habe mich an das Einſiedlerleben gewöhnt, daß ich es nicht ſo bald vergeſſen werde. Aber ein Kind iſt ein Kind, welcher Vater möchte ihm nicht gerne recht nah ſein. Aber Anton, Du ißt nichts, ſo ſchneide Dir doch ab."

Jetzt erſt ſchnitt ſich der Gaſt ein tüchtiges Stück ab, ſalzte es und begann zu eſſen.

„Und wie, Anton, daß ich Dich ſo frage, wie habt Ihr's mit der Babi?"

Anton, mit vollem Munde, machte eine abwehrende Bewegung mit der linken Hand und brummte: „Ah, immer noch ſo, der Teufel

ſelbſt hat uns dieſe Brizcks gebracht; ſchindet ſich einer ſein ganzes Leben lang, geizt, und ſo ein Bißchen hübſcher, aufgeputzter Burſch käme dann nur ſo, machte das Mädel toll und ſetzte ſich ſchön ins warme Neſt. Aber irren gilt nicht, Morák iſt nicht von geſtern, Hochzeit wird nicht ſo bald ſein, auch wenn das Mädel mit dem — — in Schande ſäße, ſo lange ich am Leben bin.“ Jetzt ſprach er ſchneller und feuriger; der Mundwinkel verzog ſich auch ſchneller.

„Aber zu einem Ende müßt Ihr's doch führen, Babi wird älter, das Mädchen wächſt ihr heran — was iſt das für ein Leben für Euch und für ſie.“

Anton zuckte mit den Achſeln. „Ein böſes Leben, Ihr habt Recht; wer wird ſie jetzt noch nehmen? Außer wenn ſich ein paſſender Witwer fände, und wer weiß, wie es ausfallen würde, das Mädel iſt hartköpfig. Aber um einen Tauſender kann ich ihnen doch die Chaluppe nicht geben, was würde Toni dazu ſagen? Er wäre ja an der Prätention zu ſehr betrogen. Wenigſtens fünfzehn Hundert müßte der Burſch bringen, mögen ſie tauſend Einſer ſchuldig bleiben, wenn ſie dazu ſchauten, könnten ſie es auch zwingen. Bedenket nur, daß die Chaluppe unter Brüdern fünf Tauſend werth iſt! Aber ich habe mich verplauſcht und zu Hauſe wartet ſo viel Arbeit. Behüt' Euch hier Gott und auf morgen bereitet Euch ſchon vor, um zehn Uhr herum bin ich hier.“

„Ueberleg' Dir's nur, Junge, noch recht gut, ich habe damit große Sorgen!“ ſprach noch der Ausgedinger.

„Macht keine Umſtände mehr, Herr Vater, ich werde thun, wie ich geſagt habe.“

„Nu, wenn Ihr's nicht anders wollt, Gott befohlen; wenn Euch's nur nicht früher zu viel wird als mir. Das weißt Du, ich bin mit Allem zufrieden. Grüß mir Mali, Babi und die kleine Wachtel.“

„Behüt' Euch hier Gott!“

„Gott befohlen und Gott geleite Dich! — Nicht einmal vor die Thüre geh' ich mit Dir, aber ich bin nur ſo in Pantoffeln.“

Die Thür ſchlug zu und der Gaſt entfernte ſich.

Toni, wie Strihavka den breitſchultrigen Fünfziger nannte, war ſein Schwiegerſohn Morák; er hatte die älteſte Tochter des Gevatters geheirathet und ſie lebten ſchon mindeſtens 25 Jahre zuſammen. Morák hatte in Třemešnic — einem großen Kirchdorfe — eine Chaluppe und man wußte, daß er ſein Schäfchen im Trockenen hatte. Er war ein

ausgezeichneter Sparmeiſter und hätte in dieſem Handwerk der ganzen Gegend Lectionen geben können. Den Sohn Anton hatte er ſchon verſorgt, er hatte ihn nach Chodowitz in ein ſchönes Bauerngut hinein verheirathet, aber mit Babi war's ihm fehlgeſchlagen. Er hatte mit ihr hoch hinaus wollen, ſie war ein Mädel groß und ſtark, wie er, hatte Augen und Haar wie Kohle, ſchöne, faſt braunrothe Wangen. Aber Alles ging Morák in die Brüche. Als des Aujezder Chaluppners Břizek Sohn als gelernter Tiſchler aus Wien kam, machte er das Mädel ſo verrückt, daß ſie nicht mehr ſchlafen konnte. Der Tiſchler Wenzel Břizek war ein gar feſcher Burſch; wenn er ſich Sonntags aufputzte, war er ganz anders als ſeine Kameraden, aber am Wochentag betrieb er zu Hauſe ſein Handwerk oder half auch, wo nöthig, dem älteren Bruder auf dem Felde. Und ſo verſchauten ſie ſich mit Babi an einander, daß ſie bald für die übrige Welt verloren waren. Babi verhehlte ihre Liebe, wie ſie nur konnte, aber Morák hatte Haſenohren, er wetterte, daß es ein Elend war, er fluchte, aber Alles vergebens.

„Wenn's eine Figur wär'," ſagte er, „aber dieſer Leimfraß iſt ja rein wie eine Schindel!" Er hatte andere Augen als die Tochter.

Als aber Morák bemerkte, daß Babi bleich wurde, daß ihr das Röckchen ſich kürzte, prügelte er ſie mit einem Strick, daß ſie einige Tage in der Scheune im Stroh lag und ſich kaum rühren konnte. Dann hörte er auf mit der Tochter zu ſprechen und ſprach mit ihr bis heute nicht.

Die Chaluppe Břizeks war nicht die ſchlechteſte und Břizek gehörte zu den klügſten Landwirthen, aber es waren da zwei Söhne und zwei Töchter. Der Sohn Prokop war älter und ſollte die Chaluppe übernehmen, wenn er nur eine wohlhabende Braut gefunden hatte, um dem Bruder und den Schweſtern ihren Antheil auszuzahlen, Jedem tauſend Einſer. Morák wußte das Alles, aber mit dem alten Břizek verhandelte er nie; nicht einmal, als Babis Kind die Wände beſchrie, ſprach er mit dem Aujezder Chaluppner und der unterwarf ſich auch nicht; er hatte wohl vernommen, was für Reden Morák vor den Leuten führte. Wenzel plackte ſich indeſſen zu Hauſe, um einige Groſchen herauszuſchlagen, aber das ging langſam. Die Jahre ſchwanden inzwiſchen dahin . . .

Als Morák vom Vetter Střihavka ſich getrennt hatte und mit langen Schritten die beſchneite Straße maß, dachte er bei ſich: „Potz

Blitz, mit dem Vater iſt's noch nicht ſo ſchlimm, er iſt noch nicht ſo hin, iſt immer noch wie 'ne Roſe, und mir ſcheint, Mali hat ſich geirrt und wir verrechnen uns."

Střihavka ſagte gleich Nachmittags der Hauswirthin Tynys: „Morgen, Gevatterin, zieh' ich Euch von hier aus."

„Ihr zieht aus? und wohin, Herr Vater? Ihr werdet doch nicht heirathen?"

„Immer gleich luſtig, mag Euch dieſe Heiterkeit nie verlaſſen, das iſt eine Gabe von Gott. Zur Tochter, zu Mali zieh' ich."

„Zu Mali, — zu Moráks wollt Ihr ziehen?"

„Selber ſeid Ihr Schuld daran, bei der Frühmeſſe habt Ihr, hör' ich, die Tochter erſchreckt, daß ich heuer klage, und die will's jetzt nicht anders thun, als daß ich hin muß. Toni war früh hier und wird morgen um mich gefahren kommen."

„Na, da fällt der Himmel ein! Na, geb' Euch Gott Glück, aber ich thät's nicht!" ſagte die Hauswirthin und verſank in Gedanken.

„Warum? Warum thätet Ihr's nicht, Gevatterin?"

„Nun — kurz, ich thät' es nicht!" ſagte die Hausfrau ſtill, als dächte ſie laut.

„Wenn mir's nicht gefallen wird, ſo werden ſie mich zurückfahren, das hat mir Toni verſprochen."

„Zurück kommt Ihr nicht mehr, Herr Vater," ſagte die Frau entſchieden, aber ſogleich ſetzte ſie hinzu: „Es wird uns hier bange ſein, wir ſind ſehr daran gewöhnt, daß wir Euch hier in dem Stübchen haben. Das Ausgedinge geben wir Euch nach Třemešnic, wie wenn Ihr bei uns wäret."

Střihavka hatte faſt Thränen in den Augen, als er allein blieb. Das iſt doch eine Seltenheit, daß ein Wirth ſeinen Ausgedinger ungern verlöre und betrüge auch das Ausgedinge nicht mehr als das Futter für einen Stieglitz.

Am folgenden Tage Vormittags kam der Eidam Morák mit einem Leiterwagen, an den ein paar ſtarke Kühe geſpannt waren. Tynyſens luden alles Eigenthum des Ausgedingers auf und der Alte kletterte ganz eingemummelt in die Betten auf dem Wagen.

„Gott geb' Euch Glück!" riefen Tynyſens ihm nach und mit ihnen alle übrigen, die aus den benachbarten Chaluppen und Baraken zuſammengelaufen waren.

„Geb's Gott und behüt' er Euch hier Alle," ſagte der Ausgedinger weinerlich. Morák ſprach bei alledem ſo recht kein Wort, er ſah ſauertöpfiſch drein.

So überſiedelte Vetter Střihavka „wie 'ne Roſe" zur Tochter nach Třemešnic.

Es ging elend; hinter dem Dorfe war der Schnee wenig feſtgetreten und gefahren, bergauf konnten die Kühlein den Wagen kaum ziehen und die Räder gruben ſich in die Tiefe feſt. Es pfiff und knarrte, wie wenn man die Feile an einem Feuerſtein wetzt.

II.

Moráks Chaluppe ſteht auf dem Dorfplatz in der Reihe der übrigen Chaluppen und Bauernhöfe; getrennt davon durch Gärten mit Apfel-, Birn- und Zwetſchkenbäumen, auf denen dichter Schnee liegt, aus welchem die braunen dürren Blätter hervorblicken. Die Wahrheit zu ſagen, ſieht die Chaluppe überaus unſchön aus, ſie iſt viel verbräunter als die übrigen Gebäude, kurz, als läge ſie ganz verſteckt und nicht auf dem Dorfplatz. Das Schindeldach iſt im Verhältniß zu den Mauern auffallend hoch und ſtark mit Moos bedeckt, ſo daß es ſcheint, als drücke das Dach zu ſehr auf die Wände, die Balken darin ſind wie geknickt.

„Ei was, dort oben auf dem Boden iſt's immer voll, das iſt eine Laſt," pflegen die Třemešnicer zu ſagen.

Oben unter dem Dache ſteht auf einem ehemals weißen Brette die braune Inſchrift: „Dieſes Haus hat mit Gottes Hilfe gebaut Anno Domini 1750 Anton Morák. Friede dieſem Haus und Allen, ſo darin wohnen werden." Vor der Chaluppe ſteht ein Vorbau, auf drei hölzernen, gründlich vermorſchten Säulen ruhend. Auf dem Vorhaus hat Morák ſeine Reiſigbündel und Schindelhaufen geſchlichtet, es iſt deſſen ſo viel, daß die zwei mäßig großen Fenſter kaum herausgucken. „Gott behüt', daß dieſes Hüttenzeug 'mal fängt, das wär' ein Freſſen für die Flammen," pflegt der Schuſter Šourek zu ſagen. Hinter dem Hauſe liegt der Stall aus bröckeligem Sandſtein und dahinter die Scheune. Morák beſichtigt ſein düſteres Gebäude nicht ſonderlich, erſt wenn's wo durch's Dach rinnt, ſorgt er für eine Reparatur.

In dieſes Haus kam am Feſt der unſchuldigen Kindlein der Ausgedinger Střihavka. Moráks Tochter Babi half ihm vom Wagen,

und als er mit seinen Patschen auf dem Aufschutt stand, küßte sie ihm die Hand und der Alte streichelte ihr die Wange. Da faßte ihn auch schon ihr kleines Töchterchen an der Hand, küßte sie auch und zwitscherte: „So kommt, Großväterchen, zu uns.“ Der Ausgedinger nahm alle seine Kraft zusammen, hob das Kind auf und küßte es auf den Mund.

„Gott grüß' Dich und gebe Dir alles Gute, Du mein Urenkelchen,“ sprach er und sich bekreuzend überschritt er die Schwelle, trat in das düstere Vorhaus und durch die breite Thür in die Stube.

„Gott geb' einen guten Nachmittag,“ grüßte er.

„Geb's Gott, seid mir gegrüßt, Vater. Na da sieh' nur, immer heißt's, Ihr werdet schwach und Ihr seid immer frisch wie ein Herrenpilz.“ Mit diesen Worten begrüßte den Strihavka seine Tochter Mali. Es war eine tüchtige Hopfenstange, dürr und knochig, mit stark melirtem Haar, das nur in einen Knoten gedreht war, mit runzligen Wangen, so daß sie viel älter aussah, als sie war. An hatte sie einen alten, mit dünnem Leder überzogenen abgeriebenen Leibpelz und einen kalmankenen Rock.

„Na, wie geht's Dir, Mädchen, wie geht's?“ plauderte Strihavka.

„Ei, Ihr wißt's ja, wie's einem bei dieser Plackerei gehen kann, es geht von Früh bis Abends wie im Fluge. Rücken und Beine thun schon weh, aber nachlassen kann man nicht. Zieht die Burnusse aus, hängt sie daher und kommt Euch zu Tisch setzen.“

Der Gevatter bemerkte, daß es im Ofen stille und in der Stube kühl war.

„Den Pelz, Mädchen, behalte ich an, ich bin schon daran gewöhnt,“ sprach er.

„Kommt, schneidet Euch Brot bei uns ab, Ihr seid ohnehin nach der Fahrt ausgehungert; Butter habe ich nicht; wir melken fast gar nichts.“ Die Wirthin sagte nicht, daß sie alle Butter, die sie machte, und mochte deren auch jetzt im Winter wenig sein, den Horitzer Höcklerinnen verkaufte.

Der Alte setzte sich und schnitt sich ein Stück ab, aber er dachte doch im Geiste, daß er etwas Warmes erwartet hatte, um nach der Fahrt sich zu erwärmen.

Babis Kleine war beständig zu seinen Füßen und betrachtete des Alten Wangen, es gefiel ihr sehr, daß sie so roth waren, daß die Augen

so funkelten und der Mund lächelte. Es war ein Mädchen von ungefähr fünf Jahren, aber sehr aufgeschossen.

„Na also denn, Wachtelchen," sprach sie der Großvater an, „so sag' mir doch, wie man Dich heißt, ich hab' Dich ja noch nicht gesehen, seit der Zeit, als Du noch im Bettchen warst."

„Mutter sagt mir Käthchen, die Großmutter Käthe und der Großvater schmutzige Trine," lachte das Mädchen.

„Und was meinst Du, wie wird Dir dieser neue kleine Großvater sagen?"

„Käthchen."

„So ist es, Käthchen, mein Käthchen wirst Du sein.

Babi trug mit dem Vater Großvaters Rumpelzeug in die Stube, Alles schleppten sie zusammen herbei, Babis Wangen leuchteten wie Pfingstrosen und Bäche von Schweiß rannen an ihnen herab. Als sie sah, wie der Großvater mit ihrem Kinde sprach, blickte sie auf das holde Bild und stand lächelnd wie versteinert da.

„Steh' nicht und tummle Dich, Du siehst, daß der Vater wartet!" befahl die Mutter und, zum Ausgedinger gewandt, setzte sie hinzu: „Es wird Euch ohnehin bald verdrießen und Ihr werdet das ausgelassene Ding nicht mehr hätscheln. So lange ich gut zu ihr war, hab' ich zu leiden gehabt, bis mir oft die Ohren wehthaten, jetzt hab' ich heilige Ruh'!"

Der Ausgedinger nahm sie am Kinn und lachte:

„Die Großmutter sagt, daß sie gut gewesen ist, aber ich weiß, sie ist jetzt oft noch besser und steckt Käthchen ein Aepflein, eine Birne oder eine Butterschnitte."

„O nein," sagte das Kind ruhig und versuchte, wie die Stoppeln an des Großvaters Kinn kratzten.

„Du hast ein kurzes Händchen," sagte Strihavka, und statt zu essen nahm er das Kind auf die Knie: „Sie kratzen, nicht wahr?"

„Sie kratzen, wie eine Hechel!"

Der Großvater nahm Käthchens Hand, grub mit dem Zeigefinger in der Fläche und sagte:

Süßen Brei kocht' Mäuselein
In einem eisern' Töpfelein,
Dem gab sie — dem gab sie,
Dem gab sie — dem gab sie,
Und nur diesem gab sie nichts.

Und er ſprach:
Bin ich auch klein,
Werd' ich's doch ſagen
Und er lief, lief, lief —
Bis er hier kitzelte.

Käthchen jauchzte vor Vergnügen auf, als Großväterchen mit der Hand bis zur Achſelhöhle lief und ſie dort kitzelte.

„Das haſt Du noch nie gehört?" fragte er.

„O nein, ich kann nur: Eneke, Beneke, trockene Knödeke, hopſaſa, kopſaſa 'raus!" zwitſcherte das Mädchen.

„Nun gut, aber warte!" ſprach wieder der Ausgedinger, und indem er einen Finger Käthchens nach dem anderen nahm, ſprach er:

Das iſt's Vaterl,
Das iſt's Mutterl,
Das iſt's Sohnerl,
Das iſt's Töchterl,
Das iſt's Enkerl,
's kleine Buberl.

„Nicht einmal das kannſt Du?"

„Nichts kann ich, nur das Eneke, Beneke," antwortete Käthchen.

„Nu, nu, Du wirſt's ſchon bald können. Märchen haſt Du auch nicht gehört? Das von Hahn und Hennchen, oder vom Aſchenbrödel, vom Pfefferkuchenhäuschen, vom Brüderchen und Schweſterchen?"

„Daß Ihr dies alles könnt?" fragte ganz verwundert das Kind und ſeine blauen Augen öffneten ſich weit dabei.

„Ja, ich kann dies Alles und noch viel mehr; wenn Du brav ſein wirſt und wenn Du den großen Großvater, die Großmutter, die Mutter und mich gerne haben wirſt, werde ich Dir Alles erzählen und Alles werde ich Dich lehren."

Großvaters Gerümpel war abgeladen und Babi begann es an der leeren Wand aufzuſtellen. Käthchen glitt dem Großvater vom Schooß und lief zur Mutter.

„Mutter, jetzt wird es Märchen geben! Vom Pfefferkuchenhaus, von Hahn und Hennchen."

„Wer wird erzählen?“ fragte die Mutter, als wenn ſie es nicht wüßte.

„Wer ſollte erzählen? Der Großvater wird erzählen, der kann ihrer, hat er geſagt, und Alles wird er mich lehren — das iſt's Vaterl, das iſt's Mutterl, — dem gab ſie, dem gab ſie —“

„Nu, Du biſt eine ſchöne Märchenerzählerin!“ lachte Babi laut. Sie erinnerte ſich gar nicht mehr, wann ſie ſo gelacht hätte.

Die Hauswirthin Morák machte Feuer. Draußen dämmerte es und in der Stube war es dunkel; das machten die Reiſigbündel im Vorhaus und die Balken in der Decke und in den Wänden, gefärbt mit Kalbsblut.

„Jetzt laß' das, Babi, morgen iſt auch ein Tag; die Kühe werden ſchon hungrig ſein, bereite das Trinken!“ befahl die Morák.

Käthchen war ſchon wieder dem Großvater auf dem Schooß.

„Warte, Kind, heute iſt das Feſt der unſchuldigen Kindlein, ich werde Dir etwas erzählen, aber früher geh' ein wenig hinunter, ich werde mir die Pfeife anzünden, mir iſt ſchon bang darnach!“ Er zog aus der unteren Taſche des Pelzes ſeine Holzpfeife und Tabak heraus, ſtopfte und zündete ſie an. Wieder ſchmauchte er mit ſolchem Wohlbehagen, daſs es das Mäderl zum Lachen brachte.

„Das pafft, Großväterchen, wie wenn der Zug fährt!“ rief ſie und ſpielte dabei mit den Quaſten, die an dem geſchnitzten Rohr hingen.

Der Ausgedinger lächelte und bejahte fröhlich. „Alſo, jetzt ſetze Dich neben mich und horche!“ Und er erzählte dem Kinde von den unſchuldigen Kindlein, wie ſie der König Herodes morden laſſen und wie das Jeſuskind mit der Mutter und Joſeph nach Aegypten flohen, wie ſie auf einem Eſelein ritten und was ſie gelitten haben.

„Und haſt Du ein Bethlehem?“ fragte er, als er geendet hatte.

„Bethlehem? Auf dem Fluß iſt Bethlehem,“ antwortete Käthchen.

„Auf dem Fluß? Nu, nu, die zerſprungenen Figuren und Bäumchen aus Eis am Rand des Fluſſes ſind wie ein Bethlehem, auch wir haben ſie ſo genannt, aber ein wirkliches Bethlehem!“

„Ein wirkliches habe ich nicht.“

„Warte, vielleicht habe ich noch in der Truhe ein paar Hirten und Schäfchen; ſolange die Mädchen klein waren, bauten wir alle

Weihnachten ein Bethlehem und es blieb auf dem Geſtellbrett bis Lichtmeß. Es war ſchön und groß, am Weihnachtsabend und am Dreikönigstag brannte ein Lämpchen davor. Es wird wohl noch ſo ein Spender übrig ſein, wenigſtens habe ich ſie aufgehoben."

„Und wann wollt Ihr in die Truhe ſehen, Großvater?"

„Bis Alles ein wenig in Ordnung ſein wird, bis wir kramen dürfen."

Die Hauswirthin zündete einen Kienſpan an und ſteckte ihn in einen hohen Holzleuchter. Der Lichtglanz der Flamme bildete an den Wänden allerhand Schatten. Der Großvater ſah ſich im Zimmer um. Bei der Thüre befand ſich ein offenes Geſtellbrett, bei der anderen Wand ein dunkler Schrank, dann eine gelbe Bank um den Tiſch; an der Wand hingen Heiligenbilder auf Glas gemalt, ein dunkel angeſtrichenes Brettchen, ein Rechen mit geblümten Tellern und Schüſſeln ein ſchwarzer Kachelofen, dahinter ein großer Brotbackofen; eine Bank um ihn herum, darauf Spülſchaff und Kanne, unter ihr zwei große Stallkübel.

Die Hauswirthin ſaß auf einem kleinen Block im Winkel vor der Ofenthüre. Aus der Scheune hörte man das Schlagen der Futterbank. Der Wirth bereitete den Kühen ihr Futter. Nach einer Weile kam auch er ins Zimmer; als er den Tabaksrauch einathmete, ſpuckte er aus, ſagte aber nichts. Er trug eine wollene, ſchwarz und roth carrirte Jacke und ließ die Pelzmütze auf dem Kopfe. Er hauchte in die Hände und nach einer Weile wärmte er ſie am Ofen.

„Das iſt ein Froſt, daß die Zähne klappern," ſprach er.

„Und könnteſt Du, Toni, nicht in Handſchuhen ſchneiden? Als ich ſchnitt, hatte ich ſolche alte Fauſthandſchuhe," ſprach der Großvater freundlich.

„Was das betrifft, ſchneiden könnt' man ſchon, aber in Handſchuhen ſollte man auf den Ball und nicht zum Häckſelſchneiden, da würde man viel fertigſchneiden."

Die Wirthin kreiſchte auf, als wollte ſie anfangen zu lachen, aber ſie lachte nicht. Dann war es ſtille in der Stube. Käthchen, neben dem kleinen Großvater ſitzend, ſtützte ihren Kopf auf ihn und ſchlummerte ein; wenn der große Großvater im Zimmer war, fürchtete ſie ſich, ein Wort zu reden.

Babi reinigte noch den Stall, ſtreute auf und ſchüttelte Häckſel in die Tröge. Als auch ſie in die Stube kam, zündete der Wirth ein

Lämpchen an, ſtellte es auf den Tiſch und die Frau bereitete das Nachtmahl vor. In eine große Schüſſel auf dem Tiſche goß ſie Sauerteigſuppe, in die zweite ſchüttete ſie Kartoffeln und die ganze Familie ſetzte ſich um den Tiſch. Käthchen bekam ihr Holzſchüſſelchen mit Sauerteigſuppe und Babi ſchälte ihr drei Kartoffeln ab. Bevor der Großvater zu eſſen anfing, begann er laut zu beten: „Die Augen Aller blicken vertrauungsvoll zu Dir, o Herr, Du gibſt ihnen Speiſ' und Trank, zur rechten Zeit öffneſt Du die Hand und ſättigeſt alles Gethier — (Vater unſer und engliſchen Gruß) Herr, Gott, himmliſcher Vater, ſegne uns dieſe Deine Gaben, die wir von Deiner Milde empfangen werden durch Jeſus Chriſtus, unſern Herrn, Amen."

„Ihr habt ein langes Gebet", ſagte der Wirth ſeltſam lächelnd, „wir ſchlagen nur ein Kreuz vor und nach dem Eſſen. Wenn der Menſch den ganzen Tag ſich rackert, geſegnet Gott auch das Eſſen und es ſchmeckt Einem!"

„Ich bin's ſchon von Haus aus gewöhnt, der ſelige Vater ſelber hat uns dieſe Gebete gelehrt, Mali hat's gewiß ſchon vom Hauſe her vergeſſen", ſagte der Ausgedinger etwas bitter und begann zu eſſen. Er ſchälte ſich eine Kartoffel und aß ſie zur Sauerteigſuppe.

„Ihr habt heuer ſehr gute Erdäpfel, ſie kochen ſich weich und ſind mehlig", lobte er, aber Niemand antwortete.

Strihavka hatte es auf dem Wege auch in ſeinen Betten gefroren, darum begrüßte er mit Freuden das warme Eſſen und griff mit Appetit zu, aber er hörte auf, ſolange noch etwas in der Schüſſel blieb. Der Wirth ſtand auf und ſagte: „Du mußt für's nächſtemal mehr kochen, heute habe ich mich nicht ſatt gegeſſen."

„Ich hab' mehr gekocht und werd' noch mehr kochen," antwortete die Frau unwirſch, „wenn Du noch Hunger haſt, ſo iß Dich an Brot ſatt."

„Das werde ich auch thun," ſagte Morak zornig und ſetzte ſich mit einem Stück Brot zum Ofen.

„Babi, bette dem Großvater in der Kammer. Wir gehen gleich nach dem Eſſen ſchlafen; wer möchte Oel brennen, es iſt ohnehin theuerer als Hofmannstropfen", ſprach die Morakin.

Während dieſer Rede wuſch ſie beim Ofen das Geſchirr und ohne ſich umzuſehen, wußte ſie doch, daß ihre Worte dorthin flogen, wohin ſie zielte. Der Großvater hatte tauſendfach Luſt, ſich eine Pfeife zu ſtopfen, aber er mußte ſich's vergehen laſſen.

„So geb' Euch Gott eine gute Nacht, und Du, Kleine, gib mir einen Kuß, daß ich gut ſchlafen kann," ſagte er herzlich und ging mit Babi in die Kammer.

In der Kammer war es kühl und voll verſchiedener Gerüche nach Butter, Käſe, friſchem und trockenem Obſt.

Als Babi gebettet hatte, ſetzte ſich der Großvater auf's Bett und zog die Patſchen aus. Der volle ſilberne Mond ergoß durch das kleine Fenſter ſeinen weißen Glanz und erleuchtete das Kämmerchen, in welchem außer der Bettſtatt noch eine große Speiſealmer, eine Truhe, Fäßchen, Schaffe und ein Mehlkaſten ſtand; man konnte ſich kaum rühren.

Babi ſtand eine Weile ſchweigend und blickte auf den Greis, dann ſank ſie ihm um den Hals und weinte laut.

„Na na, Mädel, nimm Dir Dein Unglück nicht ſo ſehr zu Herzen, geb's Gott, daß Du bald wieder beſſere Zeiten erlebſt."

„Bei uns werden keine beſſeren Zeiten kommen, Großvater," ſchluchzte ſie, „aber Euch hat mir der Himmel ſelber geſchickt des armen Kindes wegen. Es wird bei Seite geſtoßen, es duldet Alles, und ich kann vor lauter Arbeit faſt gar nicht zu ihm. Ihr werdet Euch ſeiner annehmen, nicht wahr, Großväterchen, es iſt ja wie eine Waiſe. Den Himmel werdet Ihr hier nicht haben, das ſage ich Euch geradezu, wenn es auch meine Eltern ſind, aber um Gottes willen bitt' ich Euch, ertragt etwas unſertwegen. Glaubt mir, wie oft wollt' ich ſchon weglaufen, im Dienſt könnt' es mir ja nicht ſchlimmer geh'n, ich würde nicht ſo viel Vorwürfe hören und das Kind wär' auch nicht mehr gehudelt, aber dann denk' ich, daß es denn doch die Eltern ſind. O Großvater, ich fürchte mich vor jedem Tag — bei uns wird es ſchlimmer und ſchlimmer."

Der Ausgedinger umarmte Babi und ſagte innig: „Geh' ſchon, Mädel, geh', damit es nicht ſchlimm wird. Habe heilige Geduld, und thu', was Du Vater und Mutter an den Augen abſiehſt, ſie werden ja doch weich werden."

„Gott geb' Euch eine gute Nacht!" Babi küßte dem Großvater die Hand und ging aus der Kammer.

„Na, haſt Du Dich ausgeflennt?" begrüßte ſie die Mutter. Babi antwortete nicht und bereitete ein Lager für ſich und für Käthchen.

Kurz darauf war Moraks Chaluppe ganz dunkel; in allen übrigen leuchtete man noch, sie nur duckte sich unter ihrem hohen Dache trübe ohne Leben, als wären die Menschen aus ihr weggelaufen. . . . . .

III.

Großväterchen Strihavka hatte sich ganz richtig prophezeit, daß ihm nach dem Ausgedingerstübchen bange sein werde. Am meisten erinnerte er sich Früh und in der Nacht daran! Früh, wenn er in der kalten Kammer, wo die Betten bei dem starken Frost mit leichtem Reif bedeckt waren, aufwachte, da dachte er an sein kleines Oefchen, wie er sich hübsch einheizen würde, wie er das Frühstück kochen, sich auf die Ofenbank bei demselben setzen und lustig schmauchen würde; Abends, wenn er, kaum den Löffel weggelegt, in die Kammer mußte, wieder in die eiskalten Betten, in denen er sich nur langsam erwärmte, während er sonst gerne noch auf seinem Lieblingsplätzchen beim Ofen sein tägliches Raucherpensum beendete. Er konnte die langen Nächte gar nicht durchschlafen; solange der Nachtwächter Lasicka die zehnte Stunde nicht abpfiff, war vom Schlafen keine Spur und gegen Früh, wenn es noch nicht einmal dämmerte, schaute er schon ganz ausgeschlafen in die Dunkelheit hinein. Wenn er sich so auf seinem Lager herumwälzte, da war sein alter Kopf voll Erinnerungen und Gedanken. Er betrachtete sein ganzes Leben und auch an sein todtes Weib dachte er viel. Er sah im Geiste, wie er in seiner Chaluppe wirthschaftete, wie die Kinder sich um ihn herumtummelten und wie es lustig war, wenn sich Abends Alle um den Tisch setzten und erzählten; Mali saß gewöhnlich neben ihm und las am liebsten etwas laut vor. Wie hat sich das Mädel verändert, wie hat sie das Wirthschaften so gründlich hier gelernt, wie ist aus ihr ein solcher Sauertopf geworden? Der Mann, nur der hat es sie gelehrt, Alles zu vergessen und nur dem Mammon zu dienen. Auch über Babi dachte er nach und oft überlegte er, ob er nicht selbst zum alten Brizek gehen sollte, damit er die traurige Geschichte doch einmal beende, daß er sich wenigstens des Kindes erbarme, aber immer schrak er zurück, wie er verhandeln sollte, da er nicht einmal genau weiß, wie und was unter ihnen vorging und dann dachte er: Was wird Brizek des Mädels wegen machen? er kennt sie vielleicht nicht einmal und weiß nicht einmal, wie begabt das Kind ist."

Käthchen war die Urſache, daß Großväterchen die Zeit bei Tag ſchneller verging. Sie waren immer beiſammen und hatten fortwährend etwas zu ſprechen; Käthchen verſchlang geradezu die Märchen und bald erzählte ſie ſie ſelber. Nur ihr Geſpräch war in der Stube zu hören, ſonſt ſprach Niemand. Das Bethlehem war ſchon aus der Truhe herausgeſucht und die Schäfchen, die Lämmer tragenden Schäfer, die Bäuerinnen mit Rückenkörben voll Weihnachtsſtriezeln, die Krippe und die drei Könige, davon einer ſchwarz wie Kohle, ſtanden geordnet im Moos im Fenſter. In der ganzen Stube war es durch das Bethlehem heiterer; Käthchen betrachtete jedes Bildchen wieder und wieder, mit den Königen und Schäfern ſprach ſie wie mit Lebenden, ſie fragte nach den ſonderbarſten Dingen und der Großvater war kaum im Stande, Alles zu beantworten. Es geſchah auch, daß der Hauswirth Morak zum Bethlehem hinblickte, aber er ſagte kein Wort und lobte es auch nicht. Sie waren mit Babi in voller Arbeit. Bei Morak wurde nie auf die Dreſchtenne gedungen, Alles brachten ſie allein zu Stande. Es klopfte gewöhnlich zu Zweien, außer wenn die Wirthin zu Zeiten mithalf. Wenn ſie nicht draſchen, ſo worfelten ſie auf den Schüttboden, ſchichteten das Stroh um, ſpalteten Holz — Babi ſelbſt verſtand es, einen tüchtigen Stumpf zu kleinen Schnittchen zu verarbeiten — oder Morak fuhr Miſt und Babi lud auf; bevor er mit dem leeren Wagen vom Felde zurückkam, mußte der andere aufgeladen ſein. Sie ruhten wahrlich nur in der Nacht aus; zwanzig Strich Feld und drei Kühe geben zwei Leuten auch im Winter zu ſchaffen!

Die Morak wirthſchaftete in der Küche oder ſie beſſerte beim Fenſter ſitzend für Alle aus; der Großvater ſelber wunderte ſich, was für Fetzen ſie noch ſo zuſammenzuflicken wußte, daß ſie zu gebrauchen waren. Die Wirthin genoß die Geſpräche des Großvaters mit Käthchen am meiſten und brummte gern eins dazu: „Das Mädel wird noch verrückt von dem Allen, ſchon jetzt ſpricht ſie aus dem Schlaf. Da hätten wir dann eine Freude!“

Aber der Ausgedinger antwortete mit Lächeln: „Still, Mädel, ſtill; wie Du ſo groß warſt, haſt Du auch gerne zugehört.“

Etwa drei Wochen nach des Ausgedingers Ankunft in die Chaluppe ſeines Schwiegerſohnes Morak bekam der Großvater und Moraks einen Beſuch. Die jüngere Tochter des Großvaters, Nanni, verehelichte Svitil, kam zu Beſuch. Als ſie über den Aufſchutt ging,

ſtampfte ſie wie ein Küraſſier und als ſie ſich in dem Vorhaus die Schuhe abklopfte, dröhnten alle Fenſter in der Chaluppe.

„Geb' Euch Gott 'nen guten Morgen!“ grüßte ſie, als ſie die große Thüre ſchallend hinter ſich zugeſchlagen. „Seltene Gäſte, nicht wahr“, plauderte ſie weiter, ohne darauf zu achten, was ihr Moraks auf den Gruß antworteten, „aber ich habe gehört, daß Ihr Euch den Großvater weggeführt habt. Na, grüß Euch Gott, Väterchen.“ Bei dieſen Worten drückte ſie dem Großvater die Hand und ließ ſich neben ihm nieder.

„Wir haben mit Svitil geſagt, daß es mit dem Vater ſchlimm ausſehen muß, wenn Schwager Morák um ihn gefahren iſt. Ich wäre längſt gekommen, aber wir wußten von nichts — wo denn hin in Zvlkánka! — bis geſtern die Höcklerin es uns hinterbracht hat. Und da ſag' ich: Ich muß zum Vater. Schnee gibts zwar bis an die Knie, ich habe gründlich gewatet, aber ich bin doch durchgekommen. Na, wie geht's Euch, Väterchen? Gott ſei Dank, Ihr ſeht gut aus!“ Nach dieſen Worten erſt ſtand ſie auf und glättete ſich das Tuch über der Stirn.

Nanni war viel ſtattlicher als Mali; groß war ſie wie die Schweſter, aber von ſtärkerem Leib, runden Wangen und noch ohne ein graues Haar. Sie war gut gekleidet, ſie trug einen ganzwollenen Rock, einen guten Pelz und auf dem Kopfe einen gelben geblümten Salopp.

In der Stube waren Alle außer Babi. Morák ſchnitt Späne auf der Bank am Ofen, die Morák flickte und der Großvater ſchaukelte Käthchen.

„Na, Gott ſei Dank, Mädel, es ginge immer noch an bis auf die Füße, die frieren immerfort und in der Nacht iſt's, als kribbelten Ameiſen drin, früh ſind ſie dann wie Centnergewichte,“ antwortete der Großvater und ſtopfte ſeine Pfeife. In der Stube rauchte er jetzt ſehr ſelten, er ſah, daß es nicht nach dem Geſchmacke der Hausleute war; aber heute in Gegenwart Nannis, dachte er, werden ſie nicht mürriſch ſchauen.

„Ei, wenn's nur die Füße ſind, wenn's nichts Schlimmeres iſt, das geht auch bald wieder fort. Badet ſie Abends in heißem Waſſer mit abgebrühten Kleien. Svitil klagte voriges Jahr auch über die Füße, aber das hat ihm geholfen. Und wie geht's Schwägerchen und

Dir, Mali? Ich hab' Euch noch gar keinen schönen Gruß von meinem Mann ausgerichtet, aber was frag' ich, wie's Euch geht; was fehlt Euch denn, den Sohn habt Ihr versorgt und Babi rüstet Ihr eh' die Hochzeit."

„O nein, wir rüsten nichts, Nanni, und werden nicht so schnell rüsten, mag's Mädel zu Hause sein, ohnehin sind wir abgerackert, daß es eine Noth ist," sagte Mali verdrießlich und schob sich aus der Stube. Nach einer Weile brachte sie Brot und nöthigte. „Schneide Dir ab bei uns, hast ohnehin Hunger; Butter gebe ich Dir nicht, wir melken nichts."

„Bei uns ist's gerade so, der Mensch sieht kein Stückchen Butter den ganzen Winter. Und was machst Du, goldenes Mäderle, vor lauter Eile hab' ich Dich ganz vergessen, hast's bei mir aufgehoben!" wandte sich Nanni an Käthchen.

„Großvater erzählt mir Märchen," antwortete das Kind.

„Märchen! Das glaub' ich, der Großvater kann ihrer, ich erinnere mich, was er uns ihrer zu Hause erzählt hat."

„Ja, Mädel, wie oft habe ich mich schon erinnert, was das für schöne Zeiten waren, aber selber hätte ich nicht gedacht, daß ich noch jetzt erzählen werde, was ich kann. Glaube mir, wenn ich Euch so sehe, so kommt es mir gar nicht vor, als seiet Ihr die Mali und Nanni, die mir auf dem Schoße gesessen sind."

„Und Kathle war nicht hier?" fragte Nanni.

„Nein, ich bitte Dich, aus Borovnic ist's ein Stück Weges, sie war bei mir im Herbste, so nach Allerheiligen, und Petřivý vor den Feiertagen. Sie müssen dazuschauen, das weißt Du, in einer Baracke, und ein Häuflein Kinder dazu."

„I, lieber Vater, was glaubt Ihr, daß es in der Chaluppe besser ist? Was man am Getreide mehr löst, muß man den Leuten geben, und die Steuern, und wir haben auch vier solche Bälge, das gibt Sorgen, es ist ein Kreuz; ich weiß oft nicht, wo mir der Kopf steht, Svitil kennt Ihr, daß er sich nichts zu sehr zu Herzen nimmt."

„Bei uns ist's auch kein Himmel, liebe Schwägerin, wir sind auch fünf zum Tisch, die Kühe melken nicht, und das Korn gilt wenig," sprach zum ersten Mal Morák.

Der Großvater zählte in Gedanken schnell nach und sah, daß er zu den Fünfen gehöre.

Da trat Babi in die Stube; als sie die Svitil sah, grüßte sie herzlich: „I willkommen, Tantchen, grüß' Euch Gott," und drückte ihr die Hand.

„Mädel, Mädel, Du blühst von Tag zu Tag mehr auf! Ich wundere mich nicht über den Wenzel, daß er sich an Dir vergafft hat. Wann kommst Du uns denn endlich zur Hochzeit einladen? Ich habe den Kleiderstoff schon vorbereitet, wie lange braucht man zum Nähen? Ich habe gesagt, daß ich auf Deiner Hochzeit jauchzen will, wie noch nie."

„Ich bitte Euch, Schwägerin, hört da damit bei uns schon auf!" sprach recht scharf Morák und der Mundwinkel verzog sich ihm weit in die Wange. Der Großvater hatte schon bei Nanni's Reden bemerkt, wie dem Schwiegersohn der Zorn in die Füße fahre.

„Was erzürnt Ihr Euch, Schwagerchen, um ein unschuldiges Wort; ewig werdet Ihr's doch nicht so lassen!"

„Ich werd's lassen, so lang es so ist, ja; für nichts und wieder nichts habe ich mir diese Schwielen nicht angearbeitet," erklärte Morák.

„Was haben wir uns geplackt, und die sollen's wegschnappen," setzte die Wirthin hinzu.

„Und für wen habt Ihr Euch geplackt, Mali?" fragte der Ausgedinger.

„Nun, wir haben uns geplackt, anders haben wir's gedacht, anders hat's der Herrgott gelenkt."

„Was willst Du's verreden, Tochter, Ihr habt Euch für Toni und für Babi geplackt. Toni habt Ihr versorgt und mit Babi führt Ihr's zu sonderbaren Zielen."

Bei diesen Worten des Ausgedingers ging Babi hinaus.

„Seht Ihr's, sie geht schon, sie weiß ja, daß sie einen Sachwalter hier hat, den hat sie gut verblendet", sprach die Wirthin.

„Sieh' da, wie viel Reden Du auf einmal hast, Mali; seit ich hier bin, hast Du noch nicht so viel gesprochen, aber glaube mir, es sagt es Dir Dein Vater, daß mich das arme Mädel nicht verblendet hat. Sie ist hinausgegangen, weil sie unsere Reden gar nicht anhören kann, so schmerzlich sind sie ihr, und weil sie weiß, daß Euer Zorn gegen sie nur wachsen würde. Sie thut mir leid und dieses kleine Ding thut mir auch leid, weil es an nichts schuld ist und so gelehrig ist, Ihr seht ja selbst, wie ihr Alles in den Kopf geht. Doch Ihr seid die Eltern,

wer kann Euch befehlen; es ist Euer Kind, thut, wie Ihr's versteht", sprach tadelnd und warm der kleine Großvater.

„So, so ist's, Schwägerchen, darum braucht es keinen Verdruß zu geben unter uns," setzte Nanni hinzu. „Aber ich bin da sitzen geblieben, als wollte ich den jüngsten Tag abwarten, und nach Zvlkánka ist's doch ein Stück Weges, ich habe zwei Stunden zu thun, um mich hinzuschleppen. Also gehabt Euch hier wohl, Väterchen, und seid uns nicht krank. Wenn's Euch einmal bange wird, so vergeßt nicht, daß Ihr auf Zvlkánka auch eine Tochter habt, die Euch lieb hat, daſs dort Enkel sind, die auch gerne Märchen mögen, laßt mir durch die Höcklerin sagen, und Svítil wird sogleich gefahren kommen. Also lebt denn wohl und seid hier hübsch gesund."

Strihavka begleitete die Tochter zur Thüre; die Moráks gingen mit ihr bis auf den Aufschutt.

„Hört mal, Schwagerchen", begann dort Nanni, „was ist Euch so plötzlich eingefallen, den Vater wegzuführen? Wißt Ihr, wir verstehen Euch sehr gut, Ihr denkt, es wird mit ihm nicht lange dauern, und wißt, daß er noch etwa drei Hunderter hat, daß Euch das Alles bleiben wird. Aber da irrt Ihr Euch, Schwagerchen, wir werden nicht zufrieden sein damit."

Morák verzog sich der Mundwinkel, bevor er zu reden anfing, die Morákin blickte auf ihren Mann und wartete, was er sagen werde.

„Ihr habt den Vater so lange dort gehabt und keine hat ihn beachtet."

„Ei, Ihr wißt's ja, Schwager, warum wir ihn nicht beachtet haben, wir haben's Eine der Andern zuliebe gethan, damit es keinen Lärm gibt, von Euch den größten; aber Ihr seid hier der Nächste und fangt es schlau an. Es wäre nicht so schlimm, für ein Bißchen elende Bedienung, etwas Grütze, Kartoffelschmarrn und Rüben Alles zusammenpacken; ich weiß, daſs der Vater noch Betten, Kleider, Wäsche hat, aber am meisten haben Euch die drei Hunderter gelockt. Das Ausgedinge bekommt Ihr ohnehin, da habt Ihr genug daran, auf das Übrige rechnet nicht, wir sind drei Töchter und theilen gleich. Na, behüt' Euch hier Gott," und Nanni eilte davon, daß die breiten zerfessenen Röcke hinter ihr hin und her schwankten.

Morák stand mit seiner Frau eine Weile schweigend da, dem Alten zuckte es böse um den Mundwinkel; als sie in das Vorhaus

gingen, brach er aus: „Die Plappertasche! Was sie überflüssigerweise zusammenschnarrt! Wir verrechnen uns ja Alle, es wird noch nicht so bald kommen.“

In der Stube setzte er sich wieder zu den Kienspänen, aber er saß unruhig, in den Füßen zuckte es ihm. Die Morákin lief auch um den Ofen herum, als hätte sie Nadeln in den Füßen. Der Großvater, auf die Bank gestützt, sah nachdenklich durchs Fenster. Babi, vor dem Wandschrank stehend, butterte, und Käthchen, in des Großvaters Gebetbuch blätternd, besah sich die Heiligenbilder.

„Hört, Herr Vater,“ begann plötzlich Morák und saß noch unruhiger, „seid so gut und fangt von dieser unserer Angelegenheit mit Babi nicht mehr an.“

Der Herr Vater wandte sich halb um und antwortete ruhig: „Ich habe nicht angefangen, Toni. Nanni hat gescherzt und Du bist gleich losgefahren, als trüge man Dir Garben fort.“

„Na, ob Ihr nun angefangen habt oder nicht, aber wißt Ihr, Herr Vater, wir können nicht davon hören und es könnte böse Dinge geben. Ich habe Euchs gleich gesagt, bei Euch in Hořeňoves, dass ich so einem dürren Bettelbuben, der mir mit einem Tausender in der Hand kommt, eine Chaluppe, die unter Brüdern ihre fünf Tausend werth ist, nicht gebe. Und wenn die ganze Welt in Trümmer geht, nicht, eher trete ich ihr auf den Hals.“

„Erbarmt Euch, Vater, um Alles in der Welt und im Himmel bitte ich Euch, erbarmt Euch!“ schrie Babi auf und ihr Weinen durchdrang das Zimmer. Mit einem Sprung lag sie vor dem Vater auf den Knien und umschlang seine Füße.

„Geh' oder ich —“

„Mutter, goldene, steht auf, weint nicht“, begann Käthchen zu weinen, und zur Mutter springend, hing sie sich an ihren Hals.

„Zum letzten Mal rufe ich zu Euch Vater und Mutter, Ihr seid ja auch jung gewesen.“

„Weint nicht, Mutter, weint nicht, Mutter — Mutter!“

Der Großvater, da er Babi vor dem Vater fast hingestreckt im Staube sah, glühend, ganz aufgeregt, zitterte wie ein welkes Blatt bei Nordwind.

„Geh' oder Du kriegst einen Fußstoß!“ — schrie Morák und stand auf.

Babi ſtand auf, ſah mit ſtieren Augen im Zimmer umher und ging wie betäubt hinaus.

So ſprach nach Jahren zum erſten Mal Morák wieder mit ſeiner Tochter.

„Recht haſt Du gethan," ſprach die Morákin, „wenigſtens wird ſie für immer Ruh' geben. Mir wirbelt der Kopf, wenn ich nur davon höre."

„Sie wird Euch noch irgendwo ins Waſſer ſpringen," ſagte erregt der Ausgedinger.

„Mag ſie ſpringen, meinetwegen in den tiefſten Brunnen, wenigſtens wird Ruh' ſein," antwortete erregt die Hauswirthin.

„Mali, Mali, der Himmel mag Dich nicht ſtrafen", tadelte ſie der Greis traurig.

„Nicht einmal hineinreden ſollt Ihr," grollte wüthend Morák und ging im Zimmer umher. „Ihr habt ſolche Sorgen nicht erfahren, ſogar um Kathle ſind Euch Werber gekommen, daß Ihr ſelbſt nicht auf ſie gerechnet habt!"

„Na, Junge, mach' Dich nur nicht gar ſo patzig; Mali iſt Dir nicht ohne eine ſchöne Ausſteuer gekommen, und was ſie weniger hatte, um ſo viel iſt ſie Dir beſſer gerathen. In der ganzen Welt würdeſt Du nicht ſo ein Weib finden, weißt Du, die ganz Dir nachſchlüge und rein nur für den Mammon leben würde. Aber ich hab' Dir ſchon einmal geſagt, dieſes Kindes wegen ſollteſt Du's mit der Mutter irgendwie zu einem Ende führen, es iſt ja eine Freude daran, es hat ja alle ſieben Gaben des heiligen Geiſtes."

„Und wenn es ſo viel könnte, wie ein Doktor und Profeſſor, was nützt das, wenn ich's nicht anſchauen kann und wenn es doch nur ein —"

„Schweig!" ſchrie der Großvater auf, „dieſes Wort ſprich vor dem Kind nicht aus. Ich werde nicht länger mit Euch reden — was für eine Rede, wenn Ihr kein Herz habt," ſetzte er traurig hinzu und ging aus der Stube.

Morák ging immer noch in der Stube auf und ab.

„Ich zittere ganz, das war uns der Teufel ſchuldig; wenn ich's nicht darum thäte, daß ich doch glaube" — er ſprach's nicht aus, er wußte ja, daß ihn ſein Weib verſtehe — „ſo thäte ich die Kühe einſpannen, und es hätte wieder ein Ende!" grollte er. Erſt nach einer

geraumen Weile setzte er sich auf die Hobelbank und begann weiter zu schneiden.

Der Großvater stand eine Weile auf dem Gang, er blickte zum Himmel empor, aber er sah nichts, Alles drehte sich mit ihm im Kreise und Thränen rollten über seine Wangen. Sie fielen auf die frostigen Steine. . . . Eine Weile später, als der Ausgedinger in die Stube gegangen war, glänzten auf dem Pflaster einige Eisperlen. Wie die Wintersonne darauf schien, glänzten sie wie echte, und es waren doch nur Thränen alter, treuer Augen. . . . .

IV.

Der Ausgedinger Strihavka ging fast gar nicht mehr aus dem Hause, nur am Sonntag ging er in die Kirche, aber auch nur noch zur Vesper. Auf dem im Schnee festgetretenen Wege schob er sich mehr als er ging, die Füße wollten sich nicht mehr recht im Knie biegen.

Zu Lichtmeß ging er auch und an der Hand führte er Käthchen, sie hatte, die Arme, nicht viel anzuziehen, aber sie war doch warm angethan, Babi übernähte für sie an den Sommerabenden ihre alten Röcke. Der Großvater, auf einen Stock gestützt, trug den Kopf hoch, drückte ihn nicht in den Pelzkragen wie sonst; die Aeuglein funkelten nur so und sein Gesicht war voll Lächeln. Er war stolz, daß er seine Urenkelin an der Hand führte und glaubte, das ganze Dorf sehe ihm nach, wie es ihnen passe. Wenn ihn Jemand aus Hořeňoves angetroffen hätte, hätte er gewiß gesagt: „Sieh' da, Vetter Strihavka ist immer noch wie 'ne Rose!"

In der Kirche setzte er Käthchen neben sich in die Bank und hätte vor Freuden jauchzen mögen, als er sah, wie Käthchen das Gebetbuch öffnete, wie sie andächtig die Hände faltete und die Lippen bewegte, als bete sie, wenn sie beim Segen sich in die Brust schlug und statt der Kreuze Striche über das Gesicht bis auf die Brust machte. Als sie dann zusammen aus der Kirche gingen, war das Kind ganz Frage nach Allem, was es in der Kirche gesehen, was der Herr Pfarrer an hatte, was er gesprochen, was die Leute geantwortet, worauf man da gespielt, worein alle Leute bei der Thüre gegriffen hätten und noch viele andere Fragen. Wahrlich, der Großvater mochte gar nicht in die düstere Hütte; draußen war es so schön, der Himmel blau wie Vergißmeinnicht, die Sonne voller Glanz, wenn auch ohne

Wärme, der Schnee leuchtete ſchier, wenn er nur nicht ſo durchfroren geweſen wäre; und auch Käthchen ſpielten die Wangen in's Blaue.

Als er in die Stube trat, ſaß die Wirthin auf dem Holzſtumpf beim Herd und der Wirth auf der Ofenbank. Die Hände hielt er hinten an den Kacheln, die Füße gekreuzt und ſtarrte ſtumpf ins Fenſter. Die Ankömmlinge ſah niemand an.

„Schön haben wir gebetet," erzählte Strihavka. „Käthchen hat im Gebetbuch geleſen, bis alle Leute nach ihr blickten, gerade als wäre ſie ſchon aus der Schule heraus." Niemand antwortete.

„Wo iſt die Mutter, Großmutter?"

Die Großmutter, das Geſicht in die Hände geſtützt, zuckte zuſammen, als wäre ſie erſchrocken, aber ſie ſchwieg. Das Kind ſprach nicht mehr; es zog ſeine Sonntagskleider aus, ein Werktagsröckchen und ein Jäckchen an, der Großvater zog die Stiefel aus und Patſchen an, und ſie ſetzten ſich zuſammen auf die Bank. Käthchen legte den Kopf dem Großvater an die Bruſt. Der Alte ſchlang ſeinen Arm um ſie, und das Kind ſchlief nach einer Weile ein. Die Winterluft hat ſie betäubt, und ſie iſt recht erſtarrt, dachte der Großvater — ſolchen Kindern iſt das geſund.

In der Stube herrſchte Grabesſtille und Käthchen holte manchmal laut Athem. Von außen hörte man Schritte, lautes Geſpräch und Lachen, und die Stille hier innen war deſto trauriger. So ging es bis zum Abend, dann ſtand der Wirth auf und ging ſchweigend in den Stall hinaus; die Wirthin heizte ein und bereitete das Nachteſſen, aber ſie machte kein Licht, der durch die Spalten der Platten und durch die Ofenthüre dringende Schein beleuchtete ihr die Töpfe.

„Mali, wo iſt Babi?" fragte der Großvater freundlich und weich.

Die Wirthin hob den Kopf, und der Großvater ſah auch bei dem elenden Lichte, wie ſie krampfhaft die Hände verſchlang. Eine Weile ſchwieg ſie — überwand ſich und als ſie ſprach, waren ihre Worte halblaut, wie wenn eine ſtumpfe Senſe in harte Kleeſtengel ſchneidet.

„Wo ſie iſt — ſucht ſie — wahrſcheinlich wälzt ſie ſich irgendwo auf dem Boden im Stroh. Gekreuzigter Heiland und ſchmerzensreiche Jungfrau Maria, womit habt Ihr uns heimgeſucht!" Und ſie fuhr ſich mit der Hand in die Haare, als wollte ſie ſie auf einmal ausraufen.

„Jetzt haben wir's schon zum zweiten Male da — wo hätten wir das gedacht! Darum hat sie neulich so gebettelt — verdammtes Kind!" Ihre Knöchel knackten, wie die Moráčin über dem Kopfe die Hände rang.

Wieder war es still, nur im Ofen prasselte es und Käthchen schnarchte leise. Den Ausgedinger, obwohl er im Pelzrock da saß, schüttelte der Frost, sein Kiefer bebte wie in Fieber.

„Was denkt das Mädel nur, sie leidet doch so viel! Darum hat sie gesagt, daß es hier je länger je schlimmer wird. Was hat er wohl mit ihr angefangen? Und ich mußte zu so unglücklicher Zeit fort sein, wo ich ihr vielleicht helfen konnte! Wenn nur Käthchen nicht zu Hause war, daß sie das hätte ansehen müssen. Wenzel weiß außer der Sehnsucht von nichts, er fühlt nicht, was seine Liebste für ihn leidet; bis zum Tode kann er ihr's nicht Alles vergelten!" dachte der Ausgedinger.

Ein schrecklicher Abend war das! Babi kam nicht und Wirth und Wirthin saßen mürrisch da, mit Gesichtern wie von Eis. Dem Großvater quollen die Bissen im Munde, und jeden drehte er lange herum, ehe er ihn schluckte, obwohl er es nicht merkte, daß er den Kaffee bitter hatte, und nicht sah, wie viel schwarze Körnerstücke darin herumschwammen.

Nach dem Abendessen sagte er zu Käthchen, welche von Einem auf den Andern blickte, aber sich fürchtete zu sprechen: „Käthchen, weißt du was, komm' heute mit mir schlafen, wir werden der Mutter davonlaufen, dafür, daß sie im Stalle sich nicht beeilt hat. Ich werde dir ein neues Märchen erzählen, warte, von dem Schloß auf dem Hühnerfuß!" so sagte ihr der Großvater, nachdem er leise sein Tischgebet gesprochen. Laut betete er nicht seit dem ersten Abend.

„Aber ich möchte lieber auf die Mutter warten, ich habe sie seit dem Mittagsessen nicht gesehen," wandte das Mädchen ein.

„Geh' nur und ärgere mich nicht!" fuhr sie die Großmutter an. Dann ging Käthchen. Heute zum ersten Male bettete sich der Großvater bei Moráks selber, sonst hatten immer Babi oder die Wirthin gebettet.

„Du solltest in den Kleidern bleiben, Käthchen," sprach er zum Mädchen, „hier ist es kälter als in der Stube und die Wand ist kalt." Und so nahm er das Kind und legte es in den Winkel.

„Geſchwind, geſchwind, Großvater, kommt zu mir, hier iſt's kalt, daß wir uns erwärmen, wie mit der Mutter!"

„Schon bin ich bei dir, ſchon!" rief der Großvater, „und jetzt wollen wir zuſammen beten."

Dann tönte durch die dunkle Kammer eine Reihe von Gebeten, geſprochen von Kinderlippchen und von den bläulichen Lippen des Greiſes.

Sie beteten: Vaterunſer und englichen Gruß, Credo, und Zehn Gebote, Angelus, ein Vaterunſer für Vater und Mutter, daß ihnen Gott Geſundheit, Segen und nach dem Tode die ewige Seligkeit ſchenke, ein Vaterunſer für Großvater und Großmutter, um die Gabe des heiligen Geiſtes, zum heiligen Florian, dem Schutzengel und zum heiligen Johann von Nepomuk, „daſs uns der liebe Gott vor Feuer ſchütze," ein Vaterunſer, „daß er uns vor Peſt, Hunger und Krieg bewahre" und ein Vaterunſer für die Seelen im Fegefeuer. Dieſe Reihe von Gebeten hatte der Großvater im väterlichen Hauſe gelernt, und jetzt lehrte er ſie ſein Urenkelchen. Für ihren Vater durfte Käthchen in der großen Stube nicht beten, hier zum erſten Male gab ihr's der Großvater ein, wenn auch Käthchen ihren Vater erſt ein einziges Mal auf dem Felde geſehen hatte und auch da nur ganz flüchtig.

Beim Beten erwärmte ſich das Kind und wühlte ſich jetzt luſtiger in die Betten.

„Alſo jetzt das Märchen, Großvater," bettelte es.

„Gleich, mein Schäfchen, bis ich nur zu Ende gebetet habe."

Das Kind ſtörte den Greis nicht; erſt als er das Kreuz geſchlagen hatte, fragte es: „Was hat Ihr noch gebetet, Großvater?"

„Für die ſelige Großmutter, für meinen Vater und Mutter, um ein ſeliges Sterbeſtündlein und daß mir Gott die ewige Seligkeit verleihen möge."

„Alſo jetzt das Märchen, Großvater!"

Der Großvater begann das Märchen von dem unterirdiſchen Schloß zu erzählen, daß auf einem Hühnerfuß ſich herumdrehte. Käthchen horchte, horchte und ihre Aeuglein ſchloſſen ſich allmälig. Als der Großvater etwa in der Hälfte des Märchens war, ſchlief die Enkelin; der Alte erzählte jedoch weiter, immer leiſer und leiſer, bis er ganz verſtummte. Dann ſchlug er von Neuem ein Kreuz und betete wieder. Er rief empor zu dem blauen Himmel, an welchem der ſchöne

Mond ſchwebte und die Sterne funkelten, er betete für ſeine große Enkelin — für Babi. Er betete um Glück für dieſes düſtere Haus, in welchem die Leute ſtumpf nebeneinander dahingehen und kein freundlich Wort ſprechen. Er betete um die Gabe des heiligen Geiſtes, damit er in dieſen böſen Tagen weiſen Rath finde.

Nach dem Gebete ſtarrte er in das Fenſter, welches ſchöne Eisblumen ſchmückten und überlegte immerfort. Als Alles im Hauſe ſtill war, ſtand er leiſe auf, um das Kind nicht zu wecken, zog die Patſchen an und ſeinen Pelz und ſchlich leiſe aus der Kammer. Auf dem Vorhauſe tappte er nach den Balken in der Wand, bis er die hölzerne Bodentreppe fand. Leiſe öffnete er die Thüre, er fürchtete, ſie könnte knarren, aber ſie öffnete ſich geräuſchlos; dann ſchritt er empor. Wenn eine Stufe knarrte, blieb er ſtehen und horchte.

Noch war er bei Moráks auf dem Boden nicht geweſen, jetzt in finſterer Nacht kletterte er wie ein Dieb das erſte Mal hinauf, zur rechten und zur linken Hand fühlte er Haufen von Stroh — er trat einen Schritt vorwärts — vor ſich hatte er wieder Stroh, aber er ſtand in einem engen Gäßchen. Durch den unverdeckten Theil des Fenſterchens im Giebel des Hauſes drang bis hieher ein ſchmaler Streifen Mondlicht.

Der Ausgedinger ſtand und horchte, — es herrſchte hier tiefe Stille, kein Halm regte ſich. „Babi!“ rief mehr flüſternd als laut der Ausgedinger.

Stille.

Der Alte trat in dem Gäßchen um zwei Schritte nach rechts vor und rief wieder:

„Babi — biſt Du hier?“

„Hier bin ich, Großvater,“ ließ ſich ſchwach Babi's Stimme vernehmen, und das Stroh kniſterte.

„Wo biſt Du, Mädel, wo?“ und der Ausgedinger tappte mit der rechten Hand im Stroh, bis er die warme ausgeſtreckte Hand ergriff. Er drückte ſie innig und hielt ſie feſt. Sich niederbeugend, fühlte er nach Babi's Kopf und ſetzte ſich neben ihr nieder. Er ſtreichelte der Armen die dichten, weichen Haare, ſtreichelte ihr die Wangen, welche glühten.

„Wie kann ich es Euch vergelten, Großvater, daß Ihr mich ſo lieb habt,“ ſprach Babi halblaut und ſchluchzte.

„Weine nicht, ſie würden uns hören — unglückliches Kind!“

„Sie haben Euch Alles geſagt, nicht wahr? Hat auch Käthchen zugehört?“

„Sie hat geſchlafen, der Froſt hatte ſie draußen betäubt, ſie ſchlief ein, wie ein kleines Bündel.“

„Großvater ich bitte Euch, zürnt mir nicht,“ wimmerte Babi und preßte die alte Hand an ihre Lippen. „Wir haben uns ſo lieb.“

„Stark iſt wie der Tod die Liebe,“ ſprach flüſternd der Großvater. „Daß Du Dich mir nicht anvertraut haſt, vielleicht hätte ich den Lärm doch irgendwie verhindert.“

„Das war, Großvater, der jüngſte Tag; nichts ahnte ich; ich wuſch wie ſonſt, der Vater ſaß beim Ofen und blickte mürriſch drein, wie er gewöhnlich thut. Auf einmal iſt er aufgeſtanden, die Augen leuchteten ihm, und die Zähne knirſchten. — Nicht einmal die Mutter wußte ſogleich, was geſchehen war, bis ſie es aus den Worten des Vaters erkannte.“

„Hat er Dich geſchlagen?“ fragte der Großvater und an der Frage merkte man, daß er vor der Antwort zitterte.

„Da, greift her!“ ſagte Babi und legte des Alten Hand auf ihren Rücken; er betaſtete eine Schwiele wie einen Strick.

„Ich bin blutig geſchlagen, Großvater, es ſind große Schmerzen; hier im Stroh fühle ich es doch nicht ſo. Anfangs ſtand ich ſtill und duldete Alles, aber dann wand ich mich vor Schmerzen auf der Erde und kroch davon wie ein Hund. Es iſt mein Vater, Großvater, aber Gott mag's ihm verzeihen, der Mammon iſt vielleicht doch nicht Alles.“

„Was würde Wenzel dazu ſagen? Ich weiß nicht, ich weiß nicht, ob er Dir je vergelten wird, was Du für ihn duldeſt.“

„Was ſoll er beginnen? Er rackert ſich zu Hauſe, erwirbt, ſpart — ſchon haben wir uns geſagt, daſs es vielleicht doch beſſer wäre uns armer Weiſe zu heirathen, daſs er nur ſein Handwerk betreiben ſoll, aber ich habe unſere Leute doch nur lieb, und dann bin ich nicht einmal volljährig.“

„Haſt Du vorhin geſchlafen?“

„Ich bin ein wenig eingeſchlummert, und die Schmerzen fühle ich nicht mehr ſo, vielleicht wird mir bald wieder die Geſchwulſt vergehen und ich werde an die Arbeit gehen können.“

„Aber Du wirst jetzt ein Leben haben, — der Himmel tröste Dich, Mädel — ich weiß nicht, ich weiß nicht, ob ich's aushalten werde, das Alles mit anzusehen".

„Was würde Käthchen anfangen? Wie ist nur die Arme eingeschlafen?"

„Sie schläft heute mit mir, sie ist bei einem Märchen eingeschlafen."

„Ihr seid ihr Vater und Mutter, Großvater, wenn ich's Euch nur ein Bißchen vergelten könnte."

„Jetzt schläft sie schön, es wird vielleicht doch irgendwie gut werden; noch nie ist die Sonne untergegangen, sie gehe denn wieder auf; ich muß hinunter, wenn Käthchen aufkäme, wüßte sie vor Angst nicht, was anzufangen. Behüte Dich Gott und Dein Schutzengel. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Großvater, ich bin ganz erfrischt, weil Ihr gekommen seid."

Wie der Großvater hinaufgekrochen war, so kam er glücklich wieder hinunter, aber es war eine harte Arbeit; er erinnerte sich nicht, eine ähnliche ausgeführt zu haben.

Als er sich wieder zu Käthchen legte, konnte er lange nicht einschlafen; er erinnerte sich seiner seligen Alten, was die wohl sagen würde, wenn sie sähe, welche Sorgen er noch jetzt, so nahe dem Grabe, hat, wie es mit ihrer Familie so seltsam geworden ist. An sein Ausgedingerstübchen erinnerte er sich nur selten und wenn es ihm doch einfiel, in welchem Frieden er dort gelebt hatte, so sagte er sich sogleich, daß er hier nothwendiger sei, daß er dort schon halbtodt gewesen und hier lebe er, wenn auch in eitel Kummer.

Der Nachtwächter Lasicka pfiff schon die elfte Stunde ab, und der Großvater quälte immer noch seinen alten Kopf mit Gedanken. . . .

Früh gleich nach dem Frühstück zog sich der Ausgedinger an, nahm seinen Stock und sprach zur Wirthin: „Ich werde nach Vrhovina hinüberschauen, ich habe dort einen alten Kameraden, den Sorejs, Du kennst ihn ja; gerne möchte ich ihn noch sehen, es ist ohnehin das letzte Mal."

„Und werdet Ihr bis hinkommen?" fragte Mali freundlich genug; so oft der Vater von seinem nahen Ende sprach, war sie freundlicher.

„Irgendwie kriech' ich bis hin, die Wege ſind gut und es iſt heute ſonnig."

Nachdem er das Dorf durchhumpelt hatte, wandte ſich der Alte nicht gegen Vrhovina, ſondern er lenkte den Schritt gegen Aujezd. Er ging zu Břizeks, er wollte mit dem Jungen und dem Alten ſprechen; er ſah, daß Niemand ſich der jungen Leute annahm, und daß es bei Moráks immer noch ausſehe, wie vor der Sündfluth.

Bei der Johannis-Filialkirche that der Ausgedinger ein frommes Stoßgebet für gutes Gelingen und ſchritt auf den öden Dorfplatz. Unter den Schneedecken auf den Schindel- und Strohdächern ſtanden die Bauernhöfe und Chaluppen ſtumm da, als duckten ſie ſich vor Kälte zur Erde, aber aus ihren Schornſteinen ſtieg leichter weißlicher Rauch zum reinen Himmel auf.

Der alte Břizek ſtand eben vor ſeiner Chaluppe und rauchte. Es war ein nicht ſehr großes, ſtämmiges Bäuerlein; die leichte Mütze hatte er im Nacken, die weißlichen Haare ſtark in die Stirne gekämmt, die Wangen ſchon runzlig, das Kinn etwas vorſtehend und die Lippen eingefallen, weil ihm alle Vorderzähne fehlten. Das Pfeifchen hielt er in der linken Hand und bewegte rauchend nur leicht die Lippen. Inneres Feuer hatte er offenbar noch genug, denn er ſtand im härteſten Froſt nur ſo da in aufgeknöpfter Weſte, unten feſtgebundenen Lederhoſen und in Pantoffeln, die von Stiefeln abgeſchnitten waren; er trug ſie nur auf dem bloßen Fuß.

Der Ausgedinger erkannte ihn ſofort, obwohl er ihn ſchon lange nicht geſehen hatte und Břizek inzwiſchen ſehr alt geworden war. Břizek war als ſonderbarer Sinnirer und als frommer Mann bekannt; in der Třemešnicer Kirche verrichtete er allemal am Charſamſtag Nachmittag eine beſondere Andacht, die der Mühe werth war; und darum war die Kirche immer gedrängt voll. Die heimiſchen Literaten* gönnten ihm das nicht und darum mußte er ſich mit dieſem einzigen Ruhme begnügen, außer etwa, daß er bei der Meſſe in der Filialkirche kräftig ſingen durfte.

„Gott 'nen guten Morgen," grüßte ihn Střihavka und blieb ſtehen.

„Guten Morgen, guten Morgen," antwortete Břizek ruhig, und weiter ſchmauchend ſchob er nur die Mütze ein wenig gegen das Ohr.

* Chorbruderſchaft.

„Ich gehe gerade zu Euch, und Ihr kennt mich wohl gar nicht mehr?“

„Ei, doch, ich kenne alle Leute auf eine Meile in der Runde, bis schließlich auf das kleine Volk, wer würde sich darin auskennen?“

„Gerne möcht' ich, Gevatter, mit Euch ein wenig sprechen, aber wißt Ihr, so daß wir allein wären,“ sprach der Großvater.

„Allein“ — antwortete Břizek und paffte stärker, „na' gehen wir schließlich in des Sohnes Werkstatt, der Junge kann ein wenig fortgehen. Also kommt weiter, Herr Vater!“

Bei jenem Paffen griff der alte Střihavka an seine Tasche oder seine Holzpfeife dort habe, welche, armer Schlucker, jetzt immerfort ausruhte.

Als sie über den Hof in den kleinen Anbau kamen, wo die Tischlerwerkstatt war, bemerkte der Großvater einen jungen, hoch aufgeschossenen Menschen mit großen blauen Augen, vor Schweiß feuchten Haaren und einem blonden Schnurrbärtchen.

Das also ist Babi's Wenzel, Käthchen hat seine Augen, dachte der Greis, und laut sprach er: „Helf Gott, Junge, ich bin der Ausgedinger Střihavka, Babi's Großvater.“

Wenzel erröthete ein wenig, und den Hobel weggelegt, reichte er dem Greis die Hand; an den Augen war's ihm geschrieben, daß er ihn sehr gerne sah.

„Du wirst ein wenig warten, Wenzel, geh' indeß in die Stube,“ sagte der alte Břizek.

„Aber — wißt Ihr, Herr Vater — lassen wir den Jungen hier, ich bin froh, daß es sich so trifft; wißt Ihr, es gerade heraus zu sagen“ — und der Großvater setzte sich auf die Bank, — „komme ich wegen Babi. Um der Barmherzigkeit Gottes willen, Leutchen, bitte ich Euch, führt's zu einem Ende, dort bei uns geht es gräßlich zu.“

Der Chaluppner stand dem Ausgedinger gegenüber, rauchte und strich sich mit der Rechten die Haare über die Stirne.

„Was soll ich zu einem Ende führen, Herr Vater?“ fragte er verwundert.

„Es kurz zu sagen, macht, daß es Hochzeit gibt.“

„Hochzeit,“ kicherte der Alte, „macht, daß es Hochzeit gibt, wenn's nicht sein kann. Mit eitlen Menschen sitze ich nicht und mit Heuchlern schließe ich keinen Bund, sang schon der fromme Psalmist David!“

Brizek ſprach halblaut, aber in ſeiner Sprache war ein Ton, wie wir ihn bei alten ſchlechten Predigern hören.

„Ihr wißt nicht, was bei uns geſchieht, Herr Vater, Ihr habt ein Herz im Leibe, wenn Ihr ſähet“ —

„Ich habe gehört, daß des Mädels wegen“ — antwortete der Chaluppner kühler.

„Und jetzt wird, hör' ich, das zweite kommen, glaubt mir, Babi iſt eine Märtyrerin. Wenzel, die Strafe Gottes komme auf Euch, wenn Ihr nicht einmal vergeltet, was das Mädchen für Euch leidet —!“

„Das zweite?“ ſagte Brizek halblaut und ſah Wenzel an.

„Vater, um Alles auf der Welt bitte ich Euch, erbarmt Euch irgendwie über uns,“ rief Wenzel, die Hände ringend.

„Erbarmt Euch — warum ſollte ich mich ſchließlich nicht erbarmen? Aber was will Morák? Fünfzehnhundert, und tauſend ſollen ſie ſchuldig bleiben; aber ich habe nur tauſend, Du haſt zwei Hunderter, da haben wir zwölfhundert und ſind fertig.“

„Herr Vater, gebt zu, dem armen Käthchen zu Liebe gebt zu! Wenn Ihr das Kind kennt, — die Augen hat ſie hier vom Vater, und der hat ſie von Euch, die Gabe des heiligen Geiſtes hat ſie, daß man ſie weit ſuchen könnte, ein Gedächtniß, nicht zu glauben —“

„Nu, wenn ſie ein Gedächniß hätte, wie der Cardinal Mezzofanti, und der ſoll alle Sprachen gekonnt haben, die auf der Welt ſind, was ſoll ich zugeben? Gebe ich einen Einſer zu, ſo ſind das bei drei Kindern — zählen wir alſo Prokop nicht mit — drei Einſer, geb' ich dreihundert zu, ſo ſind das für den Sohn und die Töchter neunhundert — Herr Vater, wo ſollte ich das hernehmen?“

Der Großvater ſchwieg, er blickte in's Leere, und Thränen rollten ihm auf die Wangen.

„Geſtern in der Nacht war ich bei ihr — ſie lag auf dem Boden, im Stroh — im Elend, blutig geſchlagen — und das Kind hatte ich dann bei mir — ich habe um Hilfe und Rath gebetet. —“

„Kinder, ſeit Eueren Eltern in Allem gehorſam, denn das iſt dem Herrn ſehr angenehm. Väter, reizet Euere Kinder nicht zum Zorn gegen Euch, daß ſie nicht verzweifeln, — ſteht in der Epiſtel des heiligen Paulus.“

„Wahr, wahr, Herr Vater, und Euch gebührt auch ein Stückchen davon; aber der ſelige Vikär Petera, Ihr werdet Euch ſeiner wohl

erinnern, pflegte sehr oft zu sagen: Verhärtet nicht Euere Herzen, hat der heilige Paulus geschrieben," antwortete der Ausgedinger.

„Aber, Ihr seht ja schließlich und höret es selber, daß ich nicht helfen kann. Wenn Moráks die Chaluppe lieber haben als die Tochter" — Der Chaluppner paffte rascher, und ging von der Thüre zur Wand und blickte zur Erde.

Der Großvater saß niedergebeugt und preßte die Stirn in die flache Hand — er zitterte ganz und der Schmerz verzerrte ihm die Wange; plötzlich griff er in die Tasche, zog sein Schnappmesser heraus, öffnete den Pelz und schnitt in die Naht des Futters. Dann steckte er die Hand unter das Futter, zerrte dort einige Male und zog ein zusammengelegtes Papier heraus; schnell entfaltete er es und zählte drei Hunderter auf die Bank.

„Da habt Ihr die drei Hunderter, Wenzel, und Gott mag sie Euch gesegnen; ich habe sie aufgehoben — für das Ende meines Lebens, aber ich werd's ja irgendwie durchschlagen, drei Kinder werden mich doch ernähren und nach dem Tode, wozu die Pracht? Auf dem Trockenen werden sie mich nicht lassen! Ich hab' das da schon lang im Kopf herumgetragen, aber ich dachte immer: Wie nun, wenn Dir der Himmel noch ein Paar Lebensjährchen gewährt, was wirst Du anfangen? Jetzt aber denke ich: Was liegt an Dir, — hier sind Kinder! nur für die Kinder gebe ich, was ich habe!" Der Großvater sprach mit heiserer Stimme unter Thränen und die Hände zitterten ihm.

Brizek sah verwundert auf den Alten, er vergaß zu rauchen und die Augen waren halb geschlossen. Dann war es in der Stube stille.

„So, so, Herr Vater," begann Brizek wieder kühl, „man sieht, daß Ihr all' das Gesindlein sehr gerne habt, aber ich rathe Euch, hebt Euch die Dreihundert auf und verlaßt Euch nicht auf die Kinder. Ihr habt schon Jahre genug, Ihr solltet das schon kennen! So lange es klein ist, schmeichelt es sich zu Einem und möchte ihn vor Liebe auffessen, wenn's älter ist, verdrießt sie's, daß Ihr esset, geht, athmet und am frohsten sind sie, wenn man Euch endlich aus dem Hause trägt. Ich sag' Euch, behaltet die drei Hunderter, damit Ihr nicht Hungers sterbet. Wenzel mag arbeiten, bis er's verdient; es wird schließlich noch einige Jahre dauern, aber wenn sie sich kostbar machen, mögen sie warten."

„Beim ewigen Gott bitte ich Euch, ſagt mir, was ſeid Ihr für Menſchen! In Euch keinem iſt ja auch nur ein wenig Liebe, Erbarmen. Ich weiß gar nicht, — ſcheint mir's oder iſt's wahr, aber ich verhandle ſtets mit Menſchen und die haben kein Herz," rief der Großvater, und an der Stimme war's zu erkennen, daß der Kummer ihn erſtickte.

„Vergelt's Euch Gott, Großvater, was Ihr für uns thut!" rief Wenzel. „Seid nur ohne Sorge um Eueren Unterhalt, jetzt werde ich mit Babi da ſein, und werden nie Eueres Herzens vergeſſen," und er umarmte den Alten.

„Na, möge nur Segen darauf ruhen! Und Ihr, Gevatter, jetzt ſind fünfzehn Hundert da, jetzt kommt zu uns und ſprecht mit dem Schwiegerſohn; aber ich bitt' Euch Beide um Alles, daß Ihr weder Einer noch der Andere verrathet, daß das von mir iſt. Hörſt Du, Wenzel, Babi darf kein Wörtchen davon erfahren, ſonſt könnte Alles noch ſchlimm ausfallen. Strihavka hat nie gelogen, aber jetzt muß er Euch zur Lüge anreizen; ſagt, daß das Wenzels erſpartes Capitälchen iſt."

„So, ſo, jetzt ſoll ich endlich zu Morák gehen," ſagte Břizek etwas giftig und paffte raſch, die Hände in die Taſchen geſteckt, „und wie, wenn er anfängt noch weiter ſich koſtbar zu machen? Wißt Ihr, Herr Vater, ſo ein Stolz iſt mir zuwider wie Pfeffer in der Naſe, und da bin ich kurz angebunden wie Bismarck."

„Na etwas, Gevatter, werdet Ihr vertragen, und wenn's Euch am ſchlimmſten ſein wird, ſo erinnert Euch, daß das Alles nichts dagegen iſt, was Babi geduldet hat. Und jetzt ärgert Euch nicht, daß ich mir hier auch ein wenig die Pfeife ſtopfe, aber bei uns zu Hauſe ſehen ſie's nicht gerne. Ich habe ſie auch belogen, daß ich heute zu Šorejs nach Vřhovina gehe, ſie haben keine Ahnung, daß ich hier bin, aber vielleicht werden mir dieſe Lügen beim letzten Gerichte verziehen werden," lächelte der Großvater.

„Wißt Ihr, Morák überhebt ſich zu ſehr mit ſeiner Chaluppe," begann Břizek wieder, „es iſt wahr, es ſind zwanzig Strich Feld dabei, aber das Gebäude iſt faſt ſchon ein Leuteſchreck, da wird der Wirth keine ſchöne Arbeit haben."

„Na, ein paar Jährchen hält's noch, inzwiſchen bezahlen ſie den Tauſender, und dann können ſie bauen," antwortete der Großvater.

„Ich thue ſchließlich ſchon Alles, aber ich weiß nicht, ich weiß nicht, Herr Vater, ob ich von Morák nicht im Böſen ſcheide! Es ſind

ſehr ſonderbare Leute. Denn die Wurzel alles Übels iſt die Liebe des Geldes — hat ſchon der Apoſtel der Völker geſchrieben."

„Wahr, wahr, Gevatter, aber nicht wahr, er hat auch geſchrieben: Zürnt und ſündigt nicht, die Sonne gehe nicht unter über Euerem Zorne!" ſagte lächelnd der Ausgedinger.

„Ihr kennt gut die Schrift, Gevatter."

„Ich habe die Predigten des ſeligen Pfarrers Wenzel Pacák immer gehört und das war ein großer Schriftgelehrter."

„Zürnt alſo nicht mehr, daß ich Euch hier überfallen habe wie das große Waſſer und laßt, Gevatter, auf Euch nicht lange warten; dafür bürge ich Euch, bis Ihr das kleine Käthchen kennen lernt, bis ſie zu ſchwatzen anfängt, werdet Ihr Alle ganz vernarrt in ſie ſein, wie ich, ihr Urgroßvater."

„So werdet Ihr doch, Herr Vater, nicht fortgehen, Ihr haltet Euch doch in der Stube auf, die Mutter wird uns ſchnell etwas Wärmendes kochen," lud Břizek ein.

„I, was fällt Euch ein, Gevatter, ich habe nach Hauſe zu eilen und dann will ich heute noch nicht mit Weibern verhandeln, Ihr kennt ſie; bis bei uns Alles in's Reine gebracht iſt, dann kommen wir mit Käthchen hergelaufen und ſind hier guter Dinge, lieber erwähnt zu Hauſe nichts, daß wir Morák nicht kopfſcheu machen."

Beide Břizek geleiteten dann den Großvater bis hinter das Dorf. Dem Alterchen ging es jetzt etwas ſchwer, die Füße waren ganz hölzern geworden, er hatte zu heben daran, aber doch rauchte er, und mit der in einem großen Fauſthandſchuh ſteckenden Hand ſtützte er ſich ſtattlich auf ſeinen Knotenſtock.

Es war gegen Mittag, die Sonne ſchien auf die beſchneiten Wälder und auf das weite ebene Gefilde, auf dem wie Rebhühner im Schnee ſich Häuflein von Hütten kauerten.

Die alten Pappeln, die ſich hie und da über die bereiften Kronen der Obſtbäume erhoben, ſtanden wie eine unbewegliche düſtere Wache bei einem Lager. Aus den kleinen von der Sonne beſchienenen Fenſtern ſchoſſen feurige Strahlen. Über einigen Hüttchen erhob ſich in einer feinen grauen Säule der Rauch. Das Schneefeld flimmerte. . . . .

V.

Als der Ausgedinger wieder in Moráks Stube trat, erkannte die Wirthin sogleich, daß er die Füße elender schleppe.

„Seht Ihr's, ich hab' Euch's gesagt, daß Ihr nicht bis Vrhovina kommt, Ihr seid hingekommen, habt Euch aber Schmerzen vom Wege mitgebracht," sprach sie ziemlich herzlich.

„Still, still, Mali, es wird ja bald wieder herausgehen," tröstete sie der Großvater, aber als er dann die Stiefel auszog und die bequemen Patschen anlegte, bemerkte er, daß die Füße anschwellen. Es ging auch bis zum Morgen nicht heraus, ja sie schwollen noch mehr an, daß er gar nicht auftreten konnte und im Bette bleiben mußte. Er klagte nicht, sondern es war ihm bei der Erinnerung daran, was er für Babi gethan, leicht um's Herz.

Als es auch am dritten und vierten Tage nicht besser wurde, da bat er schon Mali: „Mädel, sei so gut und legt mich zu Euch in die Stube, hier bin ich schon ganz durchfroren und den Füßen wird's schlimmer und schlimmer."

„In die Stube? Wohin würden wir Euch geschwind legen, kein Stückchen Platz ist nirgends, aber vielleicht könnte ich Euch auf den Backofen betten, das wird fast am besten für Euch sein, Ihr werdet immer in der Wärme sein."

„Nun, wenn Du's meinst, also meinetwegen auf den Backofen," sagte der Großvater und die Wirthin ging ein Lager bereiten. Der Alte erkannte, daß er in der frostigen Kammer mit ihrem eisigen Boden und kalten Wänden den Füßen geschadet hatte, daß der Weg nach Aujezd nicht an Allem schuld war. Nach einer Weile übertrugen ihn die Morák und Babi; in die Stube ging es gut, aber auf den Ofen hinauf mußte er über die Ziegelstufen selber steigen und da ächzte er vor Schmerz. Die Wirthin bettete ihm nicht alle Betten auf, die er mitgebracht; unter ihn legte sie alte Wollröcke, und den Polster legte sie auch auf einen Haufen Fetzen; das Oberbett brachte sie, aber das Unterbett und der zweite Polster blieben in der Kammer.

Von dieser Zeit an lag der Großvater in der Wärme auf dem Ofen, aber die Füße fielen doch nicht ab, ja sie schwollen auch in den Knien an.

„Mir ſcheint, daß es mit mir zu Ende geht," dachte er oft, „und daß meine Sorge, wie ich leben werde, wenn mich vielleicht die Kinder verlaſſen, überflüſſig war. Na, geſchehe der Wille des Herrn!"

Käthchen konnte jetzt hübſch zum Großvater auf den Ofen und ſie ſaß oft den ganzen Tag bei ihm, nur zum Eſſen kletterte ſie herab. Leider erzählte der Großvater jetzt wenig, er lächelte zwar, aber ſprechen mochte er nicht, im Liegen erzählte es ſich ſchlecht, und wenn er ſich erheben wollte und mit den Füßen ein wenig aufſtemmte, ſchrie er beinahe. Dabei dachte er immer an Břizek, wie bald er ſich in der Thüre zeigen werde, aber der ließ ſich Zeit, er kam erſt nach einer Woche. Er trat in die Stube wie ein Nikolo; in einen breiten blauen Mantel gehüllt mit einigen großen Krägen, füllte er die ganze Thüre. Der Wirth und die Wirthin ſtanden verdutzt, als wären ſie vor ihm erſchrocken, aber der kleine Chaluppner ſah ſich mit den Augen zwinkernd im Zimmer um und lächelte verſchmitzt. Er band die Pudelmütze unter dem Kinn los, ſteckte die Ohrlappen hinein, legte den Mantel ab, und ſetzte ſich zum Tiſche. Als er es ſich bequem gemacht, begann er geradezu: „Um es kurz zu machen, Gevatter und Gevatterin, ſo komme ich wegen meines Sohnes und Euerer Tochter; Ihr habt von mir Fünfzehnhundert verlangt, ich komme Euch ſagen, daß ich ſie hier beiſammen habe." Břizek band bei dieſen Worten den Gürtel ab und zählte fünfzehn Hunderter auf den Tiſch. „Hier ſind ſie, daß Ihr es endlich glaubt, die ſind für ihn zubereitet!" und wieder ſtrich er das Geld zuſammen und verwahrte es im Gürtel. „Ich gebe dem Jungen nicht mehr als ſchließlich den Tauſender, weil ich nicht mehr kann; aber fünf Hunderter ſind ſein, die hat er erſpart."

„Iſt das ein Kreuz mit den Kindern," jammerte jetzt die Wirthin, „mein Lebtag habe ich nicht gedacht, was ich an meinem Kind im Alter erleben ſoll, und jetzt ſo ein Kummer, ein Kind hat ſie auf der Welt, eines unterwegs."

„Jetzt, Gevatterin, klagt nicht, es iſt ſchließlich ihre Sache, ſich zu ſorgen," ſagte Břizek milde.

„Ihr habt gut reden, klagt nicht, aber ein ganzes Leben rackert man ſich für das Kind und dann fällt es Einem ſo aus!"

„Beſſer ein Stück trockenes Brod im Frieden, als ein Haus voll gemäſteten Vieh's mit Unfrieden — ſagt die Schrift, aber wenn Euch das noch zu wenig iſt, Gevatterin, ſo müßte ich in Gottes Namen gehen."

„Auf die Tauſend, welche bleiben, geht Ihr auch ein?“ miſchte ſich Morák in das Geſpräch.

„Na, das verſteht ſich ſchließlich von ſelber,“ antwortete Břizek.

„Es ſei denn alſo in Gottes Namen, ich thu's mit ſchwerem Herzen, aber was hilft's? Wenzel muß nicht nur im Feld, ſondern auch beim Handwerk dazu ſchauen.“

„Und wie iſt's denn mit dem Ausgedinge?“ fragte Břizek und zwinkerte Morák zu.

„Wie mit dem Ausgedinge? Nichts Beſonderes, Alles, wie es auf ſolchen Chaluppen zu ſein pflegt: acht Hektoren Korn, wie es die Garbe gibt, aber gut geputzt, eine Metze Erdäpfelſtücke für uns pflanzen auf einem gut gedüngten Feld, einheimſen und in den Keller ſchaffen; ein viertel Hektor Leinſamen, dorthin ſäen, wo der Wirth es geſäet hat, und zwar in gut bearbeiteten und gedüngten Boden, täglich eine Maß Milch, wie ſie gemolken wird, fünfzehn Pfund Butter, zehn Pfund guten Quark, eine Henne vom Wirth gefüttert, das Stübchen am Vorhaus zum freien Bewohnen, eine Klafter Holz nach herrſchaftlichem Maß, ein halb Schock Bündel, im Keller ein Platz für die Erdäpfel, den Backofen zur freien Verfügung zum Brotbacken, in der Scheune Platz für's Getreide; in die Stube, in den Keller und auf den Boden freien Zugang und Ausgang nach des Ausgedingers Bedürfniß und Belieben.“ Der Wirth Morák ſagte, an den Fingern zählend, Alles aus dem Gedächniß her; er hatte es gut zuſammenſummirt.

„Herr, viel, viel,“ antwortete Břizek und kicherte ein wenig, „aber ſo ein Ausgedinge pflegt nicht auf Chaluppen zu haften, das iſt wie in einem Bauernhof.“

„Unſerer Chaluppe fehlt ja nicht viel zu einem Gut, und dann, ſo lange uns Gott Kraft gibt und uns geſunde Hände läßt, werden wir ihnen arbeiten, als wenn wir auf dem unſeren arbeiteten, und ſo eine Arbeit wird den Jungen etwas werth ſein. Fremden müßten ſie zahlen!“

„Nu, nu, aber ſchließlich dürft Ihr nicht vergeſſen, daß auf der Chaluppe — dings da — zwei Ausgedinge ſind,“ ſagte Břizek mit leiſerer Stimme und verzog die Stirne in eine Reihe tiefer Falten.

„Zwei? Auf unſerer Chaluppe wären zwei Ausgedinge?“ und Morák lachte heiſer.

„Na, ich weiß nicht, aber ich habe schon gehört, daß Ihr den Herrn Vater hier habt; so ein Unterhalt ist auch ein Ausgedinge."

Durch die Stube flog ein schwacher Seufzer. Brizek sah sich um, aber da er Niemand sah, glaubte er, die Morák habe geseufzt.

„Den Großvater rechnet Ihr als zweites Ausgedinge?" fragte halblaut Morák und blickte zur Erde.

„Aber schließlich, er hat ja vielleicht sein eigenes Ausgedinge, das war ein Irrthum von mir," bohrte Brizek wieder.

„Nu, er hat, ja, er hat Korn, Gerste und Weizen je drei Maßel, von Georgi bis Galli ein Seidel Milch, fünf Pfund Butter, ein viertel Schock Eier und den vierten Theil von allen Bäumen im Gärtchen."

„Herr, das ist ein Ausgedinge, wie von einer Hüterhütte," lachte Brizek. „Wie ist das geschehen, daß der Großvater so gehandelt hat?"

„Er hat die Chaluppe theurer verkauft, darum hat er sich ein kleines Ausgedinge gemacht."

„Und was er für die Chaluppe gelöst hat, hat er unter die Töchter vertheilt, nicht wahr, so pflegt es zu geschehen: na, er hat drei, die werden ihn jetzt doch ernähren, wenn man gleich sagt, daß ein Vater sieben Kinder ernährt, aber sieben Kinder einen Vater nicht ernähren können."

„Das ist bei uns nicht der Fall, Gevatter, wie ich gehört habe, daß der Großvater kränkelt, sind wir gleich um ihn gefahren," vertheidigte sich die Wirthin, welche die Stachelreden Brizeks fühlte.

„Es fällt mir auch nicht ein, Gevatterin, Euch dazu zu zählen. Übrigens Der, welcher das Herz eines jeden geschaffen hat, sieht alle ihre Thaten, spricht der Psalmist des Herrn," antwortete Brizek ruhig und als Niemand antwortete, begann er von Neuem.

„Und dann, wißt Ihr, die Chaluppe ist elend, lange kann das nicht so bleiben."

Der Wirth sah den Aujezder Chaluppner von der Seite an und verzog stark den Mundwinkel, er begann gegen das kleine Bäuerlein sich zu erbittern.

„Die Chaluppe — wir mit dem Weib wirthschaften darauf über fünfundzwanzig Jahre und sie ist immer gut; glaubt mir, daß sie in fünfundzwanzig Jahren noch so sein wird, ich kenne sie ja. Was für ein Bauen! Was nützt ein Schloß voller Schulden, besser eine zerfetzte

Chaluppe, wenn nur etwas in den Truhen iſt," antwortete Morák verdrießlich.

„Und wann werden wir das ſchließlich auffetzen, Gevatter?" fragte Brizek.

„Wann Ihr wollt, jetzt iſt eher Zeit, und wen nehmen wir uns dazu?"

„Wen würden wir dingen? Kommt morgen zu uns, Ihr werdet Alles dictiren, wie Ihr ſelber wollt und Wenzel wird's aufſchreiben, er ſchreibt wie ein Actuar; wozu würden wir den Notar oder den Winkelſchreiber Čip bezahlen!"

Morák ſtimmte bei, viel Zutrauen hatte er zu den Brizeks nicht, aber er wird ja Alles aufſtellen, wie er ſelber will, er wird ſich nichts bieten laſſen von ſolchen Aujezdern.

„Wie werden wir's mit der Hochzeit machen? Na, Gevatterin, jetzt redet Ihr," ſchloß Brizek die Verhandlung.

„Die muß warten, jetzt iſt Faſtenzeit und in acht, zehn Wochen kann das Mädel doch nicht mehr zum Altare gehen; ſie haben ſo lange gewartet, mögen ſie noch bis zum Herbſt warten," antwortete energiſch und entſchieden die Hauswirthin. „Inzwiſchen kann Alles in Ordnung gebracht werden."

„Jetzt ſind wir alſo ſchon wie Verwandte und Gott gebe ſeinen Segen und mag es glücklich ausfallen" und Brizek reichte Beiden die Hände. „Wo habt Ihr denn Babi, den Großvater und die Kleine?"

„Babi iſt irgendwo auf dem Boden, es iſt ihr nicht ganz wohl, ſie iſt ins Stroh gegangen. Der Großvater ſchläft hier auf dem Backofen und die Kleine ſitzt bei ihm. Komm' herunter, Käthe!" rief die Wirthin.

Käthchen kroch ſchüchtern herunter und ſagte furchtſam auf den Stufen: „Der Großvater ſchläft nicht, er ſchaut!"

„Wie denn, Herr Vater, Ihr ſeid doch nicht krank?" rief Brizek dem Ausgedinger zu.

„Ei, es iſt ſo über mich gefallen, die Füße verſagen den Dienſt."

„Gott wird geben, daß das jetzt zum Frühjahr herausgeht, und daß Ihr im Herbſt noch auf der Hochzeit tanzen werdet!" ſprach der Chaluppner und ärgerte ſich ein wenig über ſich ſelber.

„Zeige Dich doch, Du kleines Wieſel, ich kenne Dich ja noch gar nicht, und bin auch Dein Großvater! Das wird Großväter auf

einmal geben!“ ſprach er, dem Kinde in die Augen ſehend und ſeine Haare ſtreichelnd. „Da haſt Du einen Kreuzer, kaufe Dir etwas und habe den neuen Großvater lieb.“

Käthchen blickte bei dieſen Worten beſtändig auf den Ofen.

„Du haſt, ſcheint mir, am liebſten den auf dem Ofen, er kann's mit Dir am beſten, nicht wahr?“

Das Kind nickte: „Er kann viele Märchen, tauſend etwa, und Lieder, Gebete und Alles lehrt er mich.“

„Komme zu uns mit dieſem Großvater da, und dort wirſt Du Alles der anderen Großmutter erzählen und ſingen, dann bekommſt Du eine Mohnbuchte.“

„Und was thäte der Großvater? Ich reiche ihm ja auf den Ofen das Eſſen, wir beten zuſammen und wiſpern uns zu.“

„Er wird Dich vielleicht auf eine Weile fortlaſſen, komm' nur!“ und das Kind ſtreichelnd wandte er ſich an die Wirthin: „Jetzt kommt auch zu unſerer Frau Mutter.“

„Aber wo denn hin, ich komme gar nicht aus dem Haus, immerfort drehe ich mich nur da um den Ofen herum; die Frau Mutter ſoll zu uns kommen. Aber ich habe Euch ja vor den ewigen Sorgen gar kein Brot gereicht“ und ſie wollte um Brot laufen.

„I, vergelt's Gott, bis ich ein andermal wieder komme.“

Als Morák den Aujezder begleitete, ſagte er ihm auf dem Aufſchütt: „Mit dem zweiten Ausgedinge wird's nicht ſo ſchlimm ſein, der Großvater hat noch Geld, und wenn ſie ihn nicht bei ſich haben wollten, ſo iſt ja auch Nanni und Kathle da, oder er könnte auf ſein Ausgedinge gehen, er hat ſich's ohnehin mit mir ſo ausgemacht.“

„Na, ich hab's ja ſchließlich gar nicht böſe gemeint, das wäre ſchön, daß ihn die Jungen nicht ernährten, wir können ja Alle ſo weit kommen!“ antwortete Břizek und ging ſchon in ſeinem breiten Mantel ernſthaft weg wie ein Einſiedler. „Den Himmel wird der Junge dort nicht haben,“ dachte er im Gehen, „aber wer wohin will, helfen wir ihm hin. Die Alten ſind noch wie die Uhus, die werden weiter befehlen wollen und die Jungen werden gehorchen. Aber ein wenig hab' ich ſie gezwackt, vielleicht hat mich der Herr Vater Ausgedinger verſtanden, daß ich ihnen ins Herz ſehen wolle.“

Als Břizek fort war, ſagte Morák auf dem Vorhaus zum Weibe: „Viel iſt's noch nicht, es iſt immer noch der alte Bettel, aber

was hilft's? Entweder müßte ich's Mädel todtſchlagen, oder der Bälge würden immer mehr, wenn ich auch das zweite ihnen geſchickt hätte, daß es der Vater füttern ſoll. Aber arbeiten kann er, er hat ja fünf Hunderte erſpart und hier kann das Handwerk beſſer gehen als in dem abgelegenen Aujezd."

„Ich habe beim Ofen ſchon gezittert, wie er begann ſich patzig zu machen und Gnaden zu erweiſen."

„Ich bitte Dich, die Aujezder haben das im Blute."

Gegen Abend kam Babi in die Stube und begann Wäſche zu waſchen. Die Wirthin beachtete ſie nicht, trieb ſie aber auch nicht zur Arbeit; als Babi das Trinken bereiten wollte, ſtieß ſie ſie weg. Als der Großvater bemerkte, daß es ſtille ſei und nur im Waſchtrog plätſchere, erhob er ſich und ſah ſich in der Stube um.

„Babi!" flüſterte er.

„Was denn, Großvater?"

„Es iſt ſchon in Ordnung mit Dir, heute war der alte Brizek hier."

„Um Jeſu Chriſti willen, Großvater!" und Babi flog zum Backofen und war im Sprunge auf dem Bänkchen.

„Geh' zum Waſchtrog, daß man Dich nicht ſieht, zum Herbſte wirſt Du mit Wenzel Hochzeit haben."

„Beim himmliſchen Gott, Großvater, Ihr betrügt mich, damit ich vergeſſe —"

„Mädel, Du glaubſt doch nicht, daß ich Dich ſo belüge?"

„Du mein Gott — Jungfrau Maria — Jeſus Chriſtus vergelt' Euch das, Großvater, denn das hat kein anderer gethan als Ihr," und Babi weinte wie ein Kind.

„Ich, wo denn ich, ſiehſt Du denn nicht, daß ich wie ein Lazarus bin? Die Brizeks haben fünfzehnhundert, Wenzel hat ihrer fünf erſpart, und das iſt die ganze Geſchichte."

„Zweihundert hatte er, Großvater!"

„Na, er hat ihrer ſchon fünf, er wollte Dir vielleicht eine Freude machen. Aber Babi, zeige nicht im geringſten, daß Du etwas weißt, ich müßte es wegtragen."

In dieſer Nacht dachte Babi an keinen Schlaf. Das Herz ſchlug ihr heftig, und ſie wäre lieber geſprungen. Sie hätte ſo gerne erzählt, ihre Freude mit jemand getheilt, ihr Herz erleichtert. Nach langer, langer Friſt leuchtete ihr ein Stückchen Glück.

In den nächstfolgenden Tagen änderte sich bei Moráks nichts, der Alte sprach noch immer nicht mit Babi und die Mutter war grämlich wie immer. Käthchen saß beim Großvater, und wie früher der Großvater ihr, so erzählte sie jetzt dem Großvater alle ihre Märchen, wiederholte sie ihm und es war oft ein recht seltsames Mischmasch, oder sie blätterte im Gebetbuch und sagte, was auf jedem Heiligenbilde sei. Babi war zur Arbeit wie ein Windhund und wäre nicht die Furcht gewesen, hätte sie gesungen.

Am Sonntag Nachmittag geschah bei Moráks, was noch nicht geschehen war, die Alte mit der Jungen ging zur Vesper und nahmen Käthchen mit; die Morák hatte sich das Alles selber so gewünscht. Als der Großvater mit Käthchen ging, meinte er, daß das ganze Dorf auf sie blickte, aber es war nicht der Fall; heute liefen jedoch die Leute an die Fenster und wunderten sich, was für Wunder noch in der Welt geschehen.

Morák saß wie sonst in Mußestunden am Ofen, die Hände am Rücken, die Füße gekreuzt. Die Haare über der Stirn glättete er zum Verwundern oft und verzog den Mundwinkel. Der Großvater schlummerte auf dem Backofen. Gegen den Schlaf wehrte er sich, die Nächte waren sonst so lang!

„Großvater!“ ließ sich nach einer Weile Morák hören.

„Was denn, Toni?“

„Schlaft Ihr nicht?“

„Nein, Junge, ich kämpfe dagegen,“ antwortete der Greis mit schwacher Stimme und dachte sich: „Was sagt nur der Junge so schön: Großvater?“

„Wart Ihr wach, Großvater, wie neulich der Brizek hier war?“

„Die Wahrheit zu sagen, ja.“

„Habt Ihr gehört, was er von dem doppelten Ausgedinge gesagt hat?“

Der Großvater wollte reden, aber er gickste, als habe er einen Hustenanfall.

„Ja, Toni,“ sagte er dann schwächer.

„Großvater, ehrlich gestanden, hat mir diese Rede des Aujezders einen Stoß gegeben, das war von ihm eine sonderbare Rede.“

„Sonderbar, sehr sonderbar, Junge.“

„Schon kümmert er sich, wie Euch der Junge ernähren wird und Ihr braucht doch keine Gnaden, Ihr habt ja Euer Eigenes.“ Morák sprach immer leiser.

„Viel ist nicht übrig, Junge.“

„Viel nicht, aber doch etwas, wenn sie Euch lieb haben und um Euch sorgen werden, wem solltet Ihr denn die paar Hundert, die Ihr habt, lassen, als ihnen?“

Der Ausgedinger antwortete nicht gleich, aber in der stillen Stube war zu hören, wie er rasch athmete.

„Ein paar Hundert habe ich nicht, lieber Toni!“ Der Großvater sprach mit schwacher und zitternder Stimme.

„Nicht?“ fragte Morák heftig, aber er lenkte gleich ein und sprach freundlich weiter: „Na, ich weiß, daß Ihr keine ganzen fünfhundert habt, wie vor zwei Jahren“ — und er stockte.

„Das sind, Bruderherz, schon mindestens drei Jahre, wo nicht mehr, und diese Zeit mußte ich doch auch essen, ich bitte Dich, mein Ausgedinge!“

„Na, drei Hunderter habt Ihr doch gewiß, die Tynys selber hat's einmal erzählt.“

Strihavka lachte heiser. „Wohin führt Dich das? Ein Bettler bin ich jetzt, ein fertiger Bettler, einige Gulden habe ich noch dort, ich konnte doch nicht Hungers sterben!“

„Ihr habt nichts?“ schrie Morák auf und sich erhebend blickte er auf den Backofen.

Auch der Greis setzte sich auf dem Lager auf und wie mit entsetzten Augen blickte er auf Morák. Er zitterte und athmete, daß es in der Gurgel pfiff.

„Nichts hab' ich, ein Bettler bin ich, und wenn mich meine Töchter nicht ernähren, so muß ich am Zaun zu Grunde gehen!“ rief er dann und wollte weglaufen. Aber die Füße schmerzten, der Ausgedinger sank mit einem Aufschrei neben den Polster hin und der Kopf schlug auf die Ziegel auf.

„Das hättet Ihr auch sagen können, bevor ich Euch weggeführt habe!“ schrie der Schwiegersohn und ging dröhnend hinaus. Aufgeregt ging er auf dem Aufschutt auf und ab, und als die Alte mit Tochter und Enkelin von der Nachmittagsandacht zurückkam, beachtete er sie gar nicht.

„Schau, schau, es ist dort doch noch nicht Alles in Ordnung!“ sagten sich die Leute, die das sahen, „er ist ein alter Dickschädel!“

Die Morákin ließ die Kinder hineingehen und sah den Mann an: „Hat er?“ fragte sie kurz.

„Nichts hat er, nur das Rumpelzeug und ein paar Gulden zu Tabak; in drei Jahren hat er alles wer—.“

Morák hat ein böses Wort auf der Zunge, er stockte doch und fuhr gemäßigter fort — „alles hat er verzehrt. Siehst Du, ich hab's gleich gesagt!“

„Aber wer hielte das so aus, das dauerte ja beinahe schon sieben Wochen und in paar Tagen mausst er sich heraus und es kann einige Jahre dauern.“

„Ich hab's gewußt, als ich von ihm ging, war er wie 'ne Rose.“

„Aber da kann Nanni und Kathle warten, wenn sie glauben, daß wir allein auf der Welt sind!“ rief die Wirthin.

Als heute Käthchen dem Großvater das Nachtessen reichte, sagte er weich:

„Heute, Mäderl, nicht, es ist mir nicht ganz wohl.“

„Wenn ich's schon gekocht habe, so eßt,“ zürnte die Wirthin „wenn ich's nicht gekocht hätte, möchtet ihr gleich denken, sieben Töchter ernähren einen Vater, aber ein Vater ernährt sie nicht — oder was red' ich da für Unsinn.“

„Ich kann nicht, Mali, ärgere Dich nicht, ich kann nicht.“

Wenn sie den Großvater gesehen hätte, hätte sie bemerkt, daß sein Kinn zitterte.

Am folgenden Tag trug die Höcklerin nach Zvlkánka zu Svítil und der Botenhans nach Borovnic zu Petřivýs Briefe von Morák. Es stand darin geschrieben:

Lieber Schwager und Schwägerin!

Wir grüßen Euch hundertmal und thun Euch kund und zu wissen, dass dem Vater nunmehr schlimmer ist, und daß wir es mit ihm nicht mehr versehen können, weil wir zuviel Arbeit und Sorge haben, also daß Ihr jemand um ihn fahren möchtet; Ihr seid auch Töchter, und es ist auch Euer Vater, also erwarten wir Euch denn morgen und grüßen Euch.

Anton Morák.

Kathle war in Třemešnic recht zeitlich Vormittag, obwohl sie gut drei Stunden Wegs hatte und sich noch bei Tynys aufgehalten hatte; sie wußte ja gar nicht, daß der Vater übersiedelt sei; sie dachte, Moráks liefen immer nach Hořeňoves hinüber. Zu Hause hatte sie die ganze Nacht nicht geschlafen und Buchten gebacken, deren sie ein ganzes Bündel mitbrachte. Petřivý hatte einen Nachbar gedungen, der Kathle fahren sollte; in den Wagenkorb luden sie einen ganzen Haufen Betten. Als sie den Vater nicht auf dem Ausgedinge fand, fuhren sie nach Třemešnic, die Buchten ließ sie im Wagenkorb und ging zu Moráks leer, sie wußte, daß es hier Schade um ein Geschenk war.

„Ei grüß' Dich, Kathle, lange haben wir uns nicht gesehen!" begrüßte sie Mali ungewöhnlich freundschaftlich, „aber Du gedeihst in den Bergen und in der Baracke, sieh nur, ich bin hier in der Chaluppe und bin wie ein Brett."

Kathle war wirklich von runden Wangen, hübsch geröthet, um die Lippen hatte sie ein beständiges Lächeln; auch die blauen Augen lächelten beständig. Die schwarzen Haare hatte sie in der Mitte gescheitelt, auf dem Kopfe einen blauen Wollsalopp und einen ebensolchen gestreiften Rock. Sie war kleiner als die Morák, aber stämmiger.

Auch Morák war sehr liebenswürdig, drückte ihr die Hand und wie er lächelte, zuckte er mit dem Mundwinkel sehr rasch.

„Und wo habt Ihr den Vater?" fragte Kathle ungeduldig.

„Auf dem Backofen liegt er, auf dem Backofen."

„Auf dem Ofen?" fragte Kathle und sah Mali an.

„J, Mädel, wir haben hier eine Stube wie ein Wachzimmer, aber kein Stückchen Platz ist darin, wir hatten ihn wirklich nicht wohin zu legen, und dort ist's für ihn wirklich am besten, warm hat er immerfort und das thut den Füßen gut," erklärte die Wirthin.

Kathle warf das Tuch ab und stieg wie ein junges Mädchen die Stufen hinauf, gleich war sie oben.

„Achtung, Achtung, Schwägerin, daß Ihr uns nicht den Ofen zertrümmert!" rief ihr Morák zu.

Aber Kathle hörte nicht mehr, schon küßte sie wortlos den lieben Kopf des Vaters mit den eingesunkenen Wangen. Hier sah sie ihren armen Vater! Welch ein Unterschied im Herbste und jetzt! Kathle's Thränen benetzten ihm Wangen und Hände, die voll blauer Aederchen in der runzligen Haut waren.

„Väterchen, Väterchen, was iſt mit Euch geſchehen!“ flüſterte ſie ihm zu. Der Alte fing zu weinen an, aber nicht laut, nur ſein Kinn bebte und die Augen waren feucht.

„Was ſchmerzt Euch denn, Väterchen?“ fragte ſie laut.

„Die Füße, die Füße, Mädel; ſchau' ſie an, berühre ſie aber nicht, ſonſt ſchrei' ich vor Schmerz.“

Kathle deckte das Bett ab und ſah nach des Großvaters Füßen; ſie erſchrak, als ſie ſah, daß ſie angeſchwollen waren wie Krüge. Jetzt bemerkte ſie auch, auf welchen Lumpen er lag und warf einen Blick auf ſeine Wäſche. Sie ſprach nicht, aber ſie rang die Hände.

„Ich habe nichts davon gewußt, ich habe ihn ſo hier gelaſſen,“ flüſterte ſie.

Der Wirth und die Wirthin beachteten ſie nicht, ſie gingen ihrer Arbeit nach.

„Ich laſſe Euch nicht hier, Vater, Ihr müßt mit mir, hier ginget Ihr zu Grunde; alle Bequemlichkeit werdet Ihr haben, wir werden Euch pflegen wie unſern Augapfel. Daß Ihr uns nicht habt früher ſagen laſſen, wir haben ja von nichts gewußt. Wer hätte das gedacht, daß Moráks uns nicht von allem ſagen laſſen! Auf eine Bettſtatt werde ich Euch legen, wir ſchicken nach Pecka zum Doctor, daß er rathe und wir werden helfen; in Doubrava iſt auch ein Bauer, der verſteht ſich ſehr gut auf Füße. Petřivý wird zu ihm fahren. Reinlichkeit werdet Ihr haben und die größte Ordnung.“

„Aber Mädel, ich hab' nichts!“ ſagte ſtockend und ſchmerzlich der Ausgedinger.

Kathle ſah ihn verwundert an.

„Was habt Ihr nicht, Vater?“

„Kein Geld hab' ich, nur dort in der Truhe ein paar Gulden, ich bin wie ein Bettler —“ und Střihavka ſah furchtſam auf das Geſicht ſeiner Tochter.

Dieſer Blick ſchnürte Kathle das Herz zuſammen — es lag ſo viel Schmerz darin. Es war auch Furcht darin, was geſchehen würde, und Verzweiflung über ſeine Verlaſſenheit. Und mit dieſem Blick blickte er — der ſiebzigjährige Vater — nach all ſeiner Arbeit und Mühe.

„Aber, Vater, warum ſagt Ihr mir das?“ rief Kathle und faßte den Vater um den Hals. „Will ich denn etwas von Euch? Bin ich

denn nicht Eure Tochter, Petřivý Euer Schwiegersohn und unsere Kinder Euere Enkel? Was habt Ihr Euch nur, Vater, von uns gedacht?"

In des Greises Augen leuchtete es auf; er drückte Kathle die Hand und streichelte ihre Wangen.

„Zürne nicht, mein Kind, aber weißt Du, hier haben sie mich darnach gefragt — gestern hat er mich ausgefragt —"

„Und dann hat er uns geschrieben!" Kathle sagte nichts mehr, nur mit dem Kopfe nickte sie einige Male. „Ihr werdet mit mir fahren, Vater, nicht wahr — ich werde Euch nicht verlassen, Alle werden Euch so gerne sehen; so oft habe ich Euch darum gesagt und Ihr habt nicht gefolgt —"

„Wenn Du mich nur lebend hinbringst" — lächelte der Großvater — „es geht mit mir sehr rasch bergab, ich liege gar nicht so lange —"

„Schlimmer als hier wird Euch im Wagen nicht sein, wir haben einen Korbwagen und Nálevka wird eine Plache aufspannen; Betten haben wir, Ihr vergrabt Euch darin und über die Straße geht es gut zu Wagen, die Erde ist hart und der Schnee sehr weggeblasen."

Dann war Kathle zufriedengestellt und fing erst ein anderes Gespräch an.

„Und wen habt Ihr da bei Euch? Sieh' nur, das ist vielleicht Käthchen — bist Du Käthchen?"

„Ich bin Käthchen," antwortete das Mädchen.

„Meine einzige Freude," antwortete der Großvater.

„Ihr hätschelt Euch miteinander, nicht wahr, der Großvater erzählt, nicht?"

„Tausend Märchen kann ich und Lieder und Erzählungen, immerfort haben wir uns erzählt und gebetet," antwortete Käthchen.

„Nichts hab' ich Dir, Mäderl, mitgebracht, aber ich hab's im Wagen, wart', bis Nálevka um uns kommt, bekommst Du's."

In diesem Augenblicke klangen Schellen und Kathle sah Pferde, einen Schlitten, auf dem Bock Svítil, hinten Nanni.

„Jetzt kommt Nanni, Vater, aber nicht, daß Ihr mir dann nach Zvlkánka fortfahrt, ich bitte Euch."

„Nein, sei ohne Sorgen."

Als Nanni aus dem Schlitten ſtieg, rief ſie Morák und Mali zu, die aus der Scheune liefen:

„Um der Marter Gottes Willen, was iſt geſchehen, es iſt doch nicht ſchlimm?“ und ſie ordnete ihre Kleider, in denen ſie aufgebauſcht war wie eine Gluckhenne.

„Na, ſo ſchlimm iſt es nicht, aber wie wir Euch geſchrieben haben, wir wiſſen ſchon keinen Rath, jetzt haben wir Sorgen mit Babi —“

„Es wird doch nicht Hochzeit geben?

„Jetzt noch nicht, aber im Herbſte wird ſie ſein!“ antwortete Mali.

„J, Gott ſei Dank, ich bin ſelber ſehr froh, daß es doch zuſtande gekommen iſt. Habt Ihr dem Großvater einen Doctor genommen?“ ſprach Nanni und ſchrie, daß man es hörte, Gott weiß wo.

„Das haben wir nicht — ich bitte Dich, ſolche ſchlechte Zeiten!“

„Aber der Großvater hätte es ja aus Eigenem bezahlt!“

Die Morák wollte ſchon antworten, aber ſchnell beſann ſie ſich, daß ſie vielleicht Nanni abſchrecken würde, aber Nanni begriff nach einem Blick auf die Schweſter Alles.

Dann ſchob ſie ſich in die Stube; ſie blickte ſich um, und hupf, ſtand ſie auf der Bank und blickte auf den Backofen.

„Grüß Euch Gott, Vater, — ei willkommen, Kathle ſchau' nur, wie Du Dich beeilt haſt, von ſo weit her, wir haben uns auf dem Wege etwas verſpätet — aber Du ſiehſt wie ein Mädchen aus, Dir ſchlägt das Gebirge gut an. Na, Ihr ſeht nicht ſo ſchlecht aus, Vater, Gott ſei Dank, ich habe Furcht gehabt, aber ich werde zufrieden nach Hauſe fahren.“

In die Stube trat der Wirth mit Svtil, das war ein kleiner, ſchwacher Chaluppner, die Mütze trug er über die Ohren, um den Hals hatte er einen Shawl mehrmals herumgeſchlungen, einen kurzen Pelz, Lederhoſen, hohe Glanzſtiefel und war etwas eingeknickt, ſo daß er breit dahergrätſchte. Als er die Mütze abband, konnte man den kleinen Kerl recht ins Geſicht ſehen; er hatte einen kleinen, etwas zapfenförmigen Kopf, Aeuglein wie ein Luchs, die Naſe bei der Spitze etwas aufwärts gebogen. Er war bartlos und die Wangen glänzten nur ſo; er rauchte und lächelte beſtändig und man erkannte auf den erſten Blick, daß er ein wenig Moos im Hirne habe.

„Alſo, Schwägerinnen, ſeht Ihr," begann Morák zu den Weibern, „wie es um den Vater ſteht und wir können es nicht mehr aushalten, der Vater iſt ja bald zwei Monate hier und darum möchten wir Euch bitten, daß Ihr ihn Eine nehmt —"

„Von uns, Leutchen, könnt Ihr das nicht verlangen," legte ſchnell Nanni los, „Ihr wißt, was für eine Stube wir haben, es iſt wie ein Loch und dazu die Menge Kinder und das wächſt ſchon heran, da hätte der Großvater eine ſaubere Bequemlichkeit!"

Svítil ſah bei dieſen Worten ſeine Frau an und es ſchien, daß ihm dieſe ihre Rede faſt ein wenig wunderbar ſei.

„Der Vater wird mit mir nach Borovnic fahren, ich gebe ihn ſchon Keinem, er bleibt bei uns und wir werden für ihn ſorgen," rief Kathle vom Ofen herab.

Ein einziger Gedanke flog bei dieſen Worten durch die Köpfe Nanni's, Mali's und Moráks: „Die denkt gewiß, ſie werde erben ..."

„Na, wir ſind Alle dabei, ſorge nur, Kathle, gut um den Vater und verlaß' ihn nicht, er hat's um uns verdient, daß wir ihn im Alter nicht verlaſſen," predigte Nanni.

Kathle antwortete nicht.

„Und das Rumpelzeug wollt Ihr, Schwägerin, mit überſiedeln?" fragte Morák und verzog den Mundwinkel.

„Aber wo werde ich das mitführen? Behaltet es nur hier, daß Ihr etwas für die Sorgen habet, nicht wahr, Vater?" antwortete Kathle.

„Nur die Truhe, Mädel, ladet auf, ich habe dort die paar Stücke Kleider und Wäſche, dann das Gebetbuch —" ſagte der Alte.

„Die Truhe werde ich Euch aufladen," ſagte Morák, ohne Sorge, daß dort Schätze verborgen ſeien; er hatte ſie mit der Mutter von Grund aus durchſucht und außer vier Einſern im Gebetbuch nichts gefunden. Die vier Einſer hatten ſie dort gelaſſen, daß der Großvater nicht ſage, ſie hätten ihn beſtohlen.

Nanni ſchwieg jetzt, aber ſie bereitete ſich vor, mit Morák noch zu ſprechen.

„Und wir, Vater, ſollten jetzt fahren, um bei Licht zu Hauſe zu ſein," forderte Kathle.

„Ihr werdet doch auf's Mittageſſen warten," ließ ſich die Morák vom Ofen hören.

„I, ich hab' etwas im Wagen, wir werden nicht Hungers sterben, nicht wahr, Vater!“ Da zog sie Käthchen am Aermel und lispelte: „Ich möchte gerne mitfahren.“

Kathle streichelte ihre Wangen und sagte halblaut: „Aber Kleine, der Großvater wird ja wiederkommen, was würde die Mutter dazu sagen?“

„Wo habt Ihr Babi, daß ich sie doch sehe, die Braut?“ fragte Nanni.

„Sie ist irgendwo in der Scheune, Arbeit haben wir jetzt immer vollauf!“ antworte die Morák, aber sie wußte, daß Babi nicht in der Scheune war, daß sie auf dem Garten mit Wenzel stehe.

Heute war Wenzel zum ersten Male hier und Moráks hatten nichts dagegen, daß sie plauderten, so wußte Babi gar nicht, was in der Stube vorging.

Die Wirthin brachte dem Großvater die Kleider und Kathle half ihm, sich warm anzuziehen, es war ein Elend, und der Großvater stöhnte mehr als einmal laut auf.

Kathle schickte ins Wirthshaus um Nálevka und als er kam, luden sie zuerst die Truhe auf und dann hoben sie den Großvater herab.

Es kostete viele Seufzer, bevor sie ihn auf die Ofenbank setzten. Jetzt erst war es zu sehen, wie rasch er gealtert war, er war kaum die Hälfte so groß und die Haut hing ihm an den Backenknochen. Das war nicht mehr Gevatter Střihavka wie 'ne Rose!

Käthchen weinte auf dem Backofen, sie wolle mitfahren; als ihr Schluchzen laut wurde, sagte ihr der Großvater:

„Weine nur nicht, ehe Du ein paarmal ausgeschlafen hast, bin ich wieder da, wieder werden wir erzählen, und dann erst werden wir oft zusammen in die Kirche gehen.“

„Das Gebetbuch behalt' ich gleich hier, Großvater.“

„Behalt' es, behalt' es, mein Schäfchen,“ anwortete er und dachte, „sie soll ein Andenken an mich haben“. Wer weiß wie, schoß es ihm jetzt durch den Kopf, was ihm damals in Aujezd Břízek gesagt hatte: „So lang es klein ist, schmeichelt es sich an Einen heran und möchte ihn schier aufessen; wenn's älter ist, so verdrießt sie's, daß Ihr esset, gehet, athmet und am liebsten ist's ihnen, wenn man Euch aus dem Hause trägt.“

Dann machte er über Nanni, Mali und Käthchen ein Kreuz und ſagte: „So ſeid denn hier in Gottes Namen; er behüte Euch, gehabt Euch wohl, wir werden uns vielleicht niemals —“ Der Ausgedinger ſprach nicht aus, vielleicht Käthchens wegen; die Arme ſchluchzte, daß es wehe that, ſie anzuſehen.

Plötzlich flog ſie in's Vorhaus und rief der Mutter zu: „Mutter, den Großvater führt man uns weg.“

Den Großvater wollte man ſchon hinaustragen, als Babi in die Thüre gelaufen kam.

„Ich bin froh, Mädel, daß ich Dich noch ſehe, Gott gebe Dir Glück und bewahre Dich vor allem Böſen,“ ſo empfing ſie der Großvater.

Babi küßte ihm ſeine welken Hände ab und fing an zu weinen.

Da hatte aber ſchon Morák ſeine Tochter weggeſtoßen, er nahm den Großvater beim Kopfe und Mali nahm ihn bei den Füßen; auf dem Wagen legte ihn Kathle in die ausgebreiteten Betten und ſetzte ſich neben ihn. Dort griff ſie nach ihrem Bündel, nahm ſchnell zwei Kuchen heraus und reichte ſie aus dem Wagen Käthchen. Babi ſchwang ſich auch auf den Wagen und indem ſie ſich zum Großvater neigte, flüſterte ſie: „Ich kann nichts dafür, Großvater, bis wir wirthſchaften, hole ich mir Euch. Gott vergelte Euch mit allem Guten, was Ihr an meinem Kinde gethan habt.“

„Gott befohlen Ihr alle hier!“ rief der Großvater wie damals, als ihn Morák aus dem Ausgedinge fuhr. Der Wagen rollte aus dem Hofe und bei Moráks kehrte man in die Stube zurück.

So fuhr Großvater Strihavka nach ſiebenwöchentlichem Aufenthalte bei der älteſten Tochter zur jüngſten.

„Aber Leutchen, dieſer unſerer Kathle muß es gut gehen,“ begann in der Stube Nanni.

„Sie iſt zum Berſten,“ antwortete die Moráčin und wirthſchaftete noch immer am Ofenfeuer, ſie wartete mit dem Mittageſſen, bis auch Svítils ſich gerührt hätten.

„Aber hört, Leutchen, wenigſtens zwei Pölſter des Großvaters gebt Ihr uns doch; Euch bleibt ja das Oberbett und das übrige Zeug —“

„Weißt Du, Nanni, ſieben Wochen haben wir ihn ausgehalten, und jetzt ſollen wir Babi ausſtatten!“ eiferte Mali.

„Aber Ihr habt ja auch sein Ausgedinge bezogen! Uebrigens bitte ich Euch, macht mit dem Unterhalt und den Sorgen nicht so viel Redens, ich bin ja nicht blind!"

„Na, gesegne sie Euch Gott!" antwortete die Morákin scharf und gab Nanni die Pölster.

Nach der Abfahrt des Großvaters blieb Käthchen auf dem Aufschutt allein, sie war an die Wand gelehnt und weinte bitterlich.

Plötzlich faßten sie zwei Männerarme und jemand drückte sie an seine Brust.

Es war Wenzel. Aus den Armen des Großvaters kam das Kind in die Arme des Vaters ....

Solange Svítil bei Moráks war, lächelte er nur, rauchte und sprach bis auf die Grüße kein Wort; als sie aus dem Hofe fuhren, sah er sich fragend nach seiner Frau um.

„I, er hatte ja nichts mehr, sonst hätten sie ihn mit allen Zehn festgehalten und nichts sagen lassen; gleich daheim ist mir's eingefallen. Aber Herr Gott, beeilt hat er sich damit —", sagte Nanni.

Der Klang der Schellen erscholl durch die stille Gegend, das Pferd schnob und der Schlitten pfiff über den gefrorenen glänzenden Schnee dahin .....

* * *

Auf den Vorbergen des Riesengebirges begannen wärmere Lüfte zu wehen; von den Abhängen flossen Rinnen in den Bach, welcher sich mitten im Thal durch die Wiese wälzte. Die Wälder oben auf den Lehnen waren schneefrei, aber dafür dunkel, fast schwarz. Auf dem Rasen im Walde entfalteten sich die ersten Schneeglöckchen, am Bache zitterten die Glöckchen der Levkojen; die Lerchen trillerten über dem aufthauenden Feld. Die Sonnenstrahlen vergoldeten lieblich die Hänge, auf denen nur Reste bräunlichen Grases waren und Hütten, weiß und roth oder schwarz angestrichen, welche auf den Abhängen vertheilt waren, wie die Häuschen auf einem Kinderbethlehem.

Der Lenz, diese paradiesischen Tage voller Frische — und in ihnen starb in einem der Häuschen am Abhang der Großvater Strihavka langsam der Welt ab. Man leistete ihm alles Erdenkliche, Alles überschüttete ihn mit Liebe, Kathle, Petřivý und ihr kleines Volk, aber vergebens, es war zu spät. Es half weder der Peckaer Doctor, noch

der Bauer aus Doubrava. Dem Großvater trübte ſich auch ſchon zu Zeiten das Gedächtniß, er vertauſchte die Namen aus den Familien ſeiner Töchter und nannte Kathle Babi und die Kinder waren lauter Käthchen. Aber in lichten Augenblicken pflegte er zu ſagen: „Hier war ich gern, hier war ich bei den Meinigen“ und heiterer blickte er auf die Kinder, welche ihn ſo beſorgt beobachteten.

Ein andermal ſagte er ſich: „Es geht mit mir ſchon zu Ende, es geht höher und höher; bis es ans Herz herankommt, wird es aus ſein.“

Immerfort träumte er von der ſeligen Alten. Und ſo einmal Abends, als die Familie um den Tiſch herum ſaß und dem ſchweren Athem des Großvaters lauſchte, begann der Alte ſchwach und abgeriſſen zu reden:

„Hörſt Du, Kathle, die Peitſche knallt — ſie fahren ſchon. Es raſſelt ſchon vor der Chaluppe — geh' nicht hinaus, die Mutter ſoll glauben, wir ſchlafen. Sie klopft ſchon die Schuhe ab — ſie öffnet das Vorhaus — da kommt ſie ja — willkommen, Mutterchen!“

Eine Weile nachher erloſch der Großvater, die Großmutter hatte ihn abgeholt.

Drei Tage ſpäter ſchritt aus dem Gebirgsdörfchen ein trauriges, ſtilles Leichenbegängniß. Von den Verwandten in Třemešnic und auf Zvlkánka erſchien Keiner, ob ſie es gleich wohl wußten. Es kamen weder Babi, noch Wenzel, noch das arme Käthchen; der Frühling begann, Arbeit im Feld gab's vollauf, wie hätten ſie abkommen können .....

Erſt nach einigen Tagen ſandte Nanni nach Borovnic einen Boten und ließ ſagen, daß doch nach dem Großvater viel gute Kleidung und Wäſche habe bleiben müſſen, man ſolle ihr alſo ihr Theil ſchicken, Svítil ſei etwa von gleicher Statur mit dem Großvater und es werde ihm gewiß gut paſſen.

Kathle erfüllte den Wunſch der Schweſter, ohne ein Wort zu ſagen, ebenſo that ſie auch Moráks.

So war das Lebensende des Ausgedingers Střihavka, des Gevatters wie 'ne Roſe.

Das Lied von der Treue

von

Wilhelm von Wartenegg.

Vorgedicht.

Es iſt in einer alten Schrift zu leſen
Von einem frommen tapfren Rittersmann,
Wie unverbrüchlich ſeine Treu' geweſen,
Was böſe Liſt auch gegen ihn erſann.

Der Prüfung ſchwerſte mußte er beſtehen,
Das Liebſte was er hatte, gab er fort,
Er ſchwankte nicht, wie hart ihm auch geſchehen,
Er hielt in Treuen das gegebne Wort.

Und iſt's zu ſchmerzlich Alles hinzugeben,
Was einem Leben höchſten Werth verleiht,
So opfert lieber er zugleich das Leben —
Der Ritter aus der lang entſchwund'nen Zeit.

Es haben längſt die Zeiten ſich gewandelt,
Und im Bereich der Märchen liegt dies Lied,
Doch ſag' ich nur, wie damals man gehandelt,
Es ſagen And're wohl, was heut geſchieht.

Ob es ſich ſchickt, ob nicht, für unſ're Zeit —
Ich will verſuchen nur hier in der ſchlichten,
Der alten Sangesart es nachzudichten,
Das Märchen von des Wortes Heiligkeit.

1.

Graf Willekin von Montabur
Steht auf dem Schloßaltane.
„Wer nahet dort? Ein Reiter iſt's,
Ein Herold mit der Fahne.

Die Pforten auf für dieſen Gaſt“ —
Und drauf zu ihm gewendet:
„Wo kommſt Du her, wem dieneſt Du,
Wer hat Dich mir geſendet?“

„Der ſchönſten Dame diene ich,
Die in der Oſtmark wohnet,
Und die wie keine in der Welt
Dem kühnſten Ritter lohnet.

„Am Donauſtrand ragt eine Burg
Mit Zinnen und mit Warten,
Burg Greifenſtein iſt ſie genannt,
Ringsum zieht ſich ein Garten,

„Und fern ſo weit das Auge reicht
Wird Deinem Blick ſich zeigen
Der dunkle Wald, das lichte Feld,
Und Alles iſt ihr eigen.

„Nach Pfingſten gibt ſie ein Turnier
Mit Schwerterkampf und Stechen,
Dort ſollſt auch Du erſcheinen, Graf,
Und eine Lanze brechen.

„Und wer der Sieger bleibt, gewinnt
Sie ſelbſt und ihre Habe,
Denn Burg und Land und Feld und Wald
Schenkt ſie als Morgengabe.

„Herolde ziehen durch das Land
Die Kunde zu verbreiten,
Und jeder eilt, dem ſie bekannt,
Nach Greifenſtein zu reiten.“

Da rufet laut Herr Willekin:
„Auch ich will zu ihr reiten,
Und iſt die Maid nach meinem Sinn,
So werd' ich ſie erſtreiten.

„Gering nur iſt mein Eigenthum
Und meiner Väter Erbe,
Doch zieh ich nicht nach Greifenſtein,
Daß ich ihr Gut erwerbe.

„Feſt iſt mein Haus, ſtark iſt mein Arm
Und Kampf gibts allerwegen,
Der Stahl iſt kalt, das Blut iſt warm,
Hei auf! Dem Glück entgegen!“

2.

Das Pfingſtfeſt kam. Es grünte rings die Erde,
Das alte Wunder, das ſich ſtets erneut,
Des Schöpfers mächtiges Gebot: Es werde!
Das Arm und Reich die gleichen Freuden beut —
Das Pfingſtfeſt, das die Kirche zum Gedächtniß
An ihr Entſtehn in frühen Tagen ſchuf,
Den Menſchen iſt's ein heiliges Vermächtniß,
Ein lichter Troſt, ein ernſter Mahnerruf,
So wie der heilige Geiſt einſt ausgegoſſen
Die Häupter der Apoſtel hat verklärt,
Wie ſie die Schaar der gläubigen Genoſſen
Mit Gottes Wort erhoben und belehrt,
Und zur Erinnerung des Tags beſchloſſen,
Daß er alljahr als Feſttag ſei geehrt,
So zeigt auch jedes Jahr der Bäume Sproſſen,
Daß gleiches Wunder immer Dir gewährt,
Und mahnet Deine Seele ſtets auf's Neue
Zum feſten Glauben und zur alten Treue.

Zu Pfingſten war's, als Graf von Montabur
Am Donauſtrande ritt mit dreien Knappen
Und einem alten Städtchen ſich genähert,
Das ſeine letzte Herberg ſollte werden,
Eh' er die Burg von Greifenſtein erreicht.
Den einen Diener ſchickte er voraus,
Daß in der Stadt er einen Wirth ihm ſuche,
Der nicht nur Mann und Roß ein Obdach böte,
Der, wie es Sitte war in jener Zeit,
Ihm das Gefolge anzuwerben half,
Das feſtlich ausgeſchmückt und wohl bewehrt
Zu dem Turniere ihn begleiten ſollte.

Die Stadt hieß Tuln; uralt war ihre Mauer,
Die Zwingergräben allerseits umgaben.
Vier starke Thürme schützten ihre Thore,
Bei jedem Thor war überbrückt der Graben,
Bei jedem saß auch täglich auf der Lauer
Thorwärtel in dem untern Stiegenstübel
Um Acht auf diese gute Stadt zu haben,
Von ihr zu wehren jed' Gefahr und Übel.
Uralt war auch die Kirche, die in Tuln
Dem heiligen Stephanus war geweiht;
Denkzeichen sah man dort aus früher Zeit,
Die zeigten in dem Stein der Bodenplatten,
Wo fromme Ritter ihr Begräbniß hatten.

Zum Pöltner Thor ritt nun der Knappe ein
Und fragte erst und suchte in der Stadt
Nach einem reichen Kaufherrn, dessen Haus
Zur Herberg dienen sollte seinem Herrn.
Auf einem Platz zu Mitten in der Stadt
Stand just vor seiner Thür Herr Wulfenstorfer
Mit seinen Freunden im Gespräch, mit Weikart,
Hans Planken auch von Oberhollabrunn,
Dem Schenk vom Ryed, dem Wirth vom Wiener Thor
Und Heinrich Azenpruker aus Schönpichl;
Der Wulfenstorfer aber war der reichste
Und ward in Tuln der Münzherr nur genannt.
Den ging der Knecht mit seiner Frage an,
Ihm das Begehren seines Herrn verkündend.
Kaum hatten ihn die Kaufherrn angehört,
So riefen sie zu allen Heiligen,
Und sagten, daß sie nie mehr einen Ritter
Aufnehmen wollten in ihr Haus, sie sagten,
Das sei verredet nun für alle Zeit.
Der Wulfenstorfer aber sprach: „Hör an!
Der letzte Ritter, dem ich Herberg gab
In diesem meinem Haus, ist hier gestorben.
Vier Rotten hatt' ich für ihn angeworben,
Zwölf Mann war jede dieser Rotten stark
Und wohl bewehrt und prächtig angezogen,
Er aber stirbt und schuldet hundert Mark
Des feinsten Goldes, richtig zugewogen.
Ich wende mich darauf an seine Erben,
Daß sie die Schuld bezahlen für den Todten,
Sie haben mir nur Spott statt Gold geboten,

Und mögen ſie darum in Noth verderben.
Zu ihrer Schande ließ ich drauf den Leichnam
In eine Kufe durch die Knechte werfen
Und hinter meinem Pferdeſtall verſcharren.
Du ſuche Dir jetzt einen andern Narren,
Der deinem Ritter eine Herberg gibt,
Ich gab, wie Du's gehört haſt, das Begräbniß;
Nun reite heim, und wenn es Dir beliebt,
Erzähle Deinem Herrn nur dies Begebniß."

So ſprach der Wulfenſtorfer. All' die Andern,
Sie nickten mit den Köpfen, lachten auch
Und fanden, daß der Münzherr Recht gethan.
So aber dachte nicht des Grafen Knappe;
Keck fuhr er auf: „Verdammt ſei Eure That!
Der Rittersmann, der hier geſtorben iſt,
Ob Schuldner oder nicht, er war ein Chriſt,
Das Letzte iſt ja doch auf dieſer Erden
Ein ehrlich Grab; das ſollte ihm nicht werden,
Weil Ihr noch ärger ſeid als ſelbſt die Heiden!
Ihr laßt den todten Mann noch Schmach erleiden,
Ihr wagt es, weil er ſich nicht mehr kann wehren
Und rühmt Euch noch, als wär's in allen Ehren?
Schmach über Euch und Schande Eurem Thun!
Das aber kann ich Euch ſchon jetzo ſagen.
Nicht ungerächt wird der Begrabne ruh'n
Denn meinem Herrn will ich den Frevel klagen,
Und hat es erſt Graf Willekin gehört,
Da wird Euch andre Sitte bald gelehrt."

Die Andern ſchrie'n: „Dein Drohen ſchreckt uns nicht!
Wir haben Schutz und Schirmbrief und Gericht;
Wir fürchten nichts! Das ſag' Du Deinem Grafen,
Wend' um Dein Pferd, reit' heim und leg' Dich ſchlafen.
Wir können ihm wie Dir die Thore weiſen —
Wer heißet ihn juſt auch nach Tuln zu reiſen?"

Wie nun der Knappe Willekins vernimmt,
Daß ſie es wagen, ſeinen Herrn zu ſchmähen,
Verliert bei ihm Geduld die letzte Feſſel,
Das Blut ſteigt ihm zu Kopf, in lauten Worten
Beginnt er ſchonungslos ſich zu ergehen,
Und da ſie ihn, den Einzelnen, verhöhnen,
Greift er zum Schwert, nicht ihre Zahl bedenkend,

Und daß er in der fremden Stadt verloren,
Wenn solcherart in ihre Hand er fällt.
Doch hier geschah, was schon so oft geschehen:
Dem Kühnen half das Glück. Die Bürger sehen,
Daß sich dem Platze naht auf schwerem Roß
Ein Rittersmann in einer Silberrüstung.
Von seinem Helme nicken hohe Federn,
Die Sonne spiegelt sich im Harnischzeug,
Das mächt'ge Schlachtschwert hängt an seiner Seite,
Und hinter ihm ein Knappe trägt den Schild
Sowie den langen Speer, ein zweiter führet
Ein Saumroß an der Hand, ein hochbepacktes,
Der schwere Huf klirrt auf des Pflasters Steinen,
Das Eisen rasselt und die Pferde schnauben.
Bei diesem Anblick und bei diesem Laut
Verstummt der Streit, und all' die biedern Bürger,
Die eben noch gelacht, den Knecht verhöhnend,
Geprahlt und groß gethan, sie wurden still,
Sie wagten nicht mehr sich zu regen,
Sie blickten mit verstörtem Angesicht
Den Münzherrn an, den reichen Wulfenstorfer,
Doch der auch sagte nichts und schwieg verlegen.

Es war Graf Willekin von Montabur,
Der seinem Knecht des Weges nachgezogen.
Er hält die Zügel seines Pferdes an
Und fragt mit ernstem Blicke seinen Knappen,
Was hier gewesen sei? Und der berichtet
Und kündet ihm noch bebend vor Entrüstung
Die schmachvoll frevle That des reichen Münzherrn.
Drauf sprach Graf Willekin: „Was Dir gebührt,
Was jener schuldete, ich will es zahlen."
Er winkt dem Diener, der das Handpferd hält,
Und läßt sich den gefüllten Beutel reichen,
Denn alles Gold, das Montabur besaß,
Hat er auf dieser Fahrt mit sich genommen.
Er läßt sogleich dem Münzherrn Wulfenstorfer
Die hundert Mark, die dieser fordert, geben,
Der tief sich vor dem edlen Grafen neigend
Das Geld aus seines Knechtes Hand empfängt.
Dann sagt ihm Willekin: „Du bist bezahlt,
Du hast kein Recht mehr jetzt an diesem Todten.
Den Leichnam ford're ich und sorgen will ich,
Daß ihm ein würdiges Begräbniß werde;

In einen Sarg gebettet, eingeſegnet,
Werd' ihm die Ruh' in gottgeweihter Erde.
Und viele Meſſen für der Seele Heil
Will ich in Tuln hier für ihn leſen laſſen,
Daß frommer Prieſtermund, was Du verſchuldet,
Entſühnen mag und das was er erduldet."

Und ſo geſchah's. Der Münzherr aber bat,
Es möge ihm der Graf die That verzeihen
Und deß zum Zeichen bei ihm Herberg nehmen.
So frommem Herrn gilt nicht, was Andern gilt,
Er müſſe jetzo ſeines Thun's ſich ſchämen
Und ſei es gut zu machen wohl gewillt.

Da lachte Willekin und ſprach zur Antwort:
„Daß Du mich nehmen willſt, das glaub' ich gern.
Geſeh'n haſt Du den wohlgefüllten Säckel,
Der gute Bürgſchaft gibt für ſeinen Herrn.
Begehrenswerth erſcheinet Dir mein Gold,
Was ich verlang', deß biet ich reichen Sold,
Und ſollte Gott es ſo beſchloſſen haben,
Daß ich in Tuln mein Leben laſſen ſoll,
So würdeſt Du mich ehrenvoll begraben. —
Genug des Spotts, ich hege keinen Groll;
Da Du bereuſt, wie eben Du geſagt,
Und da die ernſte Pflicht gen jenen Todten
Erfüllet iſt, ſo ſei nicht mehr geklagt,
Ich nehm' die Herberg an, die Du geboten.
Nun ſchaff' mir mein Gefolge, Wulfenſtorfer,
Und thu' genau, was ich von Dir erheiſche:
Die Mannen, die im Panzerhemd mir folgen,
Sie ſeien wohl beritten und bewehrt.
Doch nicht die Lanzen nur und Schild und Schwert
Will ich auf dieſem Zuge zu Begleitern,
Spielleute ſollen bei der frohen Fahrt
Voraus mir ziehn und meinen Eiſenreitern.
Spielleute wirb mir an der beſten Art,
Wie ſie ja wohl herum im Lande reiſen,
Und klingen ſollen ihre luſt'gen Weiſen
Den Donauſtrand entlang auf meiner Fahrt.
Und eile Dich, denn kaum hier eingekehrt
Mein Herz die Weiterreiſe ſchon begehrt;
Mich drängt's, die herrlichſte der Frauen
Auf Greifenſtein zu ſchauen."

3.

Haſt Du ein gutes Werk vollbracht
So darfſt Du nie dich fragen,
Ob es Dir jemals wird gedacht
In künftigen Tagen.

Hoff' nicht, daß Ernte lohnt die Saat,
Mag ſie der Wind verwehen,
Es ſei für Dich nur eine That,
Die ſchon geſchehen.

Wirſt Du im Glück an's Ziel geführt,
So thuſt Du gut zu denken:
Es iſt nicht Lohn der mir gebührt,
Es iſt ein Schenken.

Und hoff' auf Dank zu keiner Zeit,
Der wohnt in andern Welten.
Genug, will man Dir nicht mit Leid
Dein Werk vergelten.

4.

Was Herr Willekin geboten
Und verlangt von ſeinem Wirthe,
Hat der Münzherr Wulfenſtorfer
Ausgeführt mit raſchem Eifer.
Angeworben für den Grafen
Hat er kampfgeübte Mannen,
Schwerter brachte er und Speere,
Das Gefolge auszurüſten;
Auch die leichte Schaar der Spielleut'
Hatte er herbeigerufen,
Daß voraus die Straße ſchreitend
Sie bei ſeinem Weiterreiſen
Spielten ihre luſtigen Weiſen.

Eines fehlte noch dem Grafen
Und dies Eine macht ihm Sorge.
Viel entſcheidet beim Turniere,
Welches Roß der Ritter reitet;
Wohl verſtand das Willekin,
Und der Streithengſt, den er brachte,

Groß und ſtark und ſchwarz getigert
Selbſt im Eiſen ganz geligert,
Trug ihn leicht ſammt ſeiner Rüſtung,
War erprobt in manchem Streit,
Doch das mächt'ge Thier, ſo denkt er,
Iſt zu ſchwer und ungelenkig,
Und ſo mancher fremde Ritter
Beim Turnier von Greifenſtein
Könnte leicht im Vortheil ſein.
Darum hat dem reichen Münzherrn
Er den Auftrag auch ertheilt,
Ihm das richt'ge Pferd zu ſchaffen.
Wulfenſtorfer war beeilt,
Das Verlangte ihm zu bringen,
Doch es wollt' ihm nicht gelingen,
Für die mächtige Geſtalt
Willekins, des ſtarken Grafen,
Auszufinden ſolch ein Pferd,
Wie der Reiter es begehrt.

Ungeduldig ward der Ritter
Und in ſeiner Herberg Zimmer
Heftig auf und nieder ſchreitend
Ging er jetzt mit ſich zu Rathe,
Ob er es nicht wagen ſollte
Nur mit ſeinem Tigerroſſe
Auf dem Greifenſteiner Schloſſe
Beim Turniere zu erſcheinen:
Da vernahm er plötzlich Hufſchlag
Auf der Straße Pflaſterſteinen,
Und zum Fenſter eilend ſieht er
Einen fremden Ritter nahen
Unbegleitet, ernſt und langſam.
Dieſer Fremde ritt ein Pferd,
Schön, wie er es nie geſehen,
Schwarz von Farbe, groß und kräftig,
Ganz wie er es ſich begehrt.
Iſt der Reiter ein verwegner,
Müßte dieſer Renner fliegen,
Niederwerfen ſeine Gegner
Und in jedem Gange ſiegen.

Eilig tritt Herr Willekin
Jetzt vor ſeiner Herberg Thüre

Und in rascher Rede kündet
Er dem Fremden seine Bitte:
Kaufen will er dieses Pferd,
Und er bietet gleich dem Eigner
Fünfzig Mark des feinsten Goldes,
Wenn er es ihm lassen wolle.
Doch der Fremde unbeweglich
Hört die Rede Willekins,
Greift dann mit dem Eisenhandschuh
Nach dem Haupt und hebt den Helmsturz.
Schaurig fast gemahnt's den Grafen,
Als er nun des fremden Ritters
Bleiches, ernstes Antlitz schaute.
Dieser hatte matte Augen
Und doch war sein Blick so trübe,
Der, auf Willekin gerichtet,
Diesem schien ins Herz zu dringen.
Regungslos und wie versteinert
Blieb das Angesicht des Reiters,
So daß Montabur von Neuem
Seine Rede wiederholte,
Doch er bot jetzt hundert Mark.
„Alles Gold, das ich noch habe,
Scheint mir zu geringe Gabe,
Doch ich laß nicht von dem Pferde;
Gebt Ihr's nicht, so laßt uns kämpfen,
Daß es Preis des Siegers werde."

Drauf der fremde stumme Ritter
Hebt sich rasselnd aus dem Sattel
Und das Roß am Zügel haltend
Tritt er näher zu dem Grafen,
Unverwandt im Aug' ihn haltend.
Dieser glaubt, bereit sei jener,
Ihm zum Schwertkampf sich zu stellen,
Doch der Fremde winkt verneinend
Und beginnet solche Rede:
„Thor! Der Du vermeinst, man kämpfe,
Um als Preis sich zu erringen,
Was man schon sein Eigen nennet.
Willekin von Montabur,
Schlimm bekäme Dir der Streit,
Denn, vernimm es, unverletzlich
Bin ich und nicht zu besiegen.

Dieſes Roß jedoch, das ſchwarze,
Richtig hat's erkannt Dein Auge,
Trägt es je Dich in die Schranken,
Wirſt Du nie im Sattel wanken,
Wer auch immer Dir verwegen
Beim Turniere tritt entgegen,
Stehen wirſt Du allen Rittern,
Ihre Lanzen werden ſplittern,
Ihr bewährter Ruhm erblinden,
Du biſt nicht zu überwinden!
Wähnſt Du nun, ein Säckel Gold
Sei genug als Preis des Roſſes?
Andres denkſt Du zu gewinnen
Beim Turnier von Greifenſtein:
Herr der Gegend willſt Du ſein,
Burgen, Mannen, dunkle Wälder,
Rebenlande, Aehrenfelder,
Selbſt des Schloſſes ſchöne Herrin,
Alles, Alles iſt dann Dein.
Drum, wenn ich in meiner Weiſe
Dir verhelf' zu ſolchem Preiſe,
Muß ich höhern Lohn verlangen."

„Nun ſo ſag'," ruft Willekin,
„Sag' was Du als Preis erdacht.
Sicher ſollſt Du ihn empfangen,
Steht es nur in meiner Macht."

„Nun wohlan!" ſagt drauf der Fremde,
„Mein Begehren hör's und merke:
Gib Dein Wort bei Deiner Ehre,
Daß Du nach vollbrachtem Werke
Mir von Allem, was Dein Eigen,
Willſt die volle Hälfte geben.
Kommen werd' ich und Dich mahnen,
Ehrlich ſei getheilt die Beute,
Halb nur kann Dir morgen bleiben,
Was Du ganz beſitzeſt heute.
An dem Wort iſt nichts zu mäkeln,
Bitte gilt dann nicht, noch Reue;
Kommen werd' ich, Dich zu mahnen,
Zu erproben Deine Treue."

Als der Fremde ſo geſprochen,
War's, als ob das Roß, das ſchwarze,

Seiner Rede Sinn vernommen,
Daß es einen neuen Herrn
Sollt' in Willekin bekommen,
Denn es ſchnaubt und ſtampft das Pflaſter,
Steiget hoch empor und wiehert.
Raſch entſchloſſen ruft der Graf:
„Wohl, es ſei! Der Pakt ſoll gelten.
Wenn ich dieſen Rappen reite
Beim Turnier von Greifenſtein,
Unbeſiegt in jedem Streite,
Sei die volle Hälfte Dein.
Nimm mein Wort, und zu dem Ende
Reichen wir uns jetzt die Hände.“

Jener ſchüttelt leis das Haupt,
Ohne ſeine Hand zu heben,
„Nur Dein Wort ſollſt Du mir geben,
Nur Dein Wort. Was ſoll der Handſchlag?
Wer dem Einen nicht geglaubt,
Den mag auch der Andre trügen,
Wahre Treue kann nicht lügen.“

„Willſt Du, daß mit einem Eide
Ich mein Wort bekräft'gen ſoll?“

Jener aber ſchüttelt wieder
Leis das Haupt. „Was ſoll der Schwur?
Wahre Treue kann nicht lügen,
Wem ſein Wort nicht heilig iſt,
Der wird ſchwörend auch betrügen;
Nicht die Scheu vor Unbekanntem,
Vor der Strafe, die Dir drohet
Wenn Du Deinen Eid gebrochen,
Soll den freien Willen zwingen,
Nicht das Drunten und das Droben
Kann die wahre Treu' erproben,
Nur das Wort, das Du geſprochen,
Darum gelt' es ohne Schwur.
Merk es Dir, Graf Montabur.
Nimm das Roß, ich ziehe weiter,
Du ſei fürderhin ſein Reiter,
Siege und erring' den Hort!
Aber wenn am Folgetage
Abſchied nahm die lichte Sonne

Um zu ziehen and're Bahnen,
Dann erblickſt Du mich auf's Neue,
Kommen werd' ich und Dich mahnen,
Zu erproben Deine Treue."

— —

5.

Heidorodoh! Sing und Sang!
Hoidiridoh! Fiedelklang!
Iſt denn ein Mummenſchanz?
Tanzt doch nicht Gret' noch Hans.
Hell nur die Sonn' im Glanz
Leuchtet auf Blum' und Pflanz'.
Sänger im Haar den Kranz
Treten aus Thor und Schanz,
Heidorodoh, Hoidiridoh
Holla — Halloh —!

Rüſtung mit Klipp und Klapp,
Ritter und Knecht und Knapp,
Funkelnde Lanzenſpitz',
Schalksnarr mit lautem Witz,
Dröhnender Roſſeshuf,
Schmetternder Hörnerruf,
So zieht Herr Willekin
Froh ſeine Straße hin.
Heidorodoh, Hoidiridoh
Holla — Halloh —!

Ritter von Montabur,
Zieh' Deine Straße nur
Auf Deinem ſchwarzen Pferd,
Das Du ſo ſehr begehrt,
Frohgemuth, wohlbewehrt,
Siegreich mit Lanz' und Schwert,
Bleibe Du unverſehrt,
Bis Dir der Preis gewährt!
Heidorodoh, Hoidiridoh,
Holla — Halloh —!

———

6.

Beim Klang der Spielleut, bei der Waffen Klirren,
Beim Flattern ſeiner bunten Wappenbanner,
So ritt Graf Willekin gar herrlich ein
Durch's Thor der Donauſeſte Greifenſtein.
Vom hohen Helm die bunten Federn nicken,
Sein Aug' glänzt mit dem Harniſch um die Wette,
Sein ſchwarzes, mächt'ges Streitroß wiehert laut,
Doch ahnt er nicht, daß aus verſteckter Klauſe
Zwei blaue Augen heimlich nach ihm blicken,
Und ganz verwundert, als ſie ihn geſchaut.
Die Herrin war's und ohne daß ſie's wußt',
Ringt ſich ein Seufzer aus der jungen Bruſt
Und flüſtern leiſe ihre rothen Lippen:
„O wäre er's! O wär' ich ſeine Braut!"

Sie ſchickt ihm eine Schärpe zum Willkommen,
Und da's geſchehn, fühlt ſie ein heiß Erröthen,
Vorſchnell und nicht geziemend will ihr's ſcheinen.
Das Edelfräulein, das die Gabe trägt,
Ruft ſie zurück, doch jene eilet weiter,
Denn, ach, zu ſchwach war dieſer Widerruf,
Laut das Gebot nur, das der Wunſch erſchuf;
Daß es geſchieht, ſie ſagt ſich's, muß ſie reuen,
Doch weicht die Reue anderer Gewalt,
In ihrem Herzen ſcheint ſie ſich zu freuen,
Daß ungehört der Widerruf verhallt.

Als nun der Morgen anbrach des Turniers,
Da rief der Herold Alle in die Schranken
Die hergeeilt aus allen Ländern waren,
Den Preis ſich zu erringen dieſes Tages.
Die Sonne ſchien ſo hell, als wär' ſie froh
Und mit dem bunten Schauſpiel wohl zufrieden,
Das unter ihr am Donauſtrand begann.
Viel Volk war zugeſtrömt von allen Seiten
Und weit hinaus ſah man die Flur bedeckt
Mit Leuten, die dort lagerten im Freien;
Da waren auch wohl Zelte aufgeſchlagen,
Und eh' die große Feſtlichkeit begann,
Die Grund und Urſach' dies Treibens war,
Vergnügten ſich die kleinen Leute dort
Nach ihrer Art und Weiſe.

Frühling war's
Und fröhlich waren Alle; Noth und Kummer,
Die manche von den Armen hart bedrückt,
Sie hatten sie für heut' zu Haus gelassen,
Denn Frühling war's, die Erde war erwacht,
Natur bot Arm und Reich die gleiche Pracht,
Daß sie sich Alle ihrer freuen mögen;
Und dann stand hier in Aussicht ja ein Spiel,
Da gab es heute noch etwas zu schauen,
Da freuten, wie sich ihre Kinder freuten,
Die Alten auch sich, Männer und die Frauen.
Sie dachten nichts, ihr Elend war vergessen,
Sie waren frei, sie waren ausgeruht,
Sie hatten auch getrunken und gegessen,
Und Frühling war's, das that sich Allen kund,
Das hebt auf's Neue oft gesunknen Muth,
Nur selten wird dem Armen es so gut.
Nun eilen sie, umdrängen schon den Rund,
Der ausgesteckt ward für die edlen Gäste,
Fanfaren klingen und der Zug erscheint,
Wie selten sieht man solche Pracht vereint,
Und Allen schien dies Spiel das Fest der Feste;
Die Ritter auf den reichgeschmückten Rossen
In blanken Stahl gekleidet, weithinglänzend,
Und dann in einem zweiten Zug das Beste,
Die junge Herrin auf dem weißen Zelter,
Mathilde hieß man sie von Greifenstein,
Umgeben von den Damen ihres Hauses,
Durch Anmuth mehr als durch die reiche Zier
Die Andern alle weitaus überstrahlend.
Ein Flüstern lief von Mund zu Mund, ein Flüstern,
Doch wohl vernehmbar, schwellend und sich steigernd,
Bis helles Jauchzen, lauter Jubelruf
Von allen Lippen weithin hörbar tönte.

Die Herrin neigt das Haupt, und leicht erröthend
Hält sie den Blick gesenkt, fast will es scheinen,
Daß sie beschämt sich fühlet durch den Beifall.
Vom Pferd gehoben läßt sie dort sich nieder,
Wo die erhöhten Sitze man errichtet;
Die Sonnenstrahlen wehrt ein Baldachin,
Der sich auf schlanke Säulen zierlich stützet,
Die bunt bewimpelt sind mit ihren Farben;
Die Brüstung aber decken golddurchwebt

Brokat und Sammet herrlich anzuſchauen.
Die Damen, die das Schauſpiel anzuſeh'n
Als Gäſte weilen auf Burg Greifenſtein,
Sie ſitzen rechts und links von ihr, dann weiter
Und tiefer ſtehend noch zu beiden Seiten
Reiht die Gefolgſchaft ihres Hauſes ſich.

Des Herolds Ruf ertönt, Trompeten ſchmettern,
Das Spiel beginnt; es wird ſo ſtill ringsum,
Als wär' die Stille hilfreich für das Schauen,
Als wär' das Aug' des Menſchen einz'ger Sinn.
Nun hielt Mathilde auch, die junge Herrin,
Nicht mehr den Blick geſenkt, ſie ſchauet auf
Und ſieht im blanken Harniſch Willekin
Geſchloſſenen Viſirs des Gegners harrend.
Nur an der Helmzier kann ſie ihn erkennen
Und an dem zeichenloſen ſchwarzen Hengſt,
Der ſeiner Größe wegen Allen auffällt. —
Der Kampf beginnt. Mit eingelegter Lanze
Sieht man die Ritter gen einander ſprengen,
Die Speere ſplittern krachend, ſchwer und dröhnend
Stürzt aus dem Sattel durch den Stoß gehoben
Des Grafen erſter Gegner in den Sand,
Und ohne Reiter tobt ſein Pferd dahin.
Graf Montabur jedoch mit ſichrer Hand
Lenkt nun ſein Pferd zurück an jene Stelle,
Die beim Beginne ihm gewieſen ward,
Um hier zu harren nach des Spieles Brauch,
Daß ſich ihm jetzt ein zweiter Gegner ſtelle.
Der Zweite kommt, doch ſo wie jener Erſte,
Wie jeder folgende, der ihn erſetzt,
Er wird beſiegt, und Alle ſehn's mit Staunen,
Unüberwindlich ſcheinet Willekin.
Mathilde aber folget dieſem Kampfſpiel,
Als hing' ihr Glück, ihr Leben davon ab,
Sie ſieht die Freunde nicht an ihrer Seite,
Die Menge nicht, die den Turnierplatz rings
Gedrängt umgibt, ſie hört die Rufe nicht,
Den lauten Jubel nicht, der jetzt ertönt
Zu Ruhm und Preis dem Sieger dieſes Tages;
Verworren dringt der Schall nur an ihr Ohr,
Sie weiß nicht mehr, ob all dies wirklich iſt,
Ob ſie es glauben darf? Dann meint ſie wieder,
Daß es ſo kommen mußte, wie es kam,

Daß ſie's vorher gewußt — ſie ſieht nur ihn,
Hochragend, unbeſiegt, den jungen Helden,
Den kühnen Streiter, der ſie ſelbſt erſtritten.
Was nun erfolgte, wie er vor ihr kniete,
Das unbehelmte Haupt tief vor ihr neigend,
Wie ſie die Hand ihm reichte, die er küßte,
Und küſſend ihre Stirne drauf berührte,
Wie ſie im hohen Pfeilerſaal der Burg
Bei frohem Feſtmahl Seit' an Seite ſaßen
Bei Becherklang und rauſchender Muſik,
Das war der ſchönſte, wonnevollſte Traum,
Den ſie in ihrem jungen Leben träumte.
Der Liebe Seligkeit war ihr gegeben,
Es war ein ungekanntes neues Leben,
Errungen ſchon auf Erden ohne Sterben,
Ein Traum, den kein Erwachen kann verderben.

So alſo kam's. Acht Tage währt das Feſt,
Die Gäſte rühmen laut das junge Paar,
Am achten Tage in der Burgkapelle
Vereint ſie Prieſters Segen am Altar.
Graf Willekin iſt nun der Herr der Lande,
Doch achtet er das reiche Gut gering,
Viel mehr erfreuen ihn die ſüßen Bande,
Die weißen Arme ſeiner jungen Gattin,
Als ſie zum erſten Male ihn umfing.
Die Gäſte ziehen fort. Herr Willekin
Steht mit Mathilde auf dem Schloßaltane,
Sie ſeh'n die letzten Reiter in der Ferne
Bei Wald und Wegſcheid ihrem Blick entſchwinden.
Still wird's im Haus, ſie ſchau'n ſich in die Augen,
Aufjauchzend preßt in lauter Liebesluſt
Der Gatte jetzt die Gattin an die Bruſt.

Dann rufet laut Herr Willekin:
„Auch ich bin hergeritten,
Und weil die Maid nach meinem Sinn
Hab' ich ſie mir erſtritten.
Gering nur war mein Eigenthum
Und meiner Väter Erbe,
Doch zog ich nicht nach Greifenſtein,
Daß ich Dein Gut erwerbe.
Feſt iſt mein Haus, ſtark iſt mein Arm,

Den Preis hab ich gewonnen,
Der Stahl iſt kalt, das Blut iſt warm,
Heiauf! Das Glück iſt 'kommen."

7.

Ging ein Mann das Glück zu ſuchen
Ueber der Erde weitem Rund,
Doch er ſah's an keinem Orte,
Doch er traf's zu keiner Stund'.

Nimmer hört er auf zu hoffen,
Finden will er noch den Platz;
Iſt der richtige getroffen,
Heb' ich den verborg'nen Schatz.

In den Hütten, zu den Thronen
Trat er forſchend hin und ſprach:
Wo, wo mag das Glück nur wohnen?
Lebenslang geh' ich ihm nach.

Ach vergeblich iſt das Suchen.
Mancher hat den Weg verflucht,
Mancher wird ihn noch verfluchen,
Denn es kommt nur ungeſucht.

Suche es in den vier Winden,
Grab' es aus der Erde Schooß,
Nie und nirgends wirſt Du's finden,
Gingſt Du ewig ruhelos.

Glaubſt Du es zu ſehn von ferne,
Wenn Du nahſt, weicht es zurück.
O mein Stern, du Stern der Sterne,
Viel zu hoch hältſt Du mein Glück.

Finden wirſt Du, laß dir's ſagen,
Wo Du ſuchſt, die Stätte leer,
Denn: Du mußt es in Dir tragen,
Sonſt erreichſt Du's nimmermehr!

8.

Sie liebten ſich. Des Herzens heißem Wogen
War keine Schranke hemmend mehr gezogen.
Einmal nur ging die Sonne erſt zu Rüſte,
Einmal erſtand ſie neu in Strahlenpracht,
Seit er zum erſten Mal die Jungfrau küßte,
Seit ſie, ſein Weib, in ſeinem Arm erwacht.
Sie freuten ſich, und Freude war jetzt Alles,
Was rings um ſie Natur zur Schau geſtellt:
Das weite Reich des Blickes und des Schalles,
Das Leben ſelbſt, die ganze Welt.
Sie waren glücklich, das ſagt mehr als Alles.

Im Garten gingen ſie; wie ſchien er lieblich!
Mathilde ſprach: „Noch nie war er ſo ſchön,
Die Vögel haben nie ſo laut gezwitſchert,
Die Blumen haben nie ſo bunt geblüht,
Nie dufteten ſo gut Jasmin und Flieder,
Aus allen Büſchen tönen frohe Lieder
Und ſingen möcht' ich auch aus voller Bruſt.

Ich möchte ſingen aus voller Bruſt,
Die höchſte Luſt iſt die Liebesluſt.
Wie iſt der Himmel ſo gut, ſo gut,
Und wenn er auch täglich Wunder thut,
Heut that er ſich auf, er ſteht uns offen,
Er hat ſeine Wunder noch übertroffen.

Das Glück, das Glück liegt heute in der Luft
Mein Athem ſaugt es ein, es legt ſich ſchmeichelnd
Um Stirn und Wangen mir, erfüllt, durchdringt mich,
Wird Eins mit mir, wie ich's mit ihm geworden.

Lerchenſang und Amſelſchlag,
Helles Gottesaug' der Sonne,
Welche Freude, welche Wonne,
O was iſt das für ein Tag!
Nie zuvor hab' ich empfunden,
Daß man ohne krank zu ſein
Dennoch plötzlich kann geſunden,
Daß ein Menſch, der nichts verloren,
Alles eines Tags gefunden,
Und daß ihm ſo werth der Fund,
Daß er bis ans Lebensende,

Bis zu ſeiner letzten Stund'
Nie und nie ihn miſſen mag;
Das empfind' ich heute, heute,
O was iſt das für ein Tag!

Sie gingen weiter, und an einer Stelle,
Die dichtbelaubt am End des Gärtleins lag,
Da war ein alter Brunnen. Leiſe plätſchernd
Fiel hier des klaren Waſſers dünner Strahl
In eine Muſchel, welche auf der Erde
Aus Stein geformt, vom Gras umwachſen, lag.
Ein Standbild war zum Schmuck hier angebracht,
Doch ſo verwittert, ſo vom Grün umwuchert,
Moosüberwachſen, daß es kaum mehr kenntlich.
Sie aber fanden bald, es ſei ein Knabe
Mit Pfeil und Köcher wohl damit gemeint;
Die Flügel freilich waren abgebrochen
Und fehlten lange ſchon dem kleinen Gott.
Ein fremder Bildner hatt' ihn wohl gefertigt,
Vielleicht ward er in alten Zeiten ſchon
Aus einem fernen Land hierher gebracht.

Hier ſtanden Hand in Hand die jungen Gatten,
Mathild' und Willekin; er aber ſprach
„Ein Troubadur hat mir's im Lied erzählt:
Der Knabe mit dem Pfeil in ſeiner Hand,
Ein Sohn iſt's der Frau Venus, jener Schlimmen,
Die jetzt gebannt im Hörſelberge weilt.
Der Liebe Spenderin ward ſie geglaubt,
Eh' noch das Licht des Glaubens aufgegangen,
Der uns gelehrt, daß Gott die Liebe ſei.
Sie nannten eine Göttin jene Venus,
Die jetzt als Teufeline längſt erkannt.
Die Liebe kommt vom Himmel."

„Wohl vom Himmel
Und auf dem Weg, den ſie zur Erde nimmt,
Trägt ſie ein gutes Stück vom Himmel mit."

So rief Mathilde. Willekin fuhr fort:
„Und ſeit vom Himmel Liebe wird geſandt,
Ward die Frau Venus in den Berg gebannt.
Doch früher trieb die Arge auf der Erde
Ihr Weſen überall, und auf Altären

Ward ſie verehrt, ſo ſagt der Troubadour.
Und weiter noch erzählt er ſeine Mähren:
Sie ſandte ihren Sohn mit Pfeil und Bogen,
Den kleinen Flügelknaben in die Welt,
Der ſuchte ſo bewehrt und unſichtbar
Bald einen Mann, bald eine Jungfrau auf
Und lächelnd zielte er nach ihrem Herzen.
So oft er ſeine Sehne ſchwirren ließ,
Er fehlte nie. Wen ſein Geſchoß getroffen,
Der war der Göttin eigen von der Stund';
Den kleinen Pfeil im Herzen, liebeswund,
Fleht er zu ihr mit Bangen und mit Hoffen.
Der Knabe Amor, lachend der Gefahr,
Mit neuem Pfeil und neckiſcher Geberde,
Er flattert fort mit ſeinem Flügelpaar
Und treibt ſein Spiel rings auf dem Rund der Erde."

„So wär's ein Spiel?" fragt jetzt die Frau verwundert,
„Und gab es Zeiten je, und gab es Menſchen,
Die Liebe nannten, was nicht Ernſt geweſen?
Wie gut, daß es uns nicht beſchieden war,
In jener Zeit zu leben. Sag', o ſage,
Geliebter Mann, und lache nicht der Frage:
Der Knabe Amor, deſſen Bild hier ſteht,
Iſt er, ſeit wahre Liebe man erkannt,
So wie Frau Venus in den Berg gebannt?"

Der Ritter wußt' es nicht, er ſagte nur:
„Der kleine Gott iſt nicht mehr flatterhaft;
Sein Pfeil beſitzt wohl noch die alte Kraft,
Doch wie Du's ſiehſt an jenem Steinbild dort,
Die Flügel fehlen ihm, er fliegt nicht fort."

So ſcherzten ſie; da kam ein Taubenpaar,
Das girrend zu dem Waſſerbecken flog
Und auf der Muſchel Rand ſich niederließ,
Die Täubchen nippten erſt den kühlen Trunk
Und ſchnäbelten ſich dann. Es ſah'ns die Beiden,
Der Ritter und die Dame, die ſich feſt
Umſchlungen hielten auf dem ſtillen Platz;
Doch meldet nicht das Lied, was dann geſchehen,
Und ob ſie nachgeahmt, was ſie geſehen,
Ob ſie gefolgt dem Beiſpiel jener Tauben

Am Brunnenrande dort — faſt muß man's glauben.
Gott Amor aber nach des Ritters Wort,
Er ſchwieg und wachte, doch — er flog nicht fort.

9.

Seit Anbeginn, ſeit die Welt beſteht,
Seit die Erde in rollendem Gang ſich dreht,
Seit Menſchen leben auf ihr und ſterben,
Wohnt dem Gelingen zunächſt das Verderben.
Sie fahren in Schiffen durch's weite Meer,
Bebauen mit emſigem Fleiße das Land,
Doch mancher, der ſä't, ſieht die Ernte nicht mehr
Und kein's ſeiner Werke iſt von Beſtand.
Nur weil ſo kurz das Leben dauert,
Währt uns das Ueberlebende lang,
Dem Menſchen, der das bedenkt, wird bang,
Ihn friert und ſchauert.
Nur das erreichſt Du, was Dir gegeben,
Der Keim des Todes liegt im Leben.

Die mächtige Zeit in raſtloſem Gange
Muß eilen, muß eilen;
Sie darf um der Menſchen beſtes Streben
In ihrem Laufe nicht verweilen.
Sie hat kein Auge, um zu ſehen,
Kein Herz zu fühlen, kein Hirn zu verſtehen,
Beginn und End' nicht in ewigem Fliehen,
Du ziehſt mit ihr und ſiehſt ſie nicht ziehen.
Ein ewiges Werden und Vergehen,
Da iſt kein Bleiben, kein Stilleſtehen;
Das Böſe ſtets im Kampf mit dem Guten,
Der Stärkere läßt den Schwachen verbluten.
Du darfſt nicht ruhen, Du kannſt nicht raſten,
Es iſt ein ewiges Drängen und Haſten,
Es iſt ſeit Anbeginn der Welt
Der Beſte auf ihr auf Kampf geſtellt.

Die Erde, die unſer feſter Grund,
Wirft drohend Feuer aus ihrem Schlund,
Damit man wiſſe und erkenne,
Daß es in ihrem Herzen brenne.
Und bis einſtmals zu ihrem Erkalten

Wird ſie ſich verzehren in innerem Brand,
Doch birgt ſie in unſichtbaren Falten
Gar manches, das Dir unbekannt.
Klein iſt das Reich, das wir erfaſſen,
Beſchränkung hält Dich an der Hand,
Sie führet Dich durch Haus und Gaſſen,
Sie leitet Dich von Land zu Land;
Sie wird Gewohnheit, wird ſelbſtverſtändlich,
Und mancher denkt und grübelt kaum,
Er ſieht nur immer den kleinen Raum
Und hält ihn für das Ganze endlich.
Wohl ihm, der nicht den Pfad gegangen,
Den Keiner froh noch kam zurück,
Hält die Beſchränkung ihn umfangen,
So findet er in ihr ſein Glück.
Wer ſich auf getretenem Weg nicht hält,
Wer ſich vermißt in eitlem Streben
Zu ſehen, was verhüllt dem Leben,
Zu löſen die ewigen Räthſel der Welt,
Der muß ſich verlieren auf dieſen Bahnen,
Es bleibt ſein Sehnen unerfüllt,
Das Ende iſt ein großes Ahnen,
Das ſich auf Erden nicht enthüllt.

Geheime Gewalten,
Sie kommen und gehen,
Du kannſt ſie nicht ſehen,
Sie ſcheinen zu einer faßbaren Form
Sich nie zu geſtalten.
Sie wirken und weben,
Sie halten vom Leben
Die Fäden in Händen
Mit Anfang und Enden.

Oft ſcheint es, ſie ſchlafen,
Es ſchweigt ihre Macht,
Oft ſind ſie erwacht
Zu rächen, zu ſtrafen.
Oft drückt ihre Laſt Dich,
Oft fühlſt Du ſie kaum
Wie in dämmerndem Traum,
Oft ſcheinen gebannt ſie,
Oft öffnen die Hand ſie
Und laſſen Dir Raum.

Und fühleſt Du jemals
Dich ſo Dein eigen,
Dann nütze ihr Schweigen,
Dann ſollſt Du Dein innerſtes Weſen zeigen.
Laß Dich von eitlem Wahn nicht ſtören,
Laß Dich nicht locken durch falſche Luſt,
Frag' das Herz in Deiner Bruſt,
Was es Dir ſagt, das ſollſt Du hören.
Einſt pflanzte Gott die reinſten Triebe
Ins Herz Dir, daß es glückbereit,
Er gab Dir den Glauben, die Hoffnung, die Liebe,
Die irdiſche Dreieinigkeit.

Das Leben mit ſeinem reißenden Flug,
Es kann ſie völlig Dir nicht rauben,
Und daß Du es wiſſeſt,
Was Du auch miſſeſt,
Es bleibt Dir zu Deinem Heile genug,
Hältſt Du nur feſt an Treu' und Glauben.

10.

Auf der Burg von Greifenſtein
Neigte ſich der Tag zu Ende,
Willekin und Frau Mathilde
Sahen roth den Mond, den vollen,
Ueber hoher alter Bäume
Dunkle Wipfel ſich erheben.
Wie nur war der Tag vergangen?
Wohl der kürzeſte im Leben
Und ſo kurz nur, weil ſo glücklich.
Wer in Schmerzen und in Sorgen,
Dem erſchien der gleiche lang,
Schneller iſt der Weg des Glückes
Als des Leidens ſchwerer Gang.

Aus dem Garten, aus dem ſtillen,
Schritten ſie zur Burg zurücke,
Und der Mann in ſeinem Glücke
Sprach zu ſeinem holden Weib:
„Iſt der ſchöne Tag zu Ende,
Naht die ſchönere, die Nacht;
Was von beiden mehr beſeeligt,
Noch hab ich's nicht ausgedacht.“

Bald d'rauf waren Knecht und Zoſe
Ihres Dienſtes ſchon entlaſſen,
Und vor dem Madonnenbilde
In dem trauten Schlafgemach
Kniete betend Frau Mathilde.
Willekin mit frohem Herzen
Nahet ſich der niedern Thüre,
Daß ſie ſeiner Hand ſich öffne
Und zu ſeinem Glück ihn führe.
Aber plötzlich ſtockt ſein Schritt.
An die Mauer dort gelehnet,
Unklar wie ein düſtrer Schatten
Bei dem ſchwachen Licht der Ampel,
Scheint ein Mann gleich einem Wächter
Stumm und regungslos zu harren.
Furchtlos war Graf Willekin,
Aber jetzt wie nie im Leben
Will ein Schauer ihn ergreifen
Und ſein Herz krampft ſich zuſammen.
Näher tritt er und erkennet
Jenen Ritter aus der Herberg,
Deſſen Roß ihm half zum Siege,
Der mit ihm den Pakt geſchloſſen.
Regungslos und wie verſteinert
So wie damals ſtand er wieder,
So wie damals bleich das Antlitz
Und der Blick der matten Augen
Trüb auf Willekin gerichtet.

Er beginnt und redet leiſe:
„Graf von Montabur, ich komme,
Um Dich an Dein Wort zu mahnen.“

„Wohl,“ erwiedert d'rauf der Graf,
„Nie hab' ich mein Wort gebrochen,
Heilig halt ich's jederzeit,
Und auch, was ich Dir verſprochen,
Morgen iſt's für Dich bereit.
Dieſe weiten Ländereien
An der Donau will ich theilen,
Von den Feldern, von den Wieſen,
Von den Forſten, die ſich grünend
Dehnen über Berg und Thal,
Sei die Hälfte Dir zumal,

Und was dieſe Burg an Schätzen,
Die ich ſelber kaum noch kenne,
Bergen mag in ihren Kammern,
In der Halle, in dem Saal,
Alles dies ſoll Dir ſich zeigen,
Und davon die reiche Hälfte
Werde morgen ſchon Dein Eigen."

Jener ſchüttelt leis das Haupt.
„So hab' ich es nicht geglaubt.
Denke Du an meine Worte:
Ehrlich ſei getheilt die Beute,
Halb nur kann Dir morgen bleiben,
Was Du ganz beſitzeſt heute. —
Nicht nur Burgen, Mannen, Wälder,
Rebenlande, Aehrenfelder,
And'res noch haſt Du gewonnen
Beim Turnier von Greifenſtein,
Auch des Schloſſes ſchöne Herrin
Wurde bei dem Siege Dein.
Willſt Du, da der Preis errungen,
Den ich Dir gewinnen half,
Mir davon das Beſte weigern
Und nicht halten, was bedungen?
War es jemals Ritterſitte
In der Montabur Geſchlecht,
Am gegeb'nen Wort zu feilſchen,
Und die Hilfe erſt zu nehmen,
Zu verweigern dann das Recht?
Ehrlich, ſei getheilt die Beute,
Ehrlos wäre ſolches Treiben,
Halb nur kann Dir morgen bleiben,
Was Du ganz beſitzeſt heute."

Willekin bei dieſer Rede
Fühlt ſein ganzes Blut erſtarren.
Denn ſo hoch ſteht ihm ſein Wort,
Daß er's fühlt in ſeinem Innern,
Jener Andre ſei im Recht.
Aber dennoch iſt's unmöglich.
Finden muß er einen Ausweg,
Daß er, ohne es zu brechen,
Das gegebene Verſprechen,
Jenem doch genügen könne.

Daß er gleiche Theile bilde,
Das verlanget ſein Gewiſſen,
Doch bleibt ihm ſein Weib Mathilde,
Will er alles Andre miſſen.

„Höre mich,“ beginnt er jetzt,
Zitternd fließt ſein Wort und eilig,
„Was Du forderſt, iſt Dein Recht.
Hab' mein Ehrenwort gegeben.
In der Montabur Geſchlecht
Ward es niemals noch verletzt,
Und auch dieſes iſt mir heilig.
Aber bitten, Dich erflehen
Will ich, davon abzuſtehen.
Dein verſprochen Theil zu kürzen,
Nimmer hab' ich dran gedacht,
Doch das Opfer, das Du heiſcheſt,
Fordert mehr als Menſchenmacht.
Nicht die Hälfte des Errung'nen
Laſſe ich Dein Antheil ſein,
Nicht den Lohn nur, den bedung'nen,
Alles, was Du willſt, ſei Dein.
Laß' mir nur mein junges Weib
Und ich zieh mit ihr von hinnen,
Alles ſonſt ſollſt Du gewinnen
Als der Herr von Greifenſtein.“

Jener ſchüttelt leiſ' das Haupt.
„So hab' ich es nicht geglaubt.
Gabſt Dein Wort bei Deiner Ehre,
Daß Du nach vollbrachtem Werke
Mir von Allem, was hier Dein wird,
Willſt die volle Hälfte geben.
Minder nehm' ich nicht, noch mehr,
Richtig ſei mein Theil gemeſſen.
Haſt Du ſchon den Pakt vergeſſen:
An dem Wort iſt nichts zu mäkeln,
Bitte gilt dann nicht, noch Reue,
Kommen werd' ich, Dich zu mahnen,
Zu erproben Deine Treue.“

Und den Blick der matten Augen
Feſt auf Willekin geheftet,
Hebet er den Arm im Mantel.

Unter dem es leiſe raſſelt,
Und die Hand greift nach der Klinke
Von der Thür des Schlafgemaches.
Da ergrimmte Willekin.
„Halt!“ ſo rief er zu dem Andern,
„Nicht die Hälfte, nein, das Ganze,
Burg und Lande, ſelbſt die Herrin,
Alles, was mir hier geworden,
Einem von uns Beiden bleib' es.
Doch im Kampf auf Tod und Leben
Soll ſogleich das Schwert entſcheiden,
Und wer von uns übrig bleibt,
Sei der Eine von uns Beiden.“

Doch der Fremde winkt verneinend
Und beginnet ſolche Rede:
„Thor, der Du vermeinſt, man kämpfe,
Um als Preis ſich zu erringen
Was man ſchon ſein Eigen nennet.
Willekin von Montabur,
Schlimm bekäme Dir der Streit,
Denn, vernimm es, unverletzlich
Bin ich und nicht zu beſiegen.
Schon haſt Du das Wort vergeſſen,
Doch ich weig're Dir den Kampf;
Was ich jetzo halb nur heiſche,
Ganz wär' es mir zugemeſſen.
Das nur will ich, was verſprochen,
Minder nehm ich nicht, noch mehr;
Hat ein Montabur gebrochen
Jemals Ritterwort und Ehr'?
Schmach auf die erlauchten Ahnen,
Rufet das Geſchlecht, das neue,
Bin gekommen, Dich zu mahnen,
Zu erproben Deine Treue.“

Unerbittlich, ohn' Erbarmen
Bleibt der bleiche, fremde Ritter,
Der ſogar den Tod ihm weigert.
Da erfaſſet die Verzweiflung
Willekin von Montabur.
Halten will er ſein Verſprechen
Und ſein Wille iſt gewaltig,
Eher mag ſein Herze brechen,

Als daß er ſein Wort gebrochen,
Durch ſein Wort wird er gehalten,
Wie er ſelber hält ſein Wort,
Und mit halberſticktem Aufſchrei
Jählings ſich das Haupt verhüllend
Wie im Wahnſinn ſtürzt er fort.

11.

Dies iſt ein Lied aus alter Zeit,
Das Liedchen von der Treue.
Wer glaubt noch, daß die Heiligkeit
Bei irgendwas erfreue?

Wohl mancher, der das Liedchen lieſt,
Dem ſcheint es übertrieben,
Denn war ſo groß des Wortes Macht,
War minder groß das Lieben.

Sein Wort zu halten iſt ſchon gut,
Doch gibt es Ausnahmsfälle.
Der Ritter hat kein heißes Blut,
Sonſt wich er nicht von der Stelle.

Wie mancher bleibt ein Ehrenmann
Und thut nur was geſetzlich,
Doch ſcheint ihm das gegeb'ne Wort
Nicht immer unverletzlich.

Man iſt gezwungen dann und wann,
Es künſtlich zu umgehen;
Man ſagt, bei manchem Ehrenmann
Wär' ſolches ſchon geſchehen.

Mein Gott! Die Zeiten ändern ſich,
Ich ſpreche von der alten,
Von einem Manne, der ſein Wort
Um jeden Preis gehalten.

Und ſcheint es übertrieben heut'
Für unſ're Zeit, die neue —
Es iſt ein Lied aus alter Zeit,
Das Liedchen von der Treue.

12.

Wie von den wilden Furien getrieben,
Stürmt Willekin zum Thor der Burg hinaus
Und nach dem Walle lenkt er seine Schritte,
Der hart am Rand des steilen Felsens hinläuft.
Im Taumel der Gedanken, die ihn martern,
Sein Hirn verwirrend wie in heißem Wahnsinn
Ist er sich nur des Einen klar bewußt,
Daß er den Tod, ein rasches Ende suche,
Eh' noch Besinnung qualvoll wiederkehrt;
Den Tod allein, den sucht man nicht vergebens,
Ein End' der Pein ist ihm ein End' des Lebens.

Schon hat sein Fuß den äußern Wall betreten;
Still ist's ringsum. Nur manchmal aus der Tiefe
Tönt Unkenruf, nur manchmal irren Fluges
Schwirrt aufgestört ob seinem Haupt ein Vogel
Der Nacht, und von der Mauer losgebröckelt
Rollt wohl ein Steinchen rasch dem Abgrund zu,
Dann wieder tiefes Schweigen rings umher.
Der Mond hat sich gehüllt in trübe Schleier,
Die Luft ist schwül und heißer als am Tage;
Er sieht, er hört, er fühlt von Allem nichts,
Er hat die Stelle, die er sucht, gefunden.
Bald ist's vorbei, ein rascher Sprung, ein Sturz,
Und nur zerschmettert wird der tiefe Grund
Den Leib dann, die entseelte Hülle halten.
Doch plötzlich, wie erleuchtend fällt ein Strahl
In seine Seele, in die Kniee sinkt er
Und faltet fromm die Hände zum Gebet,
Um für die That, die die Verzweiflung heischet,
Vergebung zu erfleh'n, eh' sie vollbracht.
Die Worte spricht er laut: „Zu schwere Prüfung
Hast Du mir auferlegt, mein Herr und Gott!
Ich kann sie, wenn ich leben soll, nicht tragen.
Ich kann, wenn ich sie tragen soll, nicht leben.
In meiner letzten Pein laß mich Dir's klagen
Und wolle gnädig meinen Tod vergeben."

Jetzt springt er auf, bereit, den letzten Schritt,
Den tödtlichen, zu thun — da stockt sein Fuß
Und haftet auf der Stelle wie gebannt;
Was aber zeigt sich dem erstaunten Blick?

Ein Zauber ſcheint's zu ſein, denn dicht vor ſich
Sieht er denſelben fremden Ritter ſtehen,
So wie er eben an der Thüre ſtand;
Den Rücken kehrt er zu der Mauerbrüſtung,
Abwehrend hebt er nun die rechte Hand.
Sein Auge feſt auf Willekin geheftet
Scheint mäßig jetzt zu leuchten, ſeine Stimme
Klingt leiſe zwar, doch minder trüb und dumpf,
Als er die Rede ſolcherweiſ' beginnet
„Graf Willekin von Montabur, halt an!
Du ſollſt Dein Leben nicht gewaltſam enden,
Ich geb' Dich frei. Ich bin kein Lebender,
Ich bin der todte Mann, den Du zu Tuln
Aus Schmach gerettet haſt durch Deine Großmuth
Und Deinen frommen Sinn, ich bin derſelbe,
Der Dir das ſchwarze Roß gegeben hat,
Auf dem Du ſiegteſt hier auf Greifenſtein.
Mein Leib, den Du in gottgeweihter Erde
Beſtatten ließeſt unter Prieſters Segen,
Hat die erſehnte Ruhe nur verlaſſen,
Um Dir zu helfen, der Du mir geholfen.
Doch weil ich aus dem Geiſterreiche Dir
Ein Pfand gelieh'n, daß Du es lebend nützeſt,
Ward ich gezwungen, ſo Dir zu erſcheinen,
Ward ein harte Probe Dir beſtellt,
Du ſelber weißt es, wie Du ſie beſtanden.
Nun lebe fürder ruhig in der Welt,
Wie ich die Ruhe find' in meinem Grabe.
Dir bleibt, was Du errangſt, die ganze Habe;
Sei Du ein milder Herr in dieſen Landen,
Dir bleibt das Glück, das Dir die Liebe bot,
Durchs ganze Leben bis zum ſpäten Tod."

Der Graf vernimmt's, doch kann er es kaum faſſen.
Der raſche Wechſel von der höchſten Noth
Zu ſolchem Glücke, läßt ihn zweifelnd ſchweigen,
Doch jener kann in ſeinem Denken leſen.
„Sei ruhig," ſagt er, „denn dies iſt kein Traum.
Nur Dir erſchein' ich wie ein ſterblich Weſen,
Der andern Menſchen Aug' erſchaut mich kaum,
Denn für der Erde Söhne bin ich Luft;
Sei ruhig, meinen Leichnam hält die Gruft,
Auch Deinem Blicke muß ich jetzt entſchwinden
Und nimmermehr wirſt Du mich wiederfinden."

Mit Staunen jetzt erkennt Graf Willekin,
Daß mehr und mehr der Andre als ein Schemen
Und wirklich körperlos vor ihm ſich zeigt.
In Dunſt und Nebel ſcheint er zu zerrinnen,
Geſtaltlos wallt er leicht im Dämmerſchein,
Bis er zerfließet, und die Luft iſt rein,
Die Nacht iſt ſtill, aus ſeinem Wolkenſchleier
Tritt nun der Mond; es hebt ſich froh die Bruſt
Des edlen Ritters und er athmet freier;
Laut pocht ſein Herz, als er zurücke ſchreitet,
Was Fluch ihm ſchien, gewandelt iſt's zum Segen.
Jetzt tritt er bei Mathilde ein, ſie breitet
Die weißen Arme ſehnend ihm entgegen.

Nicht immer bleibt die Treue unbelohnt,
Nicht immer muß der Gute unterliegen;
Es kann geſchehen, auch was ungewohnt,
Es kann geſcheh'n, daß Treu' und Ehre ſiegen.

Teofil Lenartowicz.

Ein Gedenkblatt,

gewidmet von

Gotthilf Kohn.

Fern von der Heimat, fern von seinen Lieben, auf italienischem Boden ist er gestorben. Sein letzter Wunsch, das Vaterland noch vor seinem Tode, wenn auch nur flüchtig, besuchen zu dürfen, ist ihm nicht in Erfüllung gegangen; aber in heimatlicher Erde soll er dennoch ruhen, und zwei Städte — Lemberg und Krakau — haben sich die Ehre streitig gemacht, seine sterblichen Überreste bei sich beherbergen zu dürfen.

Ich spreche von Teofil Lenartowicz, dem Dichter und Bildhauer, der verschwägert war mit Adam Mickiewicz und der in Florenz am 3. Februar l. J. eines plötzlichen Todes verschieden ist.

Wenn man bloß seine künstlerischen Erfolge in Erwägung ziehen wollte; wenn man in Betracht zöge, daß er von Jedermann geachtet und verehrt, selbst bei den Italienern, einer ihm fremden Nation, in hohem Ansehen stand; daß seine polnischen Werke, in verschiedene Sprachen übersetzt, den Italienern bereits so geläufig geworden sind, wie ihre eigenen, so möchte man sich fast versucht fühlen, den Mann, der ein Alter von 70 Jahren erreicht hat, für einen der Glücklichsten auf Gottes Erdboden zu halten — und man hätte sich getäuscht!

Er hat dieſen Gedanken ſelbſt in ſeinem unvergleichlichen Gedichte: „Die Zigeunerin“ ausgeſprochen:

„Lang her iſt's, ſo viel mir bekannt,
(Doch ſchwebt mir's ſtets im Sinn)
Da rief mir zu: „Reich' mir die Hand!“
Eine Zigeunerin.

„Reich' mir die Hand, mein Bürſchlein, reich'
Die Hand, mein Goldkind, mir;
Die Zukunft, die ſich birgt vor Euch,
Ihr Menſchen, deut' ich Dir.“

Es zitterte der Alten Hand,
Und ich, ich ſtand und hörte,
Und blieb vor Neugier feſtgebannt,
Was ſie mir ſagen werde!

Und ſeitwärts zog ſich durch den Wald
Ein Schwarm von ihren Brüdern;
Das Echo ſchwatzhaft widerhallt
Von den Zigeunerliedern.

„Da nimm die Hand, macht's Freude Dir,
Da nimm und ſchau' hinein!“
„Ach! theures Kind! Ach! glaube mir!
Gar glücklich wirſt Du ſein.“

„Bis in das Alter wirſt fürwahr
Den Freudenkelch Du ſchlürfen,
Wirſt nimmer kränkeln, nimmerdar
Der Aerzte Rath bedürfen.“

„Du wirſt in Deinem Dorf voll Glück
Bei Freund und Brüdern leben;
Es wird Dich nie des Neiders Blick,
Kein Feind zu kränken ſtreben.“

„Sag' mir auch dies, Prophetin, ſag':
Bleib' ewig ungeſtört
Ich unter meinem heim'ſchen Dach,
Auf meiner Heimat Erd'?“

Da ſtarrt' auf meine Hand ſie hin,
Und ſprach nach kurzer Zeit:
„Das Glück iſt wandelbar! halt' ihn,
Den Wanderſtab bereit!"

Das Glück, es ſagte mir auch ab,
Nichts wollt' es von mir wiſſen;
Nur zu dem Wanderſtabe hab'
Ich leider greifen müſſen."

Welche tiefe, bittere Ironie liegt in dieſen Worten! Abgeſehen davon, daß der Zigeunerin Prophezeiung von Anfang bis zum Ende ſich als unrichtig erwieſen hat; denn Teofil Lenartowicz hat „den Kelch der Freude" nie geſchlürft, war viele Jahre bis an ſeinen Tod leidend in hohem Grade, hat in ſeinem Heimatsdorf nicht „voll Freud' und Glück bei ſeinen Brüdern gelebt" — ſo weiß ihm die Zigeunerin nicht einmal dieſes vergängliche Glück für die Dauer zu ſichern; denn auf die Frage des Dichters, „ob er auch ewig ungeſtört werd' bleiben dürfen auf der Heimat Erd'?" — weiß ſie nur die eine Auskunft, daß „das Glück wandelbar ſei und daß er den Wanderſtab bereit halten möge" — und von allen ihren ſchönen Prophezeiungen hat ſich nur dieſe eine bewahrheitet.

Teofil Lenartowicz iſt in Warſchau 1822 geboren. Frühzeitig entwickelten ſich in dem Dichterjünglinge ſeltene Fähigkeiten, die ihm eventuell auch eine große politiſche Carriere in Ausſicht ſtellten. Gleich ſo vielen ſeiner Landsleute betheiligte ſich jedoch Lenartowicz insgeheim an den Ereigniſſen von 1848, was ſeinen weiteren Staatsdienſt unmöglich machte und ihn zur Emigration veranlaßte.

Unſtet irrte er längere Zeit umher, bald in Krakau, bald im Poſen'ſchen, bald in Paris weilend, wo er auch Adam Mickiewicz kennen lernte, deſſen Schwägerin Sofia Szymanowska er ſich ſpäter zur Gemahlin erkor, bis er zuletzt 1854 nach Florenz überſiedelte, wo er auch bis an ſein Lebensende verblieben iſt, in ſeinen freien Stunden dichtend, nebſtdem von der Bildhauerei ſich erhaltend, in ſeinen letzten Lebensjahren auch gleich Mickiewicz in Paris, mit einer Profeſſur für ſlaviſche, ſpeciell polniſche Literatur an der Florentiner Hochſchule betraut.

Das Glück, das er sich am häuslichen Herde, wenn auch auf fremdem Boden zu gründen versuchte, war ein flüchtiges gewesen. Nur in kurzer Ehe lebte er mit Sofia Szymanowska, der treuen Lebensgefährtin, die er 1861 heimführte. Sie, die liebende Hausfrau, die unter so Vielen des Dichters Streben allein vollkommen zu würdigen und zu schätzen gewußt hatte, sowie auch das einzige Kind, einen vielversprechenden Sohn, der dieser Ehe entsproß, raubte ihm der unerbittliche Tod nach wenigen Jahren.

Wir werden es nicht versuchen, des Dichters Schmerz nach diesen schweren Verlusten zu schildern; ihn können nur diejenigen in seiner ganzen Größe mitempfinden, die einen ähnlichen in der Fremde erlitten haben.

Aber Lenartowicz gehörte nicht zu jenen Naturen, die sich in ihrem Schmerze einem dumpfen Hinbrüten hingeben. Sein vollendeter Kunstsinn trieb ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, den Gedanken, die ihn beseelten, in Wort und Marmor Ausdruck zu verleihen.

In seiner Bescheidenheit sich unterschätzend, glaubte er nicht, auf den unvergänglichen Ruhm eines Mickiewicz oder Krasinski Anspruch erheben, ihnen ebenbürtig sein zu dürfen; nur als simpler „Lyriker Masoviens" wollte er betrachtet werden.

Mit diesen schlichten Worten ist angedeutet, was er beabsichtigt hat und wie gestaltet seine Lyrik war. Es ist nicht endloses Liebesleid und Liebesweh; nein! es ist die Seele seines Volkes, die sich in diesen melodiösen, formvollendeten, bald schalkhaften, bald wehmüthigen Liedern wiederspiegelt; es ist die Seele des Volkes, die durch die Blätter des Waldes rauscht, die die Saiten seiner Lyra schwellen macht, die vergangene Herrlichkeit auf's Neue belebt und mehr als einmal sogar, wenn der Dichter auf die glänzende Vergangenheit seiner Heimat zu sprechen kommt, aus dem Lyrischen in's Epische umschlägt!

Wer wird bei Lenartowicz' tiefgefühlten, wehmutsvollen Klängen nicht unwillkürlich an eines geistesverwandten Dichters, an Bogdan Zaleski's „Sänger in der Fremde" erinnert:

„Kann mein Herz nie vergessen,
Nie vergessen, zu träumen?
Muß es irren beständig
In des Heimatlands Räumen?

Fern von ihm mit der Laute
Zieh' herum ich und weine,
Und von Ort zu Ort irrend,
Denk' an es ich alleine!"

So ein „Sänger in der Fremde" war auch Lenartowicz: der Refrain aller seiner Lieder, der Schwerpunkt aller seiner an die Landsleute gerichteten Briefe ist die Sehnsucht nach der Heimat.

Im Gegensatze zu vielen seiner Mitbürger und Collegen war Lenartowicz Demokrat durch und durch; er wußte aus eigener Anschauung, daß der Adel in seiner Exclusivität bei allen Völkern wohl das Wenigste zur Hebung des Volksbewußtseins, der Volksbildung, des Volkswohlstandes beigetragen hat, daß vielmehr die Initiative zu jedem kühneren Schritte immer von dem sogenannten Mittelstande, ja in den meisten Fällen sogar von Männern aus den niederen Schichten des Volkes ausgehen mußte und daß es in Polen von jeher auch nicht anders gewesen ist. Darum sehen wir ihn auch den polnischen Handwerkervereinen in Lemberg und Krakau als unterstützendes und Ehrenmitglied angehören; darum betheiligt er sich mit ansehnlichen Summen an der Gründung des Akademikervereines in Krakau; darum behandelt er in allen seinen Dichtungen mit solcher Vorliebe populäre Stoffe und ist er, obwohl an Genie einem Slowacki und Krasinski weit nachstehend, doch ungleich populärer geworden, als sie.

Einen Theil dieser Popularität müssen wir auch seiner poetischen Geistesrichtung zuschreiben: dieselbe ist streng religiös und behandelt neben nationalen Stoffen aus der Geschichte Polens auch vielfach religiöse, wie z. B.: „Die heilige Sophie", „Die heilige Mutter von Studzieniec", „Die Gebenedeite" u. s. w. Ein Freigeist war er einmal nicht, und das sind auch die wenigsten seiner Landsleute. Als ich ihm meine für ein polnisches Publicum berechnete Übersetzung von Chamisso's lyrischen Gedichten zur Begutachtung sendete, fand er dieselbe zwar gut, aber meinte tadelnd: Ich solle mich durch diesen leichten Erfolg nicht verführen lassen; denn ein Dichter, wie Chamisso, verdiene es nicht, im Polnischen populärisirt zu werden. Seine Richtung war ihm eben zu freigeisterisch.

Wir mögen diese Ansicht immerhin als eine irrige bezeichnen, so gibt es doch noch viele andere Ansichten des Verstorbenen, die einen

dauernden Werth nicht nur bei seinen Landsleuten behaupten mögen, z. B. die Ansicht von dem Werthe des Volksliedes, das seine Weihe nicht erst durch den Ausspruch der Professoren und hohen Gelehrten erhält, sondern vollkräftig und vollwichtig ist, wenn es aus Volkes Munde kommend, in Volkes Herzen widerhallt.

Ein solches echtes Volkslied ist auch Teofil Lenartowicz' „Uhlan":

„Draußen scharrt mein Roß die Erde,
Tönt der Trommel Klang:
Vater, Mutter, meine Lieben!
Lebt mir wohl für lang."

„Zu der Schlacht ruft die Drommete,
Ruft mich weg von hier.
Scheiden muß ich; euern Segen
Gebet, Eltern, mir."

„Bursche! führ' mir vor mein Rößlein,
Reich' mir meine Wehr!
Lebet wohl, geliebte Eltern!
Mutter! wein' nicht mehr!"

„Was wär' an dem ganzen Leben
Ohne Kampf und Streit?
Hab' genug geruht, zu Thaten
Ist's jetzt für mich Zeit."

„Hört Ihr die Geschütze dröhnen?
Hört Ihr, wie es kracht?
Lebet wohl! geliebte Eltern!
Trag' mich, Roß, zur Schlacht!"

Wer hört aus diesen einfachen Klängen nicht den Schlachtendonner heraus? Wer fühlt nicht die Ungeduld des jungen Kämpen mit, der für sein Vaterland auf dem Felde der Ehre bluten möchte?

Die Ereignisse von 1861, jene brutalen Verfolgungen polnischen Volksthumes, die von einem Grotteger und Kossak in ihren unsterb-

lichen Bildern verewigt worden sind, das Gemetzel polnischer Kirchgänger in Warschau am 25. Februar 1861, welches das Signal zu immer rascherer Ausbreitung des polnischen Aufstandes gegeben hat, all' diese Ereignisse sind auch an Lenartowicz' empfänglichem Gemüthe nicht spurlos vorübergegangen.

Er feiert in einem begeisterten Gedichte „zu Ehren des 25. Februar" den polnischen Aufstand; er sieht in dem Volke, in den Opfern, die an jenem verhängnißvollen Tage durch Barbarenhand erlagen, den mit schwärenden Wunden bedeckten, elenden, biblischen Lazar, der vom Feinde durch Dick und Dünn gehetzt, in der Größe seiner Sache den Muth zum stummen Widerstande, zum Tode gefunden hat und noch im Tode dem Feinde Bewunderung abzwingt, den Lazar, den Gottes Hand selbst aus dem Grabe weckt, um Zeugniß abzulegen für seine Sache!

Lenartowicz' Gedicht, von uns im Rhythmus des Originales mitgetheilt, lautet:

„Faß' Dir von Neu'm ein Herz,
Es endet schon der Schmerz,
Das Leid, die Schmach,
Gott macht zum Kinderspott
Den Feind, vom Grab ruft Gott:
„Lazar, erwach'!"

„Stimm' frohe Hymnen an,
Erstehe wie ein Mann,
Leg' Zeugniß ab,
Daß Dich des Ew'gen Macht
Erweckt aus Deiner Nacht,
Aus Deinem Grab."

„Schau', wie sie Staunen faßt,
Daß aufgelebt Du hast,
Dem Grab entgingst.
Sagt' ich's doch selbst Dir zu,
Daß Du einst kämst zur Ruh',
Den Feind bezwingst."

„Sagt ich's Dir doch ſchon lang,
Sagt' mit des Donners Klang:
So ſpricht der Herr,
Der ſtillt der Schmerzen Gluth,
Der zählt der Thränen Fluth,
Die Wunden ſchwer."

„Aufſtandeſt Du vom Fall,
Und Deiner Stimme Hall
Erweicht' den Feind.
Ihn faßte tiefe Scham
Ob Deiner Zähren Gram,
Durch ihn geweint."

„Er ſchlug das Aug' zur Erd',
Denn wehrlos ſeinem Schwert
Bot'ſt Du Dein Herz;
Dein ſtiller Klageton
Genügt, zu ſchmelzen ſchon
Des Kaltſinns Erz."

„Abſeits der Frevler Spott
Mahnt' ich Dich: Glaub' an Gott,
Der ſchuf die Erd'!
Der Dir den Odem nahm,
Der Dich verſenkt' in Gram,
Mit Schmach beſchwert',"

„Auf daß Du in Dich geh'ſt,
Des Volkes Leiden ſeh'ſt,
Seh'ſt ein Dein Nichts.
So ſtumpft' in ſeinem Zorn
Gott Deiner Hoffart Horn,
Beraubt' des Licht's."

„Den Leib legt' ich zu Grab,
Doch Falkenklarheit gab
Ich Deinem Geiſt,
Daß über's Erdenrund

Er ſich erheb' zur Stund'
Und mit beredtem Mund
Künd' Wahrheit dreiſt."

„Sowie der Hirſch den Quell,
Trankſt Du ihr Waſſer hell,
Die Fluthen klar,
Hieltſt Du bei Tag und Nacht
Vor meinem Kreuze Wacht,
Du mein Lazar!

„Genug der Gräber ſchon —
Hin iſt des Feindes Hohn!
Sieh! er gibt nach!
Den Bann, der Deinem Grab
Anhaftet, ſtreife ab —
Lazar, erwach'!"

Die Idee des Aufſtandes von 1861 mag wohl in mehr als einem Gedichte kunſtvoller und gewählter, kräftiger nirgends ausgedrückt worden ſein.

Was wir hier angeführt haben, ſind bloß kleinere Proben von Lenartowicz' Dichtkunſt und größere anzuführen geſtattet uns der beſchränkte Raum dieſes Aufſatzes nicht, ſchon wegen der großen Anzahl derſelben.

Zu den namhafteſten gehören ſeine lyriſch-epiſchen und epiſchen Dichtungen: „Die Schlacht von Raclawice," die ſpäter von Anczyc (dem polniſchen Anzengruber) zu einem effectvollen Volksſtücke verwerthet worden iſt, „Altes Rüſtzeug", in welchem der Verfaſſer in einer Reihe künſtleriſch äußerſt gelungener Balladen Erinnerungen an die ruhmreiche Vergangenheit ſeines Volkes wiederum zu wecken verſucht und „Italieniſche Rhythmen", eine Reihe polniſcher Nachbildungen italieniſcher Volksweiſen.

In brieflichen Verkehr mit dem polniſchen Dichter trat ich 1880 anläßlich der erſten Buchausgaben, die ich in Galizien unternahm. Es war kein regelmäßiger und häufiger Briefwechſel, denn dazu hatten wir beide nicht viel übrige Zeit. Aber manche ſeiner Anſichten haben ſich mir tief eingeprägt und Veranlaſſung zu erhöhter Denkkraft gegeben.

In seinem vorletzten Briefe äußerte er sich voll Beifall über ein Sammelwerk, das ich unter dem Titel: „Polen im Lichte deutscher Dichtkunst" hatte erscheinen lassen und in welchem die Polenlieder Lenau's, Mosens, Ortlepps, Platens und Anderer in polnischer Übersetzung von mir unter Beihilfe anderer Dichter gesammelt und veröffentlicht worden sind.

Sein letzter Brief, 17 Tage vor seinem Tode datirt, läßt Todesahnungen durchblicken, die mir um so befremdlicher erschienen, als Lenartowicz damals zwar schon ein 70jähriger Greis, aber trotz seines Alters und seines langjährigen Leidens noch ziemlich rüstig war, so rüstig, daß die polnischen Blätter von verschiedenen seiner neuesten Pläne, unter anderen auch von einer für's Frühjahr nach Lemberg projectirten Reise Bericht erstatteten.

In dem oberwähnten Briefe des Dichters heißt es jedoch, allen diesen Gerüchten zum Trotz: „Im siebzigsten Lebensjahre da fließen schon die Gedanken träger, öfter sich erneuernde körperliche Leiden und Gebrechen machen Einen schwerfällig", und ein paar Zeilen weiter findet sich bereits eine unverblümte Anspielung auf den in Bälde erwarteten Tod, die in der halb scherzhaft hingeworfenen Äußerung gipfelt: „Ich möge dem alten Versemacher das geneigte Wohlwollen, das ich ihm bei Lebzeiten bewiesen habe, auch noch einige Jahre nach seinem Tode bewahren."

Um so ergreifender wirkte auf mich die Nachricht von seinem am 3. Februar l. J. in den frühesten Morgenstunden fast plötzlich erfolgten Tode.

Tags vorher hatte sich der greise Dichter anscheinend noch recht wohl befunden, hatte sogar zu seinem (unerwarteterweise letzten) Porträt dem Maler Sosanski gesessen, während er selber an einer kleinen Gypsfigur modellirte. Darauf entfernte er sich gegen Abend, um eine bekannte polnische Emigrantenfamilie in der Nachbarschaft zu besuchen, in deren Gesellschaft er sich vortrefflich unterhielt.

Nach Hause rückgekehrt, fühlte er plötzlich heftige, unerträgliche Schmerzen, insbesondere einen schweren Druck in der Kopfgegend. Der auf der Stelle herbeigerufene italienische Arzt fand den Zustand des greisen Patienten vollkommen unbedenklich und entfernte sich unter beruhigenden Äußerungen. Trotzdem nahm der Schmerz, der dem greisen Dichter die Besinnung raubte, von Stunde zu Stunde zu, und

— wie man allgemein annimmt — gegen 3 Uhr nach Mitternacht machte ein Gehirnschlag seinem Leben ein Ende.

Die Sammler von letzten Aussprüchen berühmter Männer behaupten, sein letztes Wort habe seinem Vaterlande gegolten; Andere sagen bloß, er habe sich an den Kopf gegriffen und unter den fürchterlichsten Schmerzen auf italienisch ausgerufen: „Oh! mia testa! mia testa!“ Ich halte letztere Ansicht, allen Schönfärbern zum Trotze, für die wahrscheinlichere.

Laut Lenartowicz' Bekannten gegenüber geäußertem Wunsche, wollte er in Lemberg, in der Nähe seiner Freunde, der Dichter Goszczynski und Bielowski und des Historikers Szajnocha, zur letzten Ruhe bestattet werden. Es ist anders gekommen: die Mehrheit der polnischen Intelligenz, an ihrer Spitze des Dichters Verwandte, erhob Protest gegen einen so bescheidenen Wunsch und verlangte einstimmig, der Sänger des Volkes solle auf der Skalka, dem polnischen Pantheon, der letzten Ruhestätte der um polnische Kunst und Literatur hochverdienten Männer, wie Kraszewski, Sieminski, Pol und Anderer beerdigt werden, und in dieser Richtung ist schließlich auch entschieden worden.

Für den simplen „Lyriker Masoviens“ die höchste Ehre, die man ihm erweisen konnte, wenn sie auch nicht mit seinem letzten Willen übereingestimmt hat. Unangenehm fühlt sich jedoch jeder Unbefangene berührt durch den taktlosen, dem Ansehen des Todten Abtrag thuenden Parteienhader, den diese „Beerdigungsfrage“ unter den Lemberger und Krakauer Blättern zeitweilig hervorgerufen hat.

Balladen

von

Hans Falke.

Die alte Magdalene.

Vor'm Richtertiſch im hohen Saal —
Im Aug' des Jammers Thräne —
Steht heut' am Tag zum erſten Mal
Die alte Magdalene.

Der Richter ſieht ſie milde an
Vom Mitgefühl getragen,
Er winkt ſie nah' zu ſich heran,
Nach Pflicht ſie zu befragen:

„Nun, Alte, ſprecht, was fiel euch ein
Zu betteln hier im Orte!
Das kann euch nicht geſtattet ſein
Nach des Geſetzes Worte!"

Aufſeufzend d'rauf die Alte ſpricht:
„Laßt mich um Nachſicht bitten!
Ihr kennt des Hungers Qualen nicht
Und habt ſie nie gelitten;

Doch ich — ſeitdem dahier den Arm
Der Wolf mir weggeriſſen —
Bekam gar oft — daß Gott erbarm!
Recht herzlich ſchmale Biſſen.

Das hat fürwahr nicht wohl gethan —
Ich mußt' mich drein ergeben;
Doch gänzlich ohne Speiſe kann
Auf Erden Niemand leben."

„Der Wolf den Arm — ſo ſagtet ihr?—
Wie ſoll ich das verſtehen!
Das klingt ja ganz unglaublich ſchier:
Und wann wär' das geſchehen?"

So ſpricht der Richter ſtaunend ſehr
Ob dem, was er vernommen;
Das Weiblein d'rauf: „Ja, hört nur, Herr,
Wie's über mich gekommen:

Ihr wißt, wo unſer Häuschen ſteht —
Allein am Waldesrande,
Wo ſtets der Wind ſo grimmig weht,
Als nirgends ſonſt im Lande;

Wo Winters all' das Waldgethier,
Das gute und das ſchlimme,
Sich meldet, von des Hungers Gier
Gelockt, mit lauter Stimme.

Da tönt denn öfters auch darein
Der Wölfe heiſ'res Bellen;
Faſt kommen auch zur Thür' hinein
Die grimmigen Geſellen.

Ich zog dort ein als junges Weib —
Wohl ſind's ſchon viele Jahre —
Da war noch ſtark und ſtolz mein Leib
Und ungebleicht die Haare;

Ich lebte friedlich und in Ruh'
Mit ihm, der mich begehrte;
Bald kam ein Drittes auch hinzu,
Das ich ihm froh beſcherte.

Ein Bube war's, ein Nimmerſatt,
Wir waren's wohl zufrieden;
Nur dieſes eine Kindlein hat
Der Schöpfer uns beſchieden.

Ich hatt' ihm, weil es eins nur war,
Auch alle Lieb' gegeben;
In ihm nur lebt' ich ganz und gar,
Dem ich geſchenkt das Leben.

Vier Jahre war der Knabe alt,
Gar feſt in Fleiſch und Knochen,
Als g'rad beſonders ſtreng und kalt
Der Winter eingebrochen.

So ſtrenge, daß im Walde drauß'
Das Jagdwild eingegangen;
Die Wölfe nur, die hielten's aus,
Doch wuchs ihr Mordverlangen.

Nun war's einmal, daß ich allein
Mich aufhielt in der Stube,
Dieweil vor'm Haus im Sonnenſchein
Sich tummelte mein Bube.

Da dringen plötzlich an mein Ohr
Entſetzensvolle Schreie!
Das war mein Kind! — Ich ſpring' empor.
Und ſtürz' entſetzt in's Freie;

Ich komm' vor's Haus in großer Haſt
Und mein', ich müßt, verzagen:
Der Wolf hat unſer Kind erfaßt
Und will's von dannen tragen!

Mir ſtockt vor Schreck im Leib das Blut;
Doch bin ich hingeſprungen
Und hab' mit der Verzweiflung Muth
Mein Kind ihm abgerungen.

Das Meſſer ſtieß ich ihm hinein,
Mit dem ich Holz geſpalten;
Da ließ er raſch die Beute ſein,
Die er ſchon feſtgehalten.

Doch ſeht, ein ſolches Raubgethier,
Das läßt mit ſich nicht ſpaſſen;
Wohl traf ich gut — doch wollt es mir
So leicht den Sieg nicht laſſen.

In ſeines Schmerzes Wuth und Pein
Schnappt' es nach meinem Arme
Und biß ſich mehr und mehr hinein —
Schon floß das Blut, das warme!

Wie ich mich endlich losgemacht,
Wie ich den Schmerz ertragen,
Und noch das Kind ins Haus gebracht,
Das kann ich euch nicht ſagen!

Zum Glück kam bald der Mann nach Haus,
Der fand mich ohne Sinnen,
Er dacht', es wär' mit mir ſchon aus
Und wußt' nicht, was beginnen.

Zum Doctor lief er in die Stadt,
Der kam nach langen Stunden;
Ich war erwacht, doch todesmatt,
Heiß brannten meine Wunden.

Sie führten ins Spital mich fort,
Dort bin ich wohl geneſen,
Doch meinen Arm, den ließ ich dort,
Ich war ein krüpplig' Weſen.

Nun, Herr, ihr wißt, ein Häuslerweib —
Ich will damit nicht klagen —
Das lebt nicht juſt zum Zeitvertreib,
Es muß ſich tüchtig plagen;

Und wenn der rechte Arm ihm fehlt,
Der Arbeit erſte Stütze,
Dann iſt's zu viel auf dieſer Welt
Und rein zu nichts mehr nütze.

Das fand der Mann auch bald heraus
Und gab mir's oft zu wiſſen:
Ich ſei ihm nichts mehr nutz' im Haus,
Er würd' mich gerne miſſen.

Auch wollte oft das täglich' Brot,
Für alle drei nicht langen,
So bin dann i ch, von Hungers Noth
Geplagt, in's Bett gegangen.

Ich trag' ihm's g'rad' nicht nach dem Mann' —
Er hat schon ausgeduldet —
Nun — aber — weh hat's doch gethan,
Ich hab's ja nicht verschuldet!

Und seht nun, Herr, bin ich auch alt,
Ich wollt' noch gerne schaffen,
Um mir den Lebensunterhalt
Den schmalen zu erraffen;

Doch — nun — ihr seht's jetzt selbst wohl ein,
Auch mit dem Richterauge,
Daß ich mit diesem Arm allein
Zur Arbeit nicht mehr tauge."

Der Richter senkt den Blick zu Thal,
Er muß die Augen decken,
Die Thräne, die hinein sich stahl,
Vor'm Weibe zu verstecken.

Dann spricht er laut mit mildem Ton:
„Noch wollt mir Antwort geben:
Was ist's denn nun mit eu'rem Sohn,
Dem ihr geschenkt das Leben?

Zweimal geschenkt! — Der wird euch nun
Dafür doch redlich pflegen,
Und, da ihr's nicht vermögt zu thun,
Für euch die Arme regen!"

Da blickt die Alte still vor sich,
Gleich wie von Scham befangen,
Und eine leise Röthe schlich
Sich in die mager'n Wangen:

„Mein Sohn? — Je nun — der war — der ist —
Der hat ein Weib genommen,
Und Kinder sind nach kurzer Frist
Dazu ins Haus gekommen.

Da geht's denn auch gar hoch nicht her,
Ist alles schmal bemessen;
An Arbeit gibt es immer mehr
Und weniger zum essen.

Wenn dann oft gar zu wenig war
Den Hunger zu vertreiben,
Dann mußte „eines“ aus der Schar
Natürlich hungrig bleiben.

Nun — gestern Abends — klagt' ich drob —
Das hat ihn wohl verdrossen;
Da hat er mich — ganz kurz und grob —
Zum Haus hinausgestoßen!“

Am Weiher.

Feierliches, ernstes Schweigen
Herrscht im grünen Tannenkreise;
Aestesschwanken, Wipfelneigen,
Kaum bemerkbar, sanft und leise!

Stamm an Stamm in starrer Strenge
Reihen sich die stolzen Riesen,
Und es schwinden im Gedränge
Waldesblößen, Waldeswiesen.

Mühsam schafft für seine feuchte
Fläche sich ein stiller Weiher
Platz im Kreis; — des Sonnstrahls Leuchte
Schimmert d'rauf zur Mittagsfeier.

Schimmert nur mit schwachem Glanze,
Schimmert nur für kurze Dauer —
Trotz dem Tannenwipfelkranze,
Trotz der Stämme fester Mauer.

Einem dunklen Augensterne
Gleicht die klare Tropfenmenge,
Das da blickt in helle Ferne
Sehnsuchtsvoll aus grüner Enge.

Todtes Schweigen, ernst und strenge!
Menschenstimme, Vogelweise
Und des Waldthiers dumpfe Klänge
Sind verstummt im Tannenkreise!

An des Weihers naßem Rande,
Den die Wellen leiſe ſchlagen,
Liegt ein Hut mit buntem Bande,
Wie ihn kleine Knaben tragen;

Liegt zu einer Tanne Füßen,
Dort allein im weichen Mooſe,
Und die Krempe iſt zerriſſen,
Und das Bändchen flattert loſe.

Doch der putzige Geſelle,
Der ihn trug, iſt nicht zu ſehen!
Eilig drängt ſich Well' an Welle
Düſter murmelnd im Vergehen.

Horch, da nahen ſchnelle Schritte
Dort herüber, wo verſchwommen
Hauſesmauern in der Mitte
Grünen Tanns zu ſehen kommen.

Förſterhaus! — Im fernen Forſte
Folgt der Förſter ſeinen Pflichten,
Während ihm daheim im Horſte
Eh'weib muß die Wirthſchaft richten.

Näher klingt der Schall der Schritte,
Und ein Weib in jungen Jahren,
Im Gewand von derbem Schnitte
Theilt der Bäume grüne Scharen.

Aengſtlich ſuchend in der Runde
Schweift ſein Blick nach allen Seiten,
Und es tönt aus rothem Munde
Lautes Rufen in die Weiten:

„Andres, — Andres!“ — Schrill und ſchreckend
Schallt es weithin längs der Bäume,
Leiſen Wiederhall erweckend
Zieht ſich's durch die düſter'n Räume.

Keine Antwort! — Schwer und bange
Laſtet todte Ruh', wie eher
Ueber'm Wald; — im Schreckensdrange
Stürzt das Weib zum Waſſer näher.

Kleiner Hut am Weiherrande
Zeigt ſich ſeinen bangen Blicken,
Schrecken lähmt der Zunge Bande,
Droht die Stimme zu erſticken;

Krampfhaft reißen blanke Arme
In die Höh' die theure Habe
S' iſt ſein Hut — daß Gott erbarme —
Nur ſein Hut! — Und wo der Knabe?

Zu den Füßen in die naße
Dunkle Tiefe, ſtarrt das bleiche
Weib, im Grund der Tropfenmaſſe
Suchend nach des Kindes Leiche.

Kalten Schweißes ſchwere Tropfen
Dringen aus der Stirnhaut Zellen;
Sichtbar alle Pulſe klopfen,
Augen aus den Höhlen quellen.

Aufwärts, langſam, ſtarr und ſchaurig
Hebt der Blick ſich, ſchier entgeiſtert;
Tannenwipfel flüſtern traurig,
Von des Windes Hauch bemeiſtert.

Wild zuckt's auf mit einem Male
Im Geſicht in Angſt und Schmerzen;
In entſetzensvollem Schalle
Dringt ein Wehſchrei aus dem Herzen;

Und verzweifelnd ſeine Hände
Über'm Kopf zuſammenſchlagend
Eilt das Weib von Weihers Ende
Hin zum andern — weinend, klagend. —

Horch, was tönt dort von der Weiten!
Leiſes Rauſchen, leiſes Regen;
Durch die Büſche hört man's gleiten,
Langſam ſich herbeibewegen.

Auch das Ohr des armen Weibes
Hat den Schall bereits vernommen,
Bange vorgeneigten Leibes
Lauſcht es athemlos, beklommen.

Näher kommt's herangezogen
Aus des Forſtes grüner Mitte;
Hat das Mutterherz gelogen,
Sind's nicht ſchwache Kinderſchritte?

Wilde Haſt und wilde Eile
Hat das Weib im Nu befangen,
Vorwärts ſtürzt es ohne Weile,
Halb in Hoffnung, halb in Bangen.

Munter ſchreitend durch die Büſche
Kommt ein Knäblein hergegangen,
Heller Glanz der Lebensfriſche
Liegt ihm auf den vollen Wangen;

Braune Locken flattern loſe,
Tief geſenkt die Augenlider
Trippelt's näher auf dem Moſe,
Sorgſam ſchlägt's die Blicke nieder;

Nieder auf die kleinen Hände,
Die im Schürzchen wohlgeborgen,
Rother Beeren würz'ge Spende
Heimwärts tragen, reich an Sorgen.

„Andres!" — tönt's in frohem Schalle,
Aufwärts blickt der kleine Knabe:
„Mutter — ſieh — die Beeren alle,
Die ich heut' geſammelt habe!"

Heiße Küſſe ſchließen ſeinen
Mund, und froh ihn aufwärts hebend
Drückt die Mutter ihren Kleinen
An die Bruſt, in Glück erbebend.

In den Tannenwipfeln leiſe
Regt der Wind die jungen Triebe,
Summt die ewig alte Weiſe
Von der Mutter Glück und Liebe.

Zur Erinnerung

an

Franz Nissel.

Von

W. . . . . .

Die „Dioskuren“ haben Franz Nissel einen ihrer werthvollsten Beiträge, das im Jahrgange 1885 eingereihte Bruchstück aus der Tragödie „Timur in Ispahan“, zu danken, und sie erfüllen nur eine liebempfundene Pflicht, wenn sie ihm ein Blatt würdigender Erinnerung widmen. Eine Erinnerung, die, gleich dem nach Grillparzer bedeutendsten Dramatiker Oesterreichs, der idealen Gestalt des Menschen gelten soll, wie sie in schlichter Absichtslosigkeit aus seiner, leider nur bis zum Jahre 1849 reichenden Selbstbiographie und den ihr angefügten Briefen und Tagebuchblättern hervortritt.

Als welch' bitteres Martyrium stellt sich da der Lebenslauf des Mannes dar, der den „Perseus“, „Heinrich den Löwen“, die mit dem Schillerpreis gekrönte „Agnes von Meran“, „Die Zauberin am Stein“, das „Nachtlager Corvins“ und so manch anderes werthvolle Drama gedichtet hat! Ein düsteres Bild, das mit ebenso warmer Hochschätzung, wie tiefer Traurigkeit erfüllt. Die glühende Begeisterung, mit der Nissel seine Mission als dramatischer Dichter erfaßt und unbekümmert um äußeren Erfolg verfolgt hat, bekundet sich da in geradezu imponirender Weise. Wie Wenige nur besitzen die Seelengröße, ihren Idealen

unentwegt treu zu bleiben, der Entmuthigung mangelnder Anerkennung, dem Druck schwerer Entbehrungen, ja der Noth zum Trotze. Und wie wurde bei Nissel dieser Doppelkampf um die Existenz und um das Recht seiner poetischen Eigenart grausam noch verschärft durch seine seit früher Jugend schon stark erschütterte Gesundheit! Eben die Schlichtheit seiner Selbstschilderung, die geradezu sublime Ehrlichkeit, mit der er jede Fiber seines Wesens bloßlegt, läßt seine Gestalt so tief rührend erscheinen; hier in dem unverhohlen hochgesteigerten Selbstgefühl des Dichters, der sich zu Großem berufen fühlt, dort in dem Zutodebetrübtsein einer zeitweise unter physischen Einflüssen und enttäuschten Hoffnungen erschlaffenden Schaffenskraft und zwischendurch im ungeschminkten Jammer über das Lähmende vergeblichen Ringens nach nur des Lebens Nothdurft für sich und die Seinen. Wie es sich ihm so knapp um diese nur handelte, beweist der bis nahe an sein Ende unerfüllte Wunsch, durch ein Jahreseinkommen von 1000 bis 1200 fl. eine Existenzsicherung für sich und seine Familie zu erringen. Das Geständniß, es selten nur über 800 fl. gebracht zu haben, erhält einen gar bitteren Beigeschmack noch dadurch, dass es, um selbst dieses nur zu erlangen, häufig demüthigender Bittgesuche bedurfte, eines jener Beiträge theilhaft zu werden, die zur Unterstützung begabter Schriftsteller bestimmt sind. Wie tief fühlte sich Nissel in seiner Manneswürde, im Bewußtsein des Werthes seiner Schöpfungen durch diese Formalitäten verletzt. Im Gefühl der Verantwortung für die Familie, die er in innigem Herzensdrang gegründet, wußte er seinen gerechten Stolz zu beugen; mit welch' bitterem Leid aber waren die durch dieses Opfer errungenen „Unterstützungen" erkauft! Und in diesem unausgesetzten, durch einen schonungsbedürftigen Organismus und stets wiederkehrender Krankheit erschwerten Ringen, ist Nissel keinen Augenblick von der Verfolgung seines Zieles abgewichen, hat er allen Enttäuschungen trotzend immer wieder all' seine Kräfte für dessen Erreichung eingesetzt.

Ein echter Dichter allein konnte dieses Los tragen, in dem Sichversenken in eine ideale Welt und dem stets neu zu erhöhtem Leben aufrüttelnden Schaffensdrang. Wenn aber wohl jeder Poet die Wonnen der Inspiration durch Momente des Versagens seiner Kraft, des Verzagens an ihrem ausreichenden Maße schmerzlich büßt, wie häufig und einschneidend mußten sich diese bitteren Augenblicke bei dem

von Krankheit und Noth Bedrückten einstellen. Und dies auch war es, was er vor allem am qualvollsten empfand. Welch' tiefe Verzweiflung klingt aus der Klage heraus: „Ein Dichter und eine schwächliche Natur!“ — „Ich fühle mich krank und kann mich nicht schonen, da ich angestrengt arbeiten sollte. Ich werde meine Verpflichtung dem Stipendium gegenüber nicht erfüllen können, wenn ich mich auf den Kopf stelle, mit diesem gegen die Wand renne. Meine ehrlichsten Bestrebungen scheitern theils an dem Zustande meiner Gesundheit, theils an mancherlei Gemüthsleiden. Und man glaubt vielleicht von mir, ich schwelge im Glück des dolce far niente, ich vergesse darüber ehrlos die Pflichten, die mir obliegen!“

Sicher würde sich Nissels Los milder gestaltet haben, wäre er, auch im Leben nur, ein Mann der Compromisse gewesen, allein von unerschütterlicher Wahrhaftigkeit stand er nach jeder Richtung unentwegt für seine Ueberzeugungen ein, unbekümmert darum, sich dadurch die zur Zeit maßgebenden Persönlichkeiten, die Machthaber der Epoche principiell zu verfeinden. So blieb denn seine harte Bedrängniß ungemindert, aber über all' den Lebensjammer siegte immer wieder der Gestaltungsdrang des dramatischen Poeten, und jeder neuen Aufgabe, die er sich gestellt, widmete er sich mit unvermindert begeisterter Hingabe.

Carl Pröll hat ihm den Beinamen des „Sysiphus“ unter den Dichtern beigelegt, und diese Bezeichnung trifft bitter zu. Die Klage, daß „wenn jemals ein Lichtstrahl in seine düstere Existenz gefallen“, er alsbald verlöscht sei, ist grausam wahr. Trotz der warmen Anerkennung, die sein „Perseus“ — wohl das bedeutendste seiner Dramen — und „Heinrich der Löwe“ fanden, vermochten sich die Dichtungen nicht auf dem Repertoire zu halten. Obwohl „Agnes von Meran“ von dem Richtercollegium einstimmig mit dem Schillerpreise ausgezeichnet worden, gelangte sie doch auf wenigen Bühnen nur zur Aufführung, und merkwürdiger Weise brachten sie eben jene Theaterdirectoren, die für die Preisertheilung gestimmt, gar nicht zur Darstellung. Und nicht minder merkwürdig wohl ist es, daß Laube, der mit so sicherem Spürsinn für Erfolg ausgestattete Theaterpraktiker, die nun so bewährt bühnenwirksame „Zauberin am Stein“ zurückgewiesen hat. Kein Wunder, daß des Dichters Lebens- und Schaffensmuth unter dem Unstern, der über seinem Geschicke waltete, in der bitteren Empfindung, daß ihm

sein Recht nicht werde, oft zu erliegen drohte, wohl aber nahezu ein Wunder, dass er trotz alledem mit ungebrochenem Schwunge Dichtung an Dichtung reihte. Ein Wunder, dessen Quelle die Kraft seiner Begabung, die tiefe Innerlichkeit seines Wesens, die makellose Reinheit seines idealen Strebens gewesen.

Das schwerste Verhängniß Nissels war es, daß er zu den Zuspätgeborenen zählte. Ein Vierteljahrhundert früher würde er zündend gewirkt haben. Eben weil die Kunst die edelste Lebensblüthe, also ein Lebendiges ist, unterliegen ihre Ausdrucksformen dem Wandel der Zeiten. Nissel gerieth als Repräsentant einer ablaufenden Productionsepoche in eine Uebergangsperiode, der es einerseits an Affinität, anderseits an der Klärung gebrach, das von ihm Gebotene objectiven Sinnes zu würdigen, vom künstlerischen Standpunkte aus zu genießen. Das überwuchtend rhetorische Element im Drama hatte schon, im unausbleiblichen Rückschlag jeder Überwuchtung, eine Auflehnung dagegen, das Bedürfniß nach einer einfacheren, knapper auf die Charakteristik beschränkten als schmuckreichen Ausdrucksweise hervorgerufen. Auch seinen Stoffen stand und steht das Publicum kühl gegenüber, das sich vornehmlich für der Gegenwart entnommene Probleme oder doch nur für solche interessirt, die sich zu der herrschenden Geistesströmung und Weltanschauung in Connex stellen.

Nun stimmt zwar die Weltanschauung Nissels, wie sie sich in seiner Selbstbiographie in schärfster Ausprägung offenbart, mit jener der Neuzeit, ja sie dient sogar der Auffassung und Behandlung seiner zeitfernen Stoffe zur Grundlage, doch mit einer Tiefe der Auffassung, die sich der Flüchtigkeit des Theaterbesuchers entzieht, von dem allezeit der Ausspruch Friedrich Schlegels gilt: „Jedes Volk will auf der Schaubühne nur den mittleren Durchschnitt seiner eigenen Oberfläche schauen". Ihm diesen zu bieten, war Nissel eine zu vollwerthige Dichternatur. Vor allem darum wohl blieb ihm der Bühnenerfolg fern. Dennoch aber würde ihm dieser sicher, bis zu einem gewissen Grade mindestens, errungen worden sein, wenn die Bühnenleitungen von momentanen Kassenerfolgen absehend, ihrer Aufgabe, bedeutende Erscheinungen durchzusetzen, gerecht geworden wären, denn dieses selbe flüchtige Publicum ist doch zugleich auch gar bildsam und läßt sich zu höheren künstlerischen Interessen heranziehen. Der Macht poetischer Offenbarung gelingt es denn doch, es fortzureißen zu genießendem

Verſtändniß auf ihm fernliegende Gebiete. Und dieſe Macht wohnt Niſſels „Perſeus von Macedonien“ inne durch die Kraft ſeiner Charakteriſtik. Alle Geſtalten des Dramas treten ſtreng individualiſirt und doch aus den Strömungen ihrer Zeit, aus deren Verhältniſſen und ihrer Stellung zu dieſen plaſtiſch hervor. Sie denken, fühlen, handeln, ſprechen aus ihrer Eigenart heraus, dieſe Eigenart aber ſteht mit jedem Einzelzuge in intimſtem Connexe mit dem Milieu, aus dem ſie erwachſen iſt, und indem ſo die Strömungen und Strebungen der Zeit in der einzig dramatiſch wirkſamen Form, der vollen Vermenſchlichung, zum Ausdruck gelangen, erwecken ſie auch die volle menſchliche Theilnahme. Ein echter Dichter, verleiht Niſſel ſeinen widerſtreitenden Geſtalten gleiche Lebensfülle. Der Macedonier, der gegen die Weltherrſchaft der Römer ankämpft, und der eben ſo ſchlaue wie gewaltſame Römer Demetrius, des Perſeus Bruder, der idealitäts- und liebesverblendete Proſelyt des Römerthums, der alte bange König, dem es gleich ſehr an Muthe zur Unterwerfung wie zum Trotze gebricht, die ſtolzestrunkene Römerin, alle, auch die auf dem zweiten Plan Stehenden ſind von einer Strömung ihrer Zeit getragen und doch, ſo ganz menſchlich, in ihrem letztlichen Thun unbewußt von perſönlichen Motiven geleitet. Das Intereſſe iſt derart doppelt, im Allgemeinen und Beſonderen, faſcinirt durch den großzügig aus einem Guſſe aufgebauten Vorwurf und jeden einzelnen ſeiner Träger. Außerordentliche Vorzüge, die mehr oder minder auch den anderen Dramen Niſſels eigen, hier aber noch durch die durchaus edle kernig-ſchwungvolle Sprache hervortreten, während ſie dort häufig durch das Uebermaß des rhetoriſchen Elementes überwuchtet werden. Doch iſt Niſſels Rhetorik ſtets inhaltsreich, die Trägerin kräftiger Gedanken, tiefer, heißer oder zarter Empfindungen, ſchön und zutreffend in den Bildern und ſtets der Perſon und Situation künſtleriſch-ſinnig angepaßt, wie denn auch ſein Vers ungezwungen fließend ſich vollkommen harmoniſch dem Gedanken anſchmiegt. Sicher iſt Dichtungen von ſolchem Werthe, in einer weniger durch literariſche Parteiungen zerklüfteten Zeit noch eine wärmere Würdigung vorbehalten.

Daß ſie ihm im Leben nicht geworden, ließ den Dichter drei Jahre vor ſeinem Tode ſeine Biographie mit den erſchütternden Worten einleiten: „Ich blicke zurück auf ein unerhört trauriges und nahezu verlorenes Leben — verloren wohl auch durch eigene Schuld.

Mein Haar iſt ergraut, meine Kräfte ſinken. Ich habe nichts mehr zu hoffen, nachdem ich ſo lang und doch — ach! ſo wenig gelebt, kein Glück gefunden und — was am bitterſten zu ſagen iſt — ſoviel wie nichts gewirkt!“

Doch reicht das Wirken eines Dichters ja über ſein Leben hinaus. Ein Talent und ein Charakter hatte Niſſel an dem ſeinen doppelt ſchwer zu tragen, aber auch eine doppelte Ehrenkrone hat er ſich erworben: als Dichter und als Menſch.

Hunſtenau's Heldentod.

(1848.)

Von

Ludwig Sendach.

Das Große, das ein Geiſt geſchaffen,
Das Schöne, das ein Herz erſchuf,
Des Dulders Sieg, die That der Waffen,
Das Gold im ehernen Beruf —
Sind Dank der Muſe der Geſchichte
Umſtrahlt von ew'gem Sonnenlichte,
Vor des Vergeſſens Nacht gefeit
In Ewigkeit! — — —

Es wogt der Kampf — —! Doch Klio, ſchweigend,
So kalt, als hätte ſie kein Herz,
Sich über ihre Blätter neigend,
Horcht regungslos, ein Bild aus Erz.
Es wogt der Kampf — —! Sie ſenkt die Lider,
Sie ſchreibt mit feſten Zügen nieder,
Was — ob der Undank es vergißt —
Unſterblich iſt!

O Klio! Strengſte aller Muſen!
Nicht färbt, nicht bleicht ſich Dein Geſicht?
Haſt Du kein Blut im ſtarren Buſen?
Und was Du ſchauſt, das rührt Dich nicht?
Es führt in ehernen Geleiſen
Den Griffel Deine Hand aus Eiſen.
Doch wie? Du hebſt den Blick, wie einſt!
Und Du, — Du weinſt?

O Göttin! Deinem kalten Blicke,
Der Kronos thränenlos geschaut,
Dem vor Prometheus' Weh'geschicke,
Vor Tantal's Sturze nicht gegraut,
Entquillt die menschlich sanfte Zähre,
Wenn auf dem heil'gen Feld der Ehre
— Geweiht dem Tod — Heroengeist
Der Mensch beweist!

Es fielen, folgsam den Gesetzen,
Beweint von Dir, Spartaner einst —
Und wieder, strenge Muse, netzen
Dein Goldbuch Thränen, die Du weinst!
Doch, die mein spätes Lied bewundert,
Umflog im sterbenden Jahrhundert
— Als es in Lebensmitte war —
Der Doppelaar! — — —

Es tobt der Kampf! Ein kleiner Haufe,
Dem Todesmuth ein Held entfacht,
Empfängt die große Feuertaufe
Von sechzehnfacher Uebermacht!
Zwölfhundert Mährer kämpfen hüben,
Doch zwanzigtausend Wäl'sche drüben! —
So gibt, bethört, sich Österreich
Den Todesstreich?

O nein! Die Schaar, sie muß erliegen
Als Opfer für Radetzky's Ziel,
Soll dieser Piemont besiegen
Im grauenvollen Würfelspiel!
Und der es weiß, er müsse sterben,
Um Ruhm dem Lande zu erwerben,
Ist Sunstenau, der Helden Hort!
Und der — hält Wort!

Wie sind des Marschalls Schlachtbefehle?
Was heischt von Sunstenau die Pflicht?
Das Leben! — Seine starke Seele,
Sie kennt nicht Furcht, und Zagen nicht.
Und seine Treuen? Sind Vasallen,
Die mit dem Helden steh'n und fallen:
Nicht wankt im grausen Todesbann
Der letzte Mann!

Nach einem Marſch von dreißig Stunden,
Von Hunger und von Durſt gequält,
Wird dieſe Schaar vom Wort gebunden,
Vom Geiſte Sunſtenau's beſeelt,
Die Höh'n, die bei Cuſtozza ſtreichen,
Beſetzend, nicht vom Grund zu weichen,
Eh' nicht der Feind umgangen wär'
Von Oeſtreichs Heer.

Und dem Gehorſam zaubert Flügel
Des Schlachtbefehls beſchwingtes Wort;
Und, zu beſetzen jene Hügel,
Verlaſſen ſchleunig ſie den Ort.
Pocht Euer Mannesherz nicht bange
— Ihr Opfer! — auf dem Todesgange?
O nein! Euch führt ein Held zur Pflicht —
Ihr wanket nicht!

Doch ſeh't! Es wirbelt in der Ferne —
Und dort — und hier der Staub empor.
Folg't Sunſtenau nur, Eu'rem Sterne!
Es brechen rings die Feinde vor!
Wie Wogenſchwall, den Fels umbrauſend,
Umtoſen Euch die zwanzig Tauſend!
Der Herzog iſt's von Genua —
Zum Kampf! Hurrah!

Aus zwanzig Feuerſchlünden ſendet
Der Feind den Tod in Eu're Reih'n —
Wenn er das Donnerwort verſchwendet,
Gebt Ihr beherzt Beſcheid — mit Drei'n!
Stellt gegen ſechzehn Mann Ihr einen
— So lang zwei Augenſterne ſcheinen —
Hält löwenmutig jeder Stand
Für's Vaterland!

Fünf bange Stunden ſind die Krieger
Als Plänkler in den Kampf geſtellt.
Sie ernten Ruhm, wie keinem Sieger
Ihn zollte die erſtaunte Welt:
Bewundernd und mit heil'gem Grauen
Muſs ſelbſt der Feind die Thaten ſchauen,
Die — nie gehört und nie geſeh'n —
Vor ihm geſcheh'n!

Wenn schlichte Männer gleich Heroen
Bezeugen solchen Löwenmuth,
Dann muß in ihrem Herzen lohen
Des Feuergeistes hehre Glut!
Es goß den Kühnen diese Flammen,
Die nicht dem Irdischen entstammen,
Des Führers Wort wie glühend' Erz
In's Mannesherz!

Und feu'rig drängt zum harten Streite
Auf stolzem Roß die Lichtgestalt,
Es soll die Schaar, die todgeweihte,
Den Hohlweg nehmen mit Gewalt.
Doch mag sie tollkühn vorwärts dringen,
Es kann das Wagniß nicht gelingen.
So stürmt sie wild die Hügelreih'n —
Und nimmt sie ein!

Da sinkt der Held vom Pferde nieder;
Es traf den Schenkel ihm ein Schuß.
Verbunden kaum, besteigt er wieder
Sein Schlachtroß mit dem wunden Fuß;
Und stürmt voraus im Kugelregen
Mit Todesmuth dem Feind entgegen,
Und führt — nicht achtend der Gefahr —
Zum Kampf die Schaar!

Und eine Kugel raubt der Rechten
Den Säbel, der an Thaten reich, —
Ach! Sunstenau wird nimmer fechten,
Ermattet sinkt die Rechte, bleich.
Doch mit dem Hute in der Linken
Kann er noch den Getreuen winken
Und ruft: „Hannaken! haltet Stand
Für's Vaterland!"

Da bohrt sich in die Brust des Helden
— Den staunend kränzt das Weltgericht,
Von dem doch keine Lieder melden —
Das Todesblei, sein Auge bricht!
Und jetzt — als scheue sich die Erde,
Daß Kampf des Todes Weih' gefährde —
Hemmt plötzlich eines Grabens Schacht
Die wilde Schlacht — — —

Doch lauſcht't! o lauſch't den Jubelrufen!
Sie brauſen von Cuſtozza her!
Es dröhnt der Grund von Roſſeshufen,
Und Boten jauchzen frohe Mär':
„Das kühne Wagniß iſt gelungen!
Der Marſchall hat den Sieg errungen!“ — —
Doch, die erfüllt des Opfers Pflicht,
Die hören's nicht! — — — —

Wenn unbeirrt vom Sagenſtrome,
Der durch das bunte Leben rauſcht,
In der Geſchichte hehrem Dome
Dem Wort der Wahrheit Klio lauſcht,
Schreibt ihres Buches gold'nen Blättern
Ihr Griffel ein mit Demantlettern,
Was — ob der Undank es vergißt —
Unſterblich iſt! — — — —

Akademiſch.

Weihnachtsſpiel

von

Dr. Leopold Florian Meißner.

Alle Rechte vorbehalten.

Perſonen:

Dr. Konrad Godofredus, Stadtrath zu Leipzig.
Magiſter lib. art. Albert Warrentrappe von Münſter.
Johann von Münſterberg, mag. theol.
Dr. Dietrich von Meiſſen, Arzt.
Margaretha, Godofredus Schweſter.

Zeit: Weihnachten 1409.

Ort der Handlung: Leipzig.

Stube des Dr. Godofredus.

Ein Tiſch voll mit Büchern und Schriften.

I. Scene.

Es tritt auf

Margareth

(hat einen großen Brief in den Händ:n, den ſie nach allen Seiten beguckt).

Was jetzt in unſ'rer guten Leipz'ger Stadt
Es für Rumor und Lärm und Unruh' hat,
Das laßt ſich nicht beſchreiben, kaum vertragen
Und Niemand will auf noch ſo emſig Fragen,
Beſtimmte Auskunft und Erklärung geben!
Was mag nur wieder in dem Briefe ſteh'n?
Es nützt mich nichts, allſeits ihn anzuſeh'n,
Er iſt verſiegelt und wär' er auch offen,
Könnt' meine Neugier nicht Befried'gung hoffen,
Da ich nicht leſen und nicht ſchreiben kann.

(Läßt die Arme ſinken.)

Daß man uns Mädchen ſolche Kunſt verſagt,
Iſt billig nicht und unklug ſcheint's zugleich —
Es ſoll das Weib nicht mit dem Manne ſtreiten
Um Vorrang oder Ebenburt in Kunſt
Und Wiſſenſchaft — doch ſoll die Schule leiten
Ein jeglich Mägdlein, daß es einſt vermag
Des Eheherrn Stellung ohne Klag'
Zu theilen in des Lebens Noth und Gunſt —;
Doch lern' ich jetzt noch dieſes Buchſtabiren,
Mit Tafel und mit Griffel zu hantiren,
Die Schande auszugleichen, die mich trifft,
Zu kennen nicht der Mutterſprache Schrift!
Mein Gott, mein Bruder da und ich, wir ſind
Ein jedes armer Leute armes Kind.
Dieweil mein Bruder fahrend Schüler wurde,
Ward eines Bauern nied're Magd aus mir;
Und als die Univerſität zu Prag
Zum Doctor juris graduiret ihn,
Nahm er nach Leipzig mich zur Pfleg' und Wartung.
So ſind des Schickſals Wege ungleich ſtets,
Und jeder Wiege and're Thüren offen,
Daſs Einer lebt in Wohlſeins Vollgenuß,
Dieweil der And're nur ſich müht im Hoffen! — —
Doch hör' ich recht, ſo iſt's der Bruder!

II. Scene.

Konrad tritt auf. Konrad und Margareth.

Konrad.

Sei gegrüßt lieb' Schweſterlein und wiſſe, daß
Theure Gäſte wir empfangen werden.

Margareth.

Enthält vielleicht der Brief hier näh're Kunde?

Konrad.

Laß' ſehen, wer beſtellte ihn? — —

Margareth (gibt ihm den Brief).

Der Büttel
Hat ihn gebracht und mir geheim vertraut,
Daß wichtig Zeitung er von Prag enthält.

Konrad.

(Oeffnet den Brief und lieſt für ſich. Er gibt mehrere Zeichen des Erſtaunens und Entſetzens.)

Margareth (für ſich).

Was lieſt er nur, daß er ſich ſo entſetzt?
(Laut, ſchmeichelnd.) Sag' lieber Bruder, ſoll ich's nicht erfahren,
Was Schlimmes lautlos das Papier erzählt?

Konrad (legt den Brief weg).

Ich will Dir's ſagen, doch Du wirſt's nicht faſſen,
Denn für Weiber iſt die Zeitung nicht.
Es ſchreibt mein alter Freund, Herr Warrentrappe,
Decanus der Artiſtenfacultät
Zu Prag, daß er mit Tauſenden Studenten
Des Böhmenkönigs Wenzel Stadt verlaſſen,
Und auf dem Wege iſt nach unſerm Leipzig!

Margareth.

Und das ſoll ich — ein Mädchen nicht erfaſſen?
Je voller Leipzig wird an ſaub'rem Mannsvolk,
Um ſo viel beſſer iſt's für uns, weil dann
Kein' Jungfrau unbeworben bleibt und jede
Alsbald den gold'nen Reif am Finger trägt.

Konrad.

Ja freilich! Alle die Doctoren und
Magiſter Baccalauren und Studenten
Verlaſſen Prag und wandern meilenweit
Nach Leipzig, um in Eile Euch zu freien.
Die Einfalt wahrlich iſt im Weib geſtaltet
Und jede faſt ein Zwieling in derſelben.

Margareth.

Sei grob und rauh wie ein Fünfgroſchentuch -
Und ungeſchlacht wie ein Stadtrechnungsbuch,
So haſt Du mir damit noch nicht bewieſen,
Daß ich im Unrecht bin und Du im Recht!
Mein Bruder, der gewaltige Juriſt,
Von Tag zu Tag es immer mehr vergißt,
Daß Baccalauren, Magiſter und
Doctoren immer Männer ſind zur Stund,
Daß hinter den tabardis,*) faltenreich,
Oft Herzen ſchlagen, ſo verliebt und weich,
Wie eingebildet auch und ſtolz
Auf ihrer Krauſe ſitzt der Kopf von Holz.

Konrad.

Heut' haſt Du wieder Deinen ſchlimmen Tag,
An dem der Teufel mit Dir hauſen mag,
Und wirfſt dem Widerpart zu ſeinem Jammer
Wohl eine volle weiblich Unrathskammer
In ſein Geſicht, wenn er nicht ſchweigen will.
Nun aber mäß'ge Dich und bleibe ſtill,
Dann werd' ich kurz des Tag's Geſchichte Dir
Erzählen, wie im Rathhaus heute wir
Vernommen ſie und was im Briefe ſteht.

* Tabardus (auch vestis rugata) ein mit vielen Falten verſehener Talar, das Hauptkleid der Graduirten der damaligen Zeit.

Margareth.

Nun endlich ein vernünftig Wort!
Das findet ſchon den richt'gen Ort (zeigt auf ihre Ohren);
Doch nimm Dir's mit auf allen Deinen Wegen:
Man muß mit Frauen feine Sitte pflegen.
Und was ein ſtarker Mann
Allein nicht tragen kann,
Mit Hilfe eines klugen Weib's wird er
Alsbald der größten Laſt gewalt'ger Herr!

Konrad.

Du biſt kein Weib, biſt noch kein lieblich' Frauen,
Ein Mägdlein nur, magſt auf Dein' Tugend ſchauen.

Margareth (heftig einfallend).

Ich bin kein Weib und noch kein lieblich' Frauen,
Ein Mägdlein nur, ſoll auf mein' Tugend ſchauen?
Bin eine lieblich' Jungfrau, und wenn jetzt
Das Prager Hochſchulvolk die Stadt beſetzt,
(Kokett) Dann wird ſich's finden, ob die Schweſter Margareth
Gar allzulange ledig bleiben thät!
(Ernſt.) Und was mein Tugend anbetrifft, Herr Rath!
Noch Niemand an derſelben zweifelt hat;
(Heftig.) Und hätt' es wer gethan, vielleicht ſogar
Herangewagt an mich — nun deſſen Haar
Und deſſen Augen wären wohl zu längſt
In ſeinem dummen Schädel ihm geſteckt.
(Einſchmeichelnd, liebenswürdig.) Nun aber bitte ich Herrn Juris consultus,
Zu erzählen mir recht multa von multis.

Konrad (für ſich).

Hat die ein Maul! Ich duplicire nicht,
Beginne lieber mit der Tag'sgeſchicht. —
Du weißt, daß jetzt in Böhmen König Wenzel
Regiert, der Luxemburger, Karls Sohn —
Des vierten Karl, der vor ſechzig Jahren
Zu Prag die Univerſität gegründet.

Margareth.

Ja, — ja, nicht gar ſo deutlich — mein Gott ja!
Sag' auch, daß er ſogar ein Mannsbild iſt,

Und wacht und ſchläft und trinkt und ißt. —
Wer kennt den faulen Wenzel nicht,
Den krongeſchmückten tollen Wicht,
Den guten Deutſchen von Geburt
Und wilden Čechen der Geſinnung nach,
Der ohne Ziel in Fraß und Völlerei,
In Soff und zügelloſer Jägerei
Die Tage hinbringt und nur wettergleich
Von Zeit zu Zeit regiert ſein weites Reich.
Als ich im Bauernhof noch Flachs geſponnen,
Der Faden hurtig mir vom Rad geronnen,
Da war die Spinnſtub' ſeiner Thaten voll,
Daß bitt'rer Haß uns durch die Adern quoll.
Ließ er nicht ſeinen Koch, ob ſchlechter Dienſt'
Am Spieße braten, und war's ein Gewinnſt,
Daß er den Doctor Johann Nepomuk,
Den Generalvicar, zur Prager Bruck
Geſchleppt und viel gequält erſäufen ließ?
Hat er nicht ſeinen Henker eigenhändig
Gerichtet, — ward er nicht dem Papſt abwendig,
Und ſchoß er einen Mönch nicht auf der Jagd,
Weil er des Weges kam, und Mönche nur
Im Kloſter bleiben, aber nicht die Wälder
Als ſonderbares Wild belaufen ſollten?
Ließ er ſein' erſte Frau: von Wittelsbach
Johanna nicht des Nachts im Schlafgemach
Von ſeinen wilden Hunden baß zerfleiſchen,
Und ſtarb ſie nicht ein Opfer dieſes Mannes,
Dem Jagd und Rüden näher lagen als
Sein Weib — (tritt immer näher auf ihn zu; beinahe angreifend).

Konrad (tritt zurück).

Was Du nicht alles weißt — doch hör'
Du irrſt, wenn Du in Deinem Zorn mich leicht
Für König Wenzel hältſt, und Dich beſchleicht
Die Wuth, mich anzugreifen, ob der Sünden,
Die Probſtens Hajek böſe Chronik künden.
Nun gut, daß Du den faulen Wenzel kennſt,
Wie Du mit Recht den ſchlimmen Herrn benennſt,
Das ſpart mir viel am eigenen Erzählen
Und läßt im Folgenden die Kürze wählen.
Daß jetzt die Kirche zwei der Päbſte hat —
Von denen keiner ſteht in Gottes Gnad' —
Und daß in Deutſchland Ruprecht Gegenkönig,

Das wirst Du wissen, denn Du weißt nicht wenig.
In Prag ahnt niemand, wem er zugehört,
Zumal Johannes Huß die Welt bethört.
Und lagen König, Adel, Erzbischof,
Die Universität und Klosterpfaffen,
Studenten, Stadt und Nationen arg
Im Hader, bis die Roheit Recht behielt,
Erlangt was sie seit Langem zäh' erzielt.
Mit Wiklefs Ketzersätzen fing man an,
Bis dann das Lied vom Deutschenhaß begann
Und Nikolaus von Lobkowitz mit Huß
Aus Kuttenberg gesandt den Königsgruß:
Nach welchem an der Universität
Drei deutsche Stimmen einer čechischen
Ganz gleich gestellt und so die Hochschul Prags
Den ungeberd'gen Söhnen Slavias —
Der Wissenschaft zum Dienste nicht und nur
Zum Aufmutz eig'nen nationalen Dünkels,
In Undank für erhalt'ne deutsche Lehren, —
Viel schnöde ausgeliefert worden ist.
Was deutsch in Prag war, remonstrirte,
Was deutsch gefühlt — es protestirte,
Doch half nichts mehr, man faßt den Baltenhagen,
Den Rector, mit Gewalt an seinem Kragen,
Entreißt die Kette ihm, den Ladenschlüssel,
Und macht den Čechen Huß zum ersten Rector.
Da faßt die Deutschen namenlose Wuth,
Denn was sie stets gewahrt als höchstes Gut:
Ihr Wissen, ihre Sprache und ihr Recht,
Die Freiheit sollte schwinden — und ein Knecht
Des Böhmen: Sachse, Baier, Pole werden!
Sie standen auf die Lehrer und die Schüler
Und fest geeint durch wiederholten Schwur
Verließen sie an einem einz'gen Tag
Das vielgethürmte, čechisirte Prag.
An die zehntausend zogen durch die Thore
Und nahmen mit, was sie an geistig Hab'
Und Gut und irdisch Dingen sich erworben,
Der deutschen Heimat zuzueilen, um
Auf heil'ger Erde neue Schulen zu
Begründen. — So zieht Warrentrappe mit
Viel Hundert der Artistenfacultät
Geg'n Leipzig und Herr Dietreich von Meissen,
Der Arzt, der folgt ihm nach mit seinen Schülern

Wie auch Magiſter Johann Münſterberg,
Der Theologe, ſeinen Weg zu uns
Genommen und mit ihm viel deutſche Hörer.
— Die Straßen ſind belebt und ſchon begrüßt
Die Vorhut dieſes Zug's den Rathhausthurm.
So ſehen wir in unſern ſchlimmen Tagen
Aus Deutſchennoth und argen Čechenplagen
Im Jahr des Heiles vierzehnhundertzehn,
Die Leipz'ger Univerſität erſteh'n!

Margareth.

Wie freut mich das, — ein Hoch den Prager Deutſchen,
Dem wack'ren Volk, den treuen Stammgenoſſen,
Und bleibe dieſes Thu'n ein leuchtend Beiſpiel
Dem ſpäteren Geſchlecht in gleicher Lage. —
Nun laß' mich um ſo froher für das Feſt
Der Weihnacht ſorgen und der Armen denken,
So tauſendzählig in der Wenzelsſtadt
Ihr Bürgerthum zurückgehalten hat! —
Auf deren Wohl ein gutes Glas zu leeren,
Will ich Dir ſelbſtgebrauten Meth beſcheeren
Und kämen gar aus Prag bemeld'te Gäſte,
Nun denen böt' ich gern das Allerbeſte.

(Ab.)

III. Scene.

Konrad (allein).

Ein prächtig Mädel das, voll Herz und voll
Geſinnung — eine Deutſche rechten Schlags! —

(Man hört das Schlagen des Thorklopfers und mehrere Stimmen.)

Was mag's denn geben und was ſoll der Lärm?
Dringt man ins Haus mir ein, die Ruh zu ſtören,
Dann ſoll man mich und meinen Büttel hören.

IV. Scene.

Margareth (ſtürzt herein).

Konrad und Margareth.

Margareth.

Da ſind ſie ſchon die vielgelehrten Herren,
Die Du genannt bei ihren ſelt'nen Namen.

Wohl ihrer drei ſind's und ſie alle kommen
Von Prag her und verlangen Gaſtfreundſchaft.
Willkommen ſeien ſie und — Einer muß
Mir leſen lernen Dir zum Ueberdruß.

(Raſch ab.)

(Konrad wendet ſich gegen die Thür.)

V. Scene.

Konrad, Johann von Münſterberg, Dr. Dietrich von Meiſſen, Magiſter Albert Warrentrappe, — ſpäter Margaretha.

Konrad.

Seid mir gegrüßt, Ihr armen lieben Freunde!
Die Ihr geflüchtet aus der Stadt der Feinde,
Und laßt Euch's wohlergeh'n in deutſchen Landen,
Wo erſt nach Langem wir uns wieder fanden.
(Zu Münſterberg) Sei mir gegrüßt Du gottgelahrter Mann,
(Zu Dietrich) Und Du, deß' Kunſt den Menſchen heilen kann,
(Zu Warrentrappe) Und Du auch, freier Künſte großer Meiſter,
Den eine Zierde ſie der Schule nennen.

Münſterberg.

Viel Dank für Deinen Gruß, — recht vielen Dank
Und halt' es wahr mit Deiner Gaſtfreundſchaft,
Die uns in arger Noth verleiht die Kraft,
Nach tauſendfach entgangenen Gefahren
Zu gründen mit den nachgefolgten Schaaren
In Leipzig eine Univerſität.
Wir vier ſind juſt je eine Facultät:
Du Doctor Konrad Godofredus biſt
Bekannt als hochgelahrter Romaniſt,
Der Dietrich beherrſcht die Medicin,
Ich ſelber aber Theologe bin,
Und Albert da iſt Herr des Trivium,
So wie des höhern Quatrivium.
Die Brüder Friederich und Wilhelm, beide
In Meiſſen und in Thüringen Markgrafen,
Die ſtehen uns zur Seite und es bleibt
Dem deutſchen Volk ein ew'ger Segen Gottes,
Daß immer Fürſtenhäuſer neu erblüh'n,
Die für die Kunſt und Wiſſenſchaft erglüh'n!

(Margaretha tritt ein.)

Margareth (für ſich).

Wie ſchade, daß der Herr
Katholiſch Geiſtlicher.
Thät' manches Weib beſtricken
Und ſicher Ein' beglücken.

Konrad.

Doch ſetzt Euch — und laßt uns fürbaß berathen,
Wie wir der Stadt dem Mark- und Landgrafen
Die Stiftung unſ'rer Univerſität
Empfehlen, welch' Statut wir ihr verleihen,
Welch' Häuſer und welch' Kirche wir ihr weihen,
Und wie wir uns nach alter Regel theilen
In Facultäten und in Nationen —
Und daß in Burſen die Studenten wohnen.

Dietrich.

Dann laßt uns einig werden, wer zuerſt
Die Rectorskette um den Hals ſich legt
Und welche von den vier der Facultäten
Die würdigſte zu dieſer hohen Ehr!

Albert.

Ich mein', wir führen da nicht lang Proceß
Und recipiren friedlich unterdeß
Das Prager Univerſitätsſtatut,
Das ſich durch viele Jahr' bewährt als gut.

Münſterberg.

War längſt ſchon meine Meinung wie auch die
Der erſte Rang gebührt der Theologie.

Konrad.

Nicht gar ſo ausgemacht die Sache iſt,
Das meint ganz unvorgreiflich der Juriſt!

Dietrich.

Und auch ars medica hat viel Bedenken,
Ihr Anſeh'n an den Prieſter zu verſchenken,
Denn alle Gotteslehr ſetzt ſtets voraus,

Daß ſich organiſche vernünft'ge Weſen
Damit befaſſen und das iſt nur möglich,
Wenn im geſund erhaltnen Menſchenleibe
Die Seele recht geſund gedeiht und bleibe.

Albert.

Was machet Ihr denn alleſammt,
Die Ihr den Artibus entſtammt,
Wenn Euch die freien Künſte fehlten?

Margareth.

Nun ſind vier Deutſche beieinander —
Und ſeht — das Streiten hat begonnen.

Münſterberg.

Der Urgrund aller Dinge iſt nur Gott —
Sein Weſen, ſein Gebot beſchäftigt uns
Und alles Irdiſche ſteht unter ihm.
Der Menſchen Satzung ſtützt ſich auf die Bibel
Und was den Leib betrifft, ſo fällt kein Haar
Vom Scheitel Dir, oh'n daß er's nicht gewußt,
Gleichwie der ſieben Künſte Allgewalten
Vor ſeinem Donner in den Staub verſinken
Und nimmer eines Blitzes Weg ergründen.
Laßt Euch des eitlen Hochmuth's ſtets gereuen,
Mit Menſchenwitz geg'n Gottesmacht zu bräuen
Und ſeine Creaturen über ihn zu ſtellen.

Konrad.

Ha, wie luſtig wird geſtritten
Bei dieſer erſten Disputation
Der gar noch nicht gegründeten
Frau Alma mater lipsiensis.
Doch bitte ich um Ordnung nach der Regel:
Laßt mich Magister regens ſein
Und Präsidens als Aelteſter.
(Zu Münſterberg.) Die Quäſtio hat Münſterberg
Bereits beſtimmt — und nun beginnt.

Dietrich.

Wo ſteht's geſchrieben, daß wir dieſer Ordnung
Uns fügen müſſen?

Albert.

Und ist's möglich nicht,
Daß im Statut von Leipzig g'rad der Jüngste
Bei Disputationen Präses wird?

Münsterberg.

Ich füge mich dem Gastfreund allzumal,
Bestätige die selbst getroffne Wahl
Und bitte Euch, ein Gleiches auch zu thun!

Dietrich und Albert (zugleich).

Es sei!

Konrad.

Beginnt — Magister Münsterberg.

Münsterberg.

Als wenn die Sonn' im eig'nen hellen Glanz
Sich mit den übrigen Gestirnen müßt
Um ihren Vorzug streiten — also scheint
Mir dieser Kampf mit Euch, geehrte Herren!

Dietrich.

Bescheiden seid Ihr, wie es Theologen
Nur immer sind, die allzugerne sich,
Religion und Kirche miteinand
Verwechseln —

Konrad (einfallend zu Dietrich).

Ordnung bitt ich einzuhalten!
Ihr habt das Wort nicht, darum schweiget jetzt.

Margareth.

Fürwahr! Dies Streiten ist doch gar zu lustig!

Münsterberg (leidenschaftlich).

„Im Anfang war das Wort und das Wort war
„Bei Gott! Und Gott war das Wort. Es sind
„Die Dinge alle durch das Wort gemacht

„Und ohne selbes ist ja nichts gemacht,
„Was da gemacht ist! In ihm war das Leben,
„Und dieses Leben war das Licht der Menschen,
„Das scheinet in der Finsterniß und diese (gegen Dietrich gewendet)
„Weltfinsterniß die hat es nicht begriffen!
So lautet unser Evangelium,
Wie hinterlassen es Sankt Johann uns.
Es schuf der Herr die Erd' und was darauf,
Bestimmt den Sternen ihre Bahn und Lauf,
Und als er endlich sich zum Ebenbild
Den Menschen in das irdische Gefild
Gesetzt, da ward der Logos Machtgebot
Für alle Wesen, die Gott Sabaoth
Geschaffen — Licht und Feind der Finsterniß.
Dreieinig offenbart er sich dem Kosmos,
Der Logos kam, der Schlange auf den Kopf
Zu treten, und erlöset hebt voll Zuversicht
Der Christ zum Himmel auf sein Angesicht.
Dies unergründlich Wesen uns'res Herrn
In Furcht und Demuth anzubeten und
All' seinen Creaturen, die aus Leib
Und Seel besteh'n, den einz'gen Weg zu weisen,
Auf dem man ihm sich nähern kann, ihn preisen —
Das ist der Theologen Müh' und Ziel!
Daß aber Gott dies alles selbst gewollt,
Schon männiglich daraus erkennen sollt',
Daß er am Schluß der Schöpfung eingesetzt
Den Sabbath als geweihten Ruhetag,
An dem ein jeglicher Gott ehren mag,
Und daß sein eingeborner Sohn zumal
Gestiftet hat das heil'ge Abendmahl,
Den Seelen gläub'ger Menschheit zum Gewinn.
Solch' Fingerzeig' hat Gott uns selbst gegeben.
Gerecht und billig ist daher das Streben,
Des Theologen nach dem ersten Rang!

Margareth.

Der Meinung nach war unser Herrgott selbst
Ein Theologe.

Dietrich (zu Konrad).

Nun sprecht Ihr, Herr Doctor!

Konrad.

Mit Euch Ihr Herren Gottgelahrten iſt
Ein Streit zu führen ſchwer zu jeder Friſt,
Da Ihr auf Gott und Evangelium
Euch ſtützt und d'rum auch kein Conſilium
Sich findet, das alsdann entſcheiden mag!
Was Ihr behauptet, wird als wahr genommen,
Iſt's noch ſo ungereimt, dient's nur den Frommen,
So gilt's als Dogma, und dem Ketzer leuchtet
Des Scheiterhaufens Flamme in das Jenſeits.
Doch hat zu dieſem regnum Niemand mehr
Als Ihr nach dem Juriſten ſtets Begehr.
So weit der weltlich' Arm des Staates reicht,
So weit wird es der römiſch' Kirche leicht,
Und jeder andern Kirche auch, zu herrſchen.
Doch hättet Ihr Geſetze nicht zur Seite
Zum Schutze Eu'rer Lehren, Eu'rer Leute,
So fielen Papſt und Prieſter nur zu bald,
Die ganze theologiſche Gewalt
Aus ihren ewig ſchwachen menſchlich Händen. —
Der Urgrund alles ſubjectiven Lebens
Verbleibt der Staat und ſeine rechtlich' Ordnung,
Denn wo ein ſchwaches Haupt die Krone trägt,
Das Volk nicht viel um Pfaff' und Kirche frägt.
D'rum anders wars, als Carol Magnus herrſchte,
Und anders iſt's, da Wenzel ſich und Ruprecht
Des deutſchen Scepters wegen arg bekriegen.
Habt Ihr zwei Päpſte nicht: zu Avignon,
Zu Rom je einen, und buhlt jeder nicht
Um unſ'res wankelmüthig Königs Gunſt?
Geht's weiter ſo, dann werden wir's erleben,
Daß es der heil'gen Väter drei wird geben,
Von denen Einer ſtets dem Andern flucht
Und Jeder Gottes Reich auf Erden ſucht!
Und ſagt, iſt's gleich nicht in der Facultät?
Arius, Photius und wie ſie heißen,
Die Männer all' bis Wikleſ und bis Huß —
Die um der Kirche heil'ge Dogmen ſtritten,
Für deren Wahrheit Haß, Verfolgung litten - -
Sie alle haben Recht, und haben's nicht,
Soweit ein Mächt'ger ſeines Schwerts Gewicht
Des Einen oder Andren Waage leiht.
Und was der Erde Schöpfung anbetrifft,
Erſcheint der Herr wohl uns Juriſten gnädig:

Er gab noch vor dem Ruhetag und längſt
Ehvor das heil'ge Abendmahl geſtiftet
Dem erſten Menſchenpaar das erſt' Geſetz:
Du ſollſt vom Baume der Erkenntniß nicht
Der Schlange dargereichte Früchte eſſen.
Solch' Fingerzeige hat Gott ſelbſt gegeben,
Gerecht und billig iſt daher das Streben
Von uns Juriſten nach dem erſten Rang.

Margareth.

Der Meinung nach war unſer Herr Gott ſelbſt
Ein Juris Doctor.

Albert.

Nun laßt Dietrich ſprechen.

Dietrich.

Die Theologen und Juriſten bauſchen
Mit Unrecht ſich zu großer Wichtigkeit,
Die ſich in leeres Nichts wie Dunſt zerſtäubt,
Wenn ſie nicht einig mit einander geh'n.
Die Kirche ſalbt des Königs Haupt und weiht
Die Krone ihm, der König aber leiht
Der Kirche ſeinen weltlich ſtarken Arm —
Und alſo ſchreiten beide machterfüllt,
In Purpur und in Meßgewand gehüllt,
Den duldſam Völkern über ihre Leiber.
„Der Urgrund aller Dinge — der iſt Gott"
Und Gott — unſichtbar — gibt den Menſchen ſichtbar
Den Papſt und Könige, die Welt zu lenken
Nach ſeinem? nein! nach eigenem Bedenken.
Die Kirche lehrt die Göttlichkeit des Rechts,
Das Recht — die Göttlichkeit der päpſtlich Kirche,
Und ſo, ſcheint mir, beſteht das Eine nicht,
Sobald das Andere verſäumt die Pflicht.
Die hohe Wiſſenſchaft der Medicin,
Der ich mit Leib' und Seel' ergeben bin,
Befaßt ſich mehr als Ihr mit aller Ding
Anfänglich Urgrund und ſchätzt nicht gering
Das Wirkliche im Kosmos, was da lebt,
Was athmet und was unorganiſch iſt.
Abſtractes Wortgeflunker ohne res

Iſt uns gar abgeſchmackte species,
Bequem, verflucht bequem iſt's, ſtets mit Gott
Der Welt unzählige Erſcheinungen
Aufdringlich zu erklären, — jeden der
Zu zweifeln wagt an ſolcher falſchen Lehr',
Dem Bruder Jus zum richten auszuliefern.
Fangt nicht bei dem an, den ihr Schöpfer nennt,
Beim Raum beginnt und fragt, wo iſt die Kraft,
Die außerhalb des Raumes Welten ſchafft?

Münſterberg.

Er iſt ein Frevler, Ketzer ſondergleichen!

Konrad.

Laßt ihn das Ende ſeiner Red' erreichen!

Dietrich (ruhig).

Faſt bin zu Ende ich — und dacht' ich's wohl,
Daß ich dem Geiſtesflug nicht folgen ſoll,
Weil jede Ferne nicht für jedes Aug'
Und jedes Wort nicht iſt für jedes Ohr.
Des Menſchen Seele, jenen Gotteshauch,
Der geiſtig uns belebt — den kenn' ich auch.
Doch beſſer noch den Leib aus „Staub und Aſche!"
So ſchwach und doch ſo rieſenſtark zugleich,
Daß er geſchaffen Euer römiſch Reich.
Auf Stein und Feuer deutet ſeine Stammung,
Und wahrlich wer die harte Stirne kennt
Und jene inn're heilig lodernd' Flamme,
Die für das volle Wiſſen nöthig iſt,
Der glaubt trotz Eltern, Knochen, Fleiſch und Blut
An ſeine Herkunft aus der Erde Schooß.
Und was die Welterſchaffung anbetrifft,
So ſcheint am gnädigſten die Medicin
Bedacht. Denn ehe noch der Sabbath war,
Und ehe Gott dem erſten Menſchenpaar
Ein erſter, ſtrenger Legislator war,
Verſenkt in tiefen Schlaf den Adam er,
Und formt auf deſſen ſehnſüchtig Begehr
Aus einer Rippe ihm das erſte Weib.
Solch' Fingerzeig' hat Gott ſelbſt gegeben,
Gerecht und billig iſt daher das Streben
Der Mediciner nach dem erſten Rang.

Margareth.

Der Meinung nach war unſer Herr Gott ſelbſt
Ein wohlbeſtallter Arzt.

Konrad.

Ich will nicht jetzt
All Euer Irren widerlegen —

Münſterberg.

Und
Auch ſpäter nicht — da dies mein gutes Recht,
Doch ſoviel laßt Euch ſagen —

Konrad.

Daß nunmehr
Magiſter Warrentrappe hat das Wort.

Albert.

Der freien Künſte freier Meiſter bin ich,
Und nenn Euch Alle meine lieben Söhne.
Ohn' die Grammatik, ohn' Rhetorik und
Ohn' Dialektik führt Ihr dieſen Streit nicht,
Denn als der Herr dem Menſchen ſeinen Geiſt
Und mit ihm auch die Sprache eingehaucht,
Hat er die ſieben Künſte mitbelebt.
Viel friedlicher und auch viel heiterer
Erſcheint die ganze Welt mir und ihr Zweck,
Als Ihr ſie dargeſtellt in Euren Reden.
Verſteh' ich recht des Herrn verborg'ne Stimme,
So ſcheint der Denker mir juſt wie die Imme,
Die nach der Farbe nicht zur Blume eilt
Und nur wo Honigſtaub zu finden, weilt.
So ſind die Krone nicht und nicht die Mitra,
Noch weniger des Arztes Doctorhut,
Für ſich allein die tiefen Geiſteskelche,
Aus denen wir die ew'ge Nahrung ſchöpfen.
Wer ſtarr am Worte hängt
Und nicht das Auge lenkt,
Wohin der Wiſſenſchaften tiefer Sinn
Des Menſchen Seele leitet zu Gewinn —
Der hat das Lernen nicht erfaßt,
Verfehltes Thun ſich angemaßt

Und wandelt in der Welt des Wissens
Dem Kinde gleich, das mit den Schätzen
Der größten Klosterbücherei
So wenig zu beginnen weiß,
Als ungelenke Bauernhände
Mit einem wäl'schen Lautenspiel.
So ist die Kunst der Menschen Habe
Wahrhaftig Gottes göttlichst' Gabe,
Denn wer die Wissenschaft ohn' Kunst betreibt,
Sein Leben lang ein arger Stümper bleibt.
Ihr habt die Schöpfung oft berührt,
Auch dort den Artibus gebührt
Ein erster Rang vor Allen,
Dem Sange zu Gefallen;
Denn ehe noch der Sabbath war
Und das Gesetz dem Menschenpaar
Und auch der tiefe Wunderschlaf,
Nach welchem Adam Eva traf:
Legt Gott den Vögeln in die Brust
Die unvergleichlich' Sangeslust
Und aufjubelt jedes Menschenherz,
Vergißt die eig'ne Noth, den tiefsten Schmerz,
Wenn es der Wälder Sänger hört
Zu guter Stunde ungestört.

(Nimmt die Violine und spielt ein mäßig langes Stück. — Bei Schluß:)

Margareth.

Solch' Fingerzeige hat Gott selbst gegeben!
Gerecht und billig ist daher das Streben
Der freien Künste nach dem ersten Rang.

Dietrich.

Ihr spieltet wundersam und gerne steh'
Magister! ich im Range hinter Euch.

Konrad und Münsterberg (wollen sprechen).

Margareth (fällt ein).

Nicht streitet mehr, laßt mich das Rechte finden
Und Euch der Disputatio Ende künden:
Magister Albert lernet lesen mir,
Und auch das Spielen auf der Geige hier!

(Fällt ihm um den Hals.)

(Man hört Glockengeläute.)

Doch iſt es ſpät geworden und die Glocken
Sie rufen zur gewohnten Abendandacht.

(Sie öffnet die Thüre und man ſieht den Chriſtbaum.)

Das Weihnachtsfeſt, es iſt ins Land gezogen
Und bringet Frieden allen Bürgern.

Konrad.

Margareth hat wacker vorgeſorgt,
Daß uns nichts fehlen mag an Speis und Trank.

Dietrich.

Dafür ſei ihr geſagt der wärmſte Dank.

Konrad.

Das Feſt beſchließt die Fehde allzuſchnell.

Dietrich.

Und Münſterberg wird Sieger wider Willen,
Die Macht des Glaubens und der Zug des Herzens
Sie drängen immer hin zur heil'gen Kirche:
Der Theologe wird der erſte Rector!

Die Näherin.

Eine Plein-air-Studie

von

E. Wahlheim.

Hoch oben in einer ſchönen, breiten, noch nicht ganz modern ausgebauten Straße, die nach zwei alten Friedhöfen führt, ſtehen ein paar häßliche alte Häuſer. Es ſind wunderlich ſchmale, nahezu baufällige Käſten, Ueberbleibſel aus einer vergangenen Zeit, welche die Armuth noch nicht mit falſchem Prunk und dem täuſchenden Anſchein der Vornehmheit zu umkleiden verſtand.

Nichts von intereſſanten, architektoniſchen Details, keine altersgrauen Steine eines ehemaligen romantiſchen Herrenhauſes, kein verwittertes Wappen, das „die wehmüthige Geſchichte einer ſtolzen Vergangenheit erzählt“, wie es ſo in tauſend Romanen heißt, nur die baare, blanke, öde Nüchternheit und doch — wir dürfen nicht ganz ungerecht ſein — da iſt der Schnee, der in dieſem Winter faſt in jeder Nacht fallende, der ein ſchimmerndes, flockiges Zaubergewand über die Dächer und Schornſteine, wie auch über die kleinen, ſchmalen Galerien der altfränkiſch offenen Gänge hinbreitet, als wolle er barmherzig Schmutz und Baufälligkeit verhüllen, und dem es wirklich gelingt, dem Inneren dieſes ſonſt ſo reizloſen Winkelwerkes ein gewiſſermaßen maleriſches Ausſehen zu verleihen.

Dort, wo die Straße eine ſcharfe Ecke bildet, hält, während die Glocken vom Thurme der benachbarten Kirchenfiliale, einem plumpen,

geſchmackloſen Baue, die Mittagsſtunde verkünden, ein eleganter, zweiſitziger Fiaker.

Die Dame, die eben im Begriffe auszuſteigen, noch einmal mit erſtaunter, ungläubiger Miene, ein zierliches Notizbüchlein, ein kleines Wunder der Wiener Ledergalanteriekunſt, conſultirt, ob ſie nicht die Adreſſe verfehlt, ſcheint ſo abgeſtoßen von dem Anblicke des ärmlichen Gebäudes, daß es faſt ausſieht, als habe ſie nicht übel Luſt, ſich in den wohlgepolſterten, ſchützenden Wagen zurückzuflüchten.

„Thereſe Blümel, Kleidermacherin, **ſtraße."

Ja, wahrhaftig, da hängt auch auf dem ſchmalflügeligen Hausthore ein aufdringlich colorirtes Modekupfer im blitzenden Waſchgoldrahmen und darunter pompös: „Madame Thereſe Blümel — Robes et Modes."

Halb beluſtigt, halb verdrießlich betrachtet die Angekommene dieſes ſtolze Aushängeſchild. Wie konnte Paula mir dieſe Adreſſe geben? Eine Schneiderin, die ſchlechter wohnt als eine Telegraphiſtin oder Volksſchullehrerin, das verſpricht nicht viel. Geſchmack und Armuth ſind ſie nicht Todfeinde? Indeſſen — da iſt ſie einmal. . .

Nach ſchwerem Ringen, geſchieden auf immerdar von ihrem großen prätentiöſen Schneider, der ſie in ihren gerechten Erwartungen auf ein neues Soiréekleid gewiſſenlos getäuſcht, was bleibt ihr nach dieſem unheilbaren, erſchütternden Bruche anderes übrig, als eine Reihe fremder Kleiderkünſtler durchzuprobiren, bis ſie wieder einmal an den Rechten oder an die Rechte geräth?

Alſo nur Muth, was liegt endlich im ſchlimmſten Falle an einer verpfuſchten Toilette? Freilich, angenehm iſt's nicht, ſich zur Vogelſcheuche herausſtaffiren zu laſſen. Giebt's keinen Heiligen, nicht einmal eine Heilige, die die Kleidermacherei unter ihren beſonderen Schutz genommen hätte, und die ſich durch ein kräftiges Stoßgebet vor ſolchem Wagniß anrufen ließe? Ach nein! Das Chriſtenthum iſt viel zu asketiſch, und die vierzehn Nothhelfer befaſſen ſich nicht mit ſo kleinlichem Kummer. Aber die alten, lebensfreudigen Olympier vielleicht? Helft mir, Ihr Grazien, die Ihr Euch insgeheim ſicher ein wenig für's Putzmachen intereſſirtet, Charitinnen ſteht mir bei!

Aber, o weh! Da beſinnt ſie ſich, daß dieſe Huldgöttinnen ſo ziemlich die ganze Beſtreitung ihres Liebreizes der großmüthigen Natur überließen; ſo ganz zu gedeihlichem oder verhängnißvollem Entſchluß

auf sich selbst gestellt, schlüpft die Dame nach kurzer Ueberlegung doch in den zugigen Hausflur, den pelzgefütterten Radmantel fester um die graziösen Schultern ziehend.

* * *

Eine schmale, gewundene Treppe mit stark ausgetretenen Stufen führte zu dem offenen Gange, an dem sich die Fenster der wenig hellen Proletarierwohnungen hinreihten. Wie ein schimmernder Schwanenbesatz lag der Schnee vor der niedrigen braungestrichenen Thür, an der die junge Dame die gesuchte Aufschrift entdeckte.

Man hätte glauben können weit draußen am Lande zu sein, so durchaus nicht großstadtmäßig sah dies Alles aus. Einen Augenblick noch zögerte die Dame, dann gab sie sich mit komischer Energie einen Ruck und zog die messingene Klingel.

Das Klappern einer innerhalb der Wohnung in Thätigkeit befindlichen Nähmaschine setzte ab, man vernahm ein Stuhlrücken, das Oeffnen und Schließen einer entfernten Thür, dann bewegte sich der weiche, glitzernde Schneeteppich gegen die Füße der Harrenden, weil von innen dagegen gedrückt ward, und auf der Schwelle erschien ein wunderliches, fast koboldartiges, weibliches Wesen, von auffallend kurzem, gedrungenem Körperbau, der sich an den Schulterblättern zu einem nicht unbeträchtlichen Höcker ausbreitete. Der Kopf dieser sonderbaren Erscheinung war unverhältnißmäßig groß, Stirn und Nase breit, der Mund von jener, das ganze Gesicht überschneidenden Form, welcher der boshafte Volkswitz die wenig beneidenswerthe Fähigkeit zuschreibt, sich selbst etwas in's Ohr sagen zu können.

Wie dies bei Personen von verbildetem Wuchs der Fall zu sein pflegt, bot das Aeußere der Verwachsenen kaum einen Maßstab für ihr Alter, dagegen schien ihre Mißgestalt im Gegensatze zu den meisten ihrer Leidensgenossen nicht sowohl eine Folge von Krankheit, als die einer grausam spielenden Laune der Natur zu sein. Helle, schlaue Augen blickten der Besucherin aus einem gesundgefärbten Gesicht entgegen. Der Ausdruck dieser im Ganzen nichts weniger als einnehmenden Physiognomie war in diesem Momente geschäftsmäßige Höflichkeit und Ergebenheit.

„Fräulein Thereſe Blümel?" fragte die Dame artig.

„Euer Gnaden zu dienen," erwiderte die Angesprochene unter wiederholten Verneigungen.

Die Dame nahm darauf die Falten ihrer eleganten Robe etwas in die Höhe und setzte mit einem kleinen Sprunge den zierlichen, tadellos chaussirten Fuß über den Schneestreifen in eine winkelige, halbfinstere Küche, die statt des Vorzimmers diente. Ihr zerstreuter Blick flog ohne sich von den Einzelheiten Rechenschaft zu geben, über verschiedenes, braungestrichenes Gerümpel und blieb, als an dem einzigen Gegenstande, dessen Bild nicht eindruckslos von der Sehlinse abglitt, weil er in auffallendem Widerspruche mit der ganzen übrigen Umgebung stand, an einem stattlichen, mit glattem, feinem Lederzeuge überzogenen Schaukelpferde hängen.

Gleich darauf hatte sie ein schmales, aber tiefes und geräumiges Zimmer betreten, in dem Alles, sowohl die Einrichtung, als die schwüle mit dem feuchtwarmen Dunste heißer Plätteisen erfüllte Atmosphäre, die empfindlichen Instincte der Patriziertochter in ihr verletzte.

Da war im Hintergrunde in einer Art Alcoven ein Bett, auf dem ein dem Anscheine nach sehr alter Mann mit halbgeschlossenen Augen fast in völliger Dunkelheit dalag. Seine mageren, wachsernen Todtenhände streckten sich müde und kraftlos auf einer röthlichen Wolldecke aus. Neben dem Bette auf einem Tischchen stand eine Tasse starkduftenden Lindenblüthenthees. Nicht weit davon ein eiserner Ofen, der jene übermäßige Wärme ausstrahlte, der man gerade in den Wohnungen der untersten Classen so häufig begegnet, und die für den rasch Eintretenden etwas Beklemmendes hat, daneben Kästen, Tische, Stühle, Alles nicht nur alt, sondern auch von schlechter, ordinärer Arbeit. Auf einem Rohrgestelle hing ein einfaches aber nettes Wollkleid, das eben seiner Vollendung entgegenzugehen schien. Ein Bügelbrett und ein kleiner Ankleidespiegel vervollständigten das Mobiliar der etwas überfüllten Stube.

Während die Dame auf einem der Rohrstühle Platz nahm und nicht ohne ein gewisses Mißbehagen sich in diesem, dem Atelier eines Worth so unähnlichen Raume, umsah, erblickte sie an einem kleinen Pulte am Fenster einen etwa siebenjährigen Knaben, der dort über einer Schularbeit vertieft saß und von ihrer Anwesenheit nicht eben sonderlich Notiz zu nehmen schien.

Mit den Worten: „Haben Sie schon öfter in Sammt oder Seide gearbeitet?“ leitete die Bestellerin freundlich die Verhandlungen ein.

„Gewiß, gnädige Frau,“ erwiderte die Näherin hastig, „es ist noch nicht so lange her, da war ich in einem der ersten Salons von Wien beschäftigt ... aber jetzt ... Unglück und Krankheit ... mein Vater ist seit drei Jahren bettlägerig ... ich konnte das Haus nicht mehr verlassen, da ist es denn rasch bergab gegangen mit mir.“ Ein heftiges, peinliches Erröthen färbte ihre eckigen Wangen, während ein hilfloser Blick, gleichsam als werde sie sich jetzt erst der Unordnung ihrer Umgebung bewußt, ängstlich durch die Stube fuhr.

Die Dame erröthete nun auch. Es that ihr leid, so gefragt zu haben. Selbst auf die Gefahr hin, ihre kostbaren Stoffe durch ungeübte Hände zu einem schlechtsitzenden Kleide verschneiden zu lassen, hätte sie jetzt nicht ohne Bestellung fortgehen mögen. Auch gehörte sie nicht zu denen, die aus der Anschaffung einer Toilette eine Haupt- und Staatsaffaire machen und darin für Stunden und Tage mit allem Denken und Sinnen aufgehen.

Sie war etwas sorglos und gleichgiltig in Behandlung dieser hochwichtigen Angelegenheit, oder doch so leicht zu befriedigen, als es mitunter gerade bei vollkommener Schönheit vorzukommen pflegt. Sie konnte daher nicht umhin, während sie in einem Modejournal blätterte, das die Verwachsene dienstfertig aus einem Winkel der Stube herbeigeholt hatte, die Vorgänge in dieser trübseligsten Häuslichkeit, die sie je betreten, zu beobachten und da sie nicht bloß mit psychologischer Neugierde, sondern mit den Augen der Menschenliebe sah, waren Rührung und Mitleid das Ergebniß ihrer Aufmerksamkeit.

Der Knabe am Fenster schrieb nicht, wie sie anfangs geglaubt, sondern er zeichnete; den Gegenstand konnte sie allerdings nicht ausnehmen, aber ergötzlich war ihr der hingebende Eifer, mit dem das Kind in seiner Arbeit aufging.

Seine Bäckchen glühten, die Augen leuchteten und ab und zu hob er das Blatt, um seine Darstellung, offenbar mit großer Genugthuung aus größerer oder geringerer Entfernung zu prüfen.

Da bewegte sich der Kranke unruhig auf seinem Lager. Ein Hustenanfall beklemmte ihm den Athem, die welke, unsichere Hand tastete hilflos nach dem anfeuchtenden Thee. Sofort legte der Knabe den Stift weg, glitt von seinem Stuhle herab zum Bette hin und reichte und hielt dem Alten die Schale.

„Ein braves Kind," lächelte die Dame. Die Näherin nickte bloß, aber ihr ganzes Geſicht veränderte ſich, ſo oft ihr Blick über den Knaben ging, und jetzt bei dem freundlichen Lobe aus fremdem Munde, erglänzte ihr Auge in einem ſtillen, freudigen Lichte. Wie wenn ein Sonnenſtrahl über wildzerriſſenes, wolkenumhangenes Felsgeklüfte ſchimmert, ſo löſten ſich die Kanten und Breiten dieſes unregelmäßigen, groben Geſichtes in überraſchende Weichheit.

Jetzt ward das Maß genommen. „Den Rock von Seide — eine kleine Schleppe, die Taille zum größten Theil aus Sammt, halblange Aermel . . ." befahl die junge Dame.

Nach einem kurzen Blicke auf das Lager des kranken Greiſes, hatte ſie ohne Ziererei den Leib ihres dunklen Tuchkleides abgeworfen und ſtand jetzt im Mieder, die ſchlanken, ſchneeweißen Arme und den ſchönen Nacken entblößt vor der Schneiderin, zu der ſich ihre herrliche Geſtalt herabneigen mußte. Dieſe wundervolle glatte Marmorrundung der Arme, die zartgeſchweifte Linie des Halſes und der weichabfallenden Schultern, an denen blaßblaue Aederchen durch die apfelblüthenfarbene Haut ſchimmerten, und daneben die gnomenhaft plumpen, graugelben Hände der Verwachſenen, die an dieſen tadelloſen Formen herumtaſteten; wenn ein Künſtler die reinſte Schönheit einer antiken Göttin und die äußerſte abſonderlichſte Häßlichkeit einer Unterirdiſchen hätte darſtellen wollen, wahrlich zwei ſeltene Modelle.

„Den Fuß frei nach vorne?" fragte die Schneiderin jetzt, mit dem Centimeter zu Füßen ihrer ſchönen Kunde kniend.

„Ach ja, meinetwegen . . . wie Sie wollen," erwiderte das reizende Mädchen, denn als ſolches müſſen wir die Schöne dem Leſer nach Enthüllung ihrer jungfräulichen Büſte endlich vorſtellen, während ſie mit einer raſchen Bewegung voll Elaſtizität in die Aermel ihrer Tuchjacke fuhr.

„Und nun den Stoff. . . Ich will ihn gleich aus dem Wagen holen," und ſie ſchickte ſich an, mit ihren raſchen leichten Schritten das Zimmer zu verlaſſen.

„Ei warum nicht gar! Sie werden doch nicht ſelbſt . . ." depreciirte die Näherin. „Franzi lauf' zu dem Fiaker vor's Hausthor und bring' den Stoff!"

„Gleich, Mutter," antwortete das Kind und eilte geſchäftig zur Thüre hinaus.

Mutter hatte es geſagt, Mutter.

Die junge Dame gehörte jenen Kreiſen an, in denen es als eine der wichtigſten Schicklichkeitsregeln geübt wird, ſich über Niemand und Nichts zu verwundern, aber all' ihrer Wohlerzogenheit zum Trotze ſtand jetzt eine grenzenloſe Verwunderung auf ihrem friſchen, ausdrucksvollen Geſichte.

„Jawohl, gnädige Frau," ſagte die Näherin, und in ihren Mienen ſprach ſich ein ſeltſames Gemiſch von gewiſſermaßen Vergebung erflehender Demuth und heimlich triumphirendem Stolze aus: „Das Kind iſt mein. Ich wäre längſt in die Donau gelaufen, dort wo ſie am tiefſten iſt, wenn dies Kind nicht wäre," fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe heftig athmend fort. „Arbeit, nichts als Arbeit das ganze Jahr rundherum, und dies Elend," ſie warf einen bezeichnenden Blick nach dem Bette im Alcoven, „ewig vor Augen. Den ganzen Tag und die halbe Nacht hier an der Nähmaſchine ſitzen, bis die Bruſt ſchmerzt, und die Füße den Dienſt verſagen, und keinen Sonntag, o viele, viele Jahre weder Wald noch Wieſen zu ſehen, immer angekettet," ſie flüſterte, „um Hilfloſigkeit und Jammer, das Siechthum des Alters mit ſeinem eklen Athem fortzufriſten. . . ."

Die Dame blickte ſie entſetzt an. Ein ſolch' brutaler Aufſchrei des menſchlichen Egoismus, eine ſolche Anklage gegen die Saumſeligkeit der Natur, die da vergißt hinwegzuräumen, was in ſich angefreſſen und faul, und die mit dieſen erbärmlichen Ueberreſten menſchlicher Exiſtenzen die Jüngeren, Nachkommenden belaſtet, war ihr nicht ausdenkbar erſchienen.

„Er hört nicht," murmelte Thereſe Blümel, den Blick ihrer Beſucherin auffangend. „Sehen Sie, ſo liegt er jetzt drei lange Jahre. Zweiundneunzig iſt er alt und kann nicht leben und nicht ſterben, nachdem er ſein ganzes, hartes Leben lang ehrlich ſeine Pflicht gethan. Iſt das Gerechtigkeit? Warum müſſen wir Jungen, Geſunden die beſte Jugendkraft, das innerſte Lebensmark daran wenden, Pflege und Beiſtand zu leiſten, die völlig ohnmächtig ſind, und ſo unſer Leben verbrauchen, bis wir ſelber alt und grau werden? Ich hätte gar oft verzweifeln mögen; da ſchickte unſer Herrgott mir das Kind, und — glauben Sie mir, Alles ging leichter. Ich hatte zwar jetzt zwei Kinder zu erhalten und zu verſorgen, aber es war doch ein Bißchen Freude dabei, und die machte meine Hände flinker; das Brot wurde ordentlich ausgiebiger, ſeit es drei aßen."

Sie hatte in ihrer Rede das Hochdeutsche mit dem ihr offenbar geläufigeren Wiener Dialecte wunderlich genug untereinander geworfen; das junge Mädchen, um eine Antwort verlegen, war froh, den Knaben mit dem Packete eintreten zu sehen.

Mit kindlicher Unbefangenheit lehnte sich der Junge an den Stuhl seiner Mutter, der fremden Dame ohne Scheu in's Gesicht starrend. Er hatte ein hübsches, rundliches Kindergesicht, dem man nichts von Entbehrungen ansah. Ein pfiffiges kleines Näschen ragte etwas vorwitzig in die Welt hinein, die zierliche Bildung des Kopfes und der Stirn, die wohlgebauten Füßchen und kleinen Händchen hätten in ihm gewiß nicht einen Sprößling dieses Blümchens vermuthen lassen, ja ein gewisser Zug der Schelmerei um die feinen, rothen Lippen, der zwischen Mundwinkel und Wangengrübchen hin- und herspielte, mußte an diesem Kinde des Elends geradezu überraschend wirken.

„Nun, mein Junge," fragte die Dame freundlich, „was zeichnetest Du denn da so eifrig, als ich eintrat? Ist's erlaubt das kleine Kunstwerk zu sehen?"

Der Knabe lächelte verschämt und rührte sich nicht vom Platze.

„Nun, Franzi!" drängte die Mutter, und sie erhob sich und reichte der Dame selbst das Blatt. Diese betrachtete es eine Weile aufmerksam, schritt dann zum Fenster und ließ den schmalen Lichtstreifen der klaren, kalten Wintersonne, der durch die kleinen Scheiben hereinfiel, darüber hingleiten. Sie war von der kleinen Zeichnung überrascht. Lange genug und nicht ohne Talent hatte sie Stift und Pinsel gehandhabt, um sich ein Urtheil zutrauen zu dürfen.

Der Gegenstand der Darstellung war ihr, einer geborenen Wienerin, bekannt, und die Art, wie die dürftige Reizlosigkeit des Vorwurfs von ungeschulter Kinderhand zu etwas wie ungesuchter ursprünglicher Poesie verklärt war, entlockte ihr einen Ausruf der Bewunderung.

Das war ja der Linienwall! Der liebe, alte Linienwall mit seinem Blick auf die Wellenlinien des Horizonts! Da waren die alten, über die Mauer hängenden Bäume an der Ecke der Hauslaabstraße, da das einstöckige, halbverfallene Herrenhaus, mit den wassersüchtigen, wappentragenden Genien, und links, etwas entfernter vom Linienwall, grüßte jener seltsame, von einem kleinen Observatorium gekrönte

Bau, in dem sie als Kind stets mit geheimnißvollen Schauern einen Goldsucher oder Nekromanten vermuthet hatte.

Dies Alles war nicht nur hübsch klar und deutlich, es war sogar perspectivisch fast richtig gezeichnet, nicht ein Bißchen flach oder wackelig, Alles stand hübsch an seinem richtigen Platze. Endlich schließlich war das ganze kleine Meisterwerk reichlich, o wie reichlich! in wassergrüner Farbe getuscht.

„Aber das ist ja der Linienwall, der liebe, häßliche, alte Linienwall, auf dem ich als kleines Mädel viel lieber als im Prater spazieren ging!" rief die Dame noch einmal. Sie lachte so herzlich über die fast „Böcklin'sche Verschwendung" an Grün, daß ihr beinahe die Thränen kamen, und ihre schöne schlanke Hand fuhr liebkosend über das Blondhaar des Kindes, das sich neben sie geschlichen, wie um seinen Schatz in Sicherheit zu bringen.

„Brav, mein Kind! brav! Aber wo hast Du denn das gelernt?"

„Ach, lieber Gott!" fiel da die Mutter ein, „er ist ja erst in der zweiten Classe, da gibt's noch nicht viel Zeichenunterricht, aber der Lehrer sagt, aus dem könnte was werden, wenn nur..." sie seufzte und machte eine hoffnungslose Bewegung mit Daumen und Zeigefinger.

Die junge Dame stand nachdenklich, über ihr unsäglich feines und gütiges Gesicht flog die leise Wolke des Zweifels. „Wenn's auch nicht gleich ein Künstler wird, liebe Frau Blümel," sagte sie sanft, „obwohl mir's scheint, als hätte der, gerade der da die Gnade von Oben ... aber der Fleiß, die Ausdauer, das ist die zweite Hälfte des Talent's," nickte sie dem Jungen zu.

Dann ward die Zeichnung bei Seite gelegt, die Dame schrieb ihre Adresse auf: Fräulein Malvine von Planegg, I **straße Nr. 10, und versprach, sobald als möglich selbst zur Anprobe zu kommen, da sie nicht die Veranlassung sein wolle, daß Frau Blümel öfter als nöthig ihren Kranken verlassen müsse.

Drei Tage später trat sie denn auch in ziemlich früher Morgenstunde bei der Blümel ein. Sie fand diesmal das Zimmer wohl aufgeräumt und gelüftet, den Kranken in einem frischbezogenen Bette, das seltsame Weib in einem weiten, faltigen Gewande, das seine Mißgestalt durch den geschicktesten Faltenwurf, soweit dies möglich, verhüllte. Es war offenbar, sie war erwartet worden.

„Guten Morgen, Frau Blümel! Der Kleine nicht zu Hause?“ fragte Fräulein Malvine freundlich, während sie ein großes, flaches Packet — es enthielt ein Farbenkästchen und verschiedene Bleistifte — auf dem Pulte am Fenster deponirte.

„Ach nein,“ leider war er nicht zu Hause, „aber wenn die Gnädige ein wenig verziehen wolle, in einem schwachen Viertelstündchen müsse er zurückkommen.“ Die Schneiderin hatte, während sie sprach, einem großen alten Schranke die der endgiltigen Vollendung harrende Taille entnommen und fuhr bald da, bald dort eine Stelle bezeichnend, wo sie wegnehmen oder zugeben wollte, in ihrer redseligen, zutraulichen Weise fort: „Ja das war meine beste Zeit, so lange er noch nicht in die Schule mußte, damals lebte ich wie im Himmel, aber mit dem Schulgehen, sehen Sie, liebe Dame, das ist so ein Abschnitt, da nimmt die Welt der Mutter schon das Kind weg.“

„Ich dachte, Sie hätten Freude an der Begabung und den Fortschritten des Knaben,“ warf das Fräulein ein.

„Gewiß! Gewiß!“ betheuerte die Verwachsene, aber so lange er daheim war, konnte ich ihn als ein Stück von mir selber betrachten, er war ganz mein! mein! mein! und Niemand durfte mich deshalb scheel ansehen, denn er ward ehrlich erhalten von meiner Hände Arbeit ... aber mit der Schule beginnen die Fragen. Ich bin nämlich nicht verheiratet,“ setzte sie leiser hinzu, , und ich bitte mir nicht Frau zu sagen.“

Ein minutenlanges Schweigen folgte.

Je höher wir in der menschlichen Gesellschaft emporsteigen, umso ausgeprägter finden wir den lebhaften Zug der Natur nach der Schönheit, bis er endlich in den höchsten Classen zu einer Forderung sine qua non, in der Liebe, wird. Das Volk steht fast noch außerhalb dieses Kreises. Da ist das Weib zumeist nur Last- und Arbeitsthier, von dem keine Anmut verlangt wird. Es hat zum Fortkommen der Familie beizutragen, wenn es nicht gar einen faulen Gatten ganz und gar erhalten muß.

Fräulein Malvine hatte gemeint, die Blümel befände sich wahrscheinlich in dem letzteren Falle. In den sogenanten besseren Kreisen fällt es Niemand ein, dem reizendsten Mädchen aus seiner Tugend ein Verdienst zu machen, man setzt dieselbe daher bei den Stiefkindern der Natur, die man gewöhnt ist für Neutrums zu betrachten, als ein halb und halb Unfreiwilliges und Selbstverständliches voraus. Das Wort

ſelbſt iſt in die Rumpelkammer geworfen worden, und nicht ohne Grund: denn was iſt die Tugend, wenn ſie als das Product eines durch Generationen künſtlich gezähmten, in gleichmäßigen, ſtillen Wellen fließenden Blutes auftritt, was iſt ſie in der Hülle der Häßlichkeit oder vollends Krüppelhaftigkeit, die jede Anfechtung, jede Verſuchung ausſchließt?

Bei alledem bleibt dieſe freie tolerante Denkungsart, die ſich oft gerade bei ſtreng tadelloſen Frauen findet, doch meiſtens auch inſoferne Theorie, als ihnen die Berührung mit einer Gefallenen etwas Peinliches behält, und ſo wirkte das unerwartete, überraſchende Geſtändniß der Buckligen auf die feinbeſaitete junge Dame faſt wie eine Schamloſigkeit. Doch ſagte ſie ſich, daß ſie aus einer ganz anderen Lebensſphäre, auf eine für ſie fremdartige Exiſtenz herabblicke und von ihrem Standpunkte möglicherweiſe ein ganz falſches Bild davon gewann.

Eine Ahnung dämmerte in ihr auf, daß das Loos dieſer unglücklichen von Natur und Geſellſchaft Enterbten keineswegs ein ſo ganz troſtloſes war, als es dem äußeren Beobachter ſcheinen mußte. Aus all' ihrem Elend, trotz moraliſchem Leichtſinn und innerer Rohheit — denn ihre Unehre zu empfinden, dazu mangelte der Blümel offenbar das Feingefühl — hatte ſich der unzerſtörbare Diamant der Mutterliebe an's Licht kryſtalliſirt. So unendlich reich iſt die Natur im Gegenſatze zur moraliſchen Weltordnung! Es war ihr eine neue Auffaſſung, faſt eine Lehre.

Die Schneiderin war unterdeſſen von der Mittheilung ihrer intimſten perſönlichen Angelegenheiten mit ungetheilter Aufmerkſamkeit zu dem Werke ihrer Hände übergegangen und rief ſo mit den Worten: „Es ſitzt wie angegoſſen!“ die ſchöne Malvine von ihrem ſchweifenden Gedankenfluge zurück. Dieſe blinzelte ein wenig, als werde ſie aus dem Schlafe geweckt und neigte ſich vor, auf ihr Spiegelbild einen zerſtreuten Blick zu werfen.

Die Blümel, unzufrieden über den geiſtesabweſenden Ausdruck der Dame, meinte, der etwas trübe Spiegel genüge der augenſcheinlich Kurzſichtigen nicht, ſie ergriff daher ein Staubtuch und fuhr mit ungewohnter Energie über das ſchwache alte Glas. Da, ein kurzer ſcharfer Krach — und es geſchah etwas, das auf die kleine Verwachſene wahrhaft vernichtende Wirkung übte. Der Spiegel zerbrach, eine Ecke fiel aus dem

Rahmen und klirrend zu Boden. Die Blümel ſank auf einen Stuhl und bedeckte das Geſicht mit den Händen, als ſei ein großes Unglück geſchehen.

„Beruhigen Sie ſich," ſagte Fräulein Malvine gütig, „da ich die Veranlaſſung dieſes Unfalls bin, iſt es ſelbſtverſtändlich, daß ich Sie bitte, den Spiegel auf meine Rechnung wiederherſtellen zu laſſen."

Die Näherin machte eine abwehrende Handbewegung. „Ach der Schade iſt das wenigſte," verſetzte ſie tonlos, „aber ſieben Jahr' kein Glück!"

Mit einem ſeltſamen Gemiſch von Mitleid und Spottluſt blickte Malvine auf das zerknirſchte Frauenzimmer herab. Die ſprach von Glück! So ſchlimm hatte ihr das Leben mitgeſpielt und doch glaubte ſie noch an günſtige Möglichkeiten! Oder vielleicht gerade deshalb, denn nach Freude! Freude Luſt! ſchreit ja das Innerſte jeder Creatur. In Roſenwolken ſchwebt ſie, ein Engelsantlitz vor uns, und wir zittern, ſtürzen, jagen dem verklärten Strahlenbilde nach. Denjenigen aber, die es erreichen, faſſen, halten, und es jetzt — jetzt — mit ihren ſehnſüchtigen Lippen zu berühren glauben, verwandelt ſich's in eine ſcheußliche Thierfratze oder in einen grinſenden Todtenſchädel.

Unterdeſſen zieht und ſchwärmt ſehnſüchtig die Arme ausſtreckend unter ihnen die zahlloſe Schaar der ſelig Hungernden, der aus der Ferne Anbetenden, vom Leben karg gehaltenen Beneidenswerthen, die noch an's Glück glauben, vor denen ihre Wünſche noch wie rothe Freudenbanner, ihre Zukunft wie ein blauer Frühlingshimmel ſchwebt — ein Frühlingshimmel — der endlich, endlich nach einem langen Winter kommen muß. So hoffte wohl dies arme Weib. Ihr Mund quoll über von der Bitterkeit des Lebens, aber ſie glaubte doch irgendwo und irgendwann müſſe der Becher ſeiner Süßigkeit für ſie credenzt ſein.

„Wie kann man nur ſo abergläubiſch ſein," ſagte das Fräulein ſcherzhaft tadelnd.

„Ich bin nicht abergläubiſch!" vertheidigte ſich die Näherin lebhaft. „Wiſſen Sie, nur auf drei Dinge halte ich: da iſt das Steckenbleiben der Scheere — heute Früh blieb ſie mir ſtecken — ſeltener Beſuch — das Berufen — und ..." Hier unterbrach ſie ein herzliches Lachen des ſchönen Mädchens.

„Nun ſehen Sie, wir bringen doch eine hübſche Liſte zuſammen..."

„Gerade an das böſe Vorzeichen des zerbrochenen Spiegels dürfen Sie ja nicht glauben," beſchwichtigte ſie nun die Blümel, auf

deren Vorstellungsweise eingehend, und sie zählte aus dem Stegreif ein paar Fälle her, wo alles mögliche Glück kurz nach einem solchen Unfalle eingekehrt sein sollte.

Die Blümel sah mit einem dankbaren Blick zu ihrer freundlichen Trösterin auf. „Ach es ist ja nicht wegen mir. Ich habe wenig genug vom Glück zu schmecken gekriegt. Aber mein Franzi . . ., wenn ich den so weit zu bringen vermöchte, daß er was Höheres studieren, oder ein geschickter Maler werden könnte," sie faltete die Hände, „lieber Gott, dann möcht' ich wohl sterben vor lauter Glück! Und was fehlt mir dazu?" fuhr sie aus Weichheit plötzlich in eine Art Trotz übergehend fort, „nur ein kleines Capital, ein kleines, bescheidenes Capital, mit dem sich ein ‚Salon' gründen ließe, denn mit Schulden kann unsereins nicht anfangen. Ich bin nicht ungeschickt, ich war früher eine der ersten Arbeiterinnen der Madame X. — die Gnädige können sich überzeugen — da hatt' ich Gelegenheit genug, Alles abzusehen, was zum Geschäfte, zum Geldverdienen gehört."

„Geschieht denn für das Kind," hier stockte sie ein wenig, „von anderer Seite gar nichts?" fragte Fräulein von Planegg nachdenklich.

„O, er hat gesorgt, gewiß . . . das heißt, wenigstens die ersten Jahre," murmelte die Blümel. Es war unverkennbar, daß sie log, sie verwirrte sich, sprach unzusammenhängender noch als vorher. Dann, nach einem Blick in das gute, mitleidsvolle Gesicht der reizenden Dame, „sehen Sie, liebe Gnädige, es war eigentlich nur eine ganz kurze Bekanntschaft," sagte sie resolut, ohne Umschweife. „Ehe wir noch so weit herabgekommen waren, wie wir es jetzt sind, so lange wir noch gute Möbel und etwas Vorrath an Betten hatten, da versuchte ich's mit dem Vermiethen. Wir wohnten damals in einer hübschen belebten Straße, mein Vater führte ein kleines Geschäft mit Specereien und Schnittwaaren. Da zog Er zu uns in unser bestes Zimmer. Er war damals ein blutjunger Officier, kaum ein paar Jährchen aus der Akademie. Vermögen hatte er keins, doch verstand er so flott und so nobel zu leben, und sah immer so ‚quatre épingles' aus" — die Blümel verunstaltete diese Redensart so merkwürdig, daß man bloß errathen mußte, was sie meinte, „wie der reichste Cavalier. Und schön und fesch war er, da kam ihm keiner gleich. Immer im Prater unten bei den Rennen, und auf Du und Du mit Grafen und Baronen. Wenn ihn Einer grüßte, einer vom Civil in unserer Straße, da griff er kaum

an die Mütze, so stolz war er, und doch hatten ihn alle gern. Er konnte die Menschen noch so schlecht behandeln, sie ließen sich's zehnmal gefallen, bloß weil er sie vielleicht ein elftes Mal aus seinen schwarzen Feueraugen freundlich ansah. Ja er hatte nun einmal so was Unwiderstehliches, Aristokratisches, das ihm alle Leute unterthänig machte. Ich besorgte seine Wäsche und gegen mich war er immer artig... o so freundlich und süß konnte er sein, wenn er eben gut gelaunt war.

„Holde Thereſe, Niemand kann das so, wie Sie," sagte er, wenn ich die Knöpfe seiner Uniform oder seinen Säbel geputzt hatte, und dabei sah er mich mit seinen großen lachenden Augen so eigen an, so wie nur Er blicken konnte.

Bis spät in die Nacht hinein arbeitete ich, wenn ich mit meiner Schneiderei fertig war, an seinen Sachen. Ich blieb auf, und wenn mir auch fast die Augen zufielen vor Schlaf, nur um ihm selber die Thür aufmachen und die Lampe anzünden zu können, wenn er spät nach Hause kam.

Viele Thränen und viel heimliche, närrische Seligkeit hab' ich mit hineingenäht in die feine, weiße Leinwand... und ich war stolz darauf, etwas für ihn thun zu können, ohne daß er mich bezahlte. Dem Vater beglich er pünktlich seinen Zins, aber im Übrigen da....

Na da kam er eines Abends ganz besonders guter Laune nach Hause, etwas angeheitert, aber nicht betrunken — o nein — er war nie betrunken, nur doppelt so übermüthig und lustig als gewöhnlich. „Hören Sie, holde Thereſe," sagte er gleich beim Eintreten, „heute machen wir einmal glatte Rechnung. Ich muß Ihnen schon entsetzlich viel schuldig sein. Und da ich gerade bei Kassa bin, ich hatte heute einmal ausnahmsweise Glück im Spiel, da sagen Sie's nur gleich, aber sagen Sie nicht zu wenig — was ich Ihnen für all' Ihre Arbeit schuldig bin."

So verrückt war ich damals, daß mir zu Muthe war, als habe er mich geschlagen. Alles, was Farbe, Glanz und Licht gewesen in meinem Leben während der letzten sechs Monate, nun löschte er's mit einem Streiche aus. Ich fing an zu weinen.

„Nun, wenn Sie kein Geld wollen, Fräulein," bemerkte er dann zart, — o er konnte so höflich sein, wie zu einer Fürstin, wenn er gerade wollte — dann wünschen Sie sich was, ein schönes Kleid oder eine Uhr... Ja das wird das Richtige sein! Oder haben Sie schon eine goldene

Uhr?" Nein. Die hatte ich nicht, aber ich wollte nichts, was einer Bezahlung ähnlich sah, etwas ganz Anderes wollte ich. Einen Sonntag, einmal im Leben einen Sonntag, mit Waldesrauschen und dem Duft der Felder: eine Landpartie. Mit dem Vater war ich nie weiter als bis in den Prater gekommen. Einmal nur, an meinem Firmungstage, war ich mit der Pathin draußen gewesen, und seitdem hatte ich eine krankhafte Sehnsucht nach dem Lande. Da waren wir in einem kleinen Wirthshausgarten gesessen, wo junge Hühner im Grase umherliefen, und die Luft uns wie ein laues Bad von Lindenblüthen umwehte. Das sagte ich ihm.

„Eine Landpartie! Eine Landpartie!" rief er unbändig lachend und rieb sich die Stirn. „Ja die wollen wir zusammen machen, aber nobel, ganz nobel soll's werden."

Am nächsten Sonntage, er hatte Civilkleider angelegt — führte er mich in einem geschlossenen Fiaker nach der Brühl, und von da, über Kaltenleutgeben, Hochrotherd und die Sulz zurück. Wir gingen stets die herrlichsten, einsamsten Waldwege, wenn wir ausstiegen, und am Rückwege führte ich ihn in das kleine Gasthaus zwischen Kaltenleutgeben und Rodaun, wo ich einst mit der Pathin gewesen.

Es war ein unvergleichlicher Junitag und die Linden dufteten, die Hühner liefen im Grase umher, wie damals."

Eine Bewegung ihrer Zuhörerin weckte die Blümel aus ihrer Traumverlorenheit.

In Folge ihres herzgewinnenden und nachsichtigen Wesens, dem jede Zurückweisung schwer fiel, war es von jeher Malvinens Loos gewesen, zur Rolle der Vertrauten herangezogen zu werden, nun fühlte sie, daß dies redselige Weib nahe daran war, sie in die Geschichte jenes Tages, mit der bis in's letzte, intimste Detail gehenden Realistik eines französischen Romanciers einzuführen, sie erhob sich daher und griff nach ihren Ueberkleidern, um die Blümel dadurch an ihren bevorstehenden Aufbruch zu erinnern.

Wie aus einer anderen Welt kam da der Blick der Unglücklichen in die Gegenwart zurück. Ein feindseliger Ausdruck erschien plötzlich auf ihren unschönen Zügen.

„Ein paar Wochen später theilte er mir mit, daß er ausziehen müsse. Er sei bei einem bekannten General Adjutant geworden, da könne er nicht mehr in unserer Vorstadt wohnen. Und er zog aus.

Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen. Sie meinen, er hätte mich heiraten sollen? Lieber Gott! Ich bin ja nicht von Adel und so hoch hinaus wie er immer war!... Und wo blieb die nöthige Caution?" Es fiel der Dame auf, daß die Näherin sich des socialen Unterschiedes so scharf bewußt war, ja denselben in ihrer Auffassung wohl noch vergrößerte, dagegen über ihr Aeußeres vollkommen im Unklaren schien.

„Er hätte sich Ihrer doch annehmen müssen," entgegnete sie ausweichend.

„Ja... sehen Sie, das ist's..." flüsterte die Blümel.

„Ihnen will ich's gestehen, er hat nicht das Geringste für mich oder das Kind gethan. Einmal, ich war damals in großer Noth — der Franzi war noch klein, mein Vater mir schwach und elend nach einer Operation von der Klinik in's Haus zurückgebracht — da schrieb ich ihm und bat nur um so viel, daß das Kind nicht Hunger leiden müsse.... Es kam keine Antwort." —

„Der Elende! murmelte Malvine „der Elende!"

„Fremde Menschen erbarmten sich meiner, fuhr die Bucklige fort. „Der Arzt und Apotheker creditirten auf Nimmerwiederabzahlen, die Hausfrau schickte, so lange die schlimmste Zeit dauerte, dem Franzi das Essen. Aber, daß Er mich in meiner äußersten Noth kalt zurückgestoßen, Er, den ich so geliebt, daß ich den Staub seiner Fußsohlen geküßt hätte, das kann ich ihm in meiner Sterbestunde nicht vergessen. Sogar das Beten hat er mir vergiftet!" schluchzte sie laut auf. „Ich kann kein Vaterunser mehr beten.... Über die Stelle: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir unseren Schuldigern vergeben" komm' ich nicht hinweg. Ich kann nicht, kann nicht! Das Wort müßte zum Fluch werden auf meinen Lippen, denn er ist mein Schuldiger vor dem großen Gott! Ja das ist er! und ich kann ihm nicht vergeben!"

Malvine stand erschüttert. Ihre Theilnahme für die Unglückliche wuchs, da sie die Gewalt und Kraft einer echten Leidenschaft in ihr entdeckte. Sie konnte nicht sprechen, aber die Blümel empfand ihre Sympathie, sie fühlte sich verstanden.

„Unser Herrgott verzeih' mir meine sündigen Gedanken," sagte sie ruhiger, ihre Thränen trocknend, „aber seit mir das Herz so in der Brust verkehrt ist, kann ich überhaupt nur schwer beten und das Vaterunser am wenigsten. Finden Sie nicht auch, liebe Dame — es ist mir jetzt erst so recht deutlich geworden — das Vaterunser, an das wir von

Kindheit an so gewöhnt sind, ist eigentlich kein so schönes Gebet, als sie uns in der Schule glauben machen. Da ist z. B. die vorletzte Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung.“ Wo ist der Vater, der sein Kind in Versuchung führt? Und ich meine deshalb, es ist vielleicht nicht wahr, daß uns eben dieses Gebet gerade von unserem Heiland überliefert ist?

„O liebe Therese“, sagte Fräulein Malvine ihr die Hand reichend, „solches Grübeln macht uns nicht ruhiger und glücklicher. Sie haben ja das beste Heilmittel gegen alle Bitterkeit und allen Haß in Ihrer Mutterliebe. Verharren Sie getrost in Ihrem naiven Glauben, daß, wo ein Kind ist, auch eine Art Gottessegen sei. Das ist auch etwas wie Frömmigkeit, denn es versöhnt. Der liebe Gott nimmt ja mit der Frömmigkeit vorlieb, die wir ihm darzubringen vermögen.

„Der Franzi kann recht leicht noch einmal die Stütze Ihrer alten Tage werden, und was seine Erziehung anbelangt, da lassen Sie sich den Kummer nicht über den Kopf wachsen. Vielleicht finden sich Mittel und Wege, ich will ernstlich darüber nachdenken.... Wann kommen Sie mit dem Kleide zu mir?“

„Donnerstag Abends“ versprach die Blümel.

„Also auf Wiedersehen Donnerstag!“ nickte Fräulein Malvine; und es dünkte die Blümel, wie die trostvolle Verheißung einer gütigen Macht, als sich ihr das schöne Antlitz mit dem herzgewinnenden Ausdruck reinster Seelengüte noch einmal freundlich zuneigte.

II.

Ein vornehmes, in sanft abgetönte, weich einschmeichelnde Farben gebettetes Interieur. Schwere, dunkle, alte Möbel, lebensgroße Porträts und hohe Spiegel in matten Rahmen; mit Ausnahme einiger Zierlichkeiten aus feinstem Altwiener Porzellan, fast alles in großen Dimensionen, in ernsten Linien und Formen.

Es ist die alte, gediegene Pracht eines durch Jahrhunderte im Wohlstande und verfeinerten Geschmacke emporgekommenen Patrizierhauses. Da ist nichts, was von gestern angeschafft ist und noch nach dem Händler oder Tapezierer riecht.

Die Bilder und Kupferstiche an den Wänden sind mit künstlerischem Feingefühl ausgewählt und tragen neben den Namen italienischer Meister die besten der alten Wiener Schule. Alt ist auch die

Bauart dieſes im Mittelpunkte der Stadt befindlichen Hauſes; denn im Gegenſatze zu den einzelnen kleinen Appartements, in welche jetzt ſelbſt die größten modernen Wohnungen zerhackt ſind, öffnet ſich dem Beſucher die Ausſicht auf eine aneinandergereihte Flucht von großen, hochgewölbten Zimmern, in denen die reiche Sammlung prächtiger Bilder in verſchwenderiſcher Laune, doch nicht ohne ein gewiſſes Syſtem, und eine ſichere, beherrſchte Uebereinſtimmung mit der übrigen Einrichtung der Gemächer vertheilt iſt. Es gibt kaum einen Zweig der bildenden Kunſt, von der Antike bis zu unſeren modernen deutſchen Malern, der hier nicht theils in trefflich gewählten Originalen, theils in vorzüglichen Reproductionen vertreten geweſen wäre. Hie und da war eines beſonders werthvollen Bildchens oder einer meiſterhaften Statuette halber ein Möbel bei Seite oder gegen die Mitte des Zimmers gerückt, um einem beſtimmten Kunſtwerke mit liebevoller Sorgfalt die richtige Beleuchtung zu verſchaffen.

Man ſah, dies war die Wohnung eines Liebhabers, dem das Sammeln ausgezeichneter Bilder und plaſtiſcher Arbeiten Lebensangelegenheit geweſen war.

Doch wirkte das Ganze nicht als eine todte, nebeneinander gereihte Galerie, ſondern mit dem lebendigen Reize einer originellen Privatwohnung, der von der Thürſchwelle bis in's letzte Winkelchen, der Stempel eines einheitlichen, eigenſinnigen, ſelbſtbewußten Geſchmackes aufgedrückt war.

Der Mann, der einen Theil ſeines Lebens mit dem Anhäufen und Ordnen dieſer Kunſtſchätze zugebracht, war Wilhelm von Planegg, Malvinen's verſtorbener Vater. Aus einer reichen Großhändlerfamilie ſtammend, die ihre Verbindungen faſt über die ganze Erde erſtreckte, war er in ſeiner Jugend viel gereiſt. Dann als Siechthum und Gebrechlichkeit ſeinen Vater zu der angeſtrengten Thätigkeit, die die Führung eines großen weitverzweigten Handelsgeſchäftes erfordert, unfähig machten, hatte er ſelbſt das Steuer ergriffen, bis er wenige Jahre nach dem Tode des alten Herrn ſich ganz vom Geſchäfte zurückzog, um nur ſeinen künſtleriſchen Neigungen zu leben.

Etwas von dieſer Paſſion hatte ſich auf Malvine, die Tochter aus einer ſpätgeſchloſſenen, und nach kurzer Dauer durch das Hinſcheiden der jungen Gattin wieder zerſtörten Ehe, übertragen.

Sie zeichnete und malte schon als halberwachsenes Mädchen mit nicht gewöhnlicher Fertigkeit und verstand es, kleine, plastische Vorstellungen ihrer Erfindung auf's Artigste mit der freien Hand in Brot und Wachs zu bilden. Ehe indessen all' diese dilettirenden Spielereien zu ernsten Studien reifen konnten, ward sie auch der Leitung des Vaters durch seinen plötzlichen Tod verlustig; dann kam ihre erste Verlobung und der darauffolgende Bruch, der seinen Schatten auf ihr junges Leben warf.

Liebenswürdig, schön und reich war sie heiß begehrt worden, und hatte selbst schwärmerisch geliebt, aber das innerste Bedürfniß ihres echten Frauenherzens blieb selbst in der Leidenschaft verehrendes Hinaufschauen.

Es gibt Menschen, die, wenn sie vor Durst verschmachten sollten, aus keiner trüben Quelle, aus keinem unreinen Gefäße trinken können. Ihr war eine solche Natur geworden, der es versagt bleiben mußte, sich bedingungslos hinzugeben, und so vermochte eine kleine Unwahrhaftigkeit, eine Schwächlichkeit des Charakters, die sich ihr durch das Verhalten ihres Verlobten im Frauenkreise offenbarte, den Bruch herbeizuführen. Ihre Liebe, nachdem sie aus dem kühlen, lebenspendenden Boden des Vertrauens gerissen war, ging in einem langsam schleppenden Todeskampfe zu Grunde.

Farblos und öde war ihr Leben jahrelang dahingeschlichen. Sie hatte all' die Zeit über die dunkle, uneingestandene Empfindung, daß die Liebe noch einmal in ihr Leben treten werde, aber ihre Ansprüche waren unendlich verfeinerte, vergeistigte, schwer zu befriedigende, wenn auch deshalb nicht minder dringende, leidenschaftliche, naturnothwendige. Sie war Eine, die darben konnte, oder aber die vornehmsten Seltenheiten, die reizendsten Gewürze, den edelsten, echtesten Liebeswein an ihrer Freudentafel genießen wollte. Solche Schwierigkeit in der Wahl trägt indessen nicht dazu bei, „das Neigen von Herzen zu Herzen" zu erleichtern. Wer sich den höchsten Gefühlsluxus, die feinsten Arome der Passion, Seelenfreundschaft und geistige Uebereinstimmung fordert, geräth gewiß leichter in Gefahr zu verhungern, als der Niedrigbegnügsame.

Malvine wagte damals einen schwachen energielosen Versuch, ihrem Leben durch ihr Talent Inhalt zu geben. Kurz nachdem sie ihre Verlobung gelöst, reiste sie mit einer Gesellschafterin nach Italien, an's

Meer, endlich in's Land der Pharaonen, wohin ſie eine mächtige, phantaſtiſche Jugendſehnſucht zog.

Ihr Skizzenbuch indeſſen brachte ſie ebenſo jungfräulich rein zurück, als ſie es mitgenommen. Es iſt Irrthum oder Schönfärberei zu behaupten, daß erſt aus einem großen Schmerze der echte Künſtler geboren werde. Schmerz im Gegentheile lähmt temporär die großen und vernichtet die kleinen Talente. Keine Pflanze gedeiht ohne Sonne, höchſtens kümmerliche, ſaft- und kraftloſe Kellergewächſe. Sonne, die Allmutter, braucht der gewaltigſte Baum wie das niedrigſte Gräslein, und Freude die Allmutter, das menſchliche Herz, und jene Werke des Genies, die aus dem Herzen ſproſſen: die künſtleriſchen. Die erſte, hochaufſchäumende Lebensfreude, der erſte, kecke ſelbſtbewußte Lebensmuth war gebrochen in Malvinen. Sie verſtand wohl noch künſtleriſch zu ſehen, aber zu geſtalten, nach dem geſtalten zu ringen, dazu fehlte es ihr an Luſt und Selbſtvertrauen.

Wie ſie ſo daſitzt in dem alterthümlichen ſammtenen Lehnſtuhle, und die gelbrothen Flammen des Kaminfeuers ſanftleuchtende Reflexe aus dem zarten Farbenhintergrunde der orientaliſchen Gewebe locken, die den Boden, Sitze und Kiſſen bedecken, während draußen ein bitterkalter Nordoſt durch die winterlichen Straßen brauſt, geht ihr Leben an ihr vorüber, aber faſt ſchattenhaft und farblos. Alles, was darin ſchwer oder peinlich war, ſo ferne, ferne, daß es nicht mehr wahr erſcheint.

Nein, kein vermeſſenes Kunſtſtreben, kein ängſtliches Ringen mehr, vielleicht nach einer Stufe der Mittelmäßigkeit! Nur Liebe, Liebe! dies köſtlichſte Arom des Daſeins athmen! Ihr Herz hatte eine fröhliche Urſtänd gefeiert, ſie war wiedergeboren in einer neuen Neigung und nun meinte ſie, diesmal erſt ſei's die rechte Liebe.

Das Weib war nie allein in der Welt, darin liegt ein Myſterium, die Andeutung eines Naturgeſetzes; und ſie betete an, ſie beugte ſich unbewußt, in allen ihren Nerven vibrirte, in allen ihren Adern pulſte es, in ihrem ſchönen Kopfe malte es lachende Bilder, heitere holde Scenen des Beiſammenſeins, der innigen Zuſammengehörigkeit mit dem Geliebten, das große Geheimniß!

Sie ſchloß die Augen und lehnte ſich zurück in den ſchwellenden Stuhl. Köſtlich war's ſo dazuſitzen, auf ein Glück wartend, das ihr ganz nah, ganz ſicher und doch verſchleiert, wie das weiche duftige Blau ferner Berge winkte.

Denn sie wartete. Seit der Zeiger der großen Uhr am Pfeiler sich der achten Stunde näherte, wartete sie. Und jetzt ganz pünktlich, wie sich's gebührte, noch vor dem Glockenschlage, hörte sie draußen die Thüre gehen, die Stimme des alten Dieners und die seine, und nun kam er raschen, elastischen Schrittes näher, sein Säbel klirrte nur ganz wenig, ganz gedämpft auf dem dicken, schweren Teppiche.

Da sie nicht aufstand, ihm nicht entgegenging, ging er immer schneller durch die letzten Zimmer bis rückwärts an ihren Stuhl und lehnte sich, ihre Hand ergreifend, ein wenig über ihre Schulter. Diese weiße, weiche Rechte, an der ein einziger, diamantblitzender Reif glänzte, zitterte ein ganz klein wenig in der seinen und als er ihren Wangen so nahe, seine Lippen darauf drückte, duldete sie es mit bräutlichem Lächeln.

Er war ein selten vornehm aussehender, schöner Mann in der Uniform des X.schen Cavallerieregimentes. Sein feiner Anstand, die Sicherheit der Manieren trugen noch dazu bei, diese körperlichen Vorzüge in's günstigste Licht zu setzen.

Sie glaubte ihn zu lieben um der aufrechten Geradheit seines Charakters, um des köstlichen, ihr etwas schwerflüssiges Blut und Naturell, wie Champagner anregenden Humors willen. Sie wußte nicht, daß ihr, gerade ihr, der Zug nach der Schönheit so natürlich war, wie das Athmen. Sie machte keinen Cultus daraus, aber ihr ganzes Wesen, jede ihrer Anforderungen stand unter dem Gesetze der ästhetischen und ethischen Schönheit. Daß diese Hand in Hand gehen mußten, fühlte sie nur dunkel aber heftig, und war mit ihrem Innersten ganz blind diesem Glauben unterworfen. Ihrer eigenen Wohlgestalt freute sie sich jetzt erst recht aus dem tiefsten, da sie fühlte, sie mache sie seiner würdig.

Als sie sich jetzt erhob, um an seinem Arme nach dem Speisezimmer zu gehen, wo ein mit blinkenden Geräthen gedeckter Tisch ihrer harrte, schritten zwei königliche, wie aus einer besseren Zeit übergebliebene Gestalten nebeneinander her, fürstlich in Anmuth des Ganges, wie der stolzen, vollendeten Formen. Ihr weites, flatterndes Hauskleid streifte ein Blättchen weißen Papiers vom Schreibtische, das mit einigen Reihen von Zahlen bedeckt war. Er hob es auf und besah es lächelnd.

„Rechnungen? Zahlen?“ fragte er, „doch nicht Ihre Hand?“

Sie vergrub das erröthende Geſicht in die duftenden Theeroſen, die er ihr bei der Begrüßung in die Hand gedrückt. „O bitte laſſen Sie das . . .“ ſagte ſie faſt ängſtlich verlegen.

„Sie machen mich neugierig, ganz unverſchämt neugierig,“ ſcherzte er.

Plötzlich lachte ſie hell auf. „Nein, Sie ſollen es wiſſen, auch dies Liebſter, Beſter,“ ſagte ſie in überquellendem Gefühl. „Ja, ich habe gerechnet, erſtens: wie viel wir für eine anſtändige Haushaltung brauchen und dann —“ und ſie erzählte ihm mit fliegenden Worten, daß ſie den warmen Wunſch hege, den künſtleriſch begabten Sohn einer armen Witwe — aus Zartgefühl machte ſie die Blümel zur Witwe — ausbilden zu laſſen. „Da wollte ich eben,“ ſie war reizend in ihrer feinfühligen Verlegenheit, dem vermögensloſen Bräutigame gegenüber, der ihr nichts zu Füßen legen konnte als ſein Porteepee, „da wollte ich mich doch überzeugen, ob ich dies eigentlich noch darf, und ob die beiden Enden noch ganz reichen werden.“

Sein eben noch freudeſtrahlendes Geſicht verdunkelte ſich auffallend. „Ja, das hat man mir geſagt,“ entſchlüpfte es ihm.

„Was hat man Ihnen geſagt?“ fragte ſie raſch, mit großem Aufſchlage der dunkelblauen Augen.

Er verwirrte ſich ein wenig. Konnte er ausſprechen, daß ihre fürſtliche Wohlthätigkeit ihm als eine gefährliche Extravaganz ihres Charakters geſchildert worden, und daß ſie nach ſeinem Ermeſſen ſich viel zu viel um Fremde kümmere? Er holte tief Athem, ſtieß einen eigenthümlichen Ton zwiſchen den Zähnen heraus, wie ein gewandter Schauſpieler, der eine Lücke ſeines Gedächtniſſes verdecken will; „daß Sie ein Engel ſind,“ flüſterte er dann galant, „aber ich prävenire Sie, ich werde eiferſüchtig ſein auf Jeden, mit dem Sie ſich beſchäftigen und wäre es auch nur ein Bettler!“

Bei Tiſche ward der Sache nicht weiter gedacht. Der Rittmeiſter hatte ein paar Hofanekdoten gebracht, dann bewegte ſich die Unterhaltung um's Theater und das kommende Künſtlerfeſt, dem ſie aus einer Loge zuſehen wollten. Als artiger Bräutigam fragte er nach Malvinens Toilette, eine Angelegenheit, für die er ſtets großes Intereſſe an den Tag legte. Ja, ſie würde wohl erſcheinen können, heute noch, oder

ſpäteſtens morgen werde das für dieſe Gelegenheit beſtimmte Kleid geliefert werden.

Er zündete ſich eine Cigarre an und ließ ſich ſchon ſo recht hausväterlich bequem von der Geſellſchafterin das Rauchtiſchchen und Feuer reichen, bot ſeiner Braut zum ſo und ſovielten Male ein Cigarettchen und ſtreckte — hätte ſich beinahe behaglich geſtreckt, wenn ſeine Eigenſchaft als Bräutigam dies zugelaſſen hätte. Da kam der Diener mit einer geflüſterten Meldung ans Ohr der Hausfrau.

„Am Ende noch Beſuch?“ fragte der Officier mißmuthig.

„Nein. Nur die Schneiderin“, erwiederte Malvine aufſpringend. „Seid unterdeſſen hübſch artig, ich bin gleich wieder da,“ und ſie ſchlüpfte lachend ins Nebenzimmer, wo das Stubenmädchen eben Fräulein Thereſe Blümel einführte.

Dieſe, ſie trug heute einen großen Hut mit kühnem Federaufputz, fühlte ſich offenbar gedrückt durch die ernſte vornehme Pracht der ihr neuen Umgebung. Sie begann zwar damit, Malvinens Hand zu küſſen, ſchien aber im Uebrigen für diesmal ihre redſelige Vertraulichkeit ganz zu Hauſe gelaſſen zu haben. Etwas wie eine Art Lampenfieber ſpielte durch die Muskeln ihrer großen, gelben Hände, während ſie ſich anſchickte, das Packet aufzumachen, das die koſtbare Toilette enthielt. Wieder fiel es Malvinen auf, wie ſehr häßlich die Bucklige war. Es gibt Verwachſene, deren Gebrechen man vergißt, über dem Anblicke ihres guten und klugen Geſichtes. Die Blümel zählte nicht dazu, diejenigen Augenblicke abgerechnet, wo ſie von ihrem Söhnchen ſprach.

Trotzdem regte ſich ein herzliches Erbarmen in Malvinen, da ſie die Nervoſität der kleinen Schneiderin beobachtete und ſie nahm ſich vor, recht freundlich und nachſichtig zu ſein, wenn das Kleid auch nur halbwegs paßte.

Endlich hatte die Blümel verſchiedene Hüllen entfernt und entfaltete ihr Meiſterwerk. Da war erſt der Rock — das Stubenmädchen warf ihn über — die Blümel hätte dazu eines Schemels bedurft. In weiten glatten Falten floß er an den ſchlanken Hüften hernieder, die ſchönen Formen ruhig wiedergebend; dann kam der Leib, die Haften, Knöpfe ... Herrin und Zofe tauſchten einen befriedigten, vielſagenden Blick aus — Alles ganz tadellos. Die Aufgabe des Schneiders iſt zwar bei ſehr ebenmäßigen Geſtalten bedeutend erleichtert, diesmal aber hatte ſich die Bekleidungskünſtlerin auch nicht durch den kleinſten Fehler, auch nicht

durch das Titelchen eines Fehlers, an der Vollendung der Natur verſündigt. Die Taille ſaß genau da, wo ſie ſitzen ſollte, nicht eine Linie höher oder tiefer, der Stoff ſchmiegte ſich ohne zu preſſen der graciös herabfallenden und doch nicht zu ſchmachtenden Schulternlinie an. Es war ein Vergnügen zu ſehen, wie nirgends die natürliche Harmonie geſtört, ſondern durch einen glücklichen Wurf faſt noch erhöht ſchien. Und dazu kam die vorzügliche Wirkung der Farben. Wie ſich das Licht in dem köſtlichen, dunklen Grün des Sammtes in ſchimmernden Wellen brach und ſchmeichelnde Reflexe über Malvinens tizianiſchen Teint gleiten ließ! Wie das glänzte, hob und maleriſch ſpielte, wie das blaſſe Roſa des Einſatzes vergeblich wetteiferte mit der Pfirſichröthe ihrer Wangen, aber das milchige Weiß des herrlich modellirten Halſes und des runden Kinn's mit zartem Roth überhauchte.

Die Blümel wiederholte fortwährend: „Wunderbar! Es iſt wunderbar wie das Kleid ſitzt!“ und ſtand dabei mit andächtig gefalteten Händen, es war zweifelhaft, ob in Bewunderung des eigenen Kunſtwerkes, oder in dem geheimen Dankgebete, daß es ſo vollbracht ſei.

„Ich bin ſehr zufrieden, Fräulein Blümel, ſehr zufrieden!“ ſagte Malvine fröhlich. Sie reckte und ſtreckte den geſchmeidigen Leib noch ein wenig, beguckte mit Hilfe eines Handſpiegels die tadelloſen Linien des Rückens und der Taille und fand, daß alles gut ſei, und ſie ſelten reizender ausgeſehen habe. Ja ſie war ſchön, ſie durfte ſich's ohne Ueberhebung, mit herzlichem Behagen geſtehen! Und nun lief ſie mit der ungezierten, fröhlichen Unbefangenheit eines Kindes nach der Thüre des Nebenzimmers, öffnete dieſe und rief hinein: „Alfred! Alfred! Kommen Sie ſchnell, wenn Sie mich in meiner neuen Toilette ſehen wollen!“

Er warf die Cigarre weg und folgte ihrem Rufe. „Reizend! Ganz reizend!“ verſicherte er, ſich ein wenig gegen die ſchöne Braut vorneigend. Da — mit einem Male ging eine Veränderung über ſein Geſicht. Seltſam ſtarr und fremd ſchien es in der vornehmen Regelmäßigkeit ſeiner Linien zu verſteinern, das verbindliche Lächeln auf ſeinen ſchönen, tiefgeſchweiften Lippen verwandelte ſich in eine gezwungene Grimaſſe. Zerſtreut ſah er über Malvinen weg in die leere Luft.

„Nun wie iſt's? Ihnen ſcheint's nicht eben ſehr zu gefallen?“ bemerkte das Fräulein lächelnd, aber doch enttäuſcht, mit der Miene eines Kindes, dem man ein erſehntes Vergnügen verſagt.

„Um Gotteswillen . . . .!“ hörte sie in diesem Augenblicke das Stubenmädchen hinter sich sagen. Sie wandte sich erschreckt um. Die Blümel schwankte, mit einer ungeschickten, hilflosen Bewegung der herannahenden Ohnmacht griff sie nach einem in ihrer Nähe stehenden Tischchen und sank von der Zofe unterstützt in einen Fauteuil. Ihr Gesicht war verzerrt, die Lippen blauweiß und offen, wie die einer Todten.

„Ihr ist übel, rasch etwas Wein und Wasser,“ befahl Malvine, und sie bemühte sich um die Blümel. Doch die Ohnmacht währte nur ein paar Secunden. Mit einer gewaltigen Willensanstrengung raffte sich die Verwachsene empor. „Wer war der Herr?“ stammelte sie heiser, Malvine mit durchdringendem Blicke ansehend. „Ihr Gemahl?“

„Nein. Mein Bräutigam,“ versetzte die junge Dame ohne zu zögern.

Ein Zucken gieng über das finstere Gesicht der Buckligen. Sie rang nach Athem.

Da plötzlich — es war kein bestimmter Verdacht, keine Combination — die Clairvoyance war es, die in entscheidenden Momenten des Lebens, wo alle Instincte des Naturmenschen in uns thätig sind, Abgründe beleuchtet, an denen unser Verstand und unsere sittliche Wohlerzogenheit, so lange wir uns in normalem Zustande befinden, mit verbundenen Augen vorübergeht. „Kennen Sie ihn?“ flüsterte Malvine. Es war wie eine fremde Stimme, die aus ihr fragte.

Die Blümel warf den Kopf zurück, ein verzweifeltes Lachen verzerrte ihre unschönen Züge. „Ob ich ihn kenne? Ob ich ihn kenne? In der Hölle oder im Himmel hätte ich ihn wiedererkannt! Es ist der Vater meines Franzi.“

„Nein!“ rief Malvine laut, voll Seelenangst, voll Verachtung. Sie schüttelte den Kopf, ihre blauen Augen erschienen fast schwarz in diesem Momente zorniger Entrüstung. Es konnte nicht sein. Dies Geschöpf mußte verrückt sein. Ja . . . verrückt das war es . . . Hatte sie nicht oft gehört, daß Verwachsene manchmal von krankhaft verliebtem Naturell seien? Dies Alles mußte eine hysterische Einbildung der Unglückseligen sein. Dieses gnomenhafte, wie von der Unterwelt ausgespieene Mißgeschöpf und Er! Aber warum diese Angst in ihr, diese zitternde Ungewißheit? War sie denn selbst von Sinnen? Nur einen Blick in sein treues, ehrliches Auge, in seine edlen Züge und Alles war gut. Sie

wandte sich, wie von der Berührung einer Aussätzigen, von der Blümel und flog nach dem Speisezimmer. Es war leer, nur der Diener deckte mit langsamer Gemächlichkeit den Tisch ab. Da lag noch die schwach rauchende Cigarre auf dem Tischchen, wie er sie weggelegt.

„Der Herr Rittmeister?"

„Ich weiß nicht gnädiges Fräulein."

Mit bebenden Knien durcheilte sie alle Zimmer der weitläufigen Wohnung bis in den Vorsaal. Sein Mantel hieng nicht mehr auf dem Kleiderhälter. Sie blickte verstört um sich, zu fragen wagte sie nicht mehr.

„Der Herr Rittmeister haben nicht länger stören wollen", meldete das Hausmädchen, „er läßt sich empfehlen und wird morgen Vormittag wieder seine Aufwartung machen."

Jetzt ging Fräulein Malvine langsamen, schleppenden Schrittes in den Salon zurück, wo sie die Zofe, die eine Platte mit einem Glas Wein und Wasser gebracht hatte, um die Blümel beschäftigt fand.

„Mir ist besser, ich danke, ich kann nichts nehmen," hörte sie die Blümel sagen.

Mit einer Handbewegung entfernte Malvine das Mädchen. Sie wartete, bis sich die Thür hinter demselben geschlossen hatte.

„Ihnen ist wohler, Fräulein Therese, nicht wahr?" sprach sie dann sanft zu der Buckligen. „Und jetzt sagen Sie mir, bitte ... Das, was Sie vorhin behauptet, war ein Irrthum, eine Sinnestäuschuug Ihrerseits, dergleichen kommt ja vor ... Sie haben sich in der letzten Zeit überarbeitet, vielleicht schlaflose Nächte durchgemacht, da waren Ihre Nerven dann in krankhaftem Zustande, nicht wahr?"

Sie stand vor der Leidenden und ihr milder Blick fiel auf sie, wie eine Beschwörung. Die Blümel sah sehr wohl, wie die schöne, vornehme Dame, die Finger der verschlungenen Hände in geheimer, fieberhafter Aufregung ineinanderkrallte, sie hörte sehr wohl den Ton klopfender Herzensangst unter der erkünstelten Ruhe. Sie senkte den Kopf und schwieg.

„Wenn Sie ihn kennen, so nennen Sie seinen Namen."

Keine Antwort.

„Ich fordere Wahrheit!" sagte Malvine jetzt hochfahrend und gebieterisch.

„Die bin ich Ihnen nicht ſchuldig," verſetzte die Blümel nicht ohne Würde und ſie erhob ſich von ihrem Sitze.

„Ich bitte Sie darum," ſtammelte Malvine ſtockend, mit Ueberwindung.

„Alfred von Witting", ſagte die Blümel leiſe und zögernd.

Es war ſein Name. „Es iſt gut. Ich danke Ihnen," ſprach Fräulein von Planegg jetzt ruhig. Ihre ſchlanke Geſtalt richtete ſich noch höher und gerader und etwas ſteif auf. Ihr Blick war leer, ausdruckslos.

Das war keine von der Sorte, die in Ohnmacht fallen, auch nicht von der Sorte, die ein großes Leid in ſchnellbereiten, wilden Thränen austoben.

Die Blümel verneigte ſich und verließ noch ſchwankenden unſicheren Schrittes das Gemach.

Malvine ſah ihr nach, ohne ſich zu regen. Eine dunkle beklemmende Erinnerung an den Widerwillen, den ſie beim erſten Anblicke der Buckligen empfunden, ſtieg in ihr auf. Dies Gefühl, das ſie wie mit Geiſterhand noch von der Schwelle dieſes Weibes zurückhielt, warum hatte ſie es niedergekämpft und war doch eingetreten? Ihr ganzes Innere hatte ſich aufgelehnt im Vorgefühle dieſer Stunde, jetzt wußte ſie es, aber ſie hatte in thörichter Verblendung dieſe warnenden Stimmen gewaltſam zum Schweigen gebracht. Warum, warum war ſie nicht umgekehrt? Dies Entſetzliche wäre ihr erſpart geblieben . . . Es hätte nicht müſſen ſein . . . So wirbelten unklare, wahnſinnige Gedanken und Vorſtellungen durch ihren ſchmerzenden Kopf. Welcher Dämon hatte ſie in die Nähe dieſes Weibes getrieben? Wenn ſie es nicht gewußt, nie erfahren hätte? . . . Nein, dann wäre ſie noch ſchlimmer, noch rettungsloſer in die Irre gegangen. Jetzt hatte ſie Wahrheit, aber dieſe Wahrheit war bitter wie der Tod. Nein, es gab keine Wahrheit! Die Natur ſelbſt war eine grauſame Betrügerin in ihren Werken. Warum ihm dieſes ruhige, tiefe Auge, dieſe Stirn, dieſe ehrliche, tief aus der breiten Bruſt kommende Stimme?

Alles Schein, äffender Schein, Larve, Larve . . . O lieber Gott warſt du es denn nicht, der dieſe Welt gemacht hat?

Und ſie, die gemeint hatte, für ihn kaum ſchön und gut genug zu ſein! Sie lachte. Es klang ſchrill und ſchneidend durch das ſtille Gemach.

Bei dem Mißklange ihres eigenen Lachens kam erſt Leben in ihre Geſtalt.

Sie bewegte ſich vorwärts. In mechaniſcher Ordnungsliebe hob ſie das am Boden liegende Hauskleid auf, ehe ſie nach ihrem Schreibtiſche ſchritt. Sie hatte noch das ſchöne, neue Kleid an, in dem ſie ihm zu gefallen gehofft, das Kleid, welches die erſte Veranlaſſung ihres Unglücks war. Die Seide kniſterte bei jeder ihrer Bewegungen, der Sammt ſchillerte und glänzte noch ebenſo unter dem ſchmeichelnden Lichte des Kronleuchters, wie vorher, da er ein glückliches Herz, eine froh ſich hebende Bruſt umhüllt hatte. Ihr war's, als lägen nicht Minuten, ſondern eine Ewigkeit dazwiſchen.

Ein unſinniges Verlangen dies Alles von ſich zu reißen, ſich auf den Boden zu werfen und laut zu weinen, überkam ſie, aber ſie bezwang es. Sie ſetzte ſich in dem rauſchenden, ſchimmernden Gewande an den Schreibtiſch und nahm ein Blatt Papier vor. Sie mußte ihm ſchreiben, er würde ſonſt am Ende wiederkommen, dem mußte ſie vorbeugen. Was aber ſollte ſie ihm ſagen? Ihm — dieſem Menſchen?

Lange ſtarrte ſie auf das leere Blatt, dann faltete ſie es zuſammen ohne ein Wort darauf zu ſetzen, erhob ſich und ſtreifte den ſchmalen, diamantenblitzenden Ring vom Finger. Wie leicht glitt er von ihrer eiskalten Hand! Sie ſchob ihn in das Couvert, ſchloß und verſah es mit der Adreſſe, dann klingelte ſie, ohne einen Augenblick zu zögern.

„Dem Herrn Rittmeiſter, noch heute," gebot ſie dem eintretenden Diener. Als dies gethan war, ſaß ſie lange vor ihrem Schreibtiſche, einſam, ſtumm und thränenlos in der tiefen Stille der Nacht.

Das Leben hatte ihr ſeine ſcheußliche Thierfratze gezeigt, und ſie verhüllte ihr Haupt davor in Ekel und verzweifelter Scham. Wie eine kalte, mörderiſche Rieſenſchlange quoll verachtender Ekel in ihr empor, und erſtickte Alles, was in ihr an weichen, weiblichen Regungen, an ſtiller, träumender Liebesſehnſucht gekeimt. Alles war beſudelt und vernichtet: die klaren, ſchlichten Bilder einer begnügten Häuslichkeit, wie die hohen, regenbogenfarbenen Glücks- und Zukunftsträume, einer überirdiſchen Fata morgana, die immer fern, fern, aber anſcheinend doch erreichbar, in abendrothen Phantaſiehimmeln gewinkt und gelockt hatte; verſunken und vernichtet.

Vor ihr lag in Koth und Unflath eine entzauberte, entgötterte Welt in gährender, zuckender, kranker Nacktheit.

O lieber ſterben, ſterben und vergehen, als einer ſolchen Welt und ihren Forderungen ſich ergeben!

III.

Sterben! Sterben! Vergehen! Wie viel Millionen Herzen ſchreien es in verzweifelten Momenten zum Himmel hinauf. Aber das Schickſal, gewiſſermaßen neidiſch, behält ſich dieſen abgekürzten, concentrirten Leidensproceß nur für die äußerſten Fälle vor.

„Du biſt mir zu klein, Deine Schmerzen zu gering, und Du zu ſtark und geſund, Deine Schultern darf ich noch weiterbeladen, eh' ſie brechen, und Du leideſt zwar ſchwer und qualvoll, aber Du gehörſt nun einmal nicht zu meinen Lieblingen, und ſo bleibe denn Dein Ausgleich, bis an's äußerſte Ende der Möglichkeit, aufgeſchoben — ich will einmal thun, als hätte ich dich vergeſſen" — ſo ſcheint es höhniſch dem Einen und dem Anderen zuzurufen, und wir leben weiter. Schlimme Wunden heilen, wir freuen uns am Ende unſerer Heilung und preiſen „die wohlthätige Natur". Nur hie und da in einſamen Stunden oder auf lichten Bergeshöhen, wo die Sehnſucht nach Glück wie eine ungetilgte Forderung der Naturnothwendigkeit wieder mächtig in uns auferſteht, packt uns mitunter das Bewußtſein, daß wir als Krüppel durchs Leben gehen, denen die wichtigſten Organe, die der Freude und des Daſeinsmuthes, aus dem Inneren geriſſen ſind. So lebte Malvine weiter, wie Millionen Andere. Ihre Exiſtenz, die der einzelnen, anſpruchslos gewordenen Frau, iſt ihr nicht zur Freude und nicht ſehr zur Laſt, da die Mittel der Linderung und Täuſchung, die der Reichthum den Unbefriedigten in die Hand gibt, ihr zu Gebote ſtehen. Doch da ſind Andere, ein nicht allzuſeltener Fall bei Unverheirateten, für die ihr Daſein zum Segen und zur Vorſehung geworden. Am meiſten wohl für Thereſe Blümel. Malvine hat ihr die Mittel vorgeſtreckt, um ein eigenes Geſchäft zu gründen. Sie iſt jetzt Inhaberin eines der erſten Modeſalons der Stadt.

Daß ſie während dieſer Zeit ſich in eine Franzöſin verwandelt, und ihr Name in das wohlklingendere „Madame Thérèſe Fleury" verändert, in goldenen Rieſenlettern, auf einer glänzenden Tafel, von ebenfalls koloſſalen Dimenſionen, an einem der ſchönſten Häuſer der Ringſtraße, prangt, iſt das Einzige, was an ihrem Emporkommen nicht Fräulein von Planegg's Verdienſt iſt. Die Blümel hat wohl

wacker gearbeitet, aber ohne die wiederholte großmüthige Hilfe, die ihr zu Theil geworden, hätte sie sich nimmermehr von der einfachen Arbeiterin, die im Schweiße ihres Angesichtes um das tägliche Brot kämpfen mußte, zur Selbstständigkeit emporgeschwungen. Jetzt präsidirt sie in tadellosem, schwarzem Seidenkleide, das breite, absonderliche Haupt von einer hochmodernen Frisur und schwarzen Spitzencoiffure gekrönt, in ihrem „Atelier".

Vornehme Damen antichambriren in ihrem Salon, wenn sie sich zu nicht endenwollenden Berathungen mit irgend einer in ihrer zweiten Jugend befindlichen Bühnenkünstlerin zurückgezogen hat. Die Blümel — pardon — Madame Thérèse Fleury, liebt es, sich als eine durch eigene Kraft Emporgekommene hinzustellen. Niemand weiß, was Fräulein von Planegg für sie gethan hat. Keine Dame ihrer vornehmen Clientel — denn Madame Fleury hat längst keine Kundschaft mehr, — ahnt, daß die eigenartigen Compositionen zu diesen Toiletten, in den originellsten, feinsinnigsten Farbenzusammenstellungen, die aus ihrem Atelier hervorgehen, von der Hand einer Dame herrühren, die den höheren Ständen angehört.

Als die Blümel nach dem Tode ihres Vaters, auf Fräulein von Planegg's Kosten, ein Halbjahr in Paris zugebracht, da hatte sie angeblich die ersten dieser reizenden, kleinen Aquarellbildchen, auf denen eine glückliche Erfindungsgabe den leichtesten, natürlichsten Schnitt mit künstlerischer Einfachheit und Farben-Harmonie zu verbinden wußte, von dort mitgebracht. In Wahrheit waren sie Malvinen's Arbeit, und immer ab und zu zauberten ihre unsichtbaren Feenhände ein solches Blättchen in Madame Fleury's Atelier.

Ein derartiges Modell, das gewöhnlich in kühner, künstlerischer Freiheit von der herrschenden Mode abwich oder dieselbe doch in maßvoller Weise milderte, ward nur für ganz besonders Bevorzugte ausgeführt und meist fürstlich bezahlt.

„Meine Damen," sagte Madame Fleury zu ihren Clientinnen, „zu anderen Geschäften gehört Sitzfleisch und das Einmaleins, aber zum richtigen Kleidermachen „Schenie"! „Ich weiß manche gefeierte beauté, die nur von ihrer Schneiderin créirt ward, und tausend Damen, die nur deshalb für hübsch gelten, weil ihr Confectionär zu cachiren versteht. Aber ich schweige, schweige . . . ." Die Blümel konnte es, trotz Malvinen's eindringlicher Warnung nun einmal nicht lassen,

mit übelangebrachten Fremdwörtern herumzuwerfen. So hatte sie sich unter anderen, das Wort „cachiren“ construirt, und schmückte ihre Reden mit Vorliebe mit demselben. Man lachte über sie, denn ihre eigene Mißgestalt war eine so ausgesprochene, daſs hier die Kunst völligen „cachirens“ versagte, aber man bezahlte ihr enorme Preise, denn — sie war in der Mode. Von der Fleury gekleidet zu werden, fing an, zum guten Ton zu gehören.

Da sie auch das Talent besaß, fremde Kräfte richtig, ja mitunter rücksichtslos auszunützen, stellte sich noch vor Ablauf des ersten Decenniums ein gewisser Wohlstand ein, der sie in die Lage versetzte, das Capital ihrer Gönnerin zurückzuzahlen. Die Blümel liebt nur zwei Menschen auf dieser Erde. Sie liebt und bewundert mit abgöttischer, äffischer Zärtlichkeit ihren „Franzi“, der für sie der Inbegriff aller Schönheit und „Schenialität“ ist, aber sie liebte und verehrte auch Fräulein Malvine, ihre Wohlthäterin.

Vor einigen Jahren, als sie sich ein nettes Landhaus an der Südbahn gebaut hatte, war nach seiner Vollendung ihr erster Gang zu Fräulein von Planegg. Sie versicherte, da ihr Geschäft sie doch meist in der Stadt festhielt, habe sie eigentlich nur um der mise-en-scène des Hauses Fleury halber die Villa gebaut; die wirkliche Eigenthümerin oder doch Nutznießerin müsse Fräulein Malvine sein, der sie ein für allemal den ersten Stock als Sommerwohnung einräume.

Malvine war gerührt und erfreut über die dankbare Gesinnung der Blümel, aber sie findet jedes Jahr einen anderen Vorwand, um von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu müssen. Bald thut ihr die Luft des Hochgebirges noth, bald muß sie einer kränklichen Freundin zu liebe in ein berühmtes Bad reisen u. s. w.

Denn — Fräulein Malvine liebt die Blümel nicht. Was sie veranlaßt hatte ihr die Hand zu bieten, war Mitleid, es war die seltsame Verschlingung ihres Schicksals. Wo Andere sich abgestoßen, zurückgezogen hätten, da mußte sie aus einem innersten Bedürfniß ihrer Natur versuchen zu retten und zu heben. Sympathie jedoch hatte mit diesem völlig selbstlosen Wohlthätigkeitstriebe nichts zu thun. Süßer und beglückender ist ihr, was sie für den Knaben gesorgt. Da war eine junge Kraft, die gestützt, ein knospenhaftes, hoffnungsvolles Entfalten des Talents, das zu fördern war. Malvine hatte Franzi's Ausbildung an der Akademie bezahlt, ihr verdankte er die Mittel zu einem längeren

Aufenthalte in Italien. Die Blümel deprecirte zwar, aber Malvine bestand darauf, dies Alles auf sich zu nehmen. Es sei nun einmal ihre Liebhaberei, ganz wolle sie die Kosten dieser Ausbildung bestreiten. Einen Menschen in eine künstlerische Laufbahn zu drängen sei ein gar großes Wagniß, eine schwere Verantwortung. Die äußeren Consequenzen wenigstens wolle sie daher tragen.

Und sie hatte die Freude zu erleben, daß ihr Segen sichtbare Früchte trug, daß er nicht, wie so oft Unterstützung und Förderung hilfreicher Freunde, einem halben Talente zum Fluche ausschlug. Franzi's erste Arbeiten schon trugen den Stempel eigenartiger Erfindungsgabe. Er sah mit seinen eigenen Augen, malte in seiner eigenen Weise.

Es waren noch keine Meisterwerke, die unter seinen Händen entstanden, aber eigenartige Blüthen eines frischen, ursprünglichen, vielleicht etwas südlich angehauchten Talents. Schon, daß er nicht tastete, nicht ängstlich suchte oder von anderen üppigeren Tafeln naschte, bot gute Gewähr für seine Zukunft. In Wien und München fanden seine Bilder freundliche Aufnahme. Eines Tages kam eine Kiste und ein Brief von Franzi an Malvine.

Die Kiste enthielt dasjenige Bild, das er bis jetzt nach eigener, strenger Selbstprüfung, wie nach dem Urtheile der Kritik, für sein gelungenstes halten durfte.

In schlichten, warmen Worten bat er: sie, der er es verdanke, wenn er jemals, so etwas wie ein Küustler werden dürfe, möge dies bescheidene Resultat seiner Thätigkeit empfangen wie Einer, dem der kleinste Theil einer unauslöschlichen Schuld abgetragen wird. „Es ist Ihr Eigenthum," schrieb er, „denn durch Ihren Schutz, Ihre werkthätige Liebe und moralische Förderung ist mein kleines Talent zum Lichte emporgediehen." Als Malvine diesen Brief las, kam sie zum ersten Male seit Jahren in tiefe Bewegung.

„Werkthätige Liebe" sagte der junge Mensch . . . . Ja — da war etwas, worüber sie sich eigentlich nie Rechenschaft abgelegt. Eine verborgene, verschämte Stelle ihres kühlen, altjungferlich reinen Innern; den Jungen hatte sie herzlich gerne. Damals schon, als der Kleine voll Erbarmen den siechen Ahn gewartet, hatte er ihr gefallen. Doch niemals hatte sie dem Kinde ein Zeichen wärmerer Zärtlichkeit geschenkt. Niemals hatte sie sein frisches Gesichtchen mit ihren Lippen

berührt; ſie war immer die, für dieſe Leute „große Dame“ geblieben, die ihre Wohlthaten aus einer gewiſſen Entfernung und von einer gewiſſen Höhe herab übt. Ja ſelbſt an der Freude, die ſie bereitet, wenn es galt, dem Knaben einen Wunſch zu erfüllen, hatte ſie nicht unmittelbar theilgenommen. Dennoch war es weder Taktloſigkeit, noch Ungeſchicklichkeit geweſen, die dem jungen Manne die Feder geführt, als er das Wort, „Liebe“ gebrauchte. Mit dem untrüglichen Inſtincte der Jugend hatte er herausgefühlt, daß die gütige Macht, die über ſeinem Leben gewaltet, aus einer warmen, natürlichen Quelle floß.

„Ein aufblühendes Talent und ein dankbares Menſchenherz... Das iſt etwas... es iſt ſogar viel für dein Leben“, ſagte ſich Malvine, während ſie den Brief zuſammenfaltete, und mit feuchtem Auge auf der ſonnendurchglühten, italieniſchen Landſchaft des begabten Kunſtjüngers verweilte. „Ja, es war eine Schickſalsmacht, die mich über deine Schwelle trieb, Thereſe Blümel; ein Schritt aus dem hellen, farbenglänzenden, aber verworrenen Zauberlabyrinthe der Illuſion, in die ſtarre, kalte, reale Welt, wo jede Exiſtenz hartnäckig und feindlich ihren Zoll breit Boden vertheidigend ſteht, und doch in einem Zuſammenhange, in wunderbar verſchlungener Wechſelwirkung, die Alle unlösbar miteinander verbindet, untrennbar, unentwirrbar... es war ein Schickſalsſchritt — aber die mich führten, waren doch gute Gewalten.“

Tusculaniſche Tage.

Eine Elegie aus dem Süden

von

Stephan Milow.

Ach, wie eilen die Tage! Im lebendurchflutheten Mai war's,
Als ich geflüchtet hieher nach dem erſehnten Aſyl,
Welches, am Hange des Bergs, umrauſcht von Palmen und Lorbeer,
Herrliche Blicke gewährt in das geſegnete Land.
Damals zickten von Baum und Strauch noch duftende Blüthen,
Da mit dem erſten Grün kaum ſich die Runde geſchmückt,
Und es erſchollen um mich die hundert entzündeten Rufe
All des werdenden Seins, welches gedrängt an das Licht.
Fröſche und Unken im Waſſer und buntes Gevögel im Laube
Kündeten Liebe und Luſt, kündeten laut es mir an,
Daß die erſchaffende Kraft in den Weſen ſich rege gewaltig,
Und wie Geneſung ging's lind durch die eigene Bruſt.
Dann ward's ſtiller um mich, die Rufe der Ferne verſtummten,
Wie ſich zunächſt mir im Kreis ſelten gemeldet ein Laut.
Selbſt der Sperlinge bräutlich Gejauchz auf dem Firſte des Daches,
Ernſtem Familienſinn war es gewichen gar bald.
Stimme um Stimme entſchlief, die ſommerlich glühende Sonne
Dämpfte den Sturm in der Welt, aber verklärte ſie auch.
Traumhaft webender Schein, das Auge in Dich zu verſenken,
Da du die Weiten erfüllſt, welch ein beſeligend Schau'n!
Doch nun ſchien auch das Schönſte erſchöpft, vom erklommenen Gipfel
Neigte das Leben ſich ſacht, war es auch immer noch reich.
Goldene Früchte gediehn, vollſchwellend, zur köſtlichen Reife,
Bis den erquickenden Saft auch noch die Traube mir bot.

Weh, es iſt die letzte! Und neben der lockenden Beere
Schimmert das Laub ſchon fahl, während es zittert im Wind.
Ja, der Herbſt iſt da; bald geht's in der Runde ans Sterben,
Eins nach dem Anderen ſinkt, mählich verödet das Land.
Aber es blieben in all dem Wechſel die Menſchengeſtalten,
Welchen das Schöne um mich doch nur als Rahmen gedient.
Seh' ich ſie nicht dort unten, die hohe Erſcheinung der Schloßfrau,
Wie ſie im weißen Gewand leuchtend die Wieſe durchwallt?
Ihr als Verkünder voraus in bedächtig gemeſſenem Tacte
Trippelt der ſchneeige Spitz, welcher ſo treu an ihr hängt.
Neben der Mutter jedoch, leichtfüſſig, in reizendem Umriß,
Leiſe das Köpfchen geſenkt, ſchreitet die Tochter dahin.
Und nun folgt noch den Lieben behende der treffliche Hausherr,
Um mit ihnen vereint recht ſich des Morgens zu freu'n. —
Abends ein anderes Bild! Großmütterchen naht ſich im Rollſtuhl,
Apolliniſchen Haupts tritt auch der Sohn aus dem Haus.
Alle geſellen ſich jetzt zu trautem Geſpräch auf dem Kiesplatz,
Und manch ſchallender Laut tönt wohl herauf bis zu mir.
Aber wie ſchöpf' ich's erſt aus, wenn Aug' in Auge ich ſelber
Weile mit ihnen, indeß freundlich ihr Wort mir erklingt!
Ja, wie viel die Natur uns beut als Labe des Innern,
Höchſte Beglückung und Troſt ſpendet allein nur der Menſch. —
Ach, wie lange noch währt's? Bald ſcheid' ich und dies auch verſinkt mir,
Nur die Erinnerung läßt nimmer den theuern Beſitz.
Wenn mich der Winter umdämmert, entſend' ich hieher die Gedanken,
Während mir wehmuthsvoll zittert das ſehnende Herz.

Ein Kaiſer-Trinkſpruch.

Von

Fritz Fichler.

Im kühlen, ſäulenreichen Saale
Saß Kaiſer Claudius beim Mahle
Und hob in ſeiner Diener Chor
Den vollen Becher hoch empor:
Der goldne Trank, er gleicht dem Reiche,
Der Dank für jeden Dienſt der gleiche;
Der beſte, der mir ſelber fließt,
Er iſt's, der euer Amt verſüßt.

Wohl weiß ich, daß den Völkern allen
Nicht Roms Geſetze gleich gefallen,
Daß Nordens Froſt und Südens Glut
Nicht meine Saaten finden gut,
Der Weſt ſich wünſcht, es wär' ihm Frieden,
Der Oſt, ihm wäre Krieg beſchieden.
Eins frommt den Ländern weit und breit,
Das übt vereint: Gerechtigkeit.

Wer reicher einſt, als er gekommen,
Vom Schickſal wird hinweggenommen,
Wer voller ſeinen Sack gewann,
Als auf der Flur der Ackersmann,
Dem wünſch' ich, daß an Goldes Stelle,
Kryſtallklar nicht, nicht ſilberhelle,
Als ſeines Amtes rechter Lohn
Der Becher ſei aus rothem Thon.

Sie ſchwenkten hoch die edle Schale.
Nur Einer gieng verſtört vom Mahle,
Der geſtern ſtahl beim Abſchiedskuß
Den Becher, Titus Vinius.
Noch dient' er waghaft mehren Kaiſern,
Bis nach verdorrten Lorbeerreiſern
Bei Galba's Mord zum letzten Schlaf
Das Eiſen ihm die Kehle traf.

Ein Gedenkblatt für Hans Makart.

(Zum zehnten Todestage: 3. October 1894.)

Von

C. v. Vincenti.

Wien beſaß einen Künſtler aus Genieland, ein Renaiſſancekind. Es verhätſchelte ihn, bejubelte ihn, verlor ihn, unterſchätzte ihn und vergaß ihn. Er hieß Hans Makart. Wie im Traume war er unter den Wienern gewandelt, die durchaus keine Träumer ſind. Aber ſie ſind Muſiker nicht mit dem Ohre allein, ſondern auch mit dem Auge. So berauſchten ſie ſich an Makarts Farbenmuſik, bis man ihnen einen Katzenjammer einredete. Ernüchtert, wurden ſie unwirſch, undankbar wie nüchterne Leute und hatten nicht übel Luſt, den vergötterten Farbenzauberer unter die Decorateure zu verweiſen, weil ihm bisweilen Beine zu kurz und Arme zu lang gerathen waren! . . .

Da kam der Tod und tippte den Farbenpoeten leiſe an: „Komm', Du Träumer!"

Es war am 3. October 1884. Seitdem ſind zehn Jahre dahin und ich mag es dem ſonſt ſo mild-ſchönen Wiener Herbſte nicht vergeſſen, daß er uns den lieben Träumer Hans genommen.

Als wär's heute, ſo lebhaft iſt mir noch jener umflorte, ſtille Herbſttag vor der Seele. Trübes Licht fällt durch den hohen Fenſterbogen. Unter dem Baldachin liegt der Meiſter im Sarge. Statt des magiſchen

Pinsels halten die Hände das schwarze Kreuz; auf seiner Brust duftet ein Veilchenstrauß und das leichtgesenkte Haupt ist so ruhig, daß man ordentlich begreift, wie all' die Leute in leisem Gange den Katafalk umkreisen. Weckt ihn nicht auf, er schläft eine Festnacht aus! . . .

Ich sitze still abseits. Dort lehnt sein letztes Bild: „Der Frühling" . . . Aus der lenz- und liebesberauschten Landschaft leuchtet ein blondes Weib, das dem durstigen Ritter den Quelltrunk reicht; blüthenschwer neigt sich das Geäst über die Nymphe und ihren amorinenhaften Hofstaat. Hier stehen die Lünettenbilder für das Treppenhaus des Kunstmuseums: Raffael, Michelangelo, Tizian, Rubens, Holbein schauen aus ihrem Goldgrunde in die Todtenkapelle Makarts herein und die großen Namen klingen mir unbewußt über die Lippen.

Vor zwei großen Architekturbildern bleibe ich sinnend stehen. Es war ja sein Ideal gewesen: der bildenden Künste Vereinigung in Einem Künstler — Renaissance.

Er liebte die Baukunst als Schwesterkunst. In seinen letzten Jahren war diese Liebe stärker geworden. Er hatte eine gothische Gruftkapelle entworfen, welche Maler und Architekten entzückte. Hier zauberte er nun einen Renaissance-Palast aus seiner Traumwelt vor Augen, eine ganz berauschende Architekturmalerei. Das blinkt und funkelt und doch ist Alles am richtigen Platze. Auf dem Scheitel der hochschlanken Kuppel schwingt sich ein Genienreigen, eine Krone aus köstlichen Frauenleibern; ein Urthurm von blühender Phantastik schießt riesenlilienhaft in die Lüfte; zwischen polychromen Säulenstellungen verdämmern Wandgemälde und Sculpturen, das Ganze ist ein Märchen aus Marmor, Lasur, Gold und Farben, als hätten es Allah-ed-dins Geister auf ihren Fittichen herangetragen . . .

Draußen am Gitter drängen Schaaren. Sie Alle wollen dem theuren Meister noch einmal ins stille Angesicht blicken. . . .

Nicht Makart's Leben will ich wieder aufrollen, nur zum heutigen Anlaß zurückblicken auf sein halbvergessenes Werk, seine von Schönheitskeimen durchschwärmte Kunst, die unser Kunstleben in Wien so mannigfach befruchtet hat.

Vor der Zeit, die ihm beschieden, hatte er sich verzehrt; er starb an den Umarmungen seiner Kunst. Mit glühender Hast, fast todesahnend, von Gebilde zu Gebilde eilend, hat er sich die Gestalten und Bilder, die ihn heimsuchten, von der Seele heruntergemalt. Erst wenn

ſie auf die Leinwand gebannt waren, ließen ſie ihn los, aber es kamen immer neue und neue, bis ſein karger Leib zuſammenbrach.

Fünfzehn Jahre ſeines Lebens — ſein Großſchaffen — gehörten Wien. Sein erſter Erfolg fällt Anfangs des Wiener Aufſchwungs-Bacchanales, welches im 1873er Kataklysma verſank. Mit den „Amoretten", die alsbald im gräflich Palffy'ſchen Schloſſe Königshaiden Unterſchlupf gefunden, gab Makart, ein neuer Mann von der Palette, eine neue Note; die ihn erkannten, ſagten einfach: „Ein Maler!" Man hatte ſich ja erſt ſeit Piloty wieder an das Malen gewöhnt. Aber die „Amoretten" flatterten nur bis an die Tempelthür des Ruhmes, erſt die „ſieben Todſünden", die wenige Wochen ſpäter der Eröffnungs-Ausſtellung des Wiener Künſtlerhauſes einverleibt wurden, brachen hinein.

Eine kritiſche Windsbraut ging über den Frühling dieſes Ruhmes, aber ſie vermochte die Blüthen nicht herabzufegen. Ein bedeutender Maler ſagte: „Es iſt doch traurig, wenn Einem ſo augenfällig bewieſen wird, daß man nur ein gewöhnlicher Menſch iſt." Ein Zweiter meinte: „Ja, dieſer Menſch iſt ein Genie, aber ſeine Bilder taugen nichts, ſie ſind aus hunderttauſend Fehlern zuſammengeſetzt." Und ein Dritter rief: „Die Münchener haben Recht, die Bilder ſind unanſtändig," worauf ein Vierter lachte: „Freilich, anſtändig ſind nun einmal die Todſünden nicht."

In Wahrheit, dies Makart-Debut war eine Verwegenheit. Man durfte verblüfft ſein, daß ein junger Maler von achtundzwanzig Jahren die allmächtigen Menſchenlaſter mit ihren aberwitzigen Bethörungen, hohnlachenden Triumphen, ſtumpfen Sättigungen ſo genial unbekümmert darzuſtellen wagte.

Ja, das war es eben, der Maler malte, was er malen mußte. Wien behielt die Bilder nicht, aber den Meiſter. Kaiſerliche Huld gab ihm das Gartenſchlößchen neben dem Gußhauſe und den Pavillon dazu, wo ſich der ſtille Hans, um den es plötzlich ſo laut geworden war, ein Künſtlerheim ſchuf, das auf der Welt nicht ſeinesgleichen haben ſollte.

Wie viele Stunden habe ich dort verträumt! Faſt in keinem Raume der Welt iſt mir ſo ſchönheitsrauſchig zu Muthe geworden, wie bisweilen bei Makart. Im Winter, wenn draußen Flocken wirbelten, blühte hier ein ewiger Kunſtfrühling.

Noch sehe ich dort das entzückende Blond-Quintett vor mir, welches der Meister die „fünf Sinne“ benannte. Er hatte am selben Tage die Letzte der Fünf vollendet. Ich saß ganz allein in dem verzauberten Raume, im Kunstboudoir oben, wo die Frauen so gerne kramten. Das Fahllicht des ersterbenden Wintertages war mählig hereingeschlichen, und es kam mir vor, als sollten die leibesschönen Gestalten aus der Leinwand heraussteigen, so unheimlich lebenstäuschend leuchteten sie durch die Dämmerung: Die Honigblonde, wie sie begehrlich nach den Granatäpfeln langt, die Henna-Rothblonde, Goldgeschürzte, wie sie in den flüsternden Schilf hineinhorcht, die Aschblonde, wie sie mit genußsüchtigem Näschen an der Rose nascht, die Goldblonde mit dem Handspiegel und die Dunkelblonde mit dem Buben auf der Schulter . . . . .

So oft ich an dem grauen Bretterpförtlein vorübergehe, welches in den Vorgarten des ehemaligen Makart-Ateliers führt, wo heute die Damenmalschule Payer's ihre Staffeleien aufgestellt hat, muß ich an jene stille Stunde gespenstischen Farbenzaubers denken, die mir unvergeßlicher geblieben als manche Festnacht in der Gußhausstraße.

Was war und schuf Makart für Wien? Am heutigen Gedächtnißtage mag die Frage hie und da wieder auftauchen, denn seit der Prachtschrein des neuen Kunstmuseums aufgethan, aus welchem die Lunettenbilder des großen Coloristen hervorleuchten, haben sich ja viele Herzen dem Halbvergessenen wieder zugewendet.

Makart war ein belebendes, befeuerndes, in die Kreise künstlerischen Empfindens und Schaffens fortreißendes Element. Sein Einfluß ging weit über den Künstler hinaus, welcher ihm in Wien recht eigentlich das höhere Bürgerrecht in der Gesellschaft verdankt, er erstreckte sich auf die besitzenden Kreise und blieb von da bis ins Volksherz fortwirkend. An der Wiener Geschmacksreform, an der Wiederbelebung des Bedürfnisses nach Schönem im Alltagsleben gebührt Makart ein nicht zu unterschätzender Antheil — weit über das „Makartbouquet“ hinaus. Das Atelier in der Gußhausstraße bildete den Mittelpunkt einer unaufhörlichen, nicht nur künstlerischen, sondern auch socialen Anregung. Wiener Frauenherrlichkeit fand dort künstlerischen und gesellschaftlichen Cult: Kunsthof und Minnehof in Einem. Man dichtete nicht in Versen, sondern in Farben zu der Frauen Preis und es gab blutstolze Modelle. Ein Künstlerleben auf Goldgrund!

Ein Jahrzehnt Wiener Renaiſſance! Wo iſt heute in Wien ein ſolcher Mittelpunkt? Vorbei!

Raſchlebig und von kurzem Gedächtniß ſind wir, aber den Feſtzug zu Kaiſers Silberhochzeit hat doch Keiner vergeſſen. Er war das Monumentalwerk Makarts, eine gewaltige, lebendige Freske, worin der Meiſter ſeinen Renaiſſancetraum in Fleiſch und Blut umſetzen, in voller Pracht ausleben konnte. Welcher Jubel, als der kleine bleiche Mann im ſchwarzen Rubenswamms, der Schöpfer, der Wiedererwecker dieſer maximilianeiſchen Pracht, wie ein ſiegreicher Feldherr der Kunſt, von ſeinem Künſtlerſtab umgeben daherzog und beſcheiden den Hut lüftete. Vorbei!

Reich, überreich iſt Makarts Lebenswerk, aber Wien hat, die Bildniſſe ausgenommen, nur wenig davon behalten. Im wahren Sinne des Wortes war Makart kein Bildnißmaler, obwohl er auch als ſolcher geſegnete Tage hatte. Er ſchuf für Wien das künſtleriſch-decorative Porträt, insbeſondere das weibliche. Denn ſtellen wir das kraftvolle Bruſtbild Edmund Zichys in ungariſcher Gala, die coloriſtiſch ſo unbeſchreiblich reizende Porträtſkizze des Grafen Hans Wilczek (in geſtreiftem Puffencoſtüm) und die an die großen Spanier gemahnenden Bildniſſe der Hohenlohe'ſchen Prinzen bei Seite, dann bleiben an Bedeutendem faſt nur Frauenporträts.

Er war ein malender Frauenlob. Es gab denn auch eine Zeit in Wien, wo alle Frauen, die durch Reiz, Stellung und Beſitz Macht beſaßen, von ihm gemalt ſein wollten. Man wendete ſich nicht an den Ähnlichkeitsmaler, man verlangte nicht das Individuelle, man wollte makartiſch geſchaut und gemalt ſein. Wußte doch alle Welt, daß ein leidliches Bildniß unter ſeinen wunderbaren Händen ein Bild ohnegleichen wurde, deſſen Reiz ſo unerfaßbar als unwiderſtehlich ſchien. Soweit Schönheit des Weibes Seele, war Makart ein Seelenmaler der Frauen. Übrigens auch darüber hinaus. Wer erinnert ſich nicht an „Judith", die mit dem Holofernes haupte aus dem Zelte tritt? Auch ſie iſt ein Porträt. Wer hätte in dieſe unheimlich aufleuchtenden, entſetzlich ſtarrenden Augen geblickt, dieſen Schmerzenszug um den Mund geſehen und nicht das moraliſche Elend dieſes Weibes begriffen? Selten iſt ein Seelenmaler beredter geweſen, als hier Makart, der Schönheitsmaler. Ich möchte dieſe „Judith" nicht in meinem Zimmer haben, ihre Augen, dieſe tödtlich faſcinirenden Augen würden mich raſend machen.

Jede Frau bekam bei Makart auf ihrem Bildnisse so viel oder so wenig, als sie brauchte, als sie vertragen konnte. Seine Phantasie war so unerschöpflich in bildnißhaften Hilfsmitteln, so erfinderisch in entzückenden Effecten, so verblüffend in malerischen Wendungen, daß seine weiblichen Bildnisse auch bei nur beiläufiger Ähnlichkeit allemal ein ungewöhnliches Interesse erweckten, die gemalte Person ihrer Umgebung und ihren Freunden gewissermaßen neu erschien und doch dieselbe. Warum er bisweilen dieses oder jenes Gesicht mit Vorliebe vornahm? Wer wußte dies? Er selber vielleicht nicht immer. Vielleicht reizte ihn irgend ein Zug, den sonst niemand beachtete, vielleicht entsprach auch dieses oder jenes Antlitz einem typischen Gebilde, mit dem er sich gerade herumträumte.

Sieghaft schreitet das Weib durch Leben und Werk des Meisters. Nicht im Bildniß allein, sondern auch in den großen Compositionen. Niemand, selbst aus der engsten Makartgemeinde hat je abgeleugnet, daß diese als Historienbilder dem kritischen Verstande selten Stand zu halten vermögen, dem Auge jedoch die höchste ästhetische Befriedigung geschaffen haben. Fast alle gingen in die Fremde. Die „sieben Todsünden" sind in Florenz, „Catarina Cornaro" in der Berliner Nationalgalerie, der „Einzug Carls V." in der Hamburger Kunsthalle, „Kleopatras Nilfahrt" in der Stuttgarter Galerie, „Dianens Jagd" in Amerika, die „Abundantien" und den „Sommer" haben Berliner Kunsthändler angekauft, die Najaden und Jagdscenen aus dem ehemaligen Palais Helfert sind in Rußland, das „Gretchen" ist nach London gegangen. Das kunsthistorische Museum besitzt eines der schwächsten Bilder Makarts, die aufgebahrte „Julia", die heute gänzlich nachgedunkelt ist. Zwei Kleopatra-Bilder hat glücklicherweise der bekannte Kunstfreund Baron Leitenberger gerettet; sonst sind Dumba, Miethke, Auspitz u. s. w. im Besitze von Makartbildern.

Der Verlust der großen Bilder für Wien könnte leicht die nachmalende Feder reizen. Allerdings sind die meisten auf dem Reproductionswege so allbekannt worden, so daß man nur eine Note aus der Farbensymphonie des „Einzugs Carls V.", der Kleopatra-Bilder, der „Catarina Cornaro", des „Bacchantenzuges" anzuschlagen hätte, um sofort das Ganze volltönig wieder vor das Auge des Lesers zu zaubern. Ich möchte mich indeß nachmalend auf eine Composition beschränken, die in den letzten Jahren des Meisters entstanden, nicht allein

coloriſtiſch, ſondern auch durch Linien- und Lichtführung eigenthümlich, gewiſſermaßen eine neue Entwicklungsphaſe anzudeuten ſchien, welche auszuleben Makart freilich nicht mehr vergönnt war. Es hätte ihm wohl auch an Kraft gefehlt, denn iſt auch in dem großen „Sommer"-Bilde, von dem ich ſprechen will, noch keine Ermattung erſichtlich, ſo ſind doch Anzeichen einer ſolchen in dem darauffolgenden, halbvollendet gebliebenen „Frühling" deutlich wahrzunehmen.

Im „Sommer" führt uns der Künſtler in eine Marmorhalle, vorn nach einem Gartenbaſſin offen. Rechts verſchließt ein dunkelblauer Plüſchvorhang den Zugang nach den Innengemächern, links iſt ſonniger Ausblick auf die Anlagen. Rankenwerk umwuchert die reichſculptirte Architektur; der Stein, in der Lichtſpiegelung wie -Aufſaugung mit dem Pinſel förmlich herausgemeißelt, wirkt nicht ſo ſtilllebenhaft wie bei Siemiradzki, aber maleriſch ungleich freier. In dieſem Raume, deſſen Mitte in vollem Sonnenlichte badet, ſehen wir zwei Frauengruppen: eine ſchachſpielende und eine eben dem Bade entſtiegene. Beide ſind durch eine ſchlanke Schöne im Bademantel, welche ſich dem Schachtiſche nähert, miteinander verbunden. Die Schachdamen ſind brocatſtrotzende Renaiſſance-Geſtalten, coloriſtiſch blendend behandelt und auch genügend individuell, um die Originale erkennen zu laſſen. Sie geben ſich, bereits erfriſcht, jener edlen geiſtigen Beſchäftigung hin, welche — man denke an die Meiſter Paolo Boi und Ruy Lopez — zur Renaiſſance in Italien und Spanien berühmte Pflegeſtätten gefunden hatte. In dem Contraſte, welchen die Gefährtinnen, deren feuchtweißer Leib mit dem ſonnigdurchleuchteten Fleiſche noch aus allen Poren Badeluſt athmet, zu der in's Schachſpiel vertieften Gruppe bilden, liegt der Gehalt des Bildes.

Unter den Badenden iſt ein blutjunges Mädchen, das vorn am Rande des Marmorbeckens in der Stellung jener Venus kauert, welche durch ihre Rückanſicht unſterblich geworden iſt; eine andere Schöne entſteigt eben dem Waſſer, einen amorinenhaften Bengel meiſternd, der gerne noch drinnen ſtrampeln möchte, eine Dritte ſtreift ihr ſpitzenbeſetztes Hemd über den Kopf und eine Vierte, die Hauptperſon, dehnt auf einem Prunklager die ſchmeidigen Glieder. Ein heißpurpurner Vorhang mit überwallender Faltenpracht dient ihrem warmtönigen Leibe als Folie und Rahmen. Aus dem Purpurgrunde leuchtet die rothgoldene Haarkrone des ſchönen, die Nachwonne des Bades genie-

ßenden Weibes; Tauben ſchnäbeln auf dem Marmorſims, der Pfau wendet ſein Köpfchen naſchhaft nach dieſer Fülle von Reizen und die ausgeſtreckte, ſchlank abgebogene Hand der Schönen haſcht nach weißen Sommerfaltern, die ſich im Sonnenlichte tummeln . . . .

Tritt bei den großen Compoſitionen Makarts vor Allem die Erſcheinungswirkung in ihr Recht, ſo beſitzen die Mittelwerke, die kleineren Bilder, bisweilen einen ganz entzückenden Stimmungsreiz. So die „Sieſta am Mediceerhofe", welche aus der aufgelöſten Bühlmayer-Gallerie, ich weiß nicht wohin, gegangen; ſo die „Fünf Sinne" (heute noch bei Miethke), ſo jenes blonde Weib mit tiefen, ruhigen Augen aus dem Tageszeiten-Cyclus (früher bei Oetzelt), das, mit ausgebreiteten Armen in ſonnenſchwüler Aetherglorie ſchwebend, den „Mittag" verſinnbildlicht, ſo das „Liebesgeheimniß", die „Zwei Schweſtern" und Andere. Die künſtleriſche Ausbeute der Makart'ſchen Orientfahrt hingegen vermochte die Erwartungen des Orientkenners nicht voll zu befriedigen. Weniges reicht über das Studienblatt hinaus und das Großbild „Niljagd" mit ſeinen hyperſchlanken Figuren bringt es zu keiner bedeutenden Wirkung.

Gewiß, Makart hätte, ſchon ein berühmter Maler, noch Manches nachzulernen gehabt, aber eine ſo phänomenale Erſcheinung in der Kunſtwelt läßt ſich eben nicht mit dem akademiſchen Maßſtabe meſſen. Wir haben denn auch in ihm zwar keinen neuen Rubens, aber einen großen Künſtler verloren, welcher, plötzlich in unſere Mitte verſetzt, wenn auch manchen Irrthümern und Reizungen unſeres Kunſtklimas verfallen, der Hauptſache nach als eine glänzendſte Verkörperung der Wiener Renaiſſance betrachtet werden muß. Andere Loſung iſt heute ausgegeben, andere Sterne gehen auf, Makart's Geſtirn konnte am Kunſthimmel eine Zeitlang verſchleiert werden, erlöſchen aber wird es nimmermehr. Seine Palette, ſein blinkendes Wappenſchild, iſt für uns nicht zerbrochen, es wird ein Wiener Wahrzeichen bleiben für immerdar. Großer, lieber, herzguter Meiſter, nach jenen ewigen Fernen, wohin, wie der Glaube tröſtet, Wünſche und Gebete reichen, rufen wir Dir zu: „Wir glauben an Dich!"

Magyariſche Volksdichtungen.

Uebertragen

von

Adolf Handmann.

I. Lieder.

1.

Fliege, Schwälbchen, fliege,
Grüß' mein holdes Schätzchen,
Bitt' bei ihr im Hauſe
Um ein kleines Plätzchen!

Ohne Lob, ſchön iſt ſie,
Gleich dem Morgenſterne;
Schreitet, wie ein Engel
Aus der Himmelsferne.

Frag' ich ſie: wie heißeſt,
Wo nur wohnſt Du Süße?
Winkt mit beiden Augen
Sie mir ſtille Grüße.

Engel! Deinen Namen
Sollt' mit Goldbuchſtaben
In ein Demanttäflein
Reich an Kunſt man graben!

Sollt' in einem Käſtchen
Von Rubin ihn halten,
Ihm zu Ehren eig'nen
Feiertag einſchalten!

Dich muß ich erlangen,
Dich muß ich erwerben —
Oder ferne ſcheidend,
Will um Dich ich ſterben!

2.

Landabwärts ſich die Theiß ergießt,
Und nimmer dann zurück ſie fließt;
Mein Schatz gab einen Kuß mir heut' —
Nehm' er zurück ihn, wenn's ihn reut!

Ein Wetter zieht vom Weſten an,
Mein Liebſter kommt vom Pußtenplan;
Er lüftet ſeinen Hut von fern,
Will ſich bei mir ſchön machen gern.

Ei, lüft' vor mir nicht Deinen Hut,
Daß ich ganz Dein bin, weißt Du gut.
Nicht kauft' ich Dich nach Feilſcherbrauch,
Ich pflückte Dich vom Roſenſtrauch!

3.

Auf dem Sims ſpielt Sonnenſchein —
Bald weiht uns der Pfarrer ein,
Und für alle Lebenszeit
Bleibt dann unſer Bund geſeit.

Wird mein Liebſter Hauswirth ſein,
Füllt ſich Scheune, Stall und Schrein
Mit Getreide, Rind und Gut,
Und das Herz mit frohem Muth.

Abend ſitzen wir vor's Thor,
Er dann pfeift ein Lied uns vor,
Und ich wieg' den Buben ein —
Gott! wie wird das herrlich ſein.

4.

Mutter, liebe Mutter, Du erzogſt mich gut!
Noch, da ich als Knäblein Dir im Arm geruht,
Sagteſt Du, ich würd' noch ein Soldat fürwahr,
Ja wohl gar ein ſchmucker, ung'riſcher Huſar!

Hei, wie ſchön die Regimentsmuſik erſchallt,
Wie ihr helles Klingen nah' und ferne hallt!
Kommet, Burſche! leiſten wir den Kriegereid,
Wählen wir das ſchmucke Reichshuſarenkleid!

5.

Im Böhmerwald, da traf uns harte Kampfesnoth,
Von vieler Ungarn Blut ward ſeine Erde roth;
Der helle Tag ſelbſt nahm auf ſich ein Trauerkleid,
So ſehr war er erfüllt ob ihrem Tod mit Leid.

Vom Roſenſtrauche weht hinwelkend Blatt um Blatt,
Die Armen ließen dort ihr Leben todesmatt.
Wer wohl geleitet ſie zur Friedhofsflur hinaus?
Wer ſchreibt die Namen auch auf ihren Kreuzen aus?

Ein einzig Grab umſchließt ſie fünf und ſechs im Bund,
Und keine Inſchrift thut der Helden Namen kund;
Ein nacktes Holzkreuz nur dort zum Gedächtniß ſteht —
Wohl weinen, weinen muß, wer dran vorübergeht!

6.

Sieh' was raucht von ferne in der Eb'ne dort?
Hei, das iſt der Eltern trauter Wohnungsort!
Weit bin ich gewandert, lebt' in Luſt und Braus,
Doch mein Herz, es flüſtert: beſſer iſt's zu Haus!

Schwälbchen zieht im Spätherbſt in die Ferne weit,
Stets doch kehrt es wieder in der Lenzeszeit;
Schwebt ob Gärten, Wald und Eb'ne ein und aus.
Ueberall doch zwitſchert's: beſſer iſt's zu Haus!

Freien Muthes zieht ins Lager der Huſar,
Sieht viel Land und Leute über Tag und Jahr,
Pflücket manchen Liebes-, manchen Ruhmesſtrauß,
Doch ſein Herz, es ſeufzet: beſſer iſt's zu Haus!

II. Liederromanzen.

1.

Vögleins Lockung.

„Komm, komm herein, mein Vöglein,
So wunderlieb zu ſchauen!
Ein Häuschen ganz aus Silber,
Sieh, ließ ich Dir erbauen.
Das Häuschen iſt aus Silber,
Die Thür aus Goldmetalle,
Die Thür aus Goldmetalle,
Das Tröglein aus Kryſtalle."

„„Nicht bin daran gewöhnt ich,
Im Gitterhaus zu wohnen,
Ich bin gewöhnt alleinzig,
Im grünen Wald zu thronen,
Im grünen Wald zu thronen,
Von Zweig zu Zweig zu ſchweben,
Von würz'gem Fichtenſamen,
Von hellem Thau zu leben.""

2.

Burſch und Maid.

„Nirgends gibt's ſo eine Tſcharda, wie vor Gran,
Nirgends ſolch ein herzig's Mädchen, wie in Ban:
Zuckerweiß der Schurz aus Leine,
Scharlachroth der Schuh, der kleine,
Steht ſo wohl ihm an!"

„„Nirgends giebt's ſo eine Tſcharda, wie vor Gran,
Nirgends gibt's ſolch ſchmucken Burſchen, wie in Ban:
Kurz das Haar, das blonde, feine,
Bandgeſchmückt der Hut, der kleine,
Steht ſo wohl ihm an!""

3.

Der Reiter und ſein Roß.

„Kein Körnchen Hafer, noch ein Stämmchen Heu!
Muß Dich nun tödten, Rößlein, lieb und treu.
Dein Fell verkauf' ich einem Handelsmann,
Nicht brauch' ich mich um dich zu ſorgen dann."

„„Was hätteſt Du für Nutzen von dem Geld,
Wenn Du nicht reiten kannſt durch Thal und Feld?
Mein lieber Gaſtherr, ſchlag' mich nimmer todt,
Von Gerſtenſtroh auch werd' ich ſatt zur Noth.""

„Mein Rößlein, mußt nicht gar ſo traurig ſein,
Noch ſollſt Du kriegen Hafer, friſch und fein:
Trag' mich zur Liebſten ohne Widerſpruch,
Dann gibt ſie Hafer Dir aus ſeid'nem Tuch."

4.

Soldatenlieb.

„Regen gießet auf die Stoppelerde:
Komm, mein Röslein, ſteig' zu mir zu Pferde!"
„„Schatz, nicht kann zu Dir hinauf ich ſteigen,
Will Dein Rößlein nicht den Hals herneigen.""

Naſs vom Regen ſind noch alle Pfade,
Bleiches Dirnlein wäſcht am Oltgeſtade,*
Klagt dabei der Mutter ſchmerzbeklommen,
Daß man ſeinen Schatz zum Heer genommen.

„Tochter! wiſch' die Thränen ab, die hellen,
Sind im Dorf für Dich noch g'nug Geſellen."
„„Sind noch, Mutter, gern doch hab' ich keinen,
Muß mein ganzes Leben hier verweinen!""

* Olt = Nebenfluß der Donau, im Süden Siebenbürgens entſpringend.

5.

Der Roßdieb.

„Hei, wie viele Städt' und Dörfer ſchritt ich ab,
Hei, wie viele leere Ställe es da gab!
Nirgends fand ein Rößlein ich von hübſchem Wuchs,
D'rum dem Feldpanduren ſtahl ich ſeinen Fuchs."

„Herr Pandur! ich bitt' Euch, hört ein redlich Wort:
Schießt nur nicht mein Rößlein unterm Leib mir fort!'
„„Sieh' mal, nennt der Betyár*) blos ſein Leben ſein,
Nicht um dies doch bangt ihm, nur um's Roß allein!""

„Herr Pandur, ich ſtehe ganz Euch zu Befehl,
Diesmal nur, ich bitt' Euch, ſeht mir nach den Fehl,
Und ſolch' einen Goldfuchs ſtehl' ich Euch zur Hand,
Wie nie ſeines Gleichen ſah das Unterland!"

6.

Der Betyár*.

Zugebunden ſind die Aermel meines Szür**,
Freund, nicht ahnſt Du, was darin ich mit mir führ':
In dem einen Zunder, Stahl und Feuerſtein,
In dem andern blanken Hundertguldenſchein.

Wenn die öde Haide mich erfüllt mit Graus,
Greif' ich meinen Szür auf, geh' ins Schenkenhaus,
Schaff' der Wirthin oder ihrem Töchterlein,
Daß ſie ihrem treuen Zecher bringen Wein.

Und da ſagen meine Neider ſonder Fug:
Der kann freilich zechen, weil er ſtahl genug!
Stahl ich auch, ſo litt dafür ich früh und ſpat —
Nachſag' mir kein Wörtchen ſelbſt das Comitat!

* Betyár (ſprich: bä-tjahr, mit Betonung der erſten Silbe) = Vagabund, Strauchdieb.
** Bauernmantel aus filzartigem Wollſtoff mit Ärmeln und langem, breitem Kragen.

III. Balladen und Verwandtes.

1.

Stefan Fogarasi.*

Stefan Fogarasi steht am Fenster sinnend,
Ihm zur Seite sitzet seine schöne Schwester.
„Meine schöne Schwester, hast Du schon vernommen:
Daß ins Türkenreich ich Dich als Braut verdungen,
Dort als Braut verdungen Dich dem Türkenkaiser?"
„„Lieber Bruder, Niemand brachte mir die Nachricht . . .
Gebe Gott mir lieber munt're Abendmahlzeit,
Nach der muntern Mahlzeit leichte Leibeskrankheit,
Und beim Morgenschimmer dann ein mild Verscheiden!""
Und den Wunsch gewährte Gott ihr gnadenwillig,
Gab ihr, wie sie wollte, munt're Abendmahlzeit,
Nach der muntern Mahlzeit leichte Leibeskrankheit
Und beim Morgenschimmer dann ein mild Verscheiden.

D'rauf am dritten Tage kam der Türkenkaiser:
„Wo ist mein vielliebes, mir verlobtes Mädchen?"
„„In den Blumengarten ging es Blumen bauen.""
Gleich da in den Garten ging der Türkenkaiser.
Aber weh! Die Blumen waren welk allalle,
Und nicht nah und ferne fand er seine Festbraut;
'Rück ins Haus da wallte, wie er kam, den Weg er:
„Wo ist mein vielliebes, mir verlobtes Mädchen?"
„„Wohl im Maidgemache wechselt sein Gewand es.""
Schnell zum Maidgemach da schritt der Türkenkaiser,
Aber ach! Die Mädchen trugen alle Trauer,
Und sein liebes Bräutchen lag dort auf der Bahre.

„Folge, folg' mir aus doch, Schwager Fogarasi,
Folg' mir aus das liebe, mir verlobte Mädchen!
Will ihm meißeln lassen weißmarmornen Steinsarg,
Laß' in Bakatschin ihn füllen bis zum Boden,
Laß' auch ganz umgeben ihn mit gold'nen Nägeln,
Laß' auch sechzig Söldner Trauer steh'n am Sarge."
„„Nein, ich geb' sie nimmer, großer Türkenkaiser!
Selbst laß' ich ihr meißeln einen Sarg aus Marmor,

* Sprich: so-ga-ra-schi (alle vier Silben kurz, beide a getrübt).

Auch in Bakatschin ihn füllen bis zum Boden,
Und auch sechzig Söldner Trauer steh'n am Sarge,
Schlaf' den ew'gen Schlummer sie bei ihren Eltern,
Hier bei ihren Eltern in der Heimaterde!"" *

2.

Bethlen's Schwester.

Sárosi ** und Bethlen *** saßen
Traut beim Abendtisch und aßen,
Aßen, tranken froh im Bunde,
Sprachen traulich Stund' um Stunde.
Sprach da Sárosi die Worte:
„Hört ein Wort am rechten Orte!
Eurer Schwester müßt Ihr sagen,
Soll des Nachts sich nimmer wagen
In den Stall zu meinem Knechte:
Früchte bringt das schier nur schlechte,
Heimlich treibt sie mit ihm Liebe,
Stört im Schlaf mein Pferd, das liebe!"

„„Hört Ihr, nichts steht felsenfester
Als die Tugend meiner Schwester!""

„Nun, so will mit Faust und Eisen
Ihre Tugend ich erweisen!"
Hört da sacht den Riegel fallen,
Hohen Schuhes Tritt erschallen,
Lange Seidenhülle rauschen,
Leis zwei Losungsworte tauschen.
Und sogleich da aus der Halle
Ging er hin zum Pferdestalle,

* Vorliegende Ballade ist eines der ältesten Producte des ungarischen Volksgenius, und zwar stammt dieselbe noch aus der Zeit der Türkenherrschaft in Ungarn, daher sie einen werthvollen ethnologischen Beitrag für jene Epoche bildet. „Doch nicht nur vom historischen, sondern auch vom ästhetischen Standpunkt ist diese Ballade werthvoll. Die stille Entsagung des Mädchens, das weiß, daß ihr Bruder sie nicht zu retten vermag und eben deshalb aus Zartsinn ihn hiezu auch nicht nöthigt; ihr Seufzer zu Gott, den sie um eine leichte Krankheit und einen sanften Tod bittet; die schmerzliche Erregung des Sultans, der seine Erwählte todt findet und sie fortführen lassen will, um sie je glänzender zu bestatten; der Widerstand des Bruders, der bisher — wie es scheint, nur aus Zwang — nachgab, jetzt aber eher zu sterben bereit ist, als daß er seine Schwester von Fremden in fremder Erde begraben ließe: all' dies sind sehr charakteristische und poetische Momente. Und wie einfach und sicher kommt dies Alles zur Geltung!...." Paul Gyulai in: Magyar népköltési gyujtemény = Sammlung magyarischer Volksdichtungen, III. Band, Seite 423. — Man beachte die in der Übersetzung angewandten Stabreime.

** Sprich: schâh-ro-schi.

*** Sprich: bâth-lân.

Fährt den Knecht an rauher Worte:
„Oeffne jäh des Stalles Pforte!“
„„Herr, kann öffnen nicht die Flügel,
Frei ja ist Dein Roß vom Zügel:
Oeffne ich, wird's jäh entspringen,
Nimmer wär's dann einzubringen!““

Grimm da stemmt er an den Rücken,
Daß die Thüre lag in Stücken:
Stund dort Anna Bethlen bebend!
Und sein Schwert zum Stoß jäh hebend,
Schlitzt' er ihr die Seidenhülle,
Daß ihr floß das Blut in Fülle . . .

Und erfüllt von Schreck und Grause,
Wankte Anna da nach Hause,
Gieng zu Bett mit Schmerz und Sorgen.
Kam die Schwäg'rin hin am Morgen:
„Anna, was ist Dir geschehen?!“
„„Schwäg'rin, hast Du das gesehen?!
Bin des Nachts ins Gärtlein 'gangen,
Blieb am Rosenstrauch dort hangen,
Riß mir ein die Seidenhülle,
Floß da gleich mein Blut in Fülle.
Schwimm' in Blut nun bis zur Zehe,
Und mir selbst ist sterbenswehe!““

„Hörst Du, Anna Bethlen! stelle,
Stell' Dich vor die Hausthürschwelle,
Bitt' dort Gott, daß er verzeihe
Deiner Sünden lange Reihe!“

„„Schwäg'rin, thu' mir nur das Eine!
Wasche mich im Wermuthweine,
Hüll' in Leine mich, in weiche,
Send' nach Klausenburg die Leiche,
Daß an mir ein Jeder sehe,
Wie es armer Waise gehe!““

Eine kleine philoſophiſche Rundſchau.

Von

Anton Ganſer.

Einige Jahre ſind ſchon verfloſſen, ſeitdem wir unſerer Gepflogenheit, in dieſen Blättern über die Philoſophie unſerer Tage Bericht zu erſtatten, untreu geworden ſind. — In dieſem Zeitraume ſind indeſſen auch keine hervorragenderen Werke erſchienen, welche uns etwa anregen konnten, zur Feder zu greifen; nur ein Werk müſſen wir hier ausnehmen: Die „Atomiſtik des Willens“ von Robert Hamerling. Es iſt dies ein zweibändiges Werk, welches verdient, ſowohl von dem Philoſophen von Fach, als auch von dem gebildeten Laien gewürdigt zu werden. Der Titel desſelben ſagt eigentlich ſchon, was Hamerling ſagen wollte, nämlich, daß er das Weltprincip denkt, beſtehend aus Willensatomen. Wenn Schopenhauer, deſſen Hauptwerk bekanntermaßen betitelt iſt: „Die Welt als Wille und Vorſtellung“, den Willen als Weltprincip aufſtellte, ſo zerlegt Robert Hamerling dieſen „Willen“ in Atome und meint, aus dieſen ſei die Welterſcheinung zu erklären.

Wir wollen hier in dieſen Blättern in eine umfaſſende Kritik des bedeutenden Werkes Hamerling's nicht eingehen, weil der Raum, der uns hier zu Gebote ſteht, uns dies kaum erlauben würde. Und ſo wollen wir uns denn darauf beſchränken, einen Gedanken und eine Meinung Hamerling's hervorzuheben, welche wir, abgeſehen von einer wiſſenſchaftlichen Kritik des bedeutenden Werkes, als beſonders mittheilenswerth betrachten.

Es ist ein Gedanke, den wir schon vor vielen Jahren in diesen Blättern und zwar in dem, im Jahrbuche der Dioskuren 1878 erschienenen Aufsatze: „Was sollen und können wir glauben?" zum Ausdrucke brachten; ein Gedanke, der also mit unseren eigenen Anschauungen in voller Harmonie steht. Es ist der Gedanke, daß mit dem Sein selbst schon ein Gut verbunden sei. Hamerling sagt in seinem Werke, Capitel „Optimismus und Pessimismus" wörtlich: „Schopenhauer und Hartmann haben es ziemlich leicht gehabt, weitläufig nachzuweisen, daß der unerfreulichen Dinge in der Welt und im Leben weit mehr seien, als der erfreulichen, und glaubten damit auch den Beweis geliefert zu haben, daß die Lust des Daseins von der Unlust desselben bei weitem überwogen werde. Indem aber diese Philosophen immer nur die äußerlich veranlaßte Lust und das äußerlich veranlaßte Leid des Lebens gegen einander abwogen, übersahen sie Eines, und zwar das Wichtigste und Entscheidendste. Sie übersahen, daß Sein und Leben an und für sich, ganz abgesehen von der äußerlichen Gestaltung desselben, als ein Gut und eine Lust empfunden wird." — Kurz darauf heißt es: „Das reine Seins- und Lebensgefühl des normalen Menschen (sowie jedes lebenden Wesens überhaupt) ist also keineswegs ein indifferentes, welches erst von außen einen Lustinhalt bekäme, sondern manifestirt sich als natürliches, mehr oder weniger bewußtes Lustgefühl schon durch den Schauder alles Lebendigen vor dem Tode, vor der Vernichtung."

Wir nun haben in der oben citirten Abhandlung „Was sollen und können wir glauben?" sowohl, als auch in später erschienenen Abhandlungen einerseits auf den Undank des Geschöpfes gegen den Schöpfer hingewiesen, insoferne, als die wenigsten Menschen das Sein und die mit ihm verknüpfte positive Lustempfindung in bewußter Weise zu würdigen geneigt sind, und anderseits wiesen wir darauf hin, daß in dem realen Sein (d. h. mit dem Dasein in der Erscheinungswelt) und in dem mit ihm verknüpften Empfinden vom Sein auch der zureichende Grund des Seins, d. h. (also auch das Dasein eines Seienden) enthalten ist und enthalten sein muß.

Sowohl unsere, als Hamerling's Anschauung ist richtig. Denn nur dann, wenn mit dem Sein überhaupt ein Gewinn verknüpft ist, hat es einen erkennbaren Sinn, daß es überhaupt ein Seiendes und ein reales Sein des Seienden gibt.

Daß wir — Menſchen — aber befähigt und vollberechtigt ſind, uns ein Urtheil über das eigene Daſein und über das Seiende ſelbſt, aus dem unſer eigenes Daſein entſprungen iſt, zu bilden, wurde von uns wiederholt logiſch bewieſen. Wir können nichts anderes ſein, als dasjenige, aus dem die ganze übrige Erſcheinungswelt entſtanden iſt und immer wieder entſteht, und diejenigen, welche mit eiſerner Conſequenz feſthalten und feſthalten wollen, daß man vielleicht aus phyſikaliſchen und chemiſchen Kräften oder Stoffen *mehr* des Wiſſenswerthen herausexperimentiren könnte, als wir in unſerer Empfindung und in unſerem Bewußtſein von uns und von den Dingen überhaupt *wirklich* finden, können wir eines Beſſeren nicht belehren; ſie ſchaffen indeſſen mitunter in mancherlei Art Nützliches — die *Wahrheit* werden ſie auf dieſe Art und Weiſe nicht herausfinden, volle Erkenntniß *nie* erreichen.

Wir haben dem Gedanken, daß ein wirklich Seiendes, bliebe es immer einſam und ſelbſtgenügſam (*außerweltlich gedacht*) nur unſelig ſein könnte, ſo, daß ein außerweltlich Seiendes oder Seinkönnendes *ohne* Weltſchöpfung (ohne die Schöpfung der Vielheit und *ohne* Entwicklung zu *realen* Daſeinsformen), ein innerer Widerſpruch ſein würde, weil ungeachtet aller Vollkommenheit des Principes ſelbſt, *das Sein* desſelben nur ein ſchmerzliches ſein könnte, vielfach Ausdruck verliehen und ſagten: „*Aus dem Schmerze entſpringt die Sehnſucht, aus der Sehnſucht die Liebe, aus der Liebe — das Leben!*“

Der *wahre* Gedanke alſo, daß das Seinkönnende *im Sein* wirklich eine Befriedigung findet, ja, daß das Seinkönnende wirklich nur ein ſolches *iſt* (ſich alſo ſelbſt ſetzt), weil mit dem wirklichen Sein *ein Gut* verknüpft iſt, findet auch bei Hamerling ſeinen Ausdruck, was wir hier mittheilen und beſonders hervorheben wollten.

In der That iſt dieſer Gedanke und dieſe Erkenntniß die einzig mögliche Grundlage einer *wirklichen transcendentalen Logik*, d. h. einer Lehre, welche *nicht nur* lehrt, daß es Kräfte und Materien gibt, ſondern welche auch lehrt, *warum* es ſolche gibt, und *was ſie in Wahrheit bedeuten*.

Verſchiedene äußerſt wichtige Probleme philoſophiſcher Forſchung werden in Hamerling's intereſſantem Werke berührt, geiſtreich beſprochen

und behandelt; die Lösung manches philosophischen Knotens gelingt aber auch Hamerling nicht vollständig. Die Fragen (Capitel: „Unendlichkeit und Endlichkeit", „Einheit und Vielheit"): wie kommt das Unendliche zum Endlichen?, oder, wie kommt die Einheit zur Vielheit? — bleiben ziemlich ungelöst. Hamerling sagt da wörtlich: „Die Spaltung der ewigen Einheit in die Atome ist nicht als Vorgang zu begreifen, der in die Zeit fällt, überhaupt nicht ein Vorgang, der sich mit angemessenen Worten klar machen ließe. Wir haben keine Worte dafür, nur Bilder und Gleichnisse. Die ewige Einheit theilt sich und theilt sich nicht, vervielfacht sich und vervielfacht sich nicht, ist Eins und Vieles und im Vielen selbst das ewig Eine zugleich. Nahe zu bringen ist die Sache nur dem, der sie in lebendiger Anschauung ergreift oder dessen Gemüth sie in ihrer religiösen Form mit mystischer Begeisterung erfüllt."

„Ein Vorgang, den man nicht als in eine bestimmte Zeit fallend sich denken kann, ist von Ewigkeit her, und ich hege in der That die Ueberzeugung, daß mit dem Sein auch seine Wirklichkeit von Ewigkeit her gewesen, daß der Zerfall der Einheit in eine Vielheit, welche die Einheit nicht aufhebt, sondern von ihr durchdrungen bleibt, von Ewigkeit her bestanden habe, und daß der Wechsel der Bildung von Weltkörpern aus der Weltätheratommasse (mit allen Entwicklungen des Lebens bis ins Kleinste) und der Wiederauflösung eben dieser Systeme in ihre indifferenten Urelemente und Urkräfte nie begonnen hat, aber auch nie aufhören wird, die unendliche Zeit und den unendlichen Raum zu erfüllen."

Diese Anschauungen Hamerlings muß man als richtige bezeichnen — ob man aber diesen Dingen nicht doch noch näher kommen kann? — Auch ohne Mystik?

Nun, in einigen noch vor dem Hamerling'schen Werke von uns erschienenen Schriften* haben wir den Versuch gewagt, die Sache, um die es sich hier handelt, denkenwollenden Menschen noch näher zu bringen. Wir können hier den Inhalt dieser Schriften, welche einen

* Diese Schriften sind im Laufe mehrerer Jahre bei Leuschner & Lubensky, Universitätsbuchhandlung in Graz, erschienen, und ihre Titel lauten:

„Die Entstehung der Bewegung."
„Das Ende der Bewegung."
„Alles reale Sein entsteht als Act eines intelligenten Wollens."
„Die Freiheit und das Uebel."
„Schule und Staat."
„Der reine Gottesbegriff."

Band füllen würden, selbstverständlich nicht wörtlich wiederholen, sondern nur auf diese unsere Abhandlungen hinweisen. Doch aber wollen wir auch hier dem geneigten Leser in Kürze unsere Anschauung, welche wahrscheinlich die richtige, also reine Wahrheit sein wird, mittheilen.

Es sind hauptsächlich zwei Punkte, welche ins schwerste Gewicht fallen, und — wenn man einer richtigen Anschauung über das Wesen des Weltprincipes wirklich nahe kommen will — vollste Würdigung erheischen. Der eine besteht erstens in der Einsicht, daß ein real sein sollendes Weltprincip zwei Attribute besitzen müsse, von denen das eine wirkliche Kraft, nämlich ein gegensätzliches Streben sein muß, welches eben dadurch, dass es gegensätzlich auf einen X-Punkt sich bezieht, sich zu berühren, sich eventuell zu durchdringen, sich etwa auch zu überwinden vermag, und zweitens in der weiteren Einsicht, daß das andere Attribut eine innere, selbst nie irgend eine Form bildende, also rein intensive Fähigkeit sein muß, und zwar die Fähigkeit, vorzustellen. Ist das erste Attribut das Realwerden-Könnende, so ist das zweite Attribut die intensive, rein geistige Vorstellung des Seinkönnenden von sich selbst.

Dieses Attribut theilt sich wieder in ein Vorstellungsvermögen (Imagination) und in ein Erkenntnißvermögen, welches in verschiedene Verstandesfähigkeiten ausästet, im Vereine mit der Empfindung des Seienden von sich selbst (also mit der sich auch immer mehr und mehr entwickelnden Vorstellung von sich selbst) aber die Vernunft ist. Es ist das rein Geistige, welches immer nur ein Vermögen, eine Fähigkeit ist, und, da es nie selbst zu irgend einer realen Form wird, auch nie inductiv darstellbar oder auch nur nachweisbar sein kann.

Das sich selbst setzende (von nichts Anderem abhängige) Seinkönnende wird dadurch, daß es — als Gegensatz auf einen X-Punkt tendirend — sich berührt (oder durchdringt), sich selbst gegenständlich, indem es im Subjectpunkte (in jenem Punkte, bei dem es sich berührt), die Vorstellung von sich selbst besitzt.

Wir müssen uns das wirkliche Atom als jenen inneren Gegensatz denken, der im Berührungs- oder Schneidungspunkte die Vorstellung (wenn auch noch so dunkler Art) von sich selbst besitzt.

Diese und nur diese Anschauung von dem Weltprincipe als dem Realsein-Könnenden entspricht allein einem wirklichen Weltatome, aus dem sich Dinge entwickeln können.

Es ist dies der eine Punkt, von dem wir oben sprachen. Der andere betrifft nun die weitere Einsicht, daß in einem unendlichen, eigentlich noch raum- und zeitlosen All (bestehend aus einer unendlich großen Anzahl von solchen wirklichen [einfachen] Atompunkten), noch irgendwo ein Punkt vorhanden sein muß, wo eine Vorstellung eintritt, welche den Anlaß bietet zur Umwandlung der einfachen Potenzen (der Willens- oder Atompunkte) in reale Daseinsformen. Eben die logisch nothwendige Annahme einer irgendwo vorhandenen — wir möchten sagen — Gesammtvorstellung höherer Art aller Willens- oder Atompotenzen (einfacher Natur oder Wesenheit) zwingt uns zur Hypostasirung des persönlichen Schöpfers; denn schon die Wirkungsart des einfachen Willensatoms ist eine gewissermaßen persönliche. Wir sagen „persönliche", deßhalb, weil nur durch den Umstand, daß gegensätzliche Strebungen auf die intensive Vorstellung zu tendiren vermögen, auf die Vorstellung des Seienden von sich selbst, die Wahrnehmung und die Empfindung entstehen (oder überhaupt vorhanden sein) können, diese aber das eigentliche Kriterion einer Realität überhaupt sind. Empfinden kann immer nur ein „Ich", respective jenes Seiende, welches vermöge seiner logisch nothwendigen Fähigkeiten sich auf sich selbst zu beziehen vermag.

Auch das Urweltatom, insoferne aus ihm die Entwicklung beginnt, müssen wir uns als ein beinahe unendlich kleines, wenn auch einfaches Individuum vorstellen oder denken, denn nur aus einem solchen kann durch Versetzung, Vertheilung, Anhäufung kleinster Potenzen eine Entwicklung überhaupt und insbesonders auch eine Steigerung der Grundfähigkeiten in den sich fort entwickelnden Daseinserscheinungen gedacht und verstanden werden.

Wir laden den geneigten Leser ein, die vorstehenden Stellen wiederholt zu lesen: sie enthalten einfach die volle Wahrheit, die richtige Einsicht über das Weltprincip und seine Wirkungsart.

Wir haben in unseren vorher erwähnten, in Graz erschienenen Schriften und Abhandlungen näher dargethan, was die „Kräfte" sind, wie „Stoffe" entstehen (aus den einfachen Atompotenzen), ferner, daß die Vorstellungen von Raum und Zeit nur der sich als Ich denkende Wille fassen kann und wie er dies kann, wie Steigerung der Empfindung und der Fähigkeiten möglich wird ꝛc. ꝛc. — wir können hier nicht in die Beschreibungen des Werdens und Vergehens genau eingehen,

möchten aber den Leſer um Eines bitten, nämlich, ſich ſelbſt nicht etwa immer durch die Thatſache des Vorhandenſeins gar vieler und gar mancherlei Kräfte und Materien beirren zu laſſen *im reinen Denken*. Alle dieſe tauſenderlei Erſcheinungen phyſiſcher, chemiſcher und überhaupt materieller Natur — ſie ſind alle in letzter Inſtanz nichts als Seinspotenzen, *einfache* Dinge, in denen aber immer und überall die Grundbedingungen des Seienden und des Seins in irgend einer Form, in irgend einem Grade, ſelbſt vorhanden ſind. So mannigfaltig die Welt auch zu ſein ſcheint — *ihr Kern* iſt immer und überall derſelbe: das Weltprincip! Ein Weltprincip, welches ſich zwar zu theilen vermag, immer aber doch die innere Einheit bleibt.

Dieſes iſt ein Einheitliches, ein Ewiges. Es bewegt ſich aber immer zwiſchen zwei Zuſtänden, deren außerweltliches Sein uns unzugänglich iſt. Die unendliche Vielheit der einfachen Weltatome iſt der *eine* Zuſtand des Seienden; die innere logiſche Einheit des Seienden iſt der *andere*. Zwiſchen dieſen beiden, inductiv *nie* nachweisbaren Zuſtänden des Logiſch-Seienden bewegen ſich Welten in unendlicher Zahl; Bewegung ſelbſt aber *iſt Leben*, in ihrer inneren Weſenheit die *Thätigkeit* des Ewig-Einen.

Soweit reichen unſere möglichen Erkenntniſſe und ſie reichen aus zur Liebe, zum Sein und zum Schöpfer. Von ihm geht alles Sein und Werden aus, zu ihm kehrt alles Gewordene zurück.

Das *volle* Bewußtſein, die *volle* Empfindung der Thatſache des Lebens kann uns vollen Troſt gewähren in allen Lagen des innerweltlichen Daſeins, es kann uns auch Troſt gewähren über die Zukunft und etwa darüber, daß wir weder die Wege, die wir wandeln, noch daß wir das Band, welches uns immer mit dem Schöpfer ſelbſt verknüpft, vollkommen genau kennen.

Derjenige, der wahr zu empfinden vermag, empfindet ſich als Theil, aber als Theil eines Ganzen und auch Ewigen. *Scheint* der Menſch auch kaum ein Atom des Ewigen zu ſein — *er iſt es doch*, und das wirklich Seiende iſt ewiges Licht, ewiges Leben. Wir ſchließen mit den Worten:

Der Menſch,
Vom Schatten iſt er ein Traum. Naht ihm aber ein Lichtſtrahl,
Gottgeſendet, ſo iſt der Tag ihm hell, lieblich das Leben.

Pindar.

Reiſebilder.

Von

Alfred Friedmann.

Nordcapfahrt.

Wir kommen her aus Niflheim,
Der Unterwelt im Norden;
Wie wunderſchön iſt doch das Heim,
Das uns im Süd geworden.

Wir ſchifften um ſo manchen Fjord
Mit wunderlichem Namen.
Umpfiffen hat uns Weſt und Nord,
Daß, heil, wir ſprachen „Amen“.

Die „Mira“ war ein ſtattlich Schiff,
Doch kam ſie bös ins Rollen!
Wir ſah'n den Fels, wir ſah'n das Riff
Des Lecks, hätt' Ran es wollen!

Doch Ran, die Aegir'sgattin trug
Auf Schultern, alabaſtern,
Uns dennoch ſanft und treu genug
Vorüber an Dreimaſtern,

Dreimaſter, Panzerſchiff und Boot,
Bewehrt mit nur drei Segeln,
Sa'hn wir im Früh- und Abendroth —
Salut ward nach den Regeln.

Wir ſtanden an der Wallfiſchbay,
Da roch es ſchlimm nach Thrane!
Die Möve zog mit heiſ'rem Schrei
Auf ihrem Flügelkahne!

Wir haben ſie mit rothem Lachs
Wie Brombeern leicht zu haben,
Gefüttert nah der Erdenax',
Wo man uns bald begraben!

Denn Woge rechts und Woge links
Am Nordcap ſchlug den Bug uns,
Doch dank dem wackern Captain gings
Gut aus! Die Schaumkron' trug uns!

Die Mittnachtsſonne ſah'n wir auch
Am fahlen Horizonte,
Eine Seele ſchien's unterm Todeshauch,
Die nicht leben, nicht ſterben konnte!

Wie ſchön iſt's, eine fremde Stadt
Beim Wiederblick zu ſehen!
Wir wurden nimmer Drontheims ſatt
Und Tromſös Wimpelwehen!

Im Norden Großſtadt, Hammerfeſt,
Mit Deinen rothen Dächern,
Bei uns wärſt Du ein Fiſcherneſt,
Wir grüßten Dich mit Bechern!

Wie liegſt Du, eine nord'ſche Maid,
An Deiner Bucht, o Molde!
Vorſchnell verſchwören will kein Eid
Dein Wiederſeh'n, Du Holde!

Wie ſteigſt Du, Bergen, wunderbar
Empor an Fels und Hügel;
Klettrer, zu Dir, wär' ich ein Aar
Erhüb' ich oft die Flügel.

Die ſtaub'gen Glieder tauchten wir
In manche Wunderwelle,
Nordland, nach Jahren brauchten wir
Gleich wunderthät'ge Stelle!

Doch gibts vielleicht kein Wiederſchau'n;
Nicht, weil wir Muth nicht haben,
Nein, weil vielleicht in Hela's Grau'n
Sie uns verſargt, begraben!

Nun, ſei's wie's ſei; ob ich an Nacht
Hel's, Baldur's Licht muſs glauben:
Was ich zu eigen mir gemacht,
Das kann kein Gott mir rauben!

Und was ich wie mit Runenſchrift
In Ewigkeit gegraben:
Nicht Freundeslob, nicht Feindesgift
Kann etwas ihm anhaben!

Verborgen an des Nordcaps Stein
Hab' ich mich eingetragen,
Die Götter wiſſen's wo, allein,
Sie können's allein zerſchlagen!

Im Süden aber, unbekannt,
Will ich die Laſt ertragen,
Und ſtill verſcheiden, ungenannt,
Nach mir beſchiednen Tagen!

Was einſt geſchaut, lebt heiter fort
In nornenheil'gen Tagen,
Bis ſie am letzten Reiſeort
Zur Ruhe mich getragen.

Am Mälarſee.

Übern Mälarſee der Dampfer flog —
Drei Mägdelein baden am Ufer;
Ach, weißer und weiter die Furche zog,
Die Mägdelein ſtörte kein Rufer.

Sie ſchmiegten die Leiber, ſchneeig und weiß,
In die ölglatten ſchimmernden Wellen;
Mir aber ward ſchwüler, mir aber ward heiß —
Flieg, Möve, den Gruß zu beſtellen!

Die Blonde frag', ob ſie Schwanweiß genannt,
Mit mir am Lande will leben;
Die Braune, die ich als Allwiß erkannt,
Ob ſie Herz und Leib mir will geben?

Und die Rote, die dritte, geheißen Älrun,
Die möcht' ich am liebſten umfaſſen,
Und wollt' ſie mir nur ein Liebes thun,
Gern würd' ich die andern zwei laſſen.

Doch am Ufer liegt kein Schwanenkleid,
Den badenden Elfen zu rauben,
Walküren nicht ſinds zu meinem Leid,
Erſcheinend wie flatternde Tauben!

* * *

Schon fern liegt der Ort, da ich Elfen doch
In dem Mälar ſah neckiſch ſich winden,
Ein Dampfband verbindet der Hütte mich noch,
Und auch dieſes will eben verſchwinden!

Aus Paris.

Von

Joſephine Freiin v. Knorr.

1.

Collection Spitzer.*

O welcher Glanz, o welcher Schimmer!
Im Roth des Sammts die Waffen glüh'n,
Als würde noch beim Feſtgeflimmer
Des jungen Ritters Helmgold ſprüh'n.

Als käme aus des Meiſters Schmiede
Des Schloſſes wunderbare Zier;
Wie zum Turnier, zum Minneliede,
So freudenvoll iſt alles hier!

Die gelben Schüſſeln Gubbio's glänzen
In ihrem Perlenmutterſtrahl;
Als gält' es noch ihn zu kredenzen,
Prangt Benvenuto's Prachtpokal.

Hier liegt kein Roſt, der Flor der Zeiten
Wird wie von Roſenhauch erhellt
Und durch die ſonn'gen Säle ſchreiten
Die Herr'n und Frau'n der großen Welt.

* Dieſe berühmte Sammlung wurde 1893 veräußert.

Im „Musée de Cluny“.

O könnten reden die Tapeten
Und könnte ſprechen das Geräth,
Zu denen, die den Raum betreten,
Zu uns, den Nachgebor'nen ſpät!

Ich möchte huldigend mich neigen
Vor ihr, der Dame „au licorne“,
Mich anzuſchließen ihrem Reigen
Und ſtreicheln ihres Thieres Horn.

Ich möchte ſeh'n Marquiſen ſchweben
Auf dieſes Teppichs Blumenflur,
Den Takt zu holden Weiſen geben
Den kleinen Schuh der Pompadour.

Ob auch die Farben rings verglühten,
Lebendig blieb der Dinge Geiſt,
Als ſei, ihr Eigenthum zu hüten,
Von Unſichtbaren es umkreiſt.

Märchen.

Von

Henrica G . . . . .

Die kleine Schwalbe und der Wetterhahn.

Es ſtand einmal ein ſchönes Landhaus, abſeits von der großen Heerſtraße, in einem lieblichen Thale. In den warmen Sommermonaten und ſelbſt noch im Herbſte war dort Leben genug, aber dann zog Alles fort zur Stadt, Geſinde und Herrſchaft, Pferde und Hunde. Das Geflügel wurde verzehrt und die Tauben im Taubenſchlag den Bauernkindern der Umgegend geſchenkt. Dann war Alles todtenſtill und der neugierige Wetterhahn auf dem Thürmchen drehte ſich umſonſt ſtöhnend um und um; er konnte im Lauf der Zeit die Tage zählen, wo er ein menſchliches Geſicht geſehen oder eine halbwegs annehmbare Anſprache gehabt hatte. Ja, es kamen aber noch ſchlimmere Zeiten für ihn: er roſtete ein und entdeckte mit Entſetzen, daß er ſich nicht mehr drehen konnte. Die langen öden Wintermonate waren fürchterlich! — Da, in den allererſten Frühlingstagen, hörte er plötzlich ein Zwitſchern, und eine junge Schwalbe flog um ihn herum.

Sie habe ſich von ihrer Schaar getrennt, erzählte ſie ihm, und ſuche nun eine Unterkunft, die nächſte Dachlucke ſcheine ihr ganz geeignet. Daß der Wetterhahn ſelig war über dieſen Beſuch, kann man ſich denken; er ſprach ihr eifrig zu, doch ja hier ihr Neſt zu bauen. Sie that es auch. Das kleine mitleidige Herz hatte ſchon im erſten Augenblicke dem Einſamen entgegengeſchlagen. — So waren denn Beide einander bald ſehr gut, und der Wetterhahn vergaß ſeine trübſeligen Gedanken, wenn ihm die Schwalbe von ihren Reiſen und von Allem, was auf der Welt hinter ſeinem Rücken geſchah, vorplauderte.

Und sie — ja sie hielt ihren Wetterhahn für — Gott weiß wie — standhaft und treu. Schaute er sie doch immer gleich zärtlich an und wendete den Blick nicht von ihr; ja, manchmal seufzte er sogar, das klang wie Musik. Aber ihr Glück sollte nicht lange dauern. Die Leute kamen wieder das Haus zu bewohnen, unten im Hühnerhof wurde es lebhaft, und eines Tages kam ein Mann mit Zange und Pinsel, der drehte und zerrte an dem Wetterhahn und schmierte ihn endlich tüchtig ein. Da geschah etwas, das der armen Schwalbe einen Stich in's Herz gab. Blitzschnell hatte sich der Wetterhahn gedreht und nun schaute er hinab in den Hof, zu dem Taubenschlag, wo die Täubchen so freundlich girrten. So ging's nun Tag für Tag. Er blickte immer wieder hinunter zu den schönen Tauben. Und schön und vornehm sahen sie freilich aus in ihren lichten Federkrausen, deren sanfte Farben in der Sonne schillerten. Kehrte er sich dann manchmal um, und die kleine Schwalbe freute sich eines freundlichen Blickes, so horchte er dabei doch nur auf das, was ihm die Täubchen da unten von Liebe und anderen schönen Dingen vorgirrten.

Aber der Herbst kam wieder und der Wetterhahn hörte mit Staunen an einem schönen Septembermorgen eine Stimme hoch über ihm, die sang:

„Siehst Du nicht die Blätter fallen,
Herbstlich gelb, vom Eichenbaum?
Hörst Du nicht die Vögel wallen
Nach des Südens Wonnetraum?
Klingt da nicht in Deinem Herzen
Etwas, wie von Wiedersehn?
Konnten meiner Sehnsucht Schmerzen
Ganz an Dir vorübergehn?"

Aber die kleine Schwalbe, der das Lied galt, antwortete nicht — sie blickte unverwandt auf den Wetterhahn: „Ich soll fort," sagte sie, „ich soll fort! Hast Du's gehört? Einer, der mich liebt, ist gekommen mich zu holen." Den Wetterhahn packte aber plötzlich ein unsäglicher Schrecken vor den langen einsamen Wintertagen, die er sich nicht mehr ohne die kleine Schwalbe gedacht. „Du willst mich verlassen?" sagte er in seinem sanftesten Ton. „Wir sollen nicht mehr Freude und Leid theilen, wie wir es bisher gethan?"

Und die Schwalbe jauchzte auf: „Nein, nein, wenn Du es willſt, ſoll es immer ſo ſein; ich bleibe bei Dir!“

Aus der Ferne kam es klagend noch einmal:

„Klingt da nicht in Deinem Herzen
Etwas, wie von Wiederſehn?
Konnten meiner Sehnſucht Schmerzen
Ganz an Dir vorübergehn?“

Aber umſonſt. Und wirklich die beiden folgenden Tage war der Wetterhahn noch ganz gerührt und erfreut über ihr Bleiben. Am dritten Tage kamen die Tauben zu Beſuch auf das Dach, und am vierten Tage mußte der Wetterhahn doch hinunter ſchauen, um zu wiſſen, wie ihnen der Ausflug bekommen. So gings nun wieder Tag um Tag, und wenn die kleine Schwalbe ja einmal einen leiſen Vorwurf wagte, wurde er verdrießlich.

Es wurde kalt und kälter. Die Leute im Hauſe ſagten, der erſte Schnee werde bald kommen. Eines Abends kehrten ſie Alle wieder zur Stadt zurück, und auch die ſchönen Täubchen kamen fort — ſehnſüchtig, hoffnungsvoll, ſah die kleine Schwalbe nach dem Wetterhahn. Nun mußte er ſich doch wieder zu ihr wenden: aber nein! Der Treuloſe ſchaute noch den Tauben nach, ſo lange er konnte. Traurig ſenkte ſie das Köpfchen, und der kalte Nordwind pfiff über das Dach dahin, und die erſten Flocken fielen.

Am nächſten Morgen kam dem Wetterhahn die kleine Tröſterin wieder in den Sinn — ja es war ein wohlthuendes Gefühl, nicht ſo ganz verlaſſen zu ſein. Er blickte nach dem Neſt — aber dort regte und rührte ſich nichts. — Die kleine Schwalbe war todt. Der erſte Froſt — . . . . .

Vom Vergeſſen.

Es war einmal eine junge Maid, und die hatte ihr Herz an Einen gehängt, aber der Eine liebte das Mädchen nicht mehr — vielleicht hatte er's nie gethan. Sie wußte es ſelbſt nicht recht. Die Menſchen aber, ſtatt Mitleid mit ihr zu haben, lachten und gaben ihr den guten Rath, den Liebſten zu vergeſſen. Da ging ſie in den Wald und klagte den Bäumen ihr Leid. Die aber wiegten bedächtig die Wipfel und rauſchten: „Die Menſchen werden ſchon Recht haben —

Du ſollſt ihn vergeſſen — aber das geht nicht ſo leicht.“ Und der Kukuk rief, und ſie fragte den Kukuk: „Sag' mir, wie viel Jahre muß ich warten, bis ich ihn vergeſſe?“ Und der Kukuk rief und rief und rief, und ſie hätte danach wohl hundert Jahre leben müſſen bis zum Vergeſſen. Sie war aber dem Kukuksrufe gefolgt und einen Bach entlang gewandert, der ihr durch den Wald entgegenſprang. Plötzlich hörte ſie ein Glöckchen klingen, und ſiehe da — ſie war am Urſprung des Baches bei der Klauſe eines frommen Bruders Einſiedel angelangt. So ſagte ſie denn: „Frommer Vater, mein Morgen- und Abendgebet hab' ich vergeſſen und all' meine Pflichten verſäumt, weil ich bei Tag und bei Nacht nur an Einen gedacht! Der aber denkt nicht mehr an mich, und ſo iſt mein Unglück beſchloſſen, wenn Du mir kein Mittel weißt, ihn zu vergeſſen.“ Der Einſiedler bedeutete ihr, er wiſſe wohl ein Mittel, das ihr unfehlbar und augenblicklich helfen würde, aber ſie müſſe die Kraft haben, es anzuwenden. Und er holte aus ſeiner Behauſung ein kleines Gefäß wie ein Fingerhut, aus klarem Kryſtall, füllte es an der Quelle und reichte es ihr: „Leere dies bis zum Grunde,“ ſagte er, „dann wirſt Du ihn vergeſſen haben, den Du liebſt, und was Du um ihn gelitten haſt, wird dahin ſein wie eine Schneeflocke im Sonnenſchein; und alles Glück, alle Freude, die Dir andere Menſchen bereitet haben mögen, wird Dir nun wie verklärt vor Augen treten. Trinkſt Du aber nicht, was ich Dir gab — ſo kann ich Dir nicht helfen, ſo kann Dir Niemand auf Erden helfen, und Du mußt weiter durch's Leben wandern, ohne Deinen Kummer zu vergeſſen.“

Schweigend ſtand ſie, hielt das koſtbare Gefäß in ihrer Hand und regte ſich nicht — nur ein paar große Thränen rollten langſam über ihre Wangen herab in's Moos zu ihren Füßen und blitzten dort im Schein der Abendſonne. — Schweigend reichte ſie dann dem Einſiedler ſeine Gabe und ging geſenkten Hauptes fort, den Weg, den ſie gekommen. Der fromme Mann blickte ihr nach, nickte und ſagte traurig: „So dacht' ich mir's gleich!“

Aber dort wo ihre Thränen das Moos berührt hatten, blühten die ſchönſten Vergißmeinnicht von der Welt. Vielleicht hat der ſie gepflückt und auf den Hut geſteckt, um den das Mädchen geweint.

Gedichte

von

Alfred Grafen Wickenburg.

Am ſtillen Weiher.

Hier am Weiher ſchilfumſchloſſen
Und umringt vom dichten Wald,
Für ein Wild, das wundgeſchoſſen,
Iſt's der rechte Aufenthalt.

Hier erſchweigt der Hauch der Winde
Und die Fluth in ihrem Ruh'n
Regt ſich nur, wenn Hirſch und Hinde
Einen tiefen Zug draus thun.

Graue Felſen niederblicken,
Wo das ſtille Waſſer klart
Und die greiſen Fichten nicken
Mit dem langen Flechtenbart.

Stämme ſtecken tief im Mooſe,
Die kein Frühling mehr belaubt
Und die welke Waſſerroſe
Neigt ſchon tief ihr ſchweres Haupt.

Nichts will hier die Ruhe ſtören,
Als der Specht, der leiſe klopft
Und die Stille läßt es hören,
Wenn das Harz vom Baume tropft.

Alles rings verſinkt in Schlummer
Und mir fällt das Auge zu —
Wundes Herz mit Deinem Kummer,
Schlaf' ein Weilchen, ſchlaf' auch Du!

Moderleuchten.

In Waldesmooſen
Seh'n wir bei Nacht
Ein Glüh'n und Gloſen,
Wie Gold im Schacht.

Wie lockt's den Späher
Und blinkt ſo ſtolz
Und ſieht er's näher,
Iſt's morſches Holz.

Auch in mein dunkel
Umflortes Sein
Fällt ſolch Gefunkel
Noch oft herein.

Folg' ich dem Schimmer
Bethörten Blicks,
Iſt's nur Geflimmer
Vermorſchten Glück's.

Klarheit.

Wie ſchau'n heut' alle Gipfel her
So klar im weiten Bogen,
Wie iſt vom grünen Wipfelmeer
Heut' aller Dunſt verflogen!

Das macht, der Herbſt iſt eingerückt
Und will das Laub verfärben —
Die Klarheit, die mein Aug' entzückt,
Verkündet auch ein Sterben.

Drum ſeh' ich Alles klar und wahr
Und nah' im weiten Runde —
Vielleicht wird's auch in mir ſo klar
In meiner Sterbeſtunde.

Gedichte

von

Martin Greif.

Besuch im Gebirge.

Gipfel, die in Wolken ragen,
Bäche, die zur Tiefe jagen,
Und verwachsen mit den Wänden,
Wälder, die in Wildniß enden.
Näher, wo die Almen locken,
Ruheloſe Herdenglocken —
Zieh' ich, liebes Alpenthal,
Wiederum in dir einmal?

Weben der Bergwelt.

Alpenwände ſteigen auf
Mit beſchneitem Gipfel,
Nur im Klettern reicht hinauf,
Dunkler Föhren Wipfel.

Tiefer vom Geklüft hervor
Geht ein Bach zu Falle
Und erfüllt das Alpenthor
Mit lebend'gem Schalle.

Oben Stille immerdar,
Unten ewig Rauſchen:
Bergesweben, wunderbar,
Dürft ich ſtets dir lauſchen!

Der Bergſee.

I.

Hinter bergumſchlung'nem Hügel,
Ohne Regung ruht der See,
Manchmal nur aus ſeinem Spiegel
Schnellt ein Fiſchlein in die Höh'.

Tannen und behang'ne Fichten,
Nah' entſtiegen dort dem Moos,
Sammt dem Firnenſchnee, dem lichten,
Spiegeln ſich in ſeinem Schooß.

II.

Zwiſchen Felſen eingeſchloſſen
Liegt der Bergſee blank ergoſſen,
Merklich kaum im weiten Kreiſe
Regt er ſich, wie athmend leiſe.

Von dem Hange blum'ger Wieſen
Bis zum Zug gethürmter Rieſen,
Spiegeln Nähe ſich und Ferne, —
Nachts durchzittern ihn die Sterne.

Die Bergföhre.

Sehet die Muthige,
Wie ſie verkümmert
Kriecht an der Bergwand,
Sie, die geſchaffen,
Gipfelnd zu ſteh'n.

Eh' ſie erſtarkt noch,
Schlagen ihr Schauer
Eiſiger Flocken
In das noch ſchwache
Junge Gezweig'.

Auch da es Frühling
Wurde und Sommer,
Kehrte noch immer
Ihr der Lawine
Drohender Sturz.

Jahr um Jahr ſo
Hat ſie die langen
Stürmenden Winter,
Ohne zu zagen,
Schauernd durchlebt.

Mählig wohl beuget
Selbſt ſich die zähe
Standhafte Heldin
Vor den Gewalten
Ihres Geſchicks.

Aber den Firnen
Nimmer gefügig,
Trotzt ſie als letzter
Grünender Zeuge
Eiſigem Tod.

Erinnerungen

von

Johanna Wohl.

(Aus dem Ungariſchen von Antonie v. Töply.)

Am Laudachſee.

Ich will es nicht verſuchen, die Gegend zu beſchreiben, dazu gehört ein mächtigerer Pinſel; ein Pinſel kühn wie die zum Himmel ſtrebenden Bergesrieſen, weich und ſchmiegſam, wie der trügeriſchen Seen ſanfte, anziehende, liebliche Fläche. Anaſtaſius Grün, der Poeta laureatus der Alpenwelt, wußte es, wie dieſe ſchäumenden Gebirgsbäche, dieſe rauſchenden, dunklen Tannenwälder, aus denen ſich die kahlen Häupter der Berge erheben, auf ihren zerklüfteten Gipfel den braunen, kronenartigen Horſt des Aares tragend, zu behandeln ſeien. Ja, Adler bedarf es hier, Adler des Geiſtes, auf deren Fittichen die Phantaſie emporgetragen wird, dahin kein menſchlicher Fuß gelangen kann; der Sonne näher, in die gebirgige, felſige Heimat der Alpenroſe, wo die Luft reiner, freier, grüner die Tanne, weißer der Giſcht der Waſſerfälle, der Himmel, der ſich im Kelche des blauen Genzians ſpiegelt, klarer, tiefer blau iſt als bei uns!

Ich gebe mich zufrieden damit, ſo gut als möglich die romantiſchen Begebenheiten in wildromantiſcher Gegend, die ich mit erlebte, wiederzugeben, und werde hochbefriedigt ſein, wenn meine Feder die

verschiedenartigen Eindrücke ebenso lebhaft zu schildern vermag, als dieselben sich unauslöschlich in die Tiefe meiner Seele eingruben.

An einem wolkenlosen, klaren Morgen fuhr ich mit einer Gesellschaft über den Gmundener See, auf dem prächtigen Kahn der berühmten Frau Neptun; diese, so benannt nach ihrem Boote, ist eine der sichersten unter den Ruderern, ihr Boot eines der beliebtesten und so berühmt, wie bei uns etwa der „Kohinoor". Der Traunstein erglühte noch im Scheine der aufgehenden Sonne, ihm zur Seite erheben sich die grünen Halden der Himmelreichwiese und des Grünberges, während vor uns das Höllengebirge, ferner das liebliche Traunkirchen und die gleich einer Camée aus Smaragd sich darbietende kleine Insel Ort, mit ihren weißen Kirchen, das bezaubernd schöne malerische Bild vervollständigen. In der Tiefe des See's scheinen sich die Gebirge und Felsen fortzusetzen, so daß man manchmal in Schluchten hinabsieht. Am jenseitigen Ufer stiegen wir aus, um zu Fuße in die Nähe des Katzensteines zu gelangen, an dessen grünendem Abhange, gleich einem „Meerauge" in einer Höhe von 1800 Fuß der kleine Laudachsee liegt. Der Weg führt durch Schluchten und Thäler, an brausenden Bächen, dann wieder an blumenreichen Wiesen vorüber; an einzelnen Punkten eröffnet sich eine herrliche Aussicht auf den Gmundener See, den Traunstein, Sonnstein und sonstige Berge.

Ein interessantes, weißhaariges englisches Fräulein, deren Züge und Gestalt noch immer die Spuren einstiger ungewöhnlicher Schönheit trugen, war auch von der Partie und wollte durch ihre häufigen Ausrufe, wie „beautful" und „indeed splendid", gleichsam bezeugen, dass sie ihrem Bädeker Glauben schenke, und thatsächlich schön finde, was schön ist.

Trotz aller dieser vorbereitenden Schönheiten der Gegend, konnte ich einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken, als wir nach dreistündigem Marsche zu der Laudachalm kamen, und der kleine Laudachsee vor unseren geblendeten Augen erschien.

Am tannbewachsenen Fuße des wildromantischen, abenteuerlich geformten Katzensteines, der an mancher Stelle steil abstürzt, an anderen wieder vielfach gezackt ist, breitet sich der smaragdgrüne, kleine See aus, welchen im Halbkreise des Traunsteins riesige kahle Arme, und der oben erwähnte Katzenstein einschließen. Der ganze See ist höchstens so groß, als jener des Stadtwäldchens in Budapest, aber

welche Farbe, Klarheit und Form, welcher Rahmen und welch' eine Vegetation umgibt denſelben! Auf der Wieſe, in der Richtung der Alm, überraſchte uns der Anblick eines Friedhofes, welcher inmitten dieſer blühenden Natur einen ergreifenden Eindruck machte.

Näher kommend ſahen wir aber, daß es nur Baumleichen waren, Baumſtrünke, welche um ſo geiſterhafter aus der grünen Umgebung hervorleuchteten, je ſchärfer die höherſteigende Auguſtſonne mit blendendem Glanze den Unterſchied zwiſchen Todtem und Lebendem erſcheinen ließ.

Als wir auf die Alm kamen, labten wir uns mit Milch, friſcher Butter und Schwarzbrot, und unterhielten uns mit der hübſchen Sennerin, welche ſehr beſchäftigt war, da ſie die Arbeiter für den kommenden Tag zur „Heumahd" erwartete.

Nachdem wir uns ausgeruht hatten, machten wir uns auf, um Cyclamen und Himbeeren zu ſuchen, welche in der Umgebung des Sees überall röthlich hervorleuchteten. Das engliſche Fräulein hielt ſehr intereſſante botaniſche Vorträge, welche ſie bei Entdeckung jeder neuen Pflanze mit unverſiegbarer Beredſamkeit fortſetzte. Dann lagerten wir uns im Graſe, der Alm gegenüber und ergötzten uns, den Rücken den Bergen zugewendet, an dem ruhigen, idylliſchen Bilde. Ein ſolches mag wohl Beethoven vor ſich geſehen haben, als er ſeine Paſtoral-Symphonie ſchuf. Das obligate Gebrülle der Kühe, das Meckern der Ziegen und ſonſtige Staffage und Begleitung fehlte auch nicht. — Da plötzlich zitterte der ungewöhnlich lange ausgehaltene Ton eines Jagdhornes durch die Luft. Ueberraſcht ſahen wir umher; neue Klänge folgten, auf welche nun ſchon das wachgerufene Echo antwortete. Kaum war der letzte Ton, gleich einem Seufzer verklungen, als aus dem Dickicht des Waldes, auf dem Wege zur Alm eine aus vier Gliedern beſtehende Geſellſchaft trat. Drei Männer und eine Frau, deren weiße Hutbänder im Winde flatterten, doch verrieth der grüne Rock und das rothe Leibchen ſofort die Bewohnerin der Umgebung. Nachdem ſie auf der Alm angekommen waren, ſetzte der eine der Männer, der ſeinem Anzuge nach zu urtheilen, ein Prieſter war, ſein Spiel auf dem Inſtrumente fort, deſſen Klänge das Echo treu und rein wiedergab.

Dadurch ward unſere Neugierde ſchon wachgerufen, als aber das Mädchen ſich neben ihn ſtellte, eine ſchlanke Geſtalt von mittlerer

Größe, und eine Scala zu ſingen begann, welche, nachdem ſie ſich zur größten Höhe und Stärke ihrer Stimme erhoben hatte, in dem zarteſten Pianiſſimo erſtarb, da ſprangen wir alle von unſeren Plätzen auf, ſelbſt der phlegmatiſche Oberſt blieb nicht zurück. Wer kann das ſein? Welch' eine klangvolle, reine, mächtige Stimme! Eilen wir zur Alm zurück, es dürfte ohnehin ſchon an der Zeit ſein, mit der Zubereitung des Roſtbratens und der anderen mitgebrachten Speiſen zu beginnen.

Uns der Alm nähernd, gewahrten wir zur Seite des Weges eine intereſſante Gruppe, ein junges Mädchen ſtützte die eine Hand auf die Schulter eines braunbärtigen, hübſchen Mannes, während die andere Hand ein alter Herr in der ſeinigen hielt. Hinter dieſer Gruppe ſtand ein Prieſter, deſſen Züge wir nicht unterſcheiden konnten. Als wir an ihnen vorbeikamen, wendeten ſich alle vier infolge des Geräuſches unſerer Schritte um, zuerſt fiel mir der Prieſter auf. Die dunklen, brennenden Augen in dem jugendlichen blaſſen Geſichte erſchreckten mich beinahe. Welch' ein Antlitz war dies! Und welch' eine elaſtiſche ſchöne Geſtalt! In den durchgeiſtigten Zügen prägte ſich die ganze Leidensgeſchichte von Kampf, Leidenſchaft und Entſagung aus.

Der Oberſt erkannte ſofort, wer und was die Geſellſchaft ſei, indem er mir zur Seite trat, flüſterte er in ſarkaſtiſchem Tone, „das iſt ein alter Schullehrer der Umgebung mit ſeiner Tochter; der Prieſter iſt der Caplan des Ortes, von dem jungen Manne aber wüßte ich nicht zu ſagen, ob er der Bräutigam oder Bruder des Mädchens ſei. Thatſache ſcheint mir jedoch, daß der Caplan und das Mädchen in einander verliebt ſind".

„Sie ſuchen überall Romane," antwortete ich, indeß ſchien der Geſichtsausdruck des Caplans, als er ſich uns zuwandte, die Anſicht des Oberſten zu beſtätigen.

Das Mädchen ſetzte ſich auf eine Bank, dem See zugewendet, und ließ ihre Hände, welche von ſeltener Schönheit waren, verſchlungen im Schoße ruhen. Der junge Mann blätterte in einem grünen Skizzenbuche, das er aus der Taſche gezogen hatte, während der alte Mann und der Prieſter im Geſpräche ſich in der Flur der Almhütte niederließen, woſelbſt wir ſchon einen Tiſch occupirt hatten, während der andere mit Milchgläſern und Brot bedeckt war.

Der Oberſt ließ ſich ſofort in ein Geſpräch mit den beiden Fremden ein, aus deren Dialect entnahm ich, daſs ſie Bewohner der

nächſten Umgebung waren, und es erwies ſich auch, daß der Oberſt richtig geurtheilt hatte, denn der Alte war ſeit zweiunddreißig Jahren Schulmeiſter in einem Dorfe des Salzkammergutes; der brünette junge Mann, ſein Sohn, ein Landſchaftsmaler, der vor Kurzem aus München nach Hauſe gekommen war; das Mädchen, ſeine Tochter, unter neun Kindern das jüngſte, etwas kränklich, und, wie er mit gerührter Stimme hinzufügte, „das Neſthockerl“, und „dies der Herr Caplan des Dorfes, ein ungewöhnlich guter Muſiker und prächtiger Sänger“, ſetzte der Alte hinzu, den jungen Mann gleichſam vorſtellend, welcher dem Geſpräche geringe Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſondern in Gedanken verſunken, nach dem See blickte, der in ſeiner ruhigen Schönheit vor ihm lag.

Die Engländerin hatte ſofort ihr Sketschbook hervorgeſucht, ſich auf einem Steine zurechtgeſetzt und mit der Skizzirung des ſich ihr darbietenden Bildes begonnen; während die Gemahlin des Oberſten, lachend und pikant wie immer, die Ärmel aufſtreifte und zum Kochen ſah. Ich, die ich der Geſellſchaft eine Zwiebelſuppe zu bereiten verſprochen hatte, und auf der Alm weder Zwiebel noch Eier bekommen konnte, ſetzte mich voll Verdruß zu den Herren; um doch etwas zu ſagen, frug ich den Caplan, ob ſich nicht eine Sage oder beſondere Geſchichte an den lieblich ſchönen See knüpfe.

„Ja wohl,“ ſagte der Angeredete, den meine Frage aus tiefem Sinnen zu rütteln ſchien; „ja, und zwar eine Geſchichte,“ der junge Mann erröthete leicht, um gleich darauf noch bläſſer zu erſcheinen, „eine Geſchichte, die ſoeben auch meine Gedanken beſchäftigte.“

„Oh, bitte, erzählen Sie dieſelbe“ — bat ich.

— „Erzählen ſie dem Fräulein nichts, ſie fürchtet ſich vor Geſpenſtern, außerdem ſind Feuilletons . . . .“

— „Dieſe Geſchichte gehört zu den Bergen und zu dem See, wie der Duft und die Farbe zur Blume“, ſetzte der Caplan mit unſtäten Blicken fort, ohne die Zwiſchenrede des Oberſten zu beachten, „es iſt eine einfache und traurige Geſchichte, wie alles, alles hier einfach und traurig iſt, die rauhen Berge, die dunklen Nadelwälder, die bodenloſen, trügeriſchen Seen.“

Während der Prieſter ſprach, kam das junge Mädchen langſam näher und ſtützte ſich auf die Lehne der Bank, hinter dem Rücken ihres Vaters, unbewußt richteten ſich die Blicke des jungen Mannes auf das

in ſanfter Röthe erglühende Antlitz, deſſen braunes glänzendes Augenpaar mit ſchlecht verhohlener Leidenſchaft an den ſtolzen, bleichen Zügen des Erzählers hingen.

„Hier auf der Alm", begann der Prieſter, „wohnte eine Sennerin, ein einfaches, unſchuldiges Kind, ſchön wie die Sonne und gut wie deren Wärme. Sie hatte auch einen Geliebten, den Senner von der Meieralm, ein braver, aber leidenſchaftlicher Burſche, der wegen ſeiner Eiferſucht in der ganzen Umgebung berühmt war. Es wagte ſich auch kein anderer Burſche auf die Laudachalm, außer er hatte dringende Geſchäfte daſelbſt, denn ſie wußten, daß der „rauhe Mathes", wie er ſeiner Wildheit wegen genannt wurde, es nicht gerne ſah, wenn man ſein Liebchen beſuche. Dies war jedoch dem jungen Caplan in der Grünau unbekannt," hier bebte die Stimme des jungen Mannes ein wenig, „und er begann trotz ſeines Schwures zu fühlen, daß er auch nur ein Menſch ſei, und daß das Dogma nicht im Stande ſei, das Herz und in dem Herzen die Empfindung zu tödten. Der Grünauer Caplan ging oft zur Laudachalm hinauf, ruderte auf dem grünen See, und wenn es ihm gelang, „Schön Roſerl" zu überreden, nahm er ſie mit. „Schön Roſerl" war treu, aber welche Frau kann ganz widerſtehen, wenn ſie ſieht, daß ſie aufrichtig, heiß, wahnſinnig, zum Sterben geliebt wird? So auch „Schön Roſerl", welche ſich nicht nur im Kahne wiegen ließ, den der Caplan leitete, ſondern auch durch ſeine Worte, und eines Tages, als vielleicht der Gipfel des Traunſteins prächtiger glühte, und der See da unten in noch tiefere Schatten gehüllt war, warf der Caplan das Ruder weg, und ſchloß „Schön Roſerl" in die Arme. Doch kaum hatte er ſie umſchlungen, kaum hatten ſeine Lippen das Antlitz des beſtürzten Mädchens berührt, als ein heiſerer, wie von einem Wahnſinnigen ausgeſtoßener Schrei ertönte, darauf ein Geräuſch, als ob ein ſchwerer Körper in das Waſſer fiele. Indeß wurde der See immer dunkler, die Schatten ſtets tiefer; das Mädchen trachtete ſich den Armen des Prieſters zu entwinden, als eine kräftige Hand den leichten Kahn erfaßte und denſelben mit einem furchtbaren Fluche umkippte. Darauf folgte ein entſetzlicher Kampf dort unten in den ſchäumenden Wogen, der plötzlich entfeſſelte Sturm warf die Ringenden zeitweiſe an die Oberfläche, und die dunklen Geiſter der Berge konnten mitanſehen, wie der Caplan ſich bemühte, das junge Mädchen zu erfaſſen, um es zu retten. Aber ſein Bemühen

wurde stets vereitelt, die starken Arme des „Rauhen Mathes“ stießen ihn zurück, sobald er sich der schwimmenden lichten Gestalt näherte, bis endlich der haarsträubende Kampf mit dem Verschwinden der Kämpfenden in der bodenlosen Tiefe sein Ende fand. — Das ist die Sage vom Laubachsee.“

Der junge Mann erhob sich und sah bewegungslos hinab in die Tiefe; die Wangen des Mädchens färbten sich durch die Erregung noch höher, während wir anderen still und schweigsam auf die Gegend blickten.

Auf uns alle hatte es einen eigenthümlichen, ich möchte sagen, fast unangenehmen Eindruck gemacht, daß gerade ein Priester diese traurige Geschichte erzählte, ein Mensch, der dem Anscheine nach selbst schwer gegen seine Leidenschaft ankämpfte, und inmitten des traurigen unlösbaren Conflictes stand, der oft zwischen Pflicht und der Neigung des Herzens besteht.

Die muntere Erscheinung des Obersten machte die Befangenheit schwinden, die sich unser bemächtigt hatte, indem er die Gesellschaft aufforderte, ihre Taschenmesser hervorzusuchen, da Gabel und Messer auf der Alm kaum zu finden sein dürften, und der in Milch gekochte, dampfende Rostbraten schon auf dem Tische stehe, ebenso die Milchsuppe, diese aßen wir in Ermanglung von Tellern, gemeinsam aus einer Schüssel, zum großen Ergötzen der geistreichen Engländerin.

Zu Ende der Mahlzeit verschwanden der Caplan und das Mädchen unauffällig, und einige Minuten später unterbrach ein herrlicher Gesang unsere Unterhaltung, die sich noch immer um die traurige Sage des See's drehte. — Erstaunt sahen wir umher, und erblickten in der Mitte des grünen See's den kleinen rothen Kahn, in demselben ruderte der Caplan stehend, während das Mädchen und ihr Bruder die beiden Endsitze eingenommen hatten.

Niemals noch sah ich ein malerischeres, lieblicheres, durch seine Harmonie fesselnderes Bild! Im Hintergrunde des Katzensteins ein rissiger, steiler, drohender First, überfluthet vom goldigen Lichte der Sonne, welche auch über den See einen glitzernden Streifen goß, während der mächtige Traunstein, der an seinen unteren Theilen mit dunklen Nadelwaldungen bedeckt ist, auf den übrigen Theil einen geheimnißvollen, nebelartigen Schleier breitete. — Der grüne See in der magischen Beleuchtung, das rauschende Blätterwerk und Tannen-

dickicht, welche den Rahmen des See's bildeten, auf dem zitternden Spiegel des lautlosen Wassers, der kleine Kahn mit den drei malerischen Gestalten, die herrlichen ineinander verschmelzenden Stimmen, die jetzt erschollen und Schubert's Wanderer vortrugen, und zwar mit meisterhaftem Ausdrucke und tief empfundener Leidenschaft, bildete ein so ergreifendes Ganzes, dem ich nicht zu widerstehen vermochte — Thränen stiegen mir in die Augen, und in der Tiefe meiner Seele erwachte ein Gefühl der Andacht, wie ich es lebhafter selbst in der Kirche nicht empfunden hatte. Das Mädchen hatte einen selten schönen Sopran, dessen Wirkung ein zeitweiliges Vibriren der Stimme noch erhöhte. Manchmal ging sie in ein Tremolo über, aber dies klang, als ob die Macht der Gefühle sie überwältige, die Stimme schwankte, die zu hoch gespannte Saite erzitterte. Der prächtige, volle und mächtige Bariton des Caplans verschmolz liebevoll mit der Stimme des Mädchens, während der tiefe Baß des Malers für sich, aber mit vortheilhafter Ruhe den Gesang begleitete.

Die Klänge erstarben, tiefe Stille trat ein, da ertönte noch einmal die Stimme des Caplans, verzweiflungsvoll, leidenschaftlich:

„Dort, wo Du nicht bist, dort ist das Glück."

Die Gesellschaft war hingerissen, man überhäufte den alten Schulmeister mit Complimenten und Lobreden; der arme Alte begann sofort mit bereitwilliger Redseligkeit zu erzählen, daß der Caplan ein ausgezeichneter Musiker sei, der Sohn wohlhabender, vornehmer Eltern, der sich die Noten kistenweise bringen lasse; seine arme Tochter sollte eigentlich gar nicht singen, da die Aerzte sagten, Lunge und Herz sei angegriffen, darum habe sie eine so engelgleiche Stimme, weil sie nicht mehr lange auf Erden wandeln werde. Sie pflegen in der Kirche miteinander zu singen, deshalb seien ihre Stimmen so gut zusammengeschult.

Ich horchte kaum auf den Redestrom, nur so viel begriff ich, daß sich vor mir ein Drama der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung abspiele.

Die Engländerin veranlaßte nun die Almreserl zum Singen, und der muntere, unnachahmliche Jodler machte auf mich einen beinahe unangenehmen Eindruck, er stand in so grellem Gegensatze mit den traurigen Bildern, die meine Seele erfüllten. Doch konnte ich mich

eines Lächelns nicht erwehren, als die Reserl folgendes „Almliedl“ sang:

„S' giebt falsche Haar',
S' giebt falsche Zähn',
Aber a' falsch's Grüble im Bäckle
Hat noch niemand geseh'n!“

Still setzte ich mich in die Nähe des Ufers und betrachtete den Kahn und die langsam rudernde Gestalt — den blassen Caplan.

Der Maler hatte den Kahn verlassen, der stetig dem dunkleren Theil des See's zusteuerte und sich in dem Schattenschleier barg.

Der junge Maler näherte sich mir, gerade in dem Augenblicke, als die Engländerin mir ihre unvollendete Skizze zeigte, nicht ohne Absicht sagte ich:

„Wie schade, daß Sie dieselbe nicht beenden konnten, ich hätte Ihnen dieselbe entwendet, um ein Andenken zu haben.“

„Wenn Fräulein so gütig sein wollten, eine Skizze anzunehmen,“ unterbrach der hinzutretende Maler, „so will ich sofort das schöne Bild,“ dabei zeigte er auf den See, „in seinen Umrissen aufnehmen, obwohl meine Zeit kurz bemessen ist, und ich nur unvollkommen im Stande sein werde, die Landschaft auf dem Papiere darzustellen, so dürfte die Zeichnung doch treu genug ausfallen, um ein Andenken an den heutigen Tag zu bieten.“ Seine Stimme wurde immer leiser, und er beugte sich, um eine welke Cyclame aufzuheben, die meinem Bouquet entfallen war. Dann setzte er sich ruhig mir zur Seite und begann zu zeichnen, die Cyclame aber gab er mir nicht zurück.

Ich suchte den Kahn, doch war er verschunden, ich konnte auf dem ungetrübten Spiegel des See's keine Spur von demselben entdecken. Eben wollte ich mich mit einer Frage an den Maler wenden, als plötzlich ein Lied ertönte, welches ich überall eher zu hören erwartet hätte, als hier in der primitiven Natur von den Lippen so einfacher Leute. Auch der Kahn erschien wieder, halb von der Sonne beleuchtet, halb in Schatten gehüllt, die Insassen desselben standen aber jetzt nebeneinander, Hand in Hand, während die Sonnenstrahlen auf ihren belebten Zügen spielten, und von ihren Lippen mit tiefer Innigkeit vorgetragen, Edmund Michalovics' herrliches Lied ertönte:

„Gestorben war ich vor Liebeswonne,
Begraben lag ich in ihren Armen,
Erwecket ward ich von ihren Küssen,
Den Himmel sah ich in ihren Augen!"

Das ungekünstelte, einfache, herzergreifende Lied klang so süß, warm, beseeligend aus den Kehlen der beiden begeisterten Sänger, daß es mir schien, als hätten sie alles Irdische vergessen, den Schwur, alle Schranken, das geistliche Kleid und die Vorurtheile, um sich nur eines zu entsinnen, des ewig waltenden Genius im Weltall, des unbeschränkten Rechtes des Herzens, nämlich der Liebe, welche heiligt, erhebt und wenn sie wahr, tief und innig ist — befreit, beseeligt.

Gefesselt, wie in dem Banne eines Zaubers stand ich dort; gleich Seufzern mit unbeschreiblicher Schwermuth im Ausdrucke waren die letzten Töne verklungen, als der Oberst mit der Bemerkung auf mich zutrat, daß es Zeit wäre, aufzubrechen, um vor Einbruch der Dunkelheit in das Thal zu gelangen.

Eilig nahmen wir unsere Hüte; der Maler überreichte mir mit tiefer und eleganter Verbeugung die gut gelungene Skizze, und mit einem letzten Blicke auf den grünen See, auf dem sich der Kahn mit den beiden Liebenden näherte, drückten wir dem alten Schulmeister und seinem Sohne die Hände und schieden tief bewegt vom Laudachsee, der meinen Anschauungen nach nun zwei Geschichten hat.

Tassa. *

Unter meine zahlreichen Eigenthümlichkeiten und Fehler zähle ich auch jene eines mit Neugierde gepaarten Interesses für meine Mitmenschen im allgemeinen. Begegne ich auf der Straße einem anziehenden, auffallend betrübten oder heiteren Gesichte, sofort erwacht diese Neugierde, und nicht einmal geschah es, daß ich, zum Trotze aller Regeln der Etiquette, im Gehen innehielt und der einen und anderen Person nachsah, die meinen Blick auf sich gelenkt, meine Aufmerksamkeit erweckt hatte. Ich liebe es, die Menschen wie die Bücher zu durchblättern, flüchtig zu durchsehen; und wie die Biene im

* Tassa, eine russische Abkürzung für Natalie.

Fluge den Blüthenstaub sammelt, rasch einen Glanzpunkt ihres Charakters, eine individuelle Eigenthümlichkeit zu erspähen. Doch wird diese meine Neigung durch mein Naturell nicht unterstützt, denn trotz aller Neugierde und des großen Interesses, ist es mir nicht gegeben, leicht nähere Bekanntschaft zu schließen, wenn deren Zustandekommen von mir abhängt, und so kommt es, daß ich an vielen Büchern — pardon, wollte sagen Menschen — vorübergehe, ohne daß ich den Muth zum Blättern fände. Sehnsüchtig betrachte ich den schönen Einband, bemühe mich, den Inhalt zu errathen, und bleibe dabei stehen.

Während der ersten Tage meines Aufenthaltes in Gmunden fesselten zwei hochgewachsene, in tiefe Trauer gehüllte Damen meine Aufmerksamkeit, späterhin trafen wir uns zwei-, dreimal des Tages, wir sahen uns fest in die Augen, aber von keiner Seite wurde ein Schritt zur Annäherung unternommen. Die eine derselben von königlicher, hoher Gestalt, hatte so classisch schöne Züge, war aber so bleich, daß sie unwillkürlich jeden Vorübergehenden zur Bewunderung zwang, dabei aber den Eindruck einer von ihrem Piedestal herabgestiegenen Statue machte.

Ihr braunes Haar war einfach, nach griechischer Art zurückgekämmt, und ließ die herrliche Stirne in ihrer ganzen Schönheit erstrahlen, den Mund umspielte ein eigenthümlich anziehender kindlicher Zug, der auf den starren, gleichsam steinernen Ausdruck der großen blauen Augen und der beinahe abstoßenden Düsterheit der ganzen Erscheinung in etwas mildernd einwirkte. Die ganze Gestalt, deren Bewegungen ruhig, harmonisch waren, umschlossen schwarze Gewänder und der vom Hute abfallende Kreppschleier umschwebte sie gleich einer dunklen Wolke. Ich hörte sie niemals ein längeres Gespräch führen, obwohl wir uns täglich im Speisesaale des Hotel Bellevue trafen, manchmal wandte sie sich an ihre Begleiterin und wechselte mit derselben einzelne Worte in französischer Sprache, apathisch, müde klang die Stimme, doch so metallisch und tief, daß mir unwillkürlich einfiel, welch schöne Altstimme sie haben müsse, und wie schön ihr Gesang wäre, wenn sie — auch ein Herz hätte. Aber das war eben die Frage, ob sie wohl eines habe? Oder vielleicht hatte sie eines gehabt, und es war im Busen erstarrt in Folge eines großen Schmerzes, welcher ihr ganzes Seelenleben zerstörte, nichts zurücklassend, als eine Marmorstatue über einem Grabhügel.

Auf meine Nachfragen erhielt ich die Auskunft, daß sie eine russische Gräfin wäre, deren Gemahl, ein englischer Lord, vor einigen Jahren in der Schweiz gestorben sei. Die andere Dame aber, welche mit der Gräfin ein wenig Ähnlichkeit hatte, sei ihre jüngere Milchschwester und Gesellschafterin. Dies war alles, was ich über das Schicksal der beiden Fremden in Erfahrung bringen konnte.

Mehrere behaupteten, daß die beiden Frauen manchmal Abends bei Mondenschein in ein Boot stiegen, und ganz allein auf den See hinausruderten, einmal wollte man die Gräfin singen gehört haben, und zwar sollte sie einen herrlichen Sopran besitzen, wie einer der Touristen behauptete, daraus ersah ich aber, daß das Ganze Dichtung sei, denn, wer in solch tiefem Tone spricht, kann unmöglich eine Sopranstimme haben.

So verstrich Tag um Tag. Es schien, als ob es zwischen uns einen seelischen Verband, einen magnetischen Rapport gäbe, vermöge dessen wir uns unter den Tausenden von Curgästen Gmundens immer mit den beiden interessanten russischen Frauen trafen, wenn ich irgend einen größeren Ausflug unternahm. Bei der Dichtelmühle auf der Ebenseer Kunststraße, am Kalvarienberge u. s. w., überall kamen wir zusammen und freuten uns gegenseitig sichtlich darüber, obwohl wir nie ein Wort wechselten.

Ich hatte die räthselhafte Sphinxgestalt so lieb gewonnen, mich so an dieselbe gewöhnt, daß ich keine volle innere Befriedigung empfand, wenn ich sie irgendwo nicht antraf, als fehlte mir gleichsam etwas zu meinem vollkommenen Wohlbefinden.

An einem trüben Morgen machten wir uns auf, ich und meine liebe Bekannte aus England, Miß Angela, um den Traunfall zu sehen; wir warteten das schöne Wetter gar nicht ab, da wir befürchteten, daß die in Folge der starken Regengüsse angeschwollene Wasserfluth sinken möchte, wodurch der Anblick, nach dem ich mich lange sehnte, an Schönheit verlöre. Miß Angela nahm ihr unvermeidliches Sketschbook und den Feldsessel, ich aber wappnete mich mit der besten Laune, dachte an meine liebsten Freunde, an den trauten häuslichen Kreis, um der Anziehungskraft des Wassers nicht zum Opfer zu fallen, welches auf mich einen beinahe unwiderstehlichen Einfluß ausübt.

Unser Wagen rollte auf der nur zu sehr civilisirten, ungewöhnlich gut gepflegten Straße dahin und dies, in welch' einer Gegend!

Als hielte ich ein ungeheures Kaleidoskop in Händen, in so rascher Abwechslung boten sich immer schönere, immer herrlichere Bilder dar. Gleich im Beginne leuchtet von der Anhöhe durch den dunklen Wald die Villa Rettenbacher, Besitz der königlich hannoveranischen Familie. Dem Fuße des Berges entlang rauscht die bald wildschäumende, bald sanft schmeichelnde, aber immer in tausendfachem Grün spielende krystallhelle Traun dahin, schlängelt sich, braust und läuft durch das Theresienthal, in welchem die zahlreichen Gebäude der großen Baumwollspinnerei eine kleine Colonie bilden.

Wie die einzelnen Perlen des Rosenkranzes durch die Finger, glitt durch anderthalb Stunden Bild um Bild an uns vorüber. Das der Traun entlang ziehende Gebirge ist bald kahl, bald wildromantisch mit ungeheueren Waldungen bedeckt. Hie und da wird das Thal so enge, daß man am Endpunkte angelangt zu sein meint; doch eine scharfe Wendung und den Blicken bietet sich eine ruhige, eine der idyllischesten Gegenden dar. Herrlich grüne Wiesen, Moosteppiche, in denen keine Fußspur zu sehen ist, liebliche Bergabhänge umkost von lispelnden, klaren Wellen, die sich leise von Stein zu Stein fortwinden; während aus der Ferne die schneeigen Häupter der in die Wolken reichenden Bergriesen herüberwinken. Inmitten dieser Umgebung liegen die hübschen, netten Dörfer Oberweis, Laakirchen, Eichberg, Steirermühl mit der großen Papierfabrik, und endlich: Traunfall. Schon aus großer Entfernung hört man ein stärkeres Rauschen, welches in dem Maße zunimmt, als wir die schmalen Stufen vom Hügel herabsteigen, doch ist vom Wasserfall noch nichts zu sehen. Es zeigen sich nur die Dächer der verschiedenartigsten Holzbuden, Schuppen, eine Mühle und das Gasthaus, aus dem sofort der dienstbeflissene Wirth tritt. Da wir uns aber nach Erquickung für die Seele sehnten, so beachteten wir den guten Mann gar nicht, sondern gingen weiter, den Brückenweg aufwärts, bis wir den längs der Berglehne sich hinziehenden Steig erreichten. Ein prächtiger Anblick bot sich unseren Blicken. Wie beinahe nach der ganzen Länge des Traunthales, bildet auch hier das Flußbett die Breite des Thales, und das Wasser, welches sich durch dunkle Felssprünge zwängt, fällt rauschend in das tieferliegende Becken, an dessen moosbedecktem Gesteine es mit solcher Farbenpracht zerstiebt, daß das Auge davon geblendet wird, während die ganze Umgebung ein feiner, kühler Staubregen erfüllt.

Mutter Natur hatte bisher die Sonne hinter einem Wolkenschleier verborgen gehalten, um, gleich einem geschickten Regisseur, deren strahlende Erscheinung im geeigneten Augenblicke um so wirksamer zu gestalten, und jetzt, da wir ergriffen von den sich uns darbietenden Schönheiten dastanden, brach sie plötzlich hervor und streute tausend Regenbogen über den prächtigen Wasserschwall. Wir stiegen weiter aufwärts. Die Traun bildet hier eigentlich mehrere Fälle von stets zunehmender Schönheit, derjenige, an welchen wir nun gelangten, machte auf mich einen besonders tiefen Eindruck. Steile, hohe, malerisch gruppirte Felsen verzweigen sich auf die abenteuerlichste Art; hie und da liegen zur Vervollständigung des phantastischen Bildes moosbedeckte Baumstämme, an welchen die mächtigen weißen und grünen Fluthen und die zahlreichen Wasserspiele in abwechslungsvollen, bunten Bögen vorüberrauschen.

Miß Angela, die schon die Niagarafälle gesehen hatte, ergötzte sich lächelnd an dem, was mich, die ich noch nie Schöneres sah, zu Thränen rührte. Aber Miß Angela fand und genoß das Schöne, obzwar sie bereits Schöneres gesehen hatte, verringerte nicht den Eindruck durch Vergleiche, denn, sagte sie, der Kolibri ist in seiner Art eben so prächtig, wie der schönste Arras, obwohl er winzig klein ist.

Nun war noch der dritte Theil übrig, die Krone des Wasserfalles, Miß Angela hielt mir scherzend die Augen zu, und führte mich so auf dem schmalen, krummen Pfade, damit der Anblick mich auf einmal, in seiner ganzen Vollkommenheit überrasche.

„Now!“ rief sie, und aufblickend, schrie ich beinahe laut auf. Gleich einer gewölbten Mauer stürzte das Wasser in zwei Farben, theils dunkelgrün, theils weiß wie fließendes Glas herab, und auf dem hölzernen Stege, der zu dem Häuschen führte, welches über dem Falle errichtet war, stand — eine hohe, schwarze Gestalt, mit marmorbleichem Gesichte, die Augen weit geöffnet, und diese sahen sehnsüchtig, zärtlich, zugleich aber auch schaudernd in den brausenden, schäumenden Gischt. — Sie stand da mit krampfhaft verschränkten Händen, und hinter ihr eine andere Frauengestalt, wie zu ihrem Schutze mit weit ausgebreiteten Armen, sie angstvoll betrachtend.

Es waren meine beiden russischen Fremden.

Was alles auf dem blassen Gesichte zu lesen stand, das konnte man nur mitempfinden, tiefbedauernd mitempfinden, aber nicht nieder-

schreiben. Da erblickte uns die Gesellschaftsdame und, als wären wir alte Bekannte, rief sie uns um Hilfe an, verzweiflungsvoll die Arme gegen Himmel erhebend. Wir näherten uns leise, als die Gräfin plötzlich rücklings niedersank. Wir waren schon ganz nahe, ein Sprung und wir konnten die Ohnmächtige mit den Armen stützen, worauf wir sie in das Bretterhäuschen trugen. Der Führer wurde sofort in das Gasthaus gesandt, um einige Kopfkissen zu holen, ich wollte die Bewußtlose mit Wasser besprengen, die Gesellschafterin zog aber rasch meine Hände zurück. „Das ist nicht erlaubt," sagte sie in französischer Sprache, „dies widerfährt ihr häufig nach großer Gemüthserregung — nun wird sie zwei, drei Stunden so liegen, nichts hörend, nichts sehend, und es ist weder gestattet, noch auch möglich, sie zum Leben zurückzurufen."

Es ist wohl selbstverständlich, dass wir die unglückliche Frau nicht hier, über dem Wasser, allein mit dem armen Mädchen zurücklassen konnten, welches ihre Seelenstärke sichtlich verließ, denn Thränen traten ihr in die Augen und sie brach in leidenschaftliches Schluchzen aus. Instinctiv, als ahnte sie die Theilnahme, welche ich für sie empfand, neigte sie den Kopf auf meine Schulter und weinte, weinte lange, während ich mich bemühte, sie, soweit es mir möglich war, zu trösten.

„Hätten Sie Tassa früher gekannt!" schluchzte sie, und ihre Stimme nahm einen unbeschreiblich weichen Ausdruck an, als sie den Namen Tassa aussprach. „Wenn Sie wüßten, wie gräßlich es ist, sie so sehen zu müssen, sie, die dazu geboren war, um zu herrschen und glücklich zu sein."

„Was war es, das diese schreckliche Krankheit verursachte?" fragte ich theilnehmend.

„Was?! Wenn ich es erzählte, würden Sie es nicht glauben, denn Sie werden solche Schlechtigkeit bei Menschen nicht voraussetzen! Aber ich will es doch erzählen, es wird mir wohl thun, nach vielen Jahren, die Geschichte dieses besonderen Lebenslaufes, unter dessen Schicksalsschlägen wir beide gebrochen sind, Tassa und ich, wieder zu erzählen. Es ist auch keine Indiscretion dabei, denn Tassa steht seit langem allein in der Welt."

Und dort im kleinen Holzhäuschen, im Getöse des Wasserfalles, setzte sich das schöne russische Mädchen zu Füßen ihrer Herrin, Miß

Angela und ich ließen uns ihr zur Seite nieder und mit melodisch klingender Stimme begann sie ihre Erzählung.

„Graf W . . . off, Tassa's Vater, war einer jener verschwenderischen, ausschweifenden russischen Edelleute, unter deren Händen die Schätze eines Krösus selbst verschwinden, sich in größtes Elend verwandeln. Mit vierundzwanzig Jahren war der Graf schön und so arm wie eine Kirchenmaus. Da entschloß er sich zu einem Schritte, den ihm die Verzweiflung eingab, er, der stolze Aristokrat heiratete ein ältliches bürgerliches Mädchen, die nach dem Tode ihres geizigen Vaters einige Millionen zu erwarten hatte. Dieses arme reiche Mädchen war eine nahe Verwandte meiner Mutter, und als sie nach dreijährigem Märtyrerthum, nach Tassa's Geburt starb, verfügte sie am Todtenbette, daß die eben geborene Waise meiner Mutter zur Pflege übergeben würde. Und so geschah es auch.

Ich war damals zwei Monate alt, und meine Mutter nahm das Kind ihrer unglücklichen Verwandten nicht nur an, sondern wurde ihm in des Wortes voller Bedeutung Mutter, denn wir nährten uns gemeinsam an dem einfachsten, edelsten und besten Herzen. Tassa's Vater genoß indessen das Leben in vollen Zügen, heiratete die schöne Tochter eines Barons, die sich einige Zeit der Gunst des Kaisers erfreut hatte, doch, nachdem auch sie bald gestorben war, begab sich der Graf in das Ausland, besuchte berühmte Bäder und spielte, spielte so lange, bis er wieder gänzlich verarmte. Rouge et noir war, wie ich glaube, des Grafen einzige Neigung, und diese begleitete ihn bis an das Grab. Während dieser Zeit wurden Tassa und ich in einem berühmten russischen Kloster erzogen. Meine theuere Mutter hatten wir in unserem zehnten Lebensjahre verloren, und so blieben wir gegenseitig auf uns angewiesen. Wir liebten Niemand in der Welt, weil uns eben nie ein Mensch näher getreten war. Wir lebten so vollkommen für einander, daß auch im Kloster keine unserer Mitschülerinnen unsere Herzen gewinnen konnte, wir standen mit allen auf gutem Fuße, aber ein festeres Freundschaftsband verknüpfte uns mit keiner. So verging Jahr um Jahr, Tassa erwuchs zu einer idealen Schönheit, und ihre Stimme, welche schon in der Kindheit die Aufmerksamkeit aller auf sich lenkte, bildete sich wunderbar aus, dieselbe war so tief und biegsam, klang so hell und Tassa sang mit so tiefer Empfindung, daß die Klosterkapelle stets überfüllt war, wenn es bekannt

wurde, daß Gräfin W . . . off während der Messe ein Solo singen werde.

Jahre hindurch hörten wir nichts von dem Grafen, denn die Kosten unserer Erziehung wurden durch ein kleines Capital gedeckt, welches auf Tassa's Name lautend, so angelegt wurde, daß es dem Grafen unerreichbar war. Doch drang der Ruf von der Schönheit und der herrlichen Stimme seiner Tochter zu seinen Ohren. Eines schönen Morgens erschien er, und war so entzückt von der bezaubernden Erscheinung seines Kindes, daß er ihr Anfangs, Gott verzeihe es mir, beinahe den Hof machte.

Er führte uns sofort nach St. Petersburg, und führte seine Tochter bei Hofe ein, wo sie natürlich die glänzendsten Erfolge aufzuweisen hatte.

Eine Schaar von Bewunderern und Bewerbern umgab alsbald Tassa, wo immer sie sich zeigte, der Graf aber begann seine Tochter zu überreden, sich zu verheiraten. Noch heute ist es mir ein Räthsel, woher der Graf das Geld nahm, um die Kosten unserer luxuriösen und vornehmen Lebensweise zu decken. Tassa hatte ihrem Vater ein für allemal erklärt, sie werde nicht ohne Liebe heiraten. „Dann werde Opernsängerin," antwortete ihr der Vater, „ich bin der kostspieligen Rolle eines Mentor müde." Wir verstanden ihn sofort. Er sah in Tassa nur das Werkzeug, dazu berufen, seine gesellschaftliche Stellung zu heben, seine zerrütteten Vermögensverhältnisse zu verbessern. — Da wurde der Graf krank, die Aerzte sandten ihn über den Winter nach Nizza, und uns nahm er natürlich mit. Nicht so krank, um das Bett hüten zu müssen, ging er seine eigenen Wege, und wir wieder, uns selbst überlassen, richteten unsere Lebensweise nach Gutdünken ein. Wir theilten unsere Tage zwischen dem Meere und der Musik. Tassa hat schon in ihren Kinderjahren eine verhängnißvolle Vorliebe für das Wasser, und auch jetzt ist sie im Stande, ganze Tage in einem kleinen Boote auf dem Wasser zuzubringen. Waren wir nicht auf der See, so konnte sie an derselben ihre Zeit verträumen. Stundenlang ergötzte sie sich an den Schönheiten des Meeres; still saß sie dort auf ihrem Feldstuhle und sah dem Spiele der Wellen zu, zeitweilig ihr Entzücken in einem choralähnlichen Gesange offenbarend. Wie schön war es zuzuhören, wenn die herrlichen Töne über den Wasserspiegel zitterten und die metallvollen Klänge die Einsamkeit belebten. — Indeß, wenn es

das Wetter erlaubte, fuhr sie am liebsten im Boote; bei einer dieser Partien wäre uns beinahe ein Unglück zugestoßen, wenn sich nicht zufällig ein junger Engländer, welcher uns schon lange mit Aufmerksamkeit gefolgt war, in der Nähe befunden hätte und uns zu Hilfe geeilt wäre. So lernte Tassa ihr Geschick kennen, am Wasser, durch's Wasser, das in ihrem Leben eine verhängnißvolle Rolle spielte. Der junge Engländer war auffallend schön, ein würdiger Sohn des blonden Albion, doch war Lord Edwards H. nicht nur schön und reich, sondern überdies ungemein einnehmend und geistvoll. Doch wozu lange erklären, was ohnehin ganz natürlich ist, die beiden jungen Leute verliebten sich sterblich in einander. — O, die herrlichen Morgenstunden am Meere! die glücklichen, wonnigen Tage; ach, jene liederreichen, dufterfüllten Abende auf den von Rosen umrankten Marmorstufen der Villa d'Asti!"

Nachdem sie diese Erinnerungen ausgesprochen, schwieg sie tief bewegt und unwillkürlich fielen mir Dantes unsterbliche Worte ein: „Nessun maggiore dolor che ricordarsi del tempo felice, nella miseria".*

„Der Graf empfing mit Vergnügen den reichen Bewerber, verzögerte aber, aus mir unbekannten Gründen, die Verlautbarung der Verlobung, doch erfreuten sich die Liebenden eines so wolkenlosen Glückes, daß diese Verzögerung nicht im Stande war, ihre Ruhe zu stören.

Während Tassa ihre glücklichsten Stunden verlebte, trat ihr Vater in immer intimere Beziehungen zu einem antipathischen, rohen, aber sehr reichen Grundbesitzer Klein-Rußlands, bei dem der nur äußere Anstrich von Erziehung um so auffälliger ward, als er, nach häufigerem Beisammensein, nicht im Stande war, die strengen Regeln der besseren Umgangsform zu beachten, jeden Augenblick in Derbheiten ausartete und die Larve eines Gentleman vorzulegen vergaß. Es war ein häßlicher, nachlässig gekleideter Mann, dessen Geldstolz den Menschen als solchen erst nach der ersten Million gelten ließ. Aber — mit Entsetzen bemerkte ich es — Tassa schien ihm sehr zu gefallen, und es bedrückte mich eine unerklärliche Angst, eine böse Ahnung, vermehrt durch das sich in vollkommener Sicherheit, im Vollbewußtsein seines Glückes lebende Paar."

* Es gibt keinen größeren Schmerz, als sich im Elende glücklicher Zeiten zu erinnern.

Das Mädchen schauderte zusammen und setzte nach kurzer Pause ihre Erzählung fort. „Noch jetzt ist mir der Morgen lebhaft in Erinnerung, an welchem der Graf mit wirrem Haare und unordentlich gekleidet, in Tassas Zimmer taumelte, und dort gerade zu den Füßen seiner Tochter zusammenbrach. Was mag wohl damals in dem Herzen des alten Mannes vor sich gegangen sein, vielleicht war es der erste, einzige Augenblick, in dem er fühlte, daß er Vater sei, der einzige, in dem er sein schönes, reines, edles Opfer bedauerte. Er umschloß die Knie seines Kindes und schluchzte lange in dieser Stellung. — Tassas Antlitz wurde todtenbleich, eine innere Stimme mag ihr zugeflüstert haben, daß sie an einem Wendepunkte ihres Lebens stehe.

Nachdem sich der alte Mann aufgerichtet hatte, sagte er Tassa, daß sie niemals die Gattin Lord Edwards werden könne, sondern K., jenen reichen Grundbesitzer, heiraten müsse. Den nun folgenden Auftritt kann ich nicht beschreiben, was alles geschah und gesprochen wurde, wie viele Thränen flossen, welch eines Ausbruches der Verzweiflung ich Augenzeuge war, davon will ich schweigen. Das Wesentliche war, daß Graf W . . . off seine Tochter im Kartenspiele verloren hatte und Baron K. eine solch ungeheuere Summe schuldete, dass in Bezug der Schätzung ihres Werthes — hier lächelte das Mädchen bitter — die arme Tassa sich nicht beklagen konnte, sie war um hohen Preis verschachert worden.

Der Vater dictirte seiner Tochter den Absagebrief an Lord Edwards. — Mein Gott! Hätten Sie das Mädchen damals gesehen. So lange ich lebe, vergesse ich den überirdischen Schimmer nicht, welcher damals auf ihrem Antlitze leuchtete. Nur auf den Gesichtern fanatischer Märtyrer kann solch ein geisterhafter Schein wahrnehmbar sein. — Tassa beherrschte scheinbar der Gedanke, daß sie an ihren Vater eine Schuld abzahle, Leben um Leben gab. — Noch am selben Tage wurde die Verlobung feierlichst bekannt gegeben . . . Die nun folgenden Begebenheiten sind mir in ihren Details unbekannt und auch Tassa erfuhr dieselben niemals, jedenfalls hatte Lord Edwards begriffen, daß nicht das Mädchen, sondern dessen Vater als Verfasser des Briefes zu betrachten sei, doch war ihm der Vater seiner Geliebten heilig, er konnte sich also nur an den Nebenbuhler halten, den er wahrscheinlich auch gefordert hatte; aber genug an dem, am vierten Tage kam statt Baron K. ein Brief, und zwar ein sehr höflicher Brief, in

welchem der Baron die Schuld des Grafen als getilgt erklärte, und auf Tassa's Hand unter der Bedingung verzichtete, daß sie die Gattin Lord Edwards werde, da er, Baron K., sein Glück nicht auf Kosten desjenigen Tassa's machen wolle. Der Graf zerbrach sich vergeblich den Kopf, um das Räthsel zu lösen, K. war abgereist und sein zukünftiger Schwiegersohn beobachtete ein vollkommenes Schweigen darüber, was blieb ihm also übrig, als seine Einwilligung zu dem schönen Bunde zu geben. Nach Empfang der nothwendigen Dispensen wurde die Hochzeit in aller Stille begangen, worauf das junge Paar, welches so große Hindernisse überwunden hatte, nach Italien abreiste, nicht ohne mir vorher, nach Ablauf von zwei Monaten ein Rendezvous in der Schweiz zu bestimmen, wo sie das ganze Jahr zu verbringen gedachten.

Der Herbst nahte heran und ich verlebte die zwei Monate bei einer bekannten Familie in Nizza, dann reiste ich in die Schweiz, und war wieder mit derjenigen vereint, die meines Lebens einziger Zweck, meine Stütze, meine einzige Liebe war, denn Sie müssen wissen, dass ich außer Tassa niemals Jemand geliebt habe. In meinem Herzen gab es keinen Raum für ein anderes Gefühl, so ganz wurde es von einer unbegrenzten Anhänglichkeit und Liebe zu Tassa erfüllt. Dieselbe hatte sich oft scherzend darüber geäußert und behauptet, ich sei in sie verliebt. Ist wohl möglich. Ich hatte meine Empfindungen niemals analysirt, ich war in ihrer Gewalt.

Sie können sich vorstellen, welch schöne, glückliche, unvergeßliche Zeiten nun folgten. Wenn je eine Frau geliebt, verehrt wurde, so war es Tassa! — Manchmal scheint es mir, als ob für ein ganzes Menschenleben kein größeres Ausmaß an Glück bestimmt sei, als Tassa in diesem einen Jahre genoß, und daß sie auch so zu den Auserwählten Gottes gehöre. Als sich der Jahrestag der Trauung näherte, wurde beschlossen, das Fest an dem Wasserfalle bei Schaffhausen zu begehen. Da noch keines von uns den Rheinfall gesehen hatte, so begrüßten wir freudig den Vorschlag Lord Edwards."

Das Mädchen verstummte, stand auf, glättete die Haare der Schlafenden, breitete sorgfältig den Plaid über sie aus, setzte sich dann wieder und sprach mit unterdrückter Stimme weiter:

„Wir reisten langsam, in aller Bequemlichkeit die tausendfachen Schönheiten der Gegend bewundernd. Nie sah ich Lord Edwards liebevoller als während der letzten Zeit. Oft, wenn ich zufällig in

Taſſa's Zimmer trat, wo ſie von der Reiſe ermüdet auf dem Lager ruhig eingeſchlummert war, fand ich Lord Edwards vor der Schlafenden ſtehend, in ihren Anblick verſunken, während über ſein blaſſes, edles Antlitz Thränen rieſelten. Es fiel mir auf, daß er ſchlecht ausſah, doch dachte ich, es ſei die Folge der Beſorgniſſe um ſeine Gattin, deren Geſundheitszuſtand allerdings nicht der beſte war, doch hatte das Unwohlſein einen natürlichen Grund, und das glückliche Paar ſah mit ſüßem Hoffen der ſchönen Zukunft entgegen.

Die Feier des kleinen Feſtes war ſchön, Lord Edwards war zärtlicher und verliebter denn je — nur in einem Punkte konnten ſie ſich nicht einigen, er wollte nämlich unter dem Waſſerfalle durchgehen, und Taſſa ließ es nicht zu. Der Führer verſicherte zwar, daß viele das kleine Wagniß unternähmen, und daß wirklich keine Gefahr dabei ſei, aber Taſſa hielt mit liebevoller Aengſtlichkeit den Arm ihres Gatten mit dem ihrigen feſt. Es geſchah das erſtemal, daß Lord Edwards nicht nachgab. Die Herbſtſonne ſtrahlte mit vollem Glanze auf die ſchäumenden Wogen nieder, und ließ dieſelben im tauſendfachen Regenbogen erglänzen, als Lord Edwards mit dem Führer unter dem Falle verſchwand. Minute um Minute verſtrich, der Führer kehrte zurück — Lord Edwards ſahen wir nicht wieder! ....

Der Führer ſagte ſpäter unter einem Eide aus, daß der Lord ſich abſichtlich, mit Entſchloſſenheit unter den Waſſerfall geſtürzt habe, eine Ausſage, der wir keinen Glauben beimaßen, da wir dachten, daß er ſich auf dieſe Art rechtfertigen wolle."

„Taſſa", ſetzte das Mädchen fort, „kam Wochen hindurch nicht zum Bewußtſein, als ſie genas, ſchickten ſie die Ärzte nach Italien, ſie erholte ſich nur ſehr langſam. Mit der Zeit, da ihre körperlichen Kräfte zunahmen und ſie ſich wieder für ihre Angelegenheiten zu intereſſiren aegann, bat ſie mich eines Tages, ihr die Briefe zu geben, die während ihrer Krankheit eingelaufen waren. Es war in Venedig, ſie ſaß auf einer Terraſſe, die ſich gegen das Meer öffnete, ich übergab ihr das ganze Bündel Briefe, unter denen beſonders einer durch ſeine Größe auffiel, er machte den Eindruck, als enthielte er irgend ein Document, derſelbe war einige Tage nach dem Unglücksfalle in Schaffhauſen eingetroffen.

Ich wurde für einige Minuten durch Geſchäfte abberufen, und ließ Taſſa allein, zurückkehrend fand ich ſie ohnmächtig auf dem Boden

hingeſtreckt. In ihren krampfhaft geſchloſſenen Händen hielt ſie den oberwähnten Brief. Ich las denſelben, ſobald ich Zeit fand. — Es war ein Vertrag, ein gräßlicher Vertrag, verſehen mit den Unterſchriften Lord Edwards und Baron K.'s, laut welchem nach Art amerikaniſcher Duelle, derjenige, welcher die ſchwarze Kugel ziehen würde, Taſſa wohl zur Gattin nehmen konnte, doch war er verpflichtet, am Jahrestage der Hochzeit zu ſterben.

Mit richtigem Zartgefühl hatte Lord Edwards dieſen Ausflug zum Waſſerfall am geeignetſten gehalten, die That zu vollziehen, denn er dachte ſo am leichteſten ſeiner Frau glauben zu machen, daß ſein Tod die Folge eines böſen Zufalles ſei. Aber jener Dämon, Baron K., begnügte ſich nicht mit einem Opfer, und rächte ſich ſchrecklich, als er den Vertrag an Taſſa ſchickte, denn aus jener Ohnmacht erwachte ſie ganz verändert, ſie ward nicht gerade wahnſinnig, aber ſchwermüthig, ſie duldet Niemand um ſich, außer mir, ſpricht wenig, ſang nie wieder, und für das Waſſer hat ſie eine ſo krankhafte, fanatiſche Vorliebe, daß ſie von Ort zu Ort pilgert, wo es Waſſerfälle, ſchäumende Bäche, Seen und Flüſſe gibt. Als ſehe ſie in jeder Welle die Züge des Geliebten, verſenkt ſie ſich in den Anblick des Waſſers; und ich folge wie ein Schatten der armen verdammten Seele und ſchaudernd fühle und ahne ich, daß einmal auch ihr das Waſſer zum Grabe werden würde. Taſſa iſt jetzt fünfundzwanzig Jahre und ſeit vier Jahren Witwe. — Können Sie ſich unſer Leben vorſtellen?

„Und Graf W . . . off? frug ich.

„Starb vor zwei Jahren in Monaco, ob auf natürliche Weiſe, oder in Folge Selbſtmordes, konnten wir nicht erfahren."

„Und bekümmert ſich die Familie Lord Edwards nicht um die Witwe?"

„Sie bezieht eine Jahresrente, das iſt alles, da das Vermögen auf Lord Edwards Bruder überging."

Tief bewegt ſchloß ich das arme Mädchen in die Arme, deſſen ganzes Leben nur eine lange Kette von Aufopferungen war.

Da bewegte ſich die Gräfin, ihre Gefährtin warf uns einen bittenden Blick zu, damit wir uns entfernen möchten.

„Sie würde erſchrecken, wenn ſie Fremde ſehen würde", flüſterte mir das Mädchen in das Ohr, obwohl ſie ſich zu ihnen hingezogen fühlt und ſie liebt. Aber jetzt fürchte ich für ſie neue Eindrücke."

Ich küßte nochmals das liebe Mädchen, worauf wir uns entfernten.

Miß Angela hatte ihr Sketschbook gänzlich vergeſſen, und keine von uns ſprach ein Wort ehe wir nach Hauſe kamen.

Als wir an meinem Hausthore vom Wagen ſtiegen, ſahen wir uns an, und Miß Angela ſagte ernſt, vielleicht mit Bezug auf ihr eigenes Leben: „Sie liebte und ward glücklich, ihr Geſchick hat ſich erfüllt, bedauern wir ſie nicht.“

Aus J. L. Runebergs

„Fähnrich Stahl und ſeine Kriegsgeſchichten“.

Dem Schwediſchen nacherzählt

von

Gottfried v. Leinburg.

I.

Wilhelm v. Schwerin.

Und Oberſtlieutenant von Traube ſtand
In Sorgen ſchwer:
„Da müßte ein richtiger Höllenbrand,
Kein Zitt'rer, her! —
Schon rückt mir das feindliche Heer heran,
Wohl dreimal ſtärker als wir rückt's an;
Und ich ſoll mich ſchlagen und opfern
Im Nothfall den letzten Mann.

Und hätt' ich bei meinen Kanonen noch
Einen Veteran,
Einen Mann, der Blut im Gefecht ſchon roch,
Eine Landſturmfahn!
Doch es iſt ein Jüngling, ein Graf Schwerin,
Ein ſechzehnjähriger Benjamin! --
Was hilft mir ein ſolches Herrchen
Bei'm Sturme der Batterie'n?“

Er ritt mit Angſt zu ihm hin und bot
Ihm die Hand zum Gruß:
„Ihr wißt, daß ich mich um Leben und Tod
Jetzt ſchlagen muß;
Gewiß iſt der Tod, wenn Ihr ſchlecht beſteht,
Doch nicht der Kranz, wenn Ihr vorwärts geht;
Nur zwiſchen Leben und Sterben
Jetzt habt Ihr die Wahl, wie Ihr ſeht.“

„Ihr bleibt da ſo ruhig im Schlachtſturm ſteh'n!
So ein Rohr, das ſchwankt! —
Doch habt Ihr mir ſolchen noch nie geſeh'n,
So, daß mir bangt.
Jetzt bedenkt Euch einmal, Herr Graf! — Dann ſagt,
Ob wirklich ſo kühn Ihr und unverzagt,
Daß Euer blühendes Leben
Im blutigen Reigen Ihr wagt?“

„Herr Oberſtlieutenant! Mit Schwert und Hand,
Im Silberhaar
Noch bringt Ihr König und Vaterland
Euer Leben dar;
Mir lacht das Leben im Morgenlicht,
Ich ſah das zwanzigſte Jahr noch nicht: —
Ich will doch ſeh'n, wer mir's wehrt jetzt,
Es zu weihen der heiligſten Pflicht!“

Da blickte der Greis den Jüngling an
Mit Luſt und Stolz:
„Ihr ſchießt wie ein Meiſter, junger Mann,
Ihr ſchießt durch's Holz! —
Kein ſchwankendes Schilfrohr nenn' ich Euch mehr,
Euch führte mir Gott als Helfer hieher!
Denn der Muth, nicht die Armkraft
Bleibt ſchließlich die ſicherſte Wehr.“

Schon kämpfte der Jüngling in Schlachtſturms Weh'n
Seinen erſten Kampf.
Schon wichen die Seinen, ihn ſah man ſtehn
In Qualm und Dampf.
Kühn ſtand er und feſt im Kanonengeſpei,
Lud ſelbſt ſein Geſchütz und ſchoß für Drei;
Heimſchickt' er mit blut'gen Köpfen
Einen Schwarm von Koſaken dabei.

Jetzt ruhte der Kampf und ſturmſchritts ſprang,
Er hin mit Groll,
Und ſchrie und mahnte, daß rings mit Klang
Sein Ruf erſcholl.
Hei, war das mit einmal ein andres Bild!
Rings jauchzte von Neuem der Kampfſchrei wild,
Und der Tod mit bleichem Geſichte
Schritt abermals ſchrecklich durch's Thalgefild.

Und Traube mit Stolz und mit Vaterglück
Sah zu von fern:
„Das nenn' ich in Wahrheit ein Meiſterſtück
Von dem ſchmächt'gen Herrn.
Nie hätt' ich's geglaubt, und Knall und Fall
Jetzt ſteht er am Thore der Ruhmeshall:
Ich ſehe den prächtigen Knaben,
Weiß Gott, noch als Feldmarſchall."

Doch der Tag war zu Ende, mit ihm die Schlacht;
Da brachte Schwerin
Glückſtrahlend zurück bei ſinkender Nacht
Seine Batterie'n.
Und wie er nun kam zur Redoute herein,
Da grüßte das Heer ihn mit Vivatſchrei'n,
Und gerührt in offene Arme
Schloß Traube den wack'ren Wardein.

Der Heldenjüngling! Sein Ruhm flog auf
Zu Sonnenhöh'n.
Wie ſtolz begann er den muth'gen Lauf,
Wie hoffnungsſchön!
Ach, daß er ſo frühe ſchon ſterben muß!
O wehe, daß noch vor Mondenſchluß
Die trauernden Kriegskameraden
Das Geleit ihm geben zum letzten Gruß!

Einen Feiertag, einen Strahlenblick
Des Ruhms, jedoch
Gewährte das grimmige Kriegsgeſchick
Dem Tapf'ren noch,
Bevor den Buſen ſo unerſchreckt,
So jugendlich voll noch und unbefleckt,
Der Tod mit mähenden Händen
Auf's blutige Lager geſtreckt.

Es war an dem Tag von Orawais,
Jenem Unglückstag,
Wo unſer Kriegsheer im Lorbeerreis
Dem Geſchick erlag.
Da ſtrahlte am hellſten des Jünglings Muth,
Da ſpie ſein Geſchütz, da zielt' er ſo gut,
Da dampfte das Erz der Kanone,
Beſpritzt mit ſtrömendem Blut.

Da ſah man ihn ſinken erſchöpft dahin,
Doch noch zugekehrt
Den Feinden mit ruhigem Reckenſinn
Zum Kampf das Schwert;
Dann ſprang er empor, dann ſprang er voran,
Durch die ſtarrenden Lanzen brach er ſich Bahn,
Erreichte umjauchzt die Seinen —
Und lag als Held auf dem Plan.

So ſchloß er mit Glanz ſeinen Mövenflug
Ueber's Thatenmeer —
Mit ſechzehn Jahren, jedoch genug
Für Ruhm und Ehr!
Ach, wer den Reden der Herrn gelauſcht,
Die ſelbſt von Kränzen des Ruhms umrauſcht,
Der weiß es, mit dieſem Jüngling
Hätt' Jeder mit Freuden getauſcht.

Nur ſechzehnmal lachte des Lenzes Blau
Dem edeln Schwerin,
Doch trauerten Greiſe in Locken grau
Mit Schmerz um ihn;
Doch ſtanden um ſeine Bahre gereiht
Die edelſten Kämpen zum letzten Geleit —
Kein Mann in dem Heer, der dem Helden
Nicht eine Thräne geweiht.

Keine Klage, kein rührender Grabſermon
Erklang dabei,
Daß der Held ſo frühe gegangen ſchon
Im Blüthenmai. —
Doch Vegeſack pries ſeine Jünglingsſchaft,
Ein zweiter Gen'ral ſeine Manneskraft,
Und herab von Traubes Auge —
Quoll ſeltener Traubenſaft.

II.

Die Braut vom Einödhof.

Vom Gold des Sonnenuntergangs noch zitterten die Wälder,
Und roſig ſanft umwob der Glanz des Abends rings die Felder.
Vom Schweiß des Tages müd und matt ein Trupp von Burſchen kam,
Nach Tageslaſt und Tagesmüh'n nach Haus den Weg er nahm.

Fürwahr nach Laſt und Müh'n, wovor es Manchem möchte bangen,
Denn todt lag eine Feindesſchaar und eine war gefangen.
Sie zogen in den Kampf hinaus beim frühen Morgenſchein,
Doch Dämm'rung ſchon und Nacht brach bei der Wiederkehr herein.

Und öde nächſt dem Erntefeld, wo ſie die Schlacht geſchlagen,
Und trauervoll am Heerweg lag ein Hof in jenen Tagen;
Und eine finn'ſche Jungfrau ſah, indem ihr Buſen flog,
Wie friedlich zog vorbei die Schaar, und friedlich weiter zog.

Ihr Blick war der des Suchenden: — wer weiß, woran ſie dachte?
Ihr Angeſicht war röther als das Abendroth es machte,
So ſtumm und ſprachlos lauſchte ſie, ſo voll von Angſt und Gram,
Daß jeden Pulsſchlag unruhvoll im Herzen ſie vernahm.

Jedoch vorüber ſchritt der Trupp; ſie ſah ihn ohne Klage,
Sah jedem Krieger ins Geſicht mit einer ſtummen Frage;
Ach, einer Frage, ängſtlich ſcheu, doch hoffnungsvoll dabei,
Und heimlicher als heimlichſte Gedankenmelodei.

Doch als der Zug vorüber war des Trupps nun allzumal,
Da zuckte ſie zuſammen wild vor tiefer inn'rer Qual;
Doch blieb ſie ſtumm, begrub ihr Haupt bloß in der ſchnee'gen Hand,
Und Thränen netzten perlengleich der Lilienwangen Brand.

Da kam die Mutter: „Hör', mein Kind! Du brauchſt noch nicht zu weinen.
Bald werden Dir die Tage hell des Glückes wieder ſcheinen.
Er, den Du da mit Schmerz geſucht, und nicht mehr wiederfandſt,
Er iſt nicht todt, er denkt des Tags, wo Du den Kranz ihm wandſt.

Ich rieth's ihm an, doch blindlings nicht und dumm Gefahr zu laufen,
Ich ſagt' es ihm ins Ohr, als weg er zog mit ſeinem Haufen.
Aus Zwang bloß zog er mit hinaus, aus Kampfluſt wahrlich nicht,
Er that noch nicht auf Haus und Hof, auf Dich noch nicht Verzicht!"

Erſchrocken ſah das Mägdlein auf aus ſchmerzlichen Gedanken,
Man ſah's, wie ſeine Hoffnungen in Nacht und Nebel ſanken.
Sie blickte nach dem Feld der Schlacht hinunter an den Strand.
Und eilte ſtumm und ſprachlos hin, bis ſie dem Blick entſchwand.

Und ſchon vom tiefen Blau begann die Nacht herabzuthauen,
Und kohlſchwarz lagen ringsumher Gebirg und Wald und Auen.
„Mein Gott, wo bleibt ſie? — Tochter, komm doch! Noch blüht Dir das Glück,
Vor morgen noch iſt wiederum dein Bräutigam zurück."

Und langſam kam die Tochter jetzt, und ſtumm des Wegs gegangen,
Die Augen waren thränenleer und thränenleer die Wangen;
Jedoch die Hand, zum Gruß gereicht, war kalt wie Nachts der Wind,
Und bleicher war das Angeſicht als Nachts die Nebel ſind.

„Laßt graben mir mein Grab anjetzt! Laßt Kranz und Bahrtuch holen!
Vom Wahlplatz hat ſich ſchimpflich weg mein Bräutigam geſtohlen.
Er hat an ſich und mich gedacht, o wie bin ich betrübt!
Verrath hat er am finn'ſchen Heer, am finn'ſchen Volk geübt.

Als Jene kamen, er nicht mit, da durft' ich um ihn klagen,
Da glaubt' ich noch, er läg' als Held, als Mann im Feld erſchlagen.
Mein Schmerz war groß, doch war er ſüß — ich hätt' ihn ſtill beklagt,
Beklagt mit achtzig Jahren noch, und grau und hochbetagt!

Wohl hab' ich ihn mit Schmerz geſucht, ihn meines Glückes Lüge!
Doch Keiner der Erſchlagnen trug die mir ſo theuren Züge.
Jetzt will ich nichts mehr von der Welt des Truges und der Noth —
Er lag bei jenen Todten nicht, d'rum wünſch' ich mir den Tod."

Das Kind in der Weltliteratur.

Eine Studie

von

Ferdinand Groß.

In dieſen Zeilen ſoll ein Bild davon gegeben werden, wie die dichtende Kunſt ſich zu dem Kinde verhält. Machen wir den Verſuch, in dieſem Sinne eine Rück- und Rundſchau zu halten, ſo fällt uns vor Allem auf, daß nicht zu jeder Epoche das Kind in gleicher Weiſe aufgefaßt wurde. Um dieſe Thatſache zu illuſtriren, braucht man nur daran zu gemahnen, daß es in Frankreich eine Zeit gab, in welcher die Kinder weder in der Poeſie, noch in der Wirklichkeit eine hervorragende Rolle ſpielten. Es war die Zeit, aus welcher Talleyrand berichtet, daß er kaum eine Nacht unter demſelben Dache mit ſeiner Mutter und ſeinem Vater geſchlafen. Die Sprößlinge galten als eine Art Ballaſt, mit dem man fertig zu werden trachtete, ſo bequem es eben möglich war. Allerdings auch in Epochen, in welchen das Kind ſeine Herrſchergewalt eingebüßt hatte, flüchteten immer diejenigen, welche den Zauber kindlichen Weſens nicht miſſen wollten, in irgend einen Winkel künſtleriſcher Hervorbringung, wo jener Zauber ein Heim gefunden. Während Watteau der leichtlebigen, graziöſen Eleganz ſeiner Tage Farben lieh, malte Simeon Chardin die Freuden des häuslichen Herdes, und er wendete alle Feinheit ſeines Pinſels daran, die Mutter feſtzuhalten, welche ihr Kind

kämmt oder es das Mittagsgebet herſagen läßt. Immer und über alle Irrthümer hinweg ſiegt die heilige Dreifaltigkeit: Vater, Mutter, Kind. Man darf behaupten, daß Rouſſeau durch ſeinen „Emil“ die Kinder in Frankreich wieder in Mode brachte. Geboren wurden nach wie vor Kinder, aber man beachtete ſie nicht viel. Man ließ ſie erziehen wie Puppen, die Liebe hatte damit nichts zu thun, die Poeten hüteten ſich wohl, ſie zu verherrlichen. Uebrigens nahm auch in der Antike das Kind keinen breiten Platz in der Literatur ein. Aus alter Zeit, um zwei Jahrtauſende zurück, tönt feierlich ein Wort zu uns herüber, innig, ergreifend in ſeiner Einfachheit, das Wort des Lehrers vom See Genezareth: „Laſſet die Kleinen zu mir kommen.“ So viel Liebe in ſo anſpruchsloſe Form zu kleiden — kein Späterer hat es vermocht!

Uns Deutſchen liegt begreiflicherweiſe am nächſten die Frage, wie unſere zwei erſten Claſſiker ſich zu den Kindern verhielten. Goethe behauptet auch hier den Vorrang. In ſeiner großen, ſachfälligen Weiſe feiert er das Kind, ohne es zu fälſchen, er bewährt ſich eben den Großen wie den Kleinen gegenüber als der Meiſter der höchſten Wahrheit. Entzückend in wohlabgewogener Realiſtik klingt es, was Werther aus dem Heim Lottens berichtet, die Schilderung, wie Lotte ihren ſechs Geſchwiſtern ſchwarzes Brot ſchneidet, wie in dem Danke eines jeden ein Charakter ſich deutlich ausſpricht, und wie der liebenswürdige Zwiſchenfall dann ſchließt: „Die Kleinen ſahen mich in einiger Entfernung ſo von der Seite an, und ich ging auf das Jüngſte los, das ein Kind von der glücklichſten Geſichtsbildung war. Es zog ſich zurück, als eben Lotte zur Thür hinauskam und ſagte: Louis, gib dem Herrn Vetter eine Hand! Das that der Knabe ſehr freimüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn ungeachtet ſeines kleinen Rotznäschens herzlich zu küſſen“ . . . Ergreift es uns tief, zu erfahren, wie der tragiſch veranlagte, für das Unglück geborene Jüngling von des Kinderweſens unergründlicher Macht überwältigt wird, ſo wirkt es auf uns wie ein erfriſchender Lufthauch, Goethe dieſes Weſen in ſo geſunder, markiger, ſchlichter und liebenswürdiger Weiſe verkünden zu hören. Wir vernehmen die Stimme des Meiſters in derſelben Tonlage, wenn wir hinhorchen, während ſein Götz mit dem Knaben Karl, dem reizend vorwitzigen Jungen, plaudert. Es iſt das eine der dichteriſchen Acußerungen, die jedem Deutſchen geläufig ſind, aber trotzdem citirt werden müſſen, wenn charakteriſtiſche Beiſpiele gegeben werden

ſollen ... Bekanntlich will Karl dem ritterlichen Vater durchaus ſagen, was er gelernt hat und ſchwätzt von Dorf und Schloß Jaxthauſen, als wäre nicht ſein Vater der leibhafte Beſitzer, und verräth in Einem Athem das Küchengeheimniß, daß die Mutter Lammsbraten mit weißen Rüben koche. „Weißt Du's auch, Herr Küchenmeiſter?“ — „Und für mich zum Nachtiſch hat die Tante einen Apfel gebraten.“ — „Kannſt Du ſie nicht roh eſſen?“ — „Schmeckt ſo beſſer ....“

Bei Schiller ſind die Kindergeſtalten mehr von Reflexion getragen, nicht ſo aus dem Vollen und Ganzen genommen. Ich ſchweige von der kleinen Infantin Clara Eugenia, welche im „Don Carlos“ auftritt; ſie kommt ebenſo wenig in Betracht, wie die Kinder in Grillparzer's „Medea“, welche nichts anderes zu thun haben, als ſich vor ihrer Mutter zu fürchten. Verhältnißmäßig am naivſten hält Schiller, dem ja im Allgemeinen die Naivetät mangelt, den altklugen Bauernjungen in „Wallenſteins Lager“. Meiſt baut er das Kind philoſophiſch auf. So in dem „Das Kind in der Wiege“ betitelten Diſtichon:

„Glücklicher Säugling! Dir iſt ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Mann, und Dir wird eng die unendliche Welt.“

In dem Gedichte „Der ſpielende Knabe“ ermuntert er das Kind, ſich's wohl ſein zu laſſen in der Mutter Schoß, denn nur zu raſch werde die Zeit der Sorgloſigkeit vorüber ſein. Er kann nicht umhin, ſeinen angeborenen Neigungen entſprechend, weiter auszuholen, aus dem Beſonderen hinauszutauchen ins Allgemeine:

„Spiele, liebliche Unſchuld, noch iſt Arkadien um Dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erſchafft ſich die üpp'ge Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck;
Spiele. Bald wird die Arbeit kommen, die hag're, die ernſte,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Luſt und der Muth.“

In Walter Tell iſt Schiller glücklicher als ſonſt bei dem Verſuche, eine Kindergeſtalt auf die Scene zu bringen. Aber ans Rhetoriſche ſtreift trotzdem die Ausdrucksweiſe des Kindes:

„Der Vater trifft den Vogel ja im Flug,
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.“

Bei Heinrich Heine klopfen wir vergebens an. Das einzige Mal, wo er anhebt: „Mein Kind, wir waren Kinder", dient ihm dieſe Apoſtrophe nur als Vorwand, um zu einer ſeiner bitteren Schlußpointen überzugehen. Er hat keine Kinder gehabt und, wie es ſcheint, keine geliebt. Das iſt aber eine Ausnahme, denn im Großen und Ganzen kann ſich die deutſche Poeſie nicht genug darin thun, das Kind von allen erdenklichen Seiten zu betrachten, und gerne verkündet ſie in vollſten Klängen die Freude am Kinde, eine Freude, wie ſie typiſch Theodor Storm ausgeſprochen hat. Er betrachtet ſeine zwei Jungen und ſingt:

„Die Schatten, die mein Auge trübten,
Die letzten, ſcheucht der Kindermund;
Ich ſeh' der Heimath, der geliebten,
Zukunft in dieſer Augen Grund."

Für viele unſerer Poeten liegt die Verſuchung nahe, die Kinder in Zuſammenhang zu bringen mit der Religion, ihren Tröſtungen und Satzungen. Paul Gerhard, der evangeliſche Sänger, und der Holländer Joſt van der Vondel wetteifern miteinander, das durch den Tod verklärte Kind in frommen Lauten zu behandeln. Oft gelingt es einem Dichter, religiös empfindend das Kind darzuſtellen, ohne deshalb in augenverdrehende Frömmelei zu verfallen. Ein ſchönes Gedicht des Ungarn Johann Aranyi: „Bete, Kind" führt ſprechend den Poeten vor, der für ſich allerdings die Urſprünglichkeit des Glaubens verloren hat, ſeinem Knaben jedoch empfiehlt, betend die Hände zu falten. Er ſagt dem Sohne:

„Wenn Du einſt das ganze Elend ſiehſt,
Dem die Ehrlichkeit verfallen iſt,
Wenn ſich ſeitwärts Tugend und Vernunft
Drücken vor der dummen, böſen Zunft:
Leg' den Glauben, eh' dich Neid verblende,
Auf die Waage, und ſie ſteigt gelind,
Falte fromm die lieben, kleinen Hände,
Bete, bete, mein geliebtes Kind."

Losgelöſt von allen religiöſen Banden erſcheint das Kind bei der überwiegenden Menge von Dichtern, welche ſich der Menſchenknoſpe freuen, ohne den Glauben mit ins Spiel zu ziehen.

Ludwig Uhland rettet sich aus der Bedrängniß, die ihn umkettet, zu eines Kindes Unschuld; er sieht frohgemuth in die Welt, aber wenn ein Schatten heraufzieht, flüchtet er zum Glauben:

„Du kamst, du gingst mit leichter Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? Wohin? Wir wissen nur,
Aus Gotteshand in Gotteshand."

An diese Probe darf man wohl die sinnigen Verse August Silbersteins anschließen:

„Wenn ein Kindlein faltet fromm die Hände
Und die Mutter lehrt ihm ein Gebet,
Durch die Schöpfung, bis zum fernsten Ende,
Ein gar heilig süßes Schauern geht!

Denn die Liebe zieht zur ew'gen Liebe,
Und das Heil, es waltet Nacht und Tag —
Ob erfüllt, versagt das Flehen bliebe,
Herz, sei still, wer weiß, was frommen mag!"

Was für ein köstlich erfreuendes Ding ein Kind sei, preist J. G. Seidl, der niederösterreichische Dialectdichter, indem er behauptet, Zwillinge müsse man doppelt so gern willkommen heißen, wie ein Einzelnes. Eine Frau schickt einer anderen Kinderwäsche, ein Häubchen und ein Röckchen, zum Geschenk, und schreibt dazu:

„Drum nimm! Und gab' da Himmel
Gar Zwoa, — schier sollt ma's glaub'n! —
So gib dem Oan'n halt's Rockerl,
'n Andan aber d'Haub'n."

Robert Hamerling neckt ein Frauenzimmerchen: „Und somit ein Uebel zwar, aber noch ein kleines", allein trotz der Neckerei hat er sein Behagen daran:

„Springst mit silberhellem Gruß
Du herein zur Thüre,
Ist's, als ob ein Sonnenblitz
Durch die Stube führe."

Als ein Dichter, der köſtliche Epiſoden aus dem Kinderleben zu erhaſchen weiß, documentirt Friedrich Hebbel ſich in: „Der Kirſchenſtrauß“. Das Kind, „blond und fein, ein Lockenköpfchen, das kaum vier der Jahre hat“ — iſt für die Mutter Eier holen gegangen. Dieſe trägt es nun behutſam. Die Krämerin hat ihm Kirſchen geſchenkt. Es möchte davon naſchen, aber — welches Dilemma! — wenn es die Hand zum Munde führt, läßt es die Eier fallen, und dieſe zerbrechen. Nun bückt es ſich, ſpitzt die Lippen — aber damit geräth die Kleine erſt recht ins Unglück, eine Kataſtrophe würde erfolgen, wenn die Erſchrockene nicht wie feſtgebannt ſtehen bliebe:

„Denn die Eier wollen gleiten,
Und ſie hält ſie nur noch feſt,
Weil ſie beide unwillkürlich
Gegen Leib und Bruſt gepreßt.
Lange wird es zwar nicht dauern;
Bellt der erſte kleine Hund,
Fährt ſie noch einmal zuſammen,
Und ſie rollen auf den Grund.
Doch da ſpringt, den Küchenlöffel
In der mehlbeſtaubten Hand,
Ihr die Mutter raſch entgegen,
Und das Schickſal iſt gebannt.“

Hebbel läßt uns tiefen Blick thun in ſeine kinderfreundliche Seele, wenn wir ihn vernehmen:

„Kinder ſind Räthſel von Gott und ſchwerer als alle zu löſen,
Aber der Liebe gelingt's, wenn ſie ſich ſelber bezwingt.“

In dem Epos „Mutter und Kind“ ſchildert Hebbel ergreifend, was das Kind den Eltern bedeute. Ein reicher kinderloſer Kaufherr in Hamburg macht einen armen Knecht und eine Magd zum Ehepaar und ſchenkt ihnen Grund und Boden, mit der Bedingung, ihr Erſtgeborenes müßten ſie ihm überlaſſen, er werde es adoptiren, um einen Erben zu haben. Sobald das Erſtgeborene da iſt, können Vater und Mutter ſich nicht von ihm trennen, ja die Mutter ſtiehlt ſozuſagen ihr Kind und will dafür allen Beſitz laſſen und in die Arbeit zurückkehren. Zur Zeit verzichtet der Kaufherr auf ſeine Rechte, und der jungen Mutter bleibt der heftigſte Schmerz erſpart.

Unter den Kindern herrscht eine erschreckend große Sterblichkeit. Darum ist's begreiflich, daß wir immer fürchten, das Kind, das uns entzückt, könne uns in der nächsten Stunde entrissen werden. Oder soll das nicht Furcht, sondern Wunsch, ja Hoffnung sein? Ist's nicht besser, das Kind wird von der Erde genommen, ehe es deren Pein und Qual kennen lernt, ehe es irgend eine Enttäuschung erfahren hat? Nikolaus Lenau geht so weit, für ein ihm theueres Kind geradezu den Tod zu erbitten. Die Kleine schläft; durch den Schleier des Schlafes lächelt sie wie die Rose still durch das Abendgedüfte. Der Dichter betet zum Schlafe:

„Wiege sie sanft, und lege Deinem Bruder
Sie, dem ernsteren, leise in die Arme,
Ihm, durch dessen dichteren Schleier
Uns kein Lächeln mehr schimmert.

Denn mit gezücktem Dolche harrt der Kummer
An der seligen Kindheit Pforte meines
Lieblings, wo der Friede sie scheidend küßt und
Schwindet auf immer."

Lenau, der melancholische Deutsch-Ungar, legt die ganze Schwermuth seiner Individualität in das Kinderwesen hinein. „Kinderwuchs und Abendschatten" erinnern ihn als weltschmerzlich bewegten Wanderer daran, „wie sich ihm die Sonne neige".

Justinus Kerner schließt sich denen an, welche in frühem Tode einen Schutz vor des Lebens Ungemach finden. Doch mischt sich bei ihm in diese Auffassung einer der üblichen geisterseherischen Züge ein:

„Ich blick' Dir nach mit Sehnen,
Du Blüthe! fortgeweht,
Doch fließen keine Thränen,
Weil es Dir wohlergeht."

Friedrich Rückert tritt uns mit einem ganzen Cyklus von „Kindertodtenliedern" entgegen. Er lobsingt das Schicksal der frühzeitig Abberufenen, aber keineswegs aus pessimistischer Weltanschauung:

„Einst hab' ich Märchen zum Einschläfern Dir gesungen,
Nun haben Dich in Schlaf gesungen Engelzungen.
Um zu erwachen dort, bist Du hier eingeschlafen;
Fahr' wohl! Im Sturme sind wir noch, Du bist im Hafen."

In einem so auffallenden scheinbaren Gegensatze Kindheit und Tod zu einander stehen, muß doch jeden Denkenden der Anfang an das Ende gemahnen. Holbein vergißt auf seinem „Todtentanze" nicht das Kind, das da klagt:

„O weh, liebe Mutter mein,
Ein schwarzer Mann zieht mich dahin!
Wie magst Du mich so verlassen?
Soll ich tanzen und kann noch nicht gehen?"

Psychologisch muß es von hohem Interesse sein, zu beobachten, wie das Kind davon berührt wird, wenn es den Tod zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht kennen lernt. In einem ergreifenden Gedichte: „Am ersten Sarge" schildert Wilhelm Jensen diese große Begegnung. Er läßt einen Knaben erzählen, wie eines Tages „in schwüler Julizeit" der Mitschüler zu seiner Rechten gefehlt habe. Der Lehrer theilt zum Schlusse der Stunde mit: Heinrich Wolf sei Nachts vorher gestorben, wer ihn sehen wolle, der müsse noch heute kommen; die Eltern lassen es sagen. Die Knaben verstehen nicht recht:

„Todt war er — todt — was war's? Sie wußten's kaum,
Doch lag es seltsam auf den Kinderwangen,
Wie Neugier halb und halb wie heimlich Bangen.
Nur mir war's so, als ob der warme Strahl
Des Sonnenlichts mit kaltem Flor verhangen,
Und drinnen fühlt' ich's, daß zum erstenmal
Ein Schauer durch die warme Welt gegangen."

Zu den Dichtern, welche den Kindern das frühe Sterben als eine Art von Glück gönnen, gehört auch Lessing. Der „Tochter eines Freundes, die vor der Taufe starb", setzte er die Grabschrift:

„Hier liegt, die Beate heißen sollte
Und lieber sein als heißen wollte."

Nachdem sein Kind gestorben, gibt er ihm zerrissenen Herzens Recht, daß es von dieser Welt nichts wissen wollte. Am 3. Jänner 1778 schreibt er an Eschenburg: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur zu kurz. Und ich verlor ihn so ungern,

dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davonzumachen? —“ Und zwei Tage ſpäter an Karl Leſſing: „Ich habe nun eben die traurigſten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verluſt mir den Reſt meines Lebens ſehr verbittert haben würde. Sie war entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübſchen Jungen, der geſund und munter war. Er blieb es aber nur vierundzwanzig Stunden und ward hernach das Opfer der grauſamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder verſprach er ſich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn ſo gewaltſam einlud, und ſchlich ſich von ſelbſt wieder davon?“

Durch die Weltliteratur geht ein tiefes Mitleid mit der menſchlichen Creatur. In allen Tonarten erklingt das düſtere Lied, daß der Tod beſſer ſei als das Leben; geprieſen wird, wer ſchon als Kind abberufen worden. Aus dem Alterthum, das ſonſt dem Kinde nur eine geringe Stellung im Gedichte einräumt, tönen über die Jahrtauſende hinweg Stimmen zu uns herüber, welche frühen Kintertod preiſen. In „Oedipos auf Kolonos“ läßt der Chor ſich vernehmen:

„Nicht geboren zu ſein, o Menſch,
Iſt das höchſte, das größte Wort;
Doch, wofern Du das Licht erblickſt,
Acht' als Beſtes, dahinzugehen
Wieder, von wannen Du kamſt, im Flugſchritt.“

Nach demſelben Ziele weiſen die Worte des Euripides:

„Um Neugeborne müßte man lautklagend ſich
Verſammeln, die ſo großem Weh' entgegengeh'n;
Geſtorb'ne aber, welche von den Leiden ruh'n,
Glückwünſchend und frohlockend hingeleiten.“

Einem antiken Volke wird nachgeſagt, daß es über jede Geburt weinte, über jeden Sterbefall frohlockte. Wir Modernen drücken die

Trauer über den Verluſt eines Aſtes an unſerem Baum in anderer Form aus. Eduard v. Bauernfeld iſt unſer Dolmetſch:

„Ein Kind, ſo hold, ſo rein, voll Gottesgnade!
Du wirſt dereinſt ein Menſch wie wir; 's iſt jammerſchade!"

Franz Grillparzer ſchreitet in ähnlichem Geleiſe mit der Miene des Tragikers einher. Er läßt einen Engel an das Lager eines ſüß ſchlummernden Kindes treten:

„Er überſchaut im Geiſte den Sturm der kommenden Tage,
Dem die Eiche nur ſteht, welcher die Blume zerknickt;
Rauſchen hört er des Unglücks ſeelenmordende Pfeile,
Wider die Unſchuld und Recht nur ein zerbrechliches Schild;
Thränend ſieht er das Aug', das weich die Wimper bedecket,
Und zerſchlagend die Bruſt, welche jetzt athmend ſich hebt.
Banges Mitleid erfaßt die Seele des himmliſchen Boten,
Fragend ſieht er empor, und der Allmächtige nickt.
Da umfängt er den Nacken und küßt die zuckenden Lippen,
Spricht: „Sei glücklich, o Kind!" — und — der Kleine war todt!"

Hans Hopfen widmet „Peregretta's Kind" die Grabſchrift:

„Dein Leben war ein einziger Mutterkuß,
Ein kurz Erwachen aus den ernſten Träumen.
Nun ſchläfſt Du weiter unter dieſen Bäumen
Und weißt es nicht, wie bitter weinen muß,
Wer eine lange, bange Lebensnacht
Schlaflos bis an ihr letztes End' verwacht."

Joſef v. Eichendorff widmet ſeinem todten Kinde zehn Gedichte. In einzelnen derſelben bringt er ſeinen Schmerz wahrhaft ergreifend vor; ſo zum Beiſpiel, wenn er klagt:

„Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus.
Wir ſitzen einſam drinnen
Und lauſchen oft hinaus.
Es iſt, als müßteſt leiſe
Du klopfen an die Thür.
Du hätt'ſt Dich nur verirret,
Und kämſt nun müd' zu mir."

Dem Romantiker löſt ſich der Schmerz in einen Glaubensaccord auf:

„Und Jahre nah'n und geh'n,
Wie bald bin ich verſtoben —
O bitt' für mich da droben,
Daß wir uns wiederſeh'n."

Er baut auf Gott; iſt er durchgekommen, ſo werden ſie es wohl auch; das Schickſal lade Niemandem mehr auf, als er tragen könne:

Keinem gibt man mehr die Wind' im Schlauch,
Seit Ulyß ihn nicht in Acht genommen."

Das Kind iſt noch ganz Zukunft, noch ganz Geheimniß. Es erfüllt uns darum leicht mit einer reſpectvollen Scheu.

Friedrich Marx findet in der Kinderſtube ein Heiligthum. Graf Adolf Friedrich Schack („Der kleine Franz") gedenkt des wißbegierigen ſiebenjährigen Knaben, der geſtern noch arglos ſpielte und nun, nachdem er plötzlich geſtorben, vielleicht mehr von den ewigen Myſterien weiß als die Erwachſenen, die zurückgeblieben ſind.

Vertieft die Poeſie ſich nicht in reflective Betrachtung, ſo ſtimmt ſie gern Wiegen- und Schlummerlieder an. Béranger mit ſeiner jovial-ſpießbürgerlichen Phantaſie („La nourrice") läßt die Amme ſich die Zukunft ausmalen, wie der weibliche Säugling einmal einen Sohn haben, ihre Tochter aber die Amme dieſes Sohnes ſein werde:

„Dieu bénit ta famille:
Ma fille allaitera
Le fils qu'il t'enverra."

Paul Heyſe („Die Kinderfrau") hebt den Schleier von dem Herzen der Alten, welche ehedem eiferſüchtig die kleine Margarethe nicht einmal deren eigener Mutter gegönnt hat, jetzt aber damit einverſtanden iſt, daß die erwachſene Margarethe einem fremden Manne angehöre:

„Sie iſt ihm gar nicht feindgeſinnt,
Sie gönnt Dich ihm und lächelt ſchlau.
Wiegte ſie gern ein neues Kind,
Die kluge alte Kinderfrau?"

Albert Träger läßt in ein „Wiegenlied“ die leiſe Wehmuth über die irdiſche Vergänglichkeit einfließen:

„Schließe, mein Kind,
Schließe die Aeuglein zu,
Leiſe und lind
Sing' ich Dich ein zur Ruh.
Mütterlein wacht,
Schlafe, mein Kind, ſchlaf' ein —
Manch' bange Nacht
Werd' ich nicht bei Dir ſein.
Wenn Du dann weinſt,
Denke zum Troſte mein,
Die Dich dereinſt
Sang in den Schlummer ein.“

Unter dem Titel „Tod und Troſt“ widmet Adolf Wilbrandt ſeinem dahingegangenen Franz eine tiefempfundene Nachrede, und in der Geburt eines zweiten Kindes ſucht und findet er die Linderung ſeines herben Vaterſchmerzes. Er ſchlägt rührende Töne an:

„ . . . Die Knoſpe ſprang.
Dein Nam' war Hoffnung; Kind war nur Dein Name.
Mit off'nen Augen trankeſt Du das Licht;
Mit warmen Händchen tappteſt Du ins Leben,
Das rings in hoher Welle Dich umfloß:
Mit rührend holden Gliedern, ſchön gebildet,
Ein Denkmal unſ'res Bundes lagſt Du da,
Aus uns entſproſſen, ach, und uns gegeben.“

Neues Leben bietet Erſatz für das entſchwundene: Der Dichter läßt den kleinen Robert der Mutter einen Blumenſtrauß überreichen und dazu einen Gruß in Verſen, in dem es unter Anderem heißt:

„ . . . Nachblühender Flieder.
Geſchmückt mit Blumen ſank Dein Glück ins Grab.
Geſchmückt mit Blumen kommt das Glück Dir wieder.“

Wird das Kind nicht vorzeitig dahingerafft, ſo drängt ſich dem elterlichen Herzen der Wunſch auf, es möge weniger Herbes erfahren als die Eltern, es möge vor arger Enttäuſchung geſchützt bleiben.

Friedrich Bodenstedt („An mein Söhnchen") erwacht in seinem Kinde zu neuem Leben, er dünkt sich in ihm verjüngt und gibt ihm auf den Weg den Reisesegen mit:

„O möge Gott in Gnaden Dich bewahren
Vor allem Weh' und Leid, das ich erfahren:
Er segne Dich, mein Kind, mit beiden Händen!
Was mir versagt ward — mög' er Dir gewähren,
Was in mir trübe war — in Dir verklären,
Was in mir Stückwerk blieb — in Dir vollenden."

Friedrich Rückert hat das Begehr, dem Knaben möge das Dasein leichter werden, als es ihm gewesen:

„Jeden kleinen, großen
Stein in dieser Fluth,
D'ran ich mich gestoßen
Selber bis auf's Blut,
Möcht' ich aus dem Weg Dir, junge Brut,
Räumen, eh' Du selbst gebrauchst die Flossen."

Auf Rückert muß man sich übrigens beziehen, sobald man irgend eine der vielen Seiten des Capitels vom „Kinde in der Weltliteratur" in Betracht zieht. Natürlich macht er das Verhältniß der Eltern zum Kinde auch zum Gegenstande seiner Gesänge. Man müßte ihn unabläſſig citiren, läge nicht die Gefahr nahe, daß es den Hörer ermüdet, einer und derselben Stimme zu oft sein Ohr zu leihen. Ich lasse, um solcher Monotonie auszuweichen, Adelbert von Chamisso das Wort, der in „Frauenliebe und -Leben" die Freude wiederspiegelt, welche schon das zu erwartende Kind dem Hause bereitet:

„Bleib' an meinem Herzen,
Fühle dessen Schlag,
Daß ich fest und fester
Nur Dich drücken mag.
Hier an meinem Bette
Hat die Wiege Raum,
Wo sie still verberge
Meinen holden Traum;

Kommen wird der Morgen,
Wo der Traum erwacht,
Und daraus Dein Bildniß
Mir entgegen lacht."

Oskar v. Redwitz („Ein Hausbuch") gibt dem Vater Worte, der einen Sohn erwartet, und dem ein Töchterlein beſcheert wird:

„Ein Kind, doch iſt's ein Mädchen nur!"
Wie dumm und roh die Leute ſchwätzen!
Als ſei die ſüße Creatur
Als Mägdlein minder hoch zu ſchätzen!
Und doch, wie lieblich iſt ſein Bau,
Braun Haar und dazu Veilchenaugen!
Ach, wird das meiner liebſten Frau
So recht zum Herzenslabſal taugen!"

Aber ein Junge wäre dem Vater trotz alledem lieber geweſen:

„Und doch — was ſchießt mir durch den Kopf?
Ha, Satan, wolle weg dich heben!
Was haſt, gottlos armſel'ger Tropf,
Du mir für Spottgift eingegeben?
Doch nie ein Ohr vernehmen ſoll's,
Am letzten in der Wochenſtube:
Ha, wäreſt du nochmal ſo ſtolz,
Wär's Mägdlein ſtramm ein zarter Bube."

Giuſeppe Giuſti, unter Italiens neueren Dichtern der Beſten einer, zeigt die Mutter, die mit zärtlicher Geberde an dem kleinen Bette ſitzt. Sie nimmt ſich vor, dem Sohn untadelig reinen Sinn einzuflößen. Der Herr möge ihm Glück und Segen gewähren, doch ſollte der Sohn Leiden erfahren durch ein fremdes Weſen, dann halte er ſich gegenwärtig, daß Niemand ihn ſo liebe wie die Mutter:

„Einſam und tiefverſtummt in tauſend Schmerzen
Wirſt du zur Mutter flieh'n in deinem Harme,
Dich bergen ihr im Arme
Und ruh'n an dieſem wandelloſen Herzen!"

In Naturlauten, welche uns mit unwiderſtehlicher Gewalt packen, ſingt Ada Chriſten das Weh der Mutter, welche das Leben des Kindes entweichen ſieht:

„Es preßt mir Kopf und Herz zuſammen,
Die Luft, ſie flimmert blutigroth —
Stirb nicht! Mit Dir ſtirbt Alles, Alles —
Mein letzter Halt wär' mit Dir todt."

Nicht die feinſte Frauenſeele kann liebevoller zu einer neuen Generation ſprechen als Franz Dingelſtedt, der ſonſt ſo kauſtiſche, zu ſeinen Enkeln. Dieſe wurden in Trieſt erzogen; der Großvater fürchtete, ſie könnten dort ihr Bischen Deutſch verlernen, und ſo verlangte er, „Tante Suſi" ſolle ihnen ein deutſches Märchenbuch vorleſen. Er hofft (die Verſe wurden vor dem großen deutſch-franzöſiſchen Krieg geſchrieben), die Kinder werden Deutſchland auf ſtolzer Höhe erblicken — („Wir Alten ſahen, unbeglückt — Das heilige Reich zerſtückt, zerdrückt"), und er ſtellt ſich vor, wie ihre deutſche Abſtammung ihnen ein erhöhtes Selbſtbewußtſein verleiht:

„Dann ruft Ihr hoch und wohlgemuth,
In uns auch fließt das deutſche Blut!
Der Großpapa, nun manches Jahr
Schon todt, ein deutſcher Dichter war.
Der hat in einer Frühlingsnacht
Eigens für uns dies Lied gemacht.
Alljährlich ſprecht Ihr's als Terzett,
Zum Wiegenfeſt an Mammi's Bett.
Sie kehrt ſich ſtill abſeits zur Wand
Und flüſtert: Vater . . . Vaterland!"

Hat Dingelſtedt in der Rolle des Großvaters nur flüchtig gaſtirt, ſo predigt Victor Hugo in einem dickleibigen Bande „L'art, d'être grand-père", ein für franzöſiſche Anſchauung durchaus charakteriſtiſcher Buchtitel. Nicht eine natürliche Miſſion, ſondern eine mit Bewußtſein auszuübende Kunſt dünkt Hugo das Großvaterthum . . . Seinem literariſchen Charakter entſprechend, verfällt Hugo unaufhörlich in Phraſen, in Großſprecherei, in Maulheldenthum. Er glaubt, den Zauber des Kindes am ſchlagendſten zu erweiſen, wenn er anführt,

daß dieſer Zauber ſogar ihn, den Mächtigen, den Sieggewohnten, überwältigt habe. Aber er findet auch reizende, oft geradezu überraſchende Wendungen. So zum Beiſpiel, wenn er beſchreibt, wie ſeine Enkelin Jeanne die erſten Sprechverſuche macht und Gott „als ein guter, alter Großvater“ entzückt zuhört; wenn er erzählt, Jeanne habe von ihm den Mond verlangt, doch zum Glücke ſei Gott ſo klug, ſich vor den Großvätern geſchützt zu haben, ſonſt würden dieſe ihm die Geſtirne wegnehmen u. ſ. w.

Weil ſchon von einem franzöſiſchen Dichter die Rede iſt, verweiſe ich auch gleich auf Alphonſe Daudet, der in ſeinem Erſtlingswerke, den „Amoureuses“, die kleinen Kinder beſingt, die ſo leicht entſchwinden, weil ſie vor den Sternen und den Blumen — malheur à nous! — die Flügel voraus haben, mit denen ſie die Welt raſch wieder verlaſſen können. „Ihr ſeid jedem Hauſe, was die Blumen dem Raſen, was der helle Stern dem Himmel, was ein wenig Waſſer dem gebeugten Rohr iſt“:

„Vous êtes à toute maison
Ce que la fleure est au gazon,
Ce qu' au ciel est l'étoile blanche,
Ce qu' un peu d'eau
Est au roseau
Qui penche.“

Aehnliche Klänge, gemiſcht aus Luſt an dem Kinde und wehmüthiger Erwägung des Lebenskampfes, ziehen ſich durch die meiſten hiehergehörigen Aeußerungen der deutſchen Poeten. Rudolf v. Gottſchall findet, daß dieſe Miſchung ein packendes Symbol ſei. Er ſieht eine Schaar Knaben bei drohendem Ungewitter harmlos ſpielen:

„Doch mir iſt aufs Herz gefallen,
Was Euch einſtens quält und drängt,
Da das Leben über Allen
Wie ein ſchweres Wetter hängt.“

Stefan Milow entſetzt ſich darüber, daß das Kind ſchon den Fluch der Armuth zu ahnen beginne. Er will es tröſten:

„Entwölke Dich! Du darfſt Dich reicher achten
Als all' die Andern, deren Glück nur Schein,
Die heiß mit allen ihren Schätzen ſchmachten:
Du biſt ein Kind — der Himmel iſt noch Dein!“

Der Wanderer, der schon vorangeschritten den Pfad der Ueberwindung dieser Welt, schöpft für das Kind wohl die Zuversicht, es werde solche Ueberwindung auch wacker zu Stande bringen. Alfred Meißner wird bitter, da er das Kind des Armen auf seinem dürftigen Bette von Stroh erblickt. Er endet mit der Frage: „Schafft Gott die Schönheit für die Sünde? Schafft er das Leben für den Tod?" — In dem Gedichte: „Des Kindes Weinen im Schlafe" meint Moriz Hartmann, daß der Schmerz da eine Art von Probe abhalte:

„Wie Harfen ist jedwedes Herz besaitet,
Es ist der Schmerz, deß Hand darüber gleitet,
Der noch bis jetzt den Preis im Lied errang:
In dieser Stund' ist er, trotz Nachtgebeten,
Zu präludiren, an das Bett getreten,
Versuchend seiner künft'gen Harfe Klang."

Wo viel Schatten, ist auch viel Licht. Gibt die Kindheit den Dichtern Anlaß zu schmerzlichen Aeußerungen, so liefert sie anderseits Stoff genug, um den freien Humor walten zu lassen. Ich sehe hier von den Anthologien ab, in welchen angebliche „Kinderworte" zu Hunderten gesammelt werden, denn sie tragen zumeist den Stempel des handwerksmäßig Gemachten. Im Reflex der Dichtung stellen kindliche Einfälle sich mit der Wirksamkeit des der innersten Menschennatur Abgelauschten dar. Vielleicht noch nie ist die urthümliche Kraft der Kindesnaivetät so drastisch wiedergegeben worden, wie in Andersens Märchen: „Des Kaisers neue Kleider". Zwei Betrüger haben dem Kaiser ein angebliches Prachtgewand gewebt, das für dumme Menschen unsichtbar sei. Und nun zieht er in diesem Gewande, das heißt: im Hemde, durch die Straßen, und da Niemand, auch nicht der Kaiser, als dumm gelten mag, thut alle Welt, als bewundere sie das Prachtgewand . . . „Aber er hat ja nichts an!" sagt endlich ein kleines Kind. „Hört die Stimme der Unschuld!" sagte der Vater; und der Eine zischelt dem Andern zu, was das Kind gesagt hat. „Aber er hat ja gar nichts an!" ruft zuletzt das ganze Volk . . . .

Carmen Sylva, die Rumänenkönigin, belustigt uns unter dem Titel: „Aus dem Ei gekrochen" mit einer Mädchenidee. Das kleine Mädchen will durchaus Mutter werden. Es wünscht sich zwölf Buben, und Mädchen „ganze Heerden". Im Geiste geht sie mit ihren Knaben

ſpazieren, das Jüngſte trägt ſie auf dem Arm und gibt ihm zu trinken. Die Verwirklichung der Träume ſcheint ihr freilich ein wenig in die Weite gerückt:

„Wie meine Mutter bin ich bald,
Die hat auch viele Kinder;
Ach! wär' ich doch wie ſie ſo alt,
Dann hätt' ich ſie geſchwinder."

In neueſter Zeit hat ein junger Schriftſteller, Julian Weiß, mit den „Memoiren eines Wickelkindes" einen luſtigen Beitrag zu der Literatur geliefert, welche ich hier im Auge habe. Er bewegt ſich im Kreiſe der amerikaniſchen Humoriſten, die das Unwahrſcheinlichſte mit unerſchütterlichem Ernſt vortragen. Den Säugling Robert, den „Helden" ſeines Buches, läßt er ſogar dichten. An Elſe richtet Robert das Bekenntniß:

„Ich ſah Dich einmal und nicht wieder,
Doch unvergeßlich iſt Dein Weſen,
Ich dichte Dir zehntauſend Lieder . . .
Du Glückliche! — Du kannſt nicht leſen!"

Von demſelben Autor ſtammt:

Des Säuglings Klage.

„Wer nie den Thee mit Thränen trank
Und nie in kummervollen Tagen
In ſeine Wiege weinend ſank,
Der kennt ſie nicht, die Säuglings-Plagen.
Man legt ihn in die Wiege dort
Und läßt den Menſchen — Säugling werden;
Dann ſchickt man ſeine Amme fort . . .
So lernt man hungern hier auf Erden."

Neben dem Heiteren liegt im Kinderleben der düſtere Ernſt. Suchen wir den letzteren, ſo tritt uns das verwaiſte Kind entgegen. In Boz-Dickens hat es einen meiſterlichen Schilderer gefunden. Der große engliſche Schilderer verſtand es, in den Rahmen ſeines Romanes: „Oliver Twiſt" ein von ſchwerem Schickſale beladenes Kinderdaſein einzufügen. Niemand wird an der Hand dieſes Seelenmalers ohne

tiefe Ergriffenheit die Erlebniſſe des im Armenarbeitshauſe zur Welt gekommenen Knaben verfolgen, der im zarteſten Alter die tiefſten Bitterniſſe durchkoſten muß, wie eine willenloſe Sache hin- und hergeworfen wird, mißhandelt, beleidigt, verleumdet, gedemüthigt wird, in die Geſellſchaft von Verbrechern geräth, welche ihn für ihr ſchreckliches Handwerk erziehen wollen, nur durch wunderſame Fügungen — welche von der reichen Phantaſie des Autors erſonnen und combinirt wurden — unter günſtigen und geklärten Verhältniſſen in das Mannesalter tritt und dann mit freudiger Ruhe auf die vielfach verſchlungenen Wege zurückblicken kann, die er frühzeitig durchſchritt. Nichts Ergreifenderes läßt ſich denken, als das Verhältniß Olivers zu dem krank dahinſiechenden Kirchſpielkinde Dick — dem letzten Weſen, das Oliver ſieht, ehe er, von Verzweiflung getrieben, dem Leichenbeſorger Sowerberry entflieht, um nach London zu wandern — und das ihm auf Olivers Troſt, er werde wohl noch geſund und glücklich werden, in frühreifer Reſignation die Antwort gibt: „Ich hoffe es, wenn ich einmal todt bin, aber nicht früher. Ich fühle, daß der Doctor Recht hat, Oliver, denn ich träume immer von dem Himmel, von Engeln und von freundlichen Geſichtern, die ich nie ſehe, wenn ich wach bin.“

In dieſen beiden Kleinen verkörpert ſich die Tragödie einer Kindheit ohne leitende und ſchützende Liebe — der Blume vergleichbar, auf welche kein Tropfen Thau niederfällt — und damit iſt eines der ſchmerzlichſten Capitel berührt, welche das Thema vom „Kinde in der Weltliteratur“ aufzuweiſen hat.

Keine Waiſe, aber mit dem Fluche behaftet, der Sohn einer leichtſinnigen Frau mit einem „Vogelgehirn“ zu ſein, erweckt Jack, der Held von Alphonſe Daudets gleichnamigem Roman, unſere tiefſte ſchmerzliche Theilnahme. Der franzöſiſche Dichter ſchritt in den Fußtapfen Boz-Dickens', als er in „Jack“ — er ſelbſt nennt ſein Werk ein „Buch des Mitleids, des Zornes und der Ironie“ — das unglückliche Kind im Kampfe mit dem Schickſale zeigte. Jack — mit „k“, wie ſeine Mutter hervorhebt — iſt der Sohn einer Pariſer Lebedame, die ſich Ida de Barancy nennt, aber wahrſcheinlich nie ſo geheißen hat. Die Tragödie dieſes Kinderlebens beginnt an dem Tage, da — während die Mutter ſich irgend einer rauſchenden Vergnügung hingibt — der Kutſcher und das übrige Geſinde beſchließen, Jack im Gymnaſe

Moronval erziehen zu laſſen. In dieſem zweifelhaften Inſtitut taucht als Gegenſtück zu Jack der kleine Sohn des Königs von Dahomey auf; nachdem für den Prinzen eine Zeit lang kein Schulgeld bezahlt worden, behält Herr Moronval ihn nur als Aushängeſchild, aber die kleine ſchwarze Hoheit muß den Boden fegen und die niedrigſten Dienſtleiſtungen verrichten, bis ſie, von Heimweh übermannt, entfliehen will, zurückgebracht wird, erkrankt und ſich von einem Quackſalber zu Tode muß curiren laſſen. In Jacks Leben folgt eine ergreifende Epiſode der anderen. Nachdem ſeine Mutter ſich lange nicht um ihn gekümmert, macht er ſich auf und wandert Stunden und Stunden hindurch zu Fuß nach dem Landſitze, wo Mama ſich mit Herrn d'Argenton, dem geweſenen Literaturprofeſſor im Inſtitut Moronval, niedergelaſſen hat. Mit elf Jahren kommt er in die Gewerkſchaft zu Indre; ſein Quaſi-Stiefvater d'Argenton hat es ſo beſchloſſen und Mama mit dem Vogelgehirn denkt nicht weiter nach, ob das das Richtige ſei. Er verroht geiſtig und ſiecht körperlich hin. Als Arbeiter kommt er einmal in den Verdacht, geſtohlen zu haben, wird aber als unſchuldig erkannt — zum Aerger d'Argentons, der ſich ſchon vorbereitet hatte, ihm eine ſalbungsvolle Strafpredigt zu halten. Jack wird Schiffsheizer, lernt als ſolcher Branntwein trinken, wird verkrüppelt bei Gelegenheit eines Schiffbruches, kehrt heim und wird Redactionsdiener bei der „Revue des races futures", welche d'Argenton mit dem Betrage von zehntauſend Francs gegründet, die Ida von Jacks muthmaßlichem Vater erhalten. Zum Schluſſe ſeines jungen Lebens, da er eine Beſchäftigung gefunden, ſucht ſeine Mutter, die von d'Argenton ruinirt worden, bei ihm Zuflucht, geht ihm aber eines Tages wieder zu d'Argenton durch. Jacks Geſundheit hält endlich all' den Bitterniſſen und Aufregungen, die über ihn hereingeſtürmt, nicht Stand, und ſo ſieht er dem Tode entgegen. Die Mutter weilt nicht an ſeinem Sterbebette, und da bricht es klagend aus ihm hervor: „Was mein Leben Trauriges enthielt, kam nur von ihr; mein Herz iſt eine einzige Wunde in Folge der Schläge, welche ſie ihm verſetzt hat. Sie hat mich getödtet, aber ſie will mich nicht ſterben ſehen . . ." Die Weltliteratur hat wenig Bücher aufzuweiſen, in welchen ein Kinderſchickſal ſo herzbewegend dargeſtellt wird wie in „Jack". Es ſind kleine Züge darin, welche beredter wirken als die ausführlichſten Darlegungen und Beſchreibungen. Unſer Auge bleibt nicht trocken, wenn wir leſen, daß Jack, der in der erſten Kind-

heit sinnlos verwöhnte Cocottensohn, in der Gewerkschaft der „Azteke“ genannt wird, weil er ein so kleiner und schwächlicher Junge ist, und daß „Madame Ida de Barancy“ — offenbar im Auftrage des wackeren d'Argenton — ihm Vorwürfe macht, warum er sich nicht besser zum Arbeiter qualificire — wahrscheinlich, schreibt sie ihm, achte er nicht hinlänglich auf seine Gesundheit und trage bei kühlem Wetter nicht das Foulardhemd, das sie ihm mitgegeben. In einer Anwandlung von falscher Mutterliebe drückt sie ihr Erstaunen darüber aus, daß er, nach seinen Mittheilungen, sein englisches Costume nicht anlege . . .

Eine andere, aber auch ungemein packende Art von Kinder-Charakterstudie gibt Marie v. Ebner-Eschenbach in ihrem Roman: „Das Gemeindekind“. Ihre starke Gestaltungskraft bewährt sich an Pawel Holub, dem Kinde eines Mörders, einem unter der Hefe des Volkes aufwachsenden Wildling, in welchem ein unbeugsamer, zügelloser Trotz lange Zeit jede in ihm schlummernde gute Regung niederhält, einem Jungen, der lieber jeden Verdacht auf sich ladet, als daß er im gegebenen Moment ein versöhnendes Wort spräche. Wie in diesem verwilderten Gemüthe die Liebe zu seiner Schwester erblüht, wie der störische, verkommene Junge sozusagen widerwillig nach einem Menschenherzen sucht, an das er sich lehnen, dem er sein Leid klagen kann — das Alles ist meisterlich ausgeführt. Aus dem Kinde wird auf dem Entwicklungsgange zum Jüngling und zum Manne ein braver geläuterter Mensch — was uns aber hier interessirt, das ist nur das eigenartige, manchmal in seiner Herbheit und Ungeschminktheit geradezu unheimliche Bild, welches Marie v. Ebner mit sicherem Pinsel auf die Leinwand wirft.

Unter den Dichtern und Schriftstellern aller Nationen haben sich immer auch welche versucht gefühlt, dem Kinderleben nur das witzig und heiter Episodische zu entnehmen. Dieses Genre ist in Frankreich besonders stark gepflegt worden; speciell der Zeichner und Schriftsteller, der Caricaturist mit Stift und Feder, Gavarni (er hieß mit seinem bürgerlichen Namen Guillaume Sulpice Chevalier) war nach dieser Richtung unablässig thätig. Er erfand den in der ganzen Welt populär gewordenen Gattungsnamen „Enfants terribles“ für die Kinder, welche all das sagen, was sie nicht sagen sollen — nach dem Muster des Knaben, der einen Gast mit den Worten empfängt: „Sind Sie der lange, trockene Mensch, der immer gerade zur Essenszeit

kommt? Papa iſt nicht zu Hauſe . . ." Bedauern wir den alten Herrn, der dem Enfant terrible verſpricht: „Mein Engel, ich habe Dir Bonbons mitgebracht und wenn ich weggehe, werde ich Dir ſie geben," und darauf die Antwort hören muß: „Gib mir die Bonbons ſogleich und geh' dann fort." Gavarni verleiht dem Manne eine beſtürzte Phyſiognomie, dem ein Knabe verſichert: „Es iſt wahr, Du haſt Augen wie die Laternen Deines Cabriolets, Clémence hat Recht" . . . Bei Tiſche, während ein Gaſt zugegen iſt und das Huhn ſervirt wird, erkundigt ſich der kleine Schreckensmenſch: „Mama, iſt dieſes Gericht das crepirte Thier, von dem Du heute Früh ſagteſt, für ihn ſei es gut genug?" . . . Ein Genoſſe dieſes Knaben interpellirt einen Beſucher: „Iſt's wahr, Herr v. Aiby, daß Du jeden Pfennig viertheilſt? Wie macht man denn das?"

Papa, Mama und Bébé unternehmen eine Promenade. „Mama," meldet Bébé, „da iſt der Herr aus dem Luxembourggarten vorübergegangen . . . . Du weißt . . . . von dem Du ſagteſt, er ſei ein guter Freund von Papa . . . . Er hat nicht gegrüßt . . . . So ein Grobian!" — Papa hört zum Glücke nicht, wie Bébé, während man ſich zum Speiſen begibt, Mama bittet: „Ich war ſehr brav — aber nicht wahr, nach dem Eſſen gehen wir zu unſerem guten Freunde?" Mama gebietet ihm mit erhobenem Finger Schweigen.

Wir ahnen eine ganze Complication von Herzensbeziehungen, wenn das Söhnchen ſich zum Vater äußert: „Du weißt nicht, Papa? Dieſer dumme Moriz hat Mama zu Thränen gebracht — was bekümmert es ihn, daß Du Herrn von Albert zum Speiſen einladeſt?" . . . . Auf unſer Combinationsvermögen verläßt ſich Gavarni auch, wenn er einem Enfant terrible die Worte in den Mund legt: „Mama ſchrieb an Herrn Prosper. Papa ſah den Brief — der gerieth in ſchrecklichen Zorn, weil der Brief einen Fehler enthielt." So oft ſich Anlaß dazu bietet, bekommt hinwieder Mama erbauliche Dinge über ihren Eheherrn zu hören — das iſt die Kehrſeite der Medaille.

Bei Gavarni, wie bei Guſtave Droz, deſſen mit dem Kinde in anmuthigſter Weiſe kokettirendes Buch „Monsieur, Madame et Bébé" in mindeſtens hundert Auflagen verbreitet iſt, vergällt der frivole Beigeſchmack uns die reine Freude an dieſen Darbietungen aus dem Leben der Kleinen.

Droz ſieht es als ſeine Hauptaufgabe an, die Eltern in ihrem Verhältniſſe zum Kinde zu zeigen. Nach ſeiner Darſtellung wären die

Väter in ihre Kinder viel verliebter als die Mütter — es ist da ein Stück Autorenstolz mit im Spiele. Und da seine Feder diejenige eines Mannes ist und dennoch für die Intimitäten der Kinderstube die feinsten Töne findet, müssen wir wohl glauben, daß die Väter es in der Vergötterung ihrer Sprößlinge den Müttern gleichthun. Den Zauber der Kinderwäsche verkündet er mit unbestreitbarer Virtuosität. Er läßt uns in die Seele des Vaters schauen, der in Bébé mit unbegreiflich scharfsichtigem Auge die Keime zu den bewundernswertheſten Eigenschaften entdeckt. Das Kind hat den Wunsch, Mann zu werden, es träumt von der ersten Hose. Der Vater sehnt dieses Wahrzeichen herbei, die Mutter fürchtet es. Wir sind Zeugen, wie das kleine Menschenexemplar sprechen lernt, und wir lauschen dieser Sprache, die sich zumeist des Infinitivs bedient; wir werden belehrt, daß das Kind genug leiste, wenn es passiv sich lieben läßt. Wir bekommen Bébés Miniaturschuhe zu sehen. Wir lernen, daß die Elternliebe in den prosaischesten Episoden Kundgebungen von entzückendster Poesie erblickt. — Papa spielt mit dem Kinde, als wäre er selbst eines. Bébé will General werden, und es beharrt bei diesem Projecte, selbst wenn es sich widerwillig schneuzen läßt. Als Vater und Kind einmal im Walde von heftigem Regen überrascht werden, steckt Papa das fünfjährige Bébé in seinen Ueberrock — man fühlt sich versucht, dieses Genrebildchen mit dem Stifte nachzuzeichnen. Als Probe von Droz' Manier möchte ich ein paar Zeilen aus dem Capitel „Petite botte“ wiedergeben. Papa erinnert sich daran, wie er jeden Abend dem Kleinen die Strümpfchen auszog: „Ich sagte: Eins — Zwei .... Und er, in seinem großen Nachthemde, die Arme versteckt in den Aermeln, die ihm zu lang waren, erwartenden leuchtenden Auges, bereit, in ein helles Lachen auszubrechen, das entscheidende „Drei“. Endlich, nach tausend kleinen Neckereien, welche seine Ungeduld erweckten und mir erlaubten, ihm fünf oder sechs Küsse zu rauben, sagte ich: „Drei!“ Der Strumpf flog weit weg. Das war dann eine tolle Freude. Er lehnte sich über meinen Arm und streckte die Beine in die Luft.“

„Arme Väter, die nicht verstehen, so oft als möglich Väter zu sein, sich auf dem Teppich zu wälzen, Pferd zu spielen, den Wolf vorzustellen, das Kind zu entkleiden, das Bellen des Hundes und das Brüllen des Löwen nachzuahmen, zu beißen, ohne zu verletzen, und sich hinter Lehnstühlen so zu verstecken, daß das Kind sie sehen kann.“

Machen wir noch einen Augenblick Halt bei dem franzöſiſchen Schriftthum, um die wirklich ſchönen Verſe aus Emile Augier's „Gabrielle“ anzuführen:

„Nous n'existons vraiment que par ces petits êtres
Qui dans tout votre coeur s'établissent en maîtres,
Qui prennent votre vie et ne s'en doutent pas
Et n'ont qu'à vivre heureux pour n'être point ingrats.“

Kinderworte feſtzuhalten, iſt für den Dichter, den Schriftſteller etwas Verlockendes. Sogar Victor Hugo hat ſich nicht verſagt, drollige Einfälle von Kindern zu fixiren. Im Thiergarten imponirt ein Miniaturmenſch ſeinen Altersgenoſſen mit der wiſſenſchaftlichen Erklärung: „Les lions, c'est des loups“, und vom Elephanten wird verkündet: „Er hat Hörner im Mund.“

In dieſer Rundſchau darf aus dem weiten Kreiſe dichteriſchen, literariſchen Schaffens auch das Kind fin de siècle nicht unerwähnt bleiben. Die vielſchreibende Franzöſin Gyp (Vicomteſſe de Mirabeau-Martel) iſt ſeine Schöpferin. Sie nennt es „Bob“ und führt es als einen altklugen, frühreifen Jungen vor, als eine modernſte Spielart des „Enfant terrible“. Bob iſt nicht naiv, er ſpricht Alles mit Bewußtheit, er beurtheilt Welt und Menſchen wie ein Alter, und wenn er ſich mit Aufgaben befaßt, die ſeinen Jahren entſprechen, ſo will er, daß man ihm dafür Dank wiſſe als für einen Act beſonderer Herablaſſung. Sein Erzieher hält ihm einen Vortrag aus der römiſchen Geſchichte. „Wie wäre es, Herr Abbé,“ ſagt er, „wenn wir heute die alten Römer bei Seite ließen und ein wenig von den letzten Wahlen ſprächen?“ Dabei meidet er das reine Franzöſiſch und gefällt ſich in einem Pariſer Patois, das ſelbſt dem verhärtetſten Boulevard-Flaneur Aeußerungen des hellen Entzückens ablocken muß.

Blicken wir — ſtatt weitere Beiſpiele aus internationalen Leſefrüchten mitzutheilen — auf das zurück, was hier wiedergegeben, charakteriſirt oder angedeutet wurde (von einer Vollſtändigkeit kann bei dieſem Verſuche ohnehin nicht die Rede ſein), ſo gewinnen wir die Ueberzeugung, daß die deutſche Literatur in unſerem Capitel ſich glänzend behauptet, wie überall da, wo Gefühl, Gemüth, Empfindung die Feder zu führen haben. Der Dichter mag das Kind voller begreifen als jeder Andere, denn er muß allezeit ſelbſt ein Stück Kind bleiben —

von dieſem ſoll er die Urſprünglichkeit, vom reifen Alter die Weisheit beſitzen. Unter allen Nationen hat Niemand beſſer als der Deutſche das Kind verſtanden — es ſcheint, daß uns jene Miſchung von Naivetät und Geiſteshoheit als nationales Erbe gegeben iſt — und unter den Deutſchen hinwieder iſt es Goethe, dem wir die Palme reichen. Was zu Ehren des Kindes auch geſungen und geſagt wurde, Nichts reicht an den Zauber von Werther's Verſicherung heran, daß er ſich nicht enthalten konnte, Lottens jüngſtes Brüderchen „ungeachtet ſeines kleinen Rotznäschens“ zu küſſen.

Gedichte

von

Carl Grafen Coronini.

Wald und Sturm.

Sie war ſo ſchön wie nichts auf dieſer Erde,
Von unſchuldvoller Jugend hold gekrönt,
Mit vollſtem Liebreiz war in der Geberde
Bewegung hold mit ſanfter Ruh' verſöhnt.

So ſchritt ſie einſt mit ahnungsloſen Blicken
Dem Walde zu; — es lockte ſie ſein Grün,
Es lockte ſie, mit lieblichem Entzücken
Sein Fächeln, Keimen, Sproßen, Blüh'n.

Und wie ſie ſanft des Waldes Saum betreten,
Da hielt er lauſchend ſeinen Athem an.
Oh, könnte er für dieſen Engel beten,
Er hätte es — der dunkle Wald, gethan.

Halt! rief er zu dem Laub, du ſollſt nicht rauſchen,
Weich' aus, Geſtrüpp', mit Dornen ſpitz und kraus,
O, laßt mich ihren Odem ſtill belauſchen!
Vielleicht ruht ſie in meinem Schatten aus.

Dann ſchüttelt er ihr Blüthen zu den Füßen
Und hüllt ſie ein in harz'gen Kieferduft,
Läßt dort und da das Laubdach ſich erſchließen,
Damit ſie ſchau' des Himmels blaue Luft.

Der Sturmwind aber hoch vom Berge oben,
Der ſah ſie ſinnend wandeln in den Wald,
Da ſchoß er wild mit fürchterlichem Toben
Die Höh' hinunter neidiſch, ohne Halt.

Und heulend raſ't er in des Waldes Stämmen,
Und kämpft mit ihm, als wollt' er ihn verweh'n,
Da gibt's ein Ringen, Stöhnen, Peitſchen, Stemmen,
Erliegen hier und dorten Auferſteh'n.

Wo zornerfüllt des Sturmes Woge zittert,
Webt ſich zum Siegeskranz der Eiche Laub,
Wenngleich ſo mancher Baum zerſchellt, zerſplittert,
Im Todesächzen hinſank in den Staub.

Doch ruhig wird es zwiſchen beiden Rieſen;
Der Herr des Kampfes bleibt der grüne Wald,
Der Sturmwind fährt hinauf die Bergeswieſen,
Gedämpfter Stimme — bis ſie ganz verhallt.

Sie aber ſah das Spiel ganz unbeklommen,
Sie ahnte nicht, daß ihr das Streiten galt;
Und ohne Hehl, ſo wie ſie war gekommen,
So ging ſie ruhig heimwärts aus dem Wald. —

Gallorchio.

Eine wahre Begebenheit.

Nach Baſtia's weitem Hafen
Auf der wunderſchönen Inſel,
Die des beſten Malers Pinſel
Höhniſch könnte Lügen ſtrafen,
Schritten emſige Lucheſen
Mit der Arbeit kargem Lohne,
Den ſie kaum in jener Zone
Mühevoll, im Schweiß erleſen. —

Als sie so des Weges gingen,
Jeder an die Heimath dachte
Und ihr Herz vor Freuden lachte,
Ihren Sold nach Haus zu bringen,
Wie ein Blitz, wenn's ringsum heiter,
Tönt ein — „Halt!" in ihren Ohren:
„Ohne Gnad' seid Ihr verloren,
Macht Ihr einen Schritt noch weiter!
Kennt Gallocchio Ihr, den Räuber?
Niemand nennt ihn ohne Bangen;
Euer Geld ist mein Verlangen,
Gebt's, und rettet Eure Leiber!"
Wie die Wort' er ausgestoßen,
War er schrecklich anzuschauen,
Nur mit innerlichem Grauen
Sah'n auf ihn die Leidsgenossen.
Furchtbar blitzten seine Blicke,
Furchtbar blitzten seine Waffen,
Keine Hilfe war zu schaffen,
Als Ergebung in's Geschicke!
„Ach, wir sind ja gern erbötig
Alles, Alles Euch zu geben,
Lasset uns nur unser Leben,
Und den Schiffslohn der uns nöthig
Nach Livorno's Sandgestade,
Unsre Heimath zu erreichen!
Lasset, lasset Euch erweichen,
Habt Erbarmen, übet Gnade!" —
„Nein, mein Handwerk ist nicht Handeln,
Alles Geld müßt Ihr mir geben,
Und dann möget mit dem Leben
Ihr den Weg zur Heimath wandeln!"
Zitternd lieferten die Habe
Sie in seine gier'gen Hände,
Denn sie sahen schon ihr Ende,
Sah'n sich vor dem offnen Grabe! —
Traurig wanderten sie weiter,
Ihre Lage überdenkend
Und den Blick zur Erde senkend,
Denn vor ihnen lag's nicht heiter.
Und schon standen sie im Schatten
Eines dunklen Eichenhaines,
Wo der Glanz des Sonnenscheines
Kaum erreicht die grünen Matten.

Hier ein Bißchen zu verweilen
Hatten endlich ſie beſchloſſen,
Um dann bettelnd, unverdroſſen
Ihrem Ziele zuzueilen.
Sieh, wie dort die Zweige wanken!
Wie ein Geiſt kam es entgegen
Aus dem Dickicht, ganz verwegen
Ueberwindend Dorn und Ranken,
Und es ſpricht: „Gallocchio ſtehet
Leibhaft hier vor Euch, Ihr Männer,
Und, ſeid Ihr des Landes Kenner,
Wißt Ihr, wie es jenen gehet,
Die ihm kecklich widerſtreben,
D'rum gebt her, was Ihr beſitzet,
Noch bevor die Büchſe blitzet
Und Ihr eingebüßt das Leben." —
Waffenſtarr bis an die Zähne
Stand er da; des Aug's Gefunkel,
Wie die Tollkirſch blau und dunkel,
Und das Haar, des Löwen Mähne;
Wie aus Marmelſtein gehauen
Strotzten die gewalt'gen Glieder,
Und die Hüften fielen nieder,
Wie die Bildner Götter bauen,
Ja, vergleichbar dem Alcides
Ragte er, ein Bild der Stärke,
Ein Modell antiker Werke,
Ein Object des griech'ſchen Liedes.
„Wie?" rief einer der Luccheſen,
„Ihr Gallocchio? — Keine Stunde
Iſt's noch her, daß er, im Bunde
Mit der Hölle, hier geweſen!
Alles hat er uns geraubet
Bis auf's arme, nackte Leben,
Daß uns noch die Glieder beben;
Unterſucht, wenn Ihr's nicht glaubet."
„Ha! des elenden Halunken;
Meinen Namen ſo mißbrauchen!
Warte, bald wirſt du verhauchen
Deinen letzten Lebensfunken!
Er iſt bloß des Meiſters Affe,
Dieſer Popanz ohne Ehre!
Freut Euch Leute, denn ich ſchwöre,
Daß ich euch Vergeltung ſchaffe.

Kommt und zeiget mir die Fährte,
Wo der Wolf Euch angefallen;
Ich entreiße ſeinen Krallen
Was er frech von Euch begehrte."
Hui! Da ſprangen die Bedrängten
Freudig auf von ihrer Stätte,
So daß gleichſam um die Wette
Dank und Thränen ſich vermengten
Friſchweg eilten ſie behende,
Ihren Retter in der Mitte,
Mit der Hoffnung kühnem Schritte
Hin zum buſchigen Gelände,
Wo der Schelm ſich hielt verborgen
Mit der friſch geraubten Habe;
Ahnungslos, doch nah' dem Grabe,
Dacht' er nicht an heut' und morgen.
Auf die Erde hingeſtrecket
Wo ſich Zweig' an Zweige ſchmiegen,
Fanden ſie ihn ſchlummernd liegen,
Von des Waldes Laub bedecket. —
„Auf! Betrüger" rief der Meiſter,
„Auf, Du jämmerliche Fratze!
Jetzt biſt Du in meiner Tatze,
Ausgeburt der Lügengeiſter!"
Gegen ſeine Stirn', die bleiche,
War Gallocchio's Rohr gerichtet.
„Unſer Streit iſt bald geſchlichtet,
Rühr' Dich, und Du biſt zur Leiche!
Alles, was in Deinen Händen,
Sei nun dieſer armen Leute.
Weißt Du nicht, daß ſolche Beute,
Unſer Handwerk kann nur ſchänden?"
„Nein, nur was er uns genommen!"
Riefen flehend die Luccheſen,
„Nur was eigen uns geweſen,
Fremdes Gut wird uns nicht frommen."
„Alles; hier hab' ich zu ſprechen,
In den Wäldern bin ich König,
Nur das Eure wär' zu wenig!
Eure Qual auch muß ich rächen!" —
Still befolgt der Doppelgänger
Des Gallocchio deſſen Willen.
„Dein Gebot will ich erfüllen,
Und ich widerſteh' nicht länger."

„Nein, Du kannſt nur mit dem Leben,
Was Du an mir that'ſt, begleichen,
Mache ſchnell des Kreuzes Zeichen,
Eh' die Geiſter Dir entſchweben . . . .“
Krach! Schon iſt der Schuß gefallen,
Die Luccheſen beten leiſe — —
Adler ziehen ihre Kreiſe
Und es zuckt in ihren Krallen.

Beim Waldhüttenbauer.

Von

Robert Benz.

Durch den Wald, der ſich zum Steinerkogel hinaufzieht, gingen ein kleiner, bloßfüßiger Knabe und ſein einige Fingerbreiten größeres Schweſterlein. Treuherzige Augen ſahen aus dem hübſchen Geſichtchen des Bauernbübleins, auf deſſen Köpfchen ein alter, verwitterter, offenbar für einen Erwachſenen beſtimmter Hut ruhte und dem kleinen Weſen ein Ausſehen verlieh, als hätte einer der Schwämme des Waldes Füßchen bekommen und wandelte zum Steinerkogel hinan. Das einige Jahre ältere Schweſterlein hatte ein blaues Röcklein, wie die Bäuerinnen in jenen Gegenden tragen, während die hellblonden Locken, die wirr um ihren Kopf ſpielten, die Stelle des Hutes erſetzen mußten. Aus dem hellblonden Lockengewirre ſah ein blaſſes Geſichtchen mit dunkeln Augen heraus. Dieſes ſeltſame Zuſammentreffen von blondem Haar und ſchwarzen, blitzenden Augen, das einfache Kleidlein und der ernſtkluge Geſichtsausdruck verliehen ihr etwas Fremdartiges.

Es waren die närriſchen Kinder vom Waldhüttenbauer, wie die Leute im Dorfe erzählten. Während die kleinen Buben der Dorfbauern mit kleinen Wäglein fuhren oder auf der Haide Rößlein ſpielten, die Mädchen Blümlein pflückten und Kränzlein für den Himmelvater am rothen Dorfkreuz wanden, gingen der kleine zehnjährige Michel und ſeine zwölfjährige Schweſter Trud miteinander durch die Wälder, träumten von fremden Ländern, von denen ihnen ihre alte Mutter vorerzählt hatte, redeten von Thieren, die im Walde hauſen ſollten, die aber noch niemand zu Geſichte bekommen. Es hieß, der alte Waldhüttenbauer

sei von jeher ein Narr gewesen und seine Kinder seien auf dem besten Wege, dasselbe zu werden. Die Mutter aber war einst eine gebildete, viel gereiste Frau, und niemand wußte, wie sie zur einfachen Waldhüttenbäuerin geworden war.

Als die zwei Kleinen so dahin wandelten und altklug besprachen, wer es auf der Welt am besten habe, zwitscherten Vöglein auf den Zweigen, summten Flieglein vorbei und ein kleiner Schmetterling, der sich in den schattigen Wald verirrt haben mußte, schwebte von einem Waldblümlein zum andern.

„Ich möchte ein Schmetterling auf bunter Wiese sein," sagte der kleine Michel.

„Und ich eine Schwalbe," fügte Trud bei.

Sie setzten sich auf den weichen Moosteppich und träumten in ihrer wunderlichen Weise weiter.

Nach einer Weile gingen sie vorwärts und kamen an ein kleines Bächlein, an dem ein Pfad führte. Glitzernde Steinchen sahen aus dem Wässerlein, das silberhell dahinrieselte. Nachdem sie kurze Zeit weitergewandert waren, standen sie am Ursprung des Bächleins, das aus dunkelm Fels hervorquoll. Ein Stein lag daneben, Trud setzte sich darauf, während der kleine Michel zur Quelle trat, seinen großen Hut abnahm, mit Wasser füllte und trank. Trud hatte einen Augenblick auf eine blaue Blüthe geschaut, die vom Felsen niederhing. — Als sie wieder zur Quelle sah, war der Bruder nicht mehr da. Ein kleiner Schmetterling entfaltete seine Flügel und suchte sich vom Boden zu heben. Nun schlürfte auch Trud aus dem großen Hute, der noch am Boden lag, und drehte sich dann rasch um, den Bruder zu suchen. Da sie sich ansah, bemerkte sie zu ihrem Erstaunen, dass sie schwarze und weiße Federn und lange, dünne Schwingen hatte. Aus Entzücken schüttelte sie ihr Gefieder — ihr sehnlichster Wunsch war in Erfüllung gegangen: sie war zur Schwalbe geworden. Der zarte Schmetterling hob und senkte nun langsam seine schönen gelben Flügel und benetzte seinen Mund mit einigen Tropfen der silberhellen Quelle. Ein köstliches Gefühl schwellte seine kleine Brust, denn es war der Zauberbrunnen der Lust und Liebe gewesen, aus dem er geschlürft hatte. Im Walde schien es ihm nun zu düster, Sehnsucht trieb ihn hinaus auf die sonnigeren Wiesen.

Er erhob sich vom Boden und schwebte zwischen den Bäumen durch dorthin, wo die Sonne durchs Gezweig lugte. Als er in der Höhe

der Baumwipfel schwebte, überkam ihn ein eigenartiges Gefühl — er dachte daran, wie hoch er über dem festen Boden sich befinde; die großen Wipfel schienen ihn schier erstechen zu wollen. Er eilte daher, was er konnte, bis er müde am Waldrand ankam, wo Wiesen und Felder sich im Winde schaukelten. Matt sank er auf eine Glockenblume nieder und zog Honig aus ihrem Kelche. Köstlich erfrischend mundete ihm dies süße Naß, und freudig hob und senkte er die dünnen Flügel. Die Glockenblume aber neigte liebestrunken ihr Köpfchen nieder. Als die Sonne wieder aus den Wolken trat, erglänzte sein zarter Körper von tausend Goldschuppen, und stolz wähnte sich das kleine Wesen das schönste, beneidetste Geschöpf zu sein. Als er von der Glockenblume wegflog, um weiter hinein in die Wiese zu wandern, nickte ihm die blaue Glocke einen sehnsüchtigen Abschiedsgruß zu. Er flatterte nun von Halm zu Halm, von Blüthe zu Blüthe, flüsterte einer Nelke süße Worte ins Ohr, begrüßte eine hohe, rothblühende Distel, dann flog er über ein Feld mit wogenden Ähren, die sich demüthig vor dem schönen Falter beugten. Jenseits des Kornfeldes war wieder eine große Wiese. Hunderte von bunten Schmetterlingsbrüdern sah er sich des Lebens freuen und in diesem Garten der Natur lustwandeln. Da gab es weiße Schmetterlinge, perlmutterglänzende, schwarz- und blauschillernde Falter, dann wieder solche mit röthlichen Flügeln und weißen Augen darauf. Ein Meer von Blüthen wogte unter diesen erlauchten Herren in bunten Gewändern.

Da es Abend wurde und die Sonnenkugel hinter die Berge sank, setzte sich der kleine Falter müde auf ein großes grünes Blatt und schlief ein. Was er Tags über auf dieser schönen Welt genossen hatte, ging nun im Traume an ihm vorüber. Während er süß schlummerte und die müden Glieder ausruhte, durchlebte er eine Welt, fast schöner als die des Tags über erschaute.

Als der erste Strahl der Morgensonne ihn aus dem Schlafe küßte, waren Blätter, Halme, Blumen mit Thautropfen übersäet und spielten die Farben des Regenbogens. Er nippte an einer Thauperle Erfrischung und regte seine feinen Schwingen, streckte seine zarten Fühler aus und athmete die köstliche Morgenluft ein. Dann kroch er über Blatt und Stengel. Nach einer kurzen Weile schickte er sich zur Morgenwanderung an und schwebte anfangs bedächtig, nach und nach immer rascher und heiterer in die sonnige Wiese hinein. Lustig hörte er die

Senſe ſchwingen und ergötzte ſich an den frohen Geſichtern der mähenden Knechte — dann ſog er den Duft des jungen Heues ein, das am Boden lag. So ging es fort — ein Luſtwandeln in Feld und Flur. Ein Heckenröslein lächelte ihm zu, und er grüßte mit freundlichem Schwingen der Flügel. Dann kam er an einen ſchmalen Weg. Luſtige Kinder tummelten ſich, und ein friſcher, rothbackiger Junge warf ſeinen Hut nach ihm, um ihn zu fangen. Der Falter ſetzte ſich, als wollte er ſich fangen laſſen — kaum aber ließ der Knabe den Hut fallen, ſo flog auch unſer Schmetterling auf und lachte den Jungen aus, der umſonſt nach ihm gejagt hatte. Er flog dann auf einen Baum, ſo daß die Kinder ihn nicht mehr erreichen konnten. Dann kam er zu einem weißen Blüthenkelche, in deſſen Fanghaaren ein kleines Fliegleín ſich verfangen hatte. Der Schmetterling lächelte und taumelte weiter in ſeiner Lebensluſt.

Indeſſen hatte die Schwalbe einen Schnabel voll aus dem Zauberbrunnen geſchöpft. Dann war ſie zwiſchen den Bäumen durch in die blaue Luft gehuſcht. Immer höher trugen ſie ihre Schwingen, bis ſie ganz klein unter ſich das Dorf, die Wälder und den Steinerkogel erkannte. Dann ließ ſie ſich gegen das Dorf nieder, kreiſte längere Zeit um den ſchlanken Dorfthurm und ſetzte ſich auf das alte Dach eines Dorfhauſes. Grünes Moos hatte ſich an den grauen Schindeln angeſetzt. Als ein Mücklein geflogen kam, öffnete die Schwalbe den Schnabel und verſchluckte es. Es mußte ihr köſtlich munden, denn man hörte ein heiteres „Tſchipit, tſchipit!“ vom Dache herab. Nach einer Weile hörte ſie den heiſeren Pfiff eines Thurmfalken und drückte ſich in eine Mauerniſche — wiederholt zog ſie die langen Schwingen enger an ſich, als würde Angſt das zarte Weſen ſchütteln. Als die Gefahr vorüber war, ſegelte ſie wieder durch die Lüfte. Dann hielt ſie die Flügel ruhig ausgebreitet und ſank, mit dem Köpflein voraus, auf ein Feld nieder, holte ein Würmchen und trug es im Schnabel haltend auf das Dach des Waldhüttenbauers. Dann huſchte ſie auf eine Wieſe hinaus und ſetzte ſich auf einen großen Heuſchober, in deſſen Schatten eine Schnitterin und ein Schnitter mit gebräunten, luſtigen Geſichtern ſich unterhielten. Die Schwalbe belauſchte die beiden Verliebten, rief ein luſtiges „Tſchipit, tſchipit!“ und flog davon. Ein andermal huſchte ſie durch einen Hausgang in eine rauchgeſchwärzte Küche, in der ſchöne Mädchen das Mittagmahl bereiteten. Geſchäftig ſchnell ſtrich ſie längs

der Decke hin und im Nu war sie wieder fort. Wenn dann dunkle Wolken gegen das Dorf hin sich zusammenballten, da flatterten unsere Schwalbe und einige Dutzend ihrer Colleginnen eine Spanne über der Dorfstraße hin, als hätten sie noch vor anbrechendem Regen etwas zu suchen, und wenn dann die schweren Regentropfen niederfielen und der Donner rollte, so hielt sich unsere Schwalbe in einer Mauerritze fest, so daß es schien, als klebte sie an der Wand. So lebte die Schwalbe den Sommer über und wußte alles, ja das Kleinste, was im Dorfe sich ereignete, denn sie guckte in jedes Fenster, in jede Scheune, und flog wohl auch gelegentlich hinein, wenn sie ihre Neugierde nicht ruhen ließ. Die Bauern sahen sie gerne, denn sie glaubten, daß es Glück bedeute, wenn sie sie durch ihre Häuser huschen sahen.

Täglich kam die Schwalbe zum Fenster des Waldhüttenbauers und schaute in die Stube, in der das Weib des Waldhüttenbauers krank darniederlag. Sie war schon immer kränklich gewesen, als aber ihre beiden Kinder eines Tages im Walde sich verirrt haben mußten und nicht mehr heimgekommen waren, war sie schwer erkrankt und geistig gestört. Mit kindlichem Lächeln sah sie ans Fenster, wenn die Schwalbe hineinguckte und ein freundliches „Tschipit, tschipit!“ hereinrief.

Eines Tages war der närrische Bauer in der Stube und sah, wie seines Weibes Gesicht sich verklärt hatte und deren Augen zum Fenster gerichtet waren. Da er zum Fenster schaute und die Schwalbe erblickte, ärgerte er sich, er ergriff einen Hammer und schleuderte ihn in seinem Wahnsinn nach dem zarten Vogel. Der aber flog fort und kam nie wieder. Als der Bauer ihm nach in den Wald sah, erblickte er auch einen Falter, der aus dem vor dem Häuschen gelegenen Gärtchen hinausflog in den Wald, als fürchtete er sich. Der Bauer wurde darob noch zorniger. Der ruhige Wald schien ihm ein Hohn zu dem Lärm und Kampfe, der in seinem wirren Gehirne tobte. Seit der Zeit wurde es noch einsamer ums Waldhäuschen. Schwalbe und Falter mußten ihren Geschwistern draußen erzählt haben, was ihnen geschehen sei, denn man hörte keinen Vogel mehr. Kein Käfer, keine Mücke mehr summte ums Haus, kein Falter verlor sich in diese traurige Stätte.

Als der Herbst herankam, die Tage kürzer wurden, da schienen die Schwalben sich zur Abreise bereit zu machen. Zuerst flogen sie einzeln noch zu jedem Haus und jeder Hütte und riefen zum Abschiede

ein freundliches „Tschipit, tschipit!“ hinein, dann kreisten sie höher in einzelnen Schwärmen. Es schienen sich die Fähnlein zu sammeln, bis alle in einem großen Rudel um die Spitze des Kirchthurmes schwebten; die letzte Heerschau schien vollendet zu sein. Die Bauern saßen eines Abends vor ihren Häusern und schauten hinauf zu den kleinen Luftschiffern. — Am Morgen war das bekannte „Tschipit, tschipit!“ verstummt. Die Schwalben waren fort.

Sie flogen nun Tag und Nacht. Unter sich sahen sie Hügel und Bergketten mit lustigen Ortschaften und freundlichen Thürmchen, dann sahen sie lachende Seen mit Schiffen besäet. An den Ufern hörten sie lustige Gesänge, erblickten flatternde Fahnen, dann sahen sie Burgen auf stolzer Höh'. Dann breiteten sich unter ihnen dunkle Wälder aus, ein Meer von Wipfeln schaute stumm zu ihnen hinauf. Als die Sonne sich niedersenkte, sahen sie die Thäler wie dunkle Ackerfurchen, die Bergketten wie gemalte Streifen unter sich. Dann kam der Mond herauf und schien auf ein Meer von Steintrümmern, die regellos auf die Alpenkämme geschleudert schienen. Vereinzelte Bäume standen blatt- und nadellos da, ihr Holz faulte — sie waren die letzten Reste ihres Geschlechtes, vereinzelte Zeugen der einstmaligen Waldvegetation der Alpenregion. Wie aber der Morgen dämmerte, glühten kühne Felszinnen im ersten Morgenroth, lachten prächtige Matten mit Tausenden bunter Blümlein. Doch bald hatte die fliegende Schaar das Hochgebirge hinter sich, Höhenzüge und Thäler senkten sich allmählich, Weingelände zogen sich hin, die ersten Boten südlicher Vegetation, Kastanienbäume und Maulbeerbäume, tauchten auf. Weite Ebenen mit fruchtbaren Feldern, von großen Flüssen und Straßen durchzogen, breiteten sich aus. Wenn es dunkel geworden, erkannte sie nur hin und wieder Häuflein lichter Punkte — es waren einzelne Ortschaften und Städte.

Als sie sich endlich auf die Erde niederließen, um sich auszuruhen und Würmchen und Insecten zu sich zu nehmen, waren sie auf einem Felskamm, der schroff zum Meere abfiel. Schäumend brachen sich die Wogen an der Brandung, Möven flogen auf und nieder. Gegen Osten war die Küste flach. Im Sande lagen ein paar dürftig bekleidete Jungen von dunkler Gesichtsfarbe, dunkelm Aug' und Haar und prächtiger Gestalt. Sie schienen von ihrer Arbeit auszuruhen, denn ihre Netze lagen seitwärts im Sande ausgebreitet, während Körbe mit Fischen

das Resultat des morgendlichen Fischzuges zeigten. Die Schwalben saßen ziemlich nahe beieinander, bewegten sich wenig. Sie schienen müde zu sein und sahen ängstlich um sich. Am nächsten Tage zog die Schaar übers weite, weite Meer. Schiffe tauchten hin und wieder tief unter ihnen auf und verschwanden wieder; eine blau schillernde Ebene dehnte sich unter ihnen. Hin und wieder zogen Wolkenballen an sie heran, und sie flogen tiefer. Sobald sie sich aber wieder im freien Ätherblau befanden, erhoben sie sich wieder höher über die Wasserfläche.

Nach mehrtägiger Wanderung erschien am Ende des Meeres ein schmaler Streifen, der immer größer wurde, bis man Berge erkannte, die zusehends höher wurden. Endlich erreichte die kleine Schaar das Land. Palmen hiengen über das Ufer, eine üppige südliche Pflanzenwelt wucherte die Küste entlang. Eine südlich heiße Sonne brannte aus einem ruhigen, dunkelblauen Himmel hernieder und ließ die rothen Früchte auf den Bäumen, die hellen Blüthen auf den Sträuchern noch lebhafter erscheinen. Bunt gefärbte Vögel spielten im Blattwerk, riesige Eidechsen schlüpften auf dem Boden hin, glänzend geschuppte Schlangen wanden sich um Stämme und Stengel.

Am Bergabhange lag eine Stadt mit glänzenden Kuppeln und langen, dünnen Thürmchen und prächtigen Gärten. Dunkel gefärbte Männer in bunten Gewändern, mit dem Turban auf dem Haupte, ernsten Augen und blendend weißen Zähnen gingen herum.

Die Schwalben flogen durch die fensterlosen Gassen, huschten über die Dächer und durch die Höfe mit maurischem Zierath in die köstlichen Gemächer und belauschten vermummte Frauengestalten. Dann zogen sie dorthin, wo die Berge sanft anstiegen. Gegen Westen dehnte sich die öde, staubig sandige Wüste aus.

Sie sahen unter sich wilde Reiter auf grünem Hochplateau dahinsausen. Auf einmal hörte unsere Schwalbe einen Schuß und fühlte einen Stich durchs Herz — sie war vom Schusse eines jener rohen Reiter getroffen, der aus Uebermuth auf die wandernde Vogelkarawane geschossen hatte. Sie sah noch Blut aus ihrem Schnabel und über ihre sammtig weiße Brust träufeln — und stürzte nieder.

Als sie aber am Boden auffiel — schaute sie sich bestürzt um, denn — sie war keine Schwalbe mehr — sie war wieder die Trud und befand sich in der engen Stube beim Waldhüttenbauer.

Sie konnte es kaum faſſen. War dies alles nur Traum geweſen? War ſie denn bei Sinnen, als ſie alle die Eindrücke der weiten Reiſe empfand? —

Aehnlich war es dem Schmetterling ergangen. Er hatte eine Nacht auf einem großen Blatte verbracht. Regen war unabläſſig niedergeſtrömt und hatte ſich auf die kleinen Schuppen ſeines zarten Flügels gehängt, ein Fröſteln ging durch den kleinen Körper. Als aber der Morgen anbrach, ſtürzte der arme Schmetterling todt zu Boden und — er konnte es kaum glauben — er war wieder der kleine Michel in der Waldhütte.

Er ſchaute ſich unabläſſig an. Wo waren ſeine bunten Flügel, wo ſeine glänzenden Schuppen hingekommen? —

So waren die beiden Kinder des Waldhüttenbauers, ſeit ſie ſich einmal im Walde verirrt und die Nacht über im Freien zugebracht hatten, vollſtändig närriſch geworden.

Wenn ſie auch einen Tag verſtändig und einfach wie andere Kinder lebten, ſo waren ſie ein andermal wieder wirr, erzählten, wie ſie als Schwalbe, er als Schmetterling durch Wald und Flur und in fremde Gegenden flogen. Die kranke Mutter war vor Schmerz geſtorben, als ſie den Zuſtand ihrer Kinder erkannte. Man hatte ſie auf dem Dorffriedhofe begraben und ein einfaches ſchwarzes Kreuz, auf dem ein blutender Heiland hieng, über ihr Grab gepflanzt.

Der alte närriſche Bauer zürnte jedesmal, wenn ihm die Kinder in ihren lichten Augenblicken von den Wanderungen erzählten, die ſie in ihrem wirren Geiſte unternahmen. Eines Tages griff er wieder aus Zorn zum Hammer und drohte ſie zu erſchlagen, wenn ſie nicht vernünftig würden. Da erſchraken die Kinder und verfielen wieder in den Wahn. Der Bauer ſah ſie noch hinauslaufen in den Wald. Die Kinder aber ſahen ſich wieder in Schwalbe und Schmetterling verwandelt und flogen fort — weit weg. Indeſſen grämte ſich der alte Bauer, daß er ſeine Kinder verjagt hatte, und erſchlug ſich ſelbſt in ſeinem Schmerze mit dem Hammer.

Der Schmetterling aber umflatterte das Grab der Waldhüttenbäuerin, während die kleine Schwalbe zum Crucifix flog, mit ihrem Schnäblein die Wunden des Heilands küßte und „Tſchipit, tſchipit!“ rief, damit es die ſchlafende Mutter höre.

Viele Jahre nach dem Tode des närriſchen Waldhüttenbauers kamen Trud und Michel nach langen, weiten Irrfahrten wieder in die Heimat zurück und zogen in die Waldhütte.

Es lebte nun das wirre Geſchwiſterpaar mitſammen in dieſer Waldeinſamkeit. Trud machte ſich im Hauſe zu thun, kochte und ſtrickte, während Michel Holz hackte oder die Zicklein auf die Weide führte und dann oft tagelang ſich im Freien herumtrieb.

Wenn er dann zu Hauſe der Schweſter von den Blümlein erzählte, die er liebte — empfand Trud furchtbare Eiferſucht, umklammerte ihn mit den Armen und wollte ihn nicht fort laſſen, als wäre er ihr Liebſtes.

Die Leute vom Dorfe kamen nur hin und wieder nachſchauen, ob ſie etwas brauchten, und brachten ihnen Nahrungsmittel. Man nannte ſie im Dorfe nur „das närriſche Geſchwiſterpaar.“ So vergiengen Jahre um Jahre.

* * *

Bevor ich zum Schluſſe komme, will ich zunächſt erzählen, wie ich zu dieſer ſonderbaren Geſchichte kam.

Als ich vor Jahren eine Wanderung auf den Steinerkogel unternahm, führte mich der Weg bei der „Waldhütten“ vorbei. Da es heiß geweſen und ich raſchen Schrittes hinangeſtiegen war, blieb ich, als ich des einſamen Häuschens im Walde anſichtig wurde, ſtehen, um etwas Athem zu ſchöpfen. Es war ein Häuslein wie ſo viele in der Gegend: im Erdgeſchoß gemauert, darüber aus Holz, mit einem großen, ſchwerfälligen Dache, das ſich mit einem zu großen, bis in die Stirne ſinkenden Hute vergleichen ließ. Als ich ſo da ſtand, den Hut in der Hand, den Schweiß mir von der Stirne wiſchend, bemerkte ich einen Flachskopf bei der Hausthüre. Da ich näher trat, nickte derſelbe freundlich. Es war ein Mädchen von einigen zwanzig Jahren, mittelgroß und von ſchmächtigem Wuchſe. Aus dem blaſſen Geſichte ſtachen zwei rabenſchwarze, funkelnde Augen, die zuſammen mit dem Flachshaare ihm ein eigenthümlich fremdartiges Ausſehen verliehen. Ich habe ſeitdem derart dunkle, blitzende Augen bei Blondköpfen nie mehr getroffen.

Mich intereſſirte das merkwürdige Geſchöpf, und ich ſetzte mich auf die Bank vor dem Häuslein und lud das Mädchen ein, ſich neben mir niederzulaſſen. Ohne ſich zu wehren, folgte ſie meiner Einladung. Ich erfuhr nun aus dem Geſpräche, welches ſich darauf entſpann, daß

ſie mit ihrem Bruder allein das Haus bewohne. Ich wunderte mich etwas darüber. Als ſie mir aber erzählte, daß ſie als Schwalbe die Welt durchwandert habe, kannte meine Verwunderung keine Grenzen — ich ſchaute ſie an. Sie ließ ſich aber nicht ſtören und erzählte ruhig weiter von ihren Wanderungen nach dem Süden. Ich erkannte, daß ich es mit einem geiſteskranken Geſchöpfe zu thun habe. Obwohl mich die merkwürdigen Viſionen des Mädchens lebhaft intereſſirten, empfand ich doch ein ängſtliches Gefühl neben dieſem närriſchen Weſen. Ich wußte, daß man ſolche Leute in ihrer irren Meinung belaſſen müſſe, und ging daher auf ihre Erzählungen ein, als ſchienen ſie mir vollkommen natürlich.

Nach einer halben Stunde grüßte ich das Mädchen und ſtieg weiter den Berg hinan, mich in Gedanken fortwährend mit dem blonden, kranken Geſchöpfe beſchäftigend.

Als ich Abends im Dorfwirthshauſe ſaß, erzählte man mir die ganze Geſchichte der Waldhütte und ſeiner Bewohner, wie ihr ſie früher gehört habt. Während ich das größte Mitleid mit den armen irren Geſchöpfen empfand, glaubten die Bauern, es hauſe der Teufel in der Waldhütte und halte die Geſchwiſter gefangen. Darum möge man ja nichts mit ihnen anfangen, damit man nicht auch in ſeine Klauen falle.

Als ich ein Jahr ſpäter wieder ins Dorf kam, erkundigte ich mich natürlich gleich um die Inſaſſen der Waldhütte. Zu meinem größten Leidweſen erzählte man mir, daß der wirre Flachskopf und ſein Bruder geſtorben ſeien. Der Michel ſei eines Tages im Walde todt aufgefunden worden, nachdem er mehrere Tage und Nächte, wahrſcheinlich in ſeinem Wahne als Schmetterling, herumgeirrt ſei, ohne etwas zu ſich genommen zu haben. Die blonde Trud ſei bei der Nachricht vom Tode ihres Bruders aufs Dach geſtiegen, um als Schwalbe fortzufliegen, hiebei vom Dache herabgeſprungen und todt geblieben. Die Waldhütte aber habe eines Abends ein Unbekannter angezündet, um den Teufel auszutreiben. Als man am Morgen hinaufkam, fand man nur mehr rauchende Trümmer.

Die Quelle, die am Abhange des Steinerkogels entſpringt, heißt noch heute der Zauberbrunnen, wenngleich ſeitdem Niemand mehr, der daraus trank, die zauberhafte Wirkung verſpürte, wie die Kinder des Waldhüttenbauers.

Gedichte

von

Ernſt Rauſcher.

Leuchtkäfer.

Wenn längſt die Augen zugemacht
Die Blumen ſchlummertrunken,
Schwärmſt Du in lauer Sommernacht
Herum, beſchwingter Funken.

Ein glüh'nder Punkt im dunklen Raum
Irrt raſtlos Deine Leuchte
Hinab, hinauf durch Buſch und Baum,
Durch's Gras, das thauesfeuchte.

Was magſt Du nur, lieb Käferlein,
Du winzig Wandelſternchen,
So emſig ſuchen aus und ein
Mit Deinem Blendlaternchen?

Willſt eben — denk' ich mir — Dein Licht
Nicht unter'n Scheffel ſtellen,
Kannſt Du damit auch lange nicht
Die Finſterniß erhellen.

Vermagſt Du doch bei ſeinem Schein
Dein Liebchen zu entdecken,
Das ſchon ſehnſüchtig wartet Dein
Am Fuß der Roſenhecken!

Doch wie Dein Licht auch munter ſpricht
In grünlich gold'nem Schimmer —
Sobald der neue Morgen glüht,
Iſt's ausgelöſcht für immer.

Du aber mach' Dir nichts daraus,
Und ſtill entſagen lerne:
Es kommt ein Tag — da löſchen aus
Sogar die ew'gen Sterne!

Die Antwort der Natur.

Und wollteſt Du Natur verklagen,
Daß ſie auf Deine Zweifelfragen
Nicht Antwort gibt, ſo könnte ſie Dir ſagen:
„Ich bin nicht ſtumm; nur Du biſt taub. Was willſt?
Kann ich noch mehr thun? Sprech' ich nicht zu Dir
Vernehmlich durch den Mund der Auserwählten,
Der großen Genien, die ich der Menſchheit
Von Zeit zu Zeit erwecke, daß ſie ihr
Die ew'ge Wahrheit mögen offenbaren?
(Ein Plato, Socrates und Chriſtus, Goethe . . .)
Organe ſind ſie meines Geiſt's, Vermittler,
Und Träger meiner eigenen Gedanken!
Was nur als dumpfe Ahnung in Dir lebt,
Als klare Ueberzeugung war es wirkſam
In ihrer Seele, und — die ſie verkündigt —
Des Guten, Wahren, Schönen frohe Botſchaft
Ward ihnen von mir ſelber aufgetragen,
So gib auch Du ihr Ohr und Herz zu eigen,
Und tadle thöricht länger nicht mein Schweigen!

Die Welt.

Traurige Welt fürwahr! in der, wenn Dich Arges getroffen,
Gelten als Troſt ſchon muß, daß Dich nicht Aergeres traf.

Stolz und Eitelkeit.

Stolz und Eitelkeit ſind in Einem Weſen vereint nie!
Haſt Du zu erſterem Grund, brauchſt Du die letztere nicht.

Abkühlung.

Die Menſchen können nichts dauernd fühlen:
Kaum hat ſie die Sonne der Kunſt erwärmt,
Kaum haben ſie einen Augenblick
Für Schönes geſchwärmt,
So eilen ſie wieder die Gluth zu kühlen
Im Waſſer der Kritik!

Gedichte

von

Helene Migerka.

Unſere Todten.

Nicht trauernd möcht' ich jener Todten denken,
Die ſie am Ende ihrer Erdentage
Zum ew'gen Frieden in die Gruft verſenken.

Es ſtöre ihre Ruhe keine Klage!
Doch wehe denen, die im vollen Leben
Schon Todte ſind, ob warm das Herz auch ſchlage!

Die ſind es, die von And'rer Leid umgeben,
Das eig'ne Wohl nur ſtets im Sinne haben,
Die keines Nächſten Glück zu fördern ſtreben

Die ſind es, die die heiligſte der Gaben,
Vom Himmel uns geſchenkt, die Kraft, zu lieben,
In ihrem Herzen halten tief begraben.

Die ſind es, die von Menſchenhaß getrieben,
In ſtumpfem Gleichmuth rings die Welt vergeſſen,
Vergeſſen, daß ſie ſelber Menſchen blieben.

Die ſind es, die man lehrte meſſen
Nach inn'rem Werthe nicht — nach dem Beſitze,
Die Glauben und Vertrauen nie beſeſſen.

Und jene ſind's, die in des Kampfes Hitze,
Mit ſich zufrieden, antheilslos verharren,
Bleibt nur das eig'ne Heim verſchont vom Blitze.

Sie mögen wohl im Leben beſſer fahren,
Und leichter Macht und Anſeh'n ſich erringen;
Auch Ruhm und Glück ſich leeren Herzen paaren.

Doch mag das Leben ihnen Güter bringen,
Des Herzens Friede wird ſie nie umwehen,
Der Liebe Weckruf ihnen nie erklingen,
Denn ſie ſind Todte, die nicht auferſtehen!

Jung Erich.

Moderne Ballade.

Jung Erich, jung Erich
Ein ſchöner Knab' fürwahr,
Sitzt in der Schule Jahr für Jahr
Zu ſeiner Lehrer Qual.
Jung Erich!

Jung Erich, jung Erich,
Nach Scherz und Luſt er ſieht,
Die ernſte Arbeit gern er flieht,
Kein Stand iſt ſeine Wahl.
Jung Erich!

Jung Erich, jung Erich,
Er iſt ja ſchön und reich,
Begeht er toll auch Streich auf Streich,
Er wird ſchon klug einmal.
Jung Erich!

Jung Erich, jung Erich,
Er ſtürzt ſich in die Welt
Der Freudentaumel feſt ihn hält
So manchen Carneval.
Jung Erich!

Jung Erich, jung Erich
Er geht zum Militär,
Bald hat er Herz und Beutel leer
Hat Schulden coloſſal.
Jung Erich!

Jung Erich, jung Erich,
Vorbei die Lebensluſt,
Jung Erich ſchießt ſich in die Bruſt,
Das Leben dünkt ihm ſchaal.
Jung Erich!

Junge Ehe.

Er zog mit dem Salonrock
Die feinen Formen aus
Und zeigt als urgewöhnlich
Sich in dem neuen Haus.

Sie zog mit ihrem Schlafrock
Die alten Launen an
Und zeigt in ſcharfen Worten
Gewachſen ſich dem Mann.

Doch ſind ſie ſehr vernünftig
Und finden ſich darin,
Denn vor der Welt zu glänzen,
Das iſt nach Beider Sinn.

Sie geben große Feſte,
Am Gelde fehlt es nicht,
Was Wunder denn, daß jeder
Von ihrem Glücke ſpricht.

Gedichte

von

W. L. Armſtrong.

Licht und Schatten.

Zwei dunkle Schatten finden ſich
In einem Menſchenherzen:
Vergang'nes Leid, das halb nur wich,
Und Ahnung neuer Schmerzen.

Ob ich die Schatten richtig deut'?
Klar weiß ich nur das Eine:
Dies Herz, das ſo umnachtet heut',
Dies Herz, es iſt das meine.

Doch gibt es Schatten ohne Licht?
Mein Herzensgrund iſt helle,
Die dunklen Schatten decken nicht
Die eine lichte Stelle!

Thalwärts.

Sinnend zieh' ich, ernſt und ſtill,
Ueber ſanfte grüne Matten.
Da es Abend werden will.
Länger werden ſchon die Schatten,
Länger auch der mir geſellt
War am mühſam' heißen Tage,
Und auf meine Seele fällt
Zitternd eine bange Frage.

Mahnend kommt's mir in den Sinn,
Da ich Abends thalwärts gehe,
Ob auch ich gewachſen bin
Wie der Schatten, den ich ſehe.

Troſt.

Wenn ich durch die Felder ſchreite,
Froh im hellen Sonnenſchein,
Fällt als lieblichſtes Geleite
Oft ein Dichterwort mir ein.

Wenn es draußen kalt und dunkel,
Nehm' ich gern ein Buch zur Hand,
Sehe helles Sterngefunkel
Und ein blüh'ndes Frühlingsland.

Wenn mich Nachts der Schlummer meidet,
Und kein Lichtſtrahl zu mir dringt,
Löſt ſich ganz das Herz, das leidet,
Und es dichtet und es ſingt!

Ein Laienbeſuch bei der Rettungs-Geſellſchaft in Wien.

Von

Paula Baronin Bülow-Wendhauſen.

Vor einigen Monaten äußerte unſer ſächſiſcher Vetter, der zum Beſuche in Wien weilte, den Wunſch, unſere vortreffliche Rettungsgeſellſchaft kennen zu lernen, um eventuell die Gründung eines ähnlichen Inſtitutes in Dresden zu befürworten. Mein Mann, ein alter Freund und einſtiger Kriegskamerad von Baron Jaromir Mundy, dem allbekannten Organiſator und Schriftführer dieſer ſegenbringenden Inſtitution, erkundigte ſich daher bei der Centrale am Stubenring, ob dieß thunlich ſei und wurde von dem damaligen interimiſtiſchen Leiter Dr. . . . . in liebenswürdigſter Weiſe zu einem Beſuche der Anſtalt aufgefordert und ihm zugleich die Statuten, der Rechenſchaftsbericht ꝛc. zur Verfügung geſtellt. — So begab ſich an einem der nächſten Tage eine kleine Karawane, beſtehend aus wißbegierigen Männlein und Weiblein verſchiedenſten Alters auf den Weg zur Centrale. Als wir in den Hof einbogen, blieben die Vorübergehenden neugierig ſtehen, ſie dachten wohl an ein Maſſenaviſo eines großen Unglücksfalles, allein unſer heiteres Geplauder beruhigte ſie bald. Der erſte Blick fiel auf den wohlbekannten Ambulanzwagen, deſſen rothe Laterne und begleitenden ſchrillen Pfiff wohl jedes Wiener Kind kennt, und ein gewiſſes Gefühl der Beruhigung in uns erweckt, daß bei jedwedem Unglücksfalle ſchnelle Hilfe zur Hand iſt.

Ein Freiwilliger ſtürzte dienſtbefliſſen herbei, nach unſerem Begehren zu fragen und übernahm ſogleich freundlichſt die Führung in Abweſenheit des Leiters. Was augenblicklich frappirt, das iſt die muſterhafte Ordnung und Reinlichkeit, mit der alles gehalten iſt. Zuerſt beſahen wir den Stall, der ſechs Pferde enthält, das vierte Paar ſtand angeſpannt im Hofe, wo Tag und Nacht ein Wagen zur Abfahrt bereit iſt. Dann kam die Remiſe an die Reihe mit den ſinnreichſt conſtruirten Wägen aller Art, Fourgons, Ambulanzwägen und Landauer zum Transporte Schwerkranker und Reconvalescenten auch auf weitere Strecken. Eine ledergepolſterte chaiſelongueartige Tragbahre ermöglicht es, den Patienten über die Stiege zu tragen und ihn mit derſelben, ohne ſeine Lage zu verändern, in den Landauer zu ſchieben, brückenförmig auf die gegenüberliegenden Sitze, ſo daß daneben noch zwei Sitze für die Begleitung frei bleiben. Die vortrefflichen Federn des Wagens vermeiden natürlich ſo viel als möglich jedes Rütteln; dann auswattirte Wägen für Irrſinnige, mit Kautſchuk gefütterte, leicht zu reinigende, zum Transporte Seuchenkranker und last et not least der herrliche große Küchenwagen, der ſo compendios und praktiſch eingerichtet iſt, daß in ſeinen appetitlichen Keſſeln binnen wenigen Stunden hinreichend Speiſung für 1000—2000 Perſonen bereitet werden kann, was ſich ſchon zum öfteren, beſonders zur Zeit der Überſchwemmung in Prag, zum Heile der Obdachloſen und Hungernden erprobte. Schließlich die Desinfectionsmaſchinen, mit welchen verſeuchte Räume durch antiſeptiſche Dämpfe gereinigt werden.

Hierauf kamen wir in das Aufnahmszimmer der Station, wo ſchon unzähligen Verunglückten die erſte Hilfe zutheil wurde. Ein niedriges Lager und große Schränke, welche alles Erdenkliche zur Labung und erſten Hilfeleiſtung enthalten, bilden die einfache Einrichtung. Eine große und eine kleine Ledertaſche liegen ſtets bereit, um nach dem telephoniſchen oder telegraphiſchen Rufe keine Zeit zu verlieren, wo Minuten oft koſtbar ſind. In der erſten Verwirrung wird oft nur „Großer Unglücksfall“ oder derlei unbeſtimmtes Aviſo geſendet, wofür die große Taſche beſtimmt iſt, welche für die verſchiedenartigſten Unglücksfälle eingerichtet iſt. Sie enthält daher alles Nöthige für Verwundungen, Schienen aller Größe und Formen für Beinbrüche, Jodoform, ja ſelbſt ein ganzes Jodoformhemd für Verbrennungen, ein chirurgiſches Beſteck zum Kehlkopfſchnitt, dem einzigen geſtatteten

operativen Eingriff, da sonst Gefahr im Verzuge, ferner ein gebogenes Rohr mit einer kleinen Klappe am Ende zur Extrahirung verschluckter Gegenstände aus dem Schlunde, was unglaublich oft vorkommen soll, und noch gar manches Nützliche, was man in den kurzen Augenblicken nicht erfassen konnte oder dem schwachen Gedächtniß entfällt. Es will einem scheinen, daß für jeden nur erdenklichen Unglücksfall, ja für die verschiedensten Variationen derselben vorgesorgt ist. Die kleinere Ledertasche ist für ein beschränkteres Feld bestimmt, das heißt, wenn doch die Art des Unglücksfalles schon signalisirt ist. Ebenso ist eine größere und kleinere Cassette mit Gegengiften für Vergiftungen vorhanden.

Anschließend an das Aufnahmszimmer befindet sich der Raum, welcher zum Aufenthalte für die Freiwilligen bestimmt ist, wo sie ihre Mahlzeiten halten und auch tagsüber in großen Schränken auf geklappten Betten schlafen.

Nun ging es in den ersten Stock, wo sich die kleine Wohnung des leitenden Arztes befindet, dann die Kanzlei, wo auch ein Buch aufliegt zur Namenseintragung der Besucher und etwaiger Spenden. Ferner ein hübsches Zimmer mit einer auserlesenen kleinen Bibliothek, bestehend aus den Classikern und Büchern wissenschaftlichen Inhaltes zur belehrenden Zerstreuung der jungen Freiwilligen, welche sich in hinreichender Anzahl aus den Tausenden von Medicinern melden und in einem bestimmten Turnus freiwillig ihre 24stündige Dienstpflicht übernehmen. Zuletzt stiegen wir auf den Dachboden, wo ein Raum mit vergitterten Fenstern 28 schöne Brieftauben beherbergt, deren wunderbare Flugkraft und Orientirungsgabe im Dienste der leidenden Menschheit verwerthet wird. Bei größeren Katastrophen, welche ein längeres Ausbleiben der Ambulanzen und etwaige Nachsendung eines zweiten Trains bedingen oder auch um möglichst schnelle Bulletins an die Centrale gelangen zu lassen, werden in einem Käfige einige Brieftauben mitgenommen. An ihren Füßchen befinden sich maskirte und numerirte Ringe; an der Unglücksstätte wird ihnen in kleinen Kapseln die Botschaft umgehängt und schneller als der elektrische Draht befördern sie dieselbe zur Centrale. Sie fliegen direct auf die einzige unvergitterte kleine Dachlucke zu, auf deren Schwelle sie beim Auffliegen ein Metallplättchen berühren, welches einen Taster verdeckt, der alsogleich in den unteren Räumen des Gebäudes durch ein Glockenzeichen die glückliche

Heimkehr signalisirt, damit dem treuen gefiederten Boten die kleine Depesche abgenommen wird.

Mit der Station waren wir fertig; nun ging es einige hundert Schritte weiter zur Cholerabaracke, welche sich nahe dem Ufer des Donaucanales befindet. Ein kleines eingefriedetes Grundstück umschließt das unscheinbare, niedrige Häuschen, welches innen und außen mit Oelfarbe gestrichen, der peinlichsten Reinlichkeit entspricht und Alles enthält, was die moderne Wissenschaft ersonnen, um den gefürchteten Commabacillus zu bekämpfen und thunlichst zu isoliren. Das längliche Gebäude enthält einen Mittelgang mit Badecabinen an den Seiten, ein größerer Raum mit Waschvorrichtungen nimmt die Breitseite ein. Alles ist von Eisen mit Oelanstrich und jeder Gegenstand mit eingebranntem oder bei der Wäsche eingezeichneten P (Patient) gemerkt, während die Gebrauchsgegenstände der Mediciner ein G (Gesund) aufweisen, daher jede Verwechslung unmöglich ist.

Eine zweite Baracke zeigt kleine Schlafräume für die Freiwilligen, Schränke mit completen Gummianzügen, Helme und Masken, alles leicht desinficirbar; vorräthig ist das erdenklich Nützlichste, angefangen von der allerliebsten kleinen tragbaren elektrischen Laterne mit Accumulator, welche sich durch einen Druck entzündet und dem Freiwilligen bei nächtlichen Expeditionen zustatten kommt, Labungsmittel und Medicamenten aller Art bis zu den verschiedensten Frottirapparaten und selbst Palmenblattfächer, um Kühlung zuzuwehen, kurz mit größtem Raffinement ist Alles bedacht. Remise, Aufnahms- und Versammlungszimmer, alles freundlich, praktisch und einfach ausgestattet und mit peinlichster Sauberkeit in Stand erhalten, so zwar, daß nichts der augenblicklichen Benützung im Wege steht. Eine nicht hoch genug anzuschlagende Beruhigung gewährt für die Bewohner der Residenz die Möglichkeit, bei den ersten Anzeichen der bösen Seuche Hilfe, und zwar in rationellster Weise zur Hand zu haben. Das früher rathlose Volk weiß nun, wohin sich wenden; auf der Straße plötzlich Erkrankte werden in die Baracke gebracht und von dort in die Spitäler, oder aus ihren Wohnungen abgeholt, welche alsogleich desinficirt werden, daher in beiden Fällen der Verseuchung möglichst Einhalt geboten wird. In der jetzigen Zeit (wo die Cholera abermals sich unseren Grenzen nähert), ist der interessante Besuch dieser Anstalt auch weiteren Kreisen anzurathen, da er ebenso instructiv als beruhigend wirkt.

Der edle Gedanke, welcher in einer Nacht des Schreckens in Kopf und Herzen dreier ausgezeichneter Männer zum Heile der leidenden Menschheit entstand und anfänglich in den bescheidensten Dimensionen ausgeführt wurde, ist nun zu einem großen mustergiltigen Institute herangebildet, welches fremde Nationen bewundern und nachahmen, da es in seltenster Weise Theorie und Praxis zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen weiß. Gleich dem Senfkörnlein im Evangelium ist es zu einem schattigen Baume gediehen, in dessen segenspendenden Umkreis die Kranken und Elenden sich flüchten.

Möchte er doch fort und fort wachsen und gedeihen, dieser herrliche Baum der Humanität und das große Publicum nicht nur dankend benützen und anerkennen, sondern auch geben in vollem Maße, um seine Existenz zu sichern, und zwar wo möglich nicht nur sporadisch, sondern regelmäßig. Denn noch immer führt die Rettungs-Gesellschaft kein sorgenloses Rentnerleben, sie lebt von der Hand in den Mund und ist doch immer bereit, auch in den Provinzen bei der Gründung von Filialen oder selbstständigen Stationen mitzuwirken.

Wenn man von ihr sagen kann: „Wer schnell hilft, hilft doppelt", so könnte man auch von den Spendern sagen: „Wer regelmäßig gibt, gibt doppelt und dreifach", denn nur mit sicheren Einkünften ist zu rechnen und die kleinsten Summen, die leicht entbehrlich sind, alljährlich diesem guten Zwecke gewidmet würden, vereinigt helfen können. Außer den bekannten Wohlthätern sind wohlwollende Sterbende bisweilen so freundlich, mit mehr oder minder großen Legaten mildthätig des Rettungswerkes zu gedenken. Im großen Ganzen bewundern die Lebenden wohl, thun aber nicht viel und doch ist nicht Wien allein, sondern auch die Provinz betheiligt, die ja Tausende ihrer Kinder alljährlich in das große Centrum entsendet. Groß oder klein, hoch oder niedrig, niemand weiß, ob nicht dereinst die Samariteranstalt ihm oder einem theuren Familienmitgliede das Leben retten oder wenigstens die erste Hilfe in gefahrvoller Stunde leisten wird. Darum gebe jeder sein Schärflein und stimme ein in den Wunsch:

„Vivat crescat floreat!"

Gedichte

von

Norbert Hoffmann.

Einſam.

(Aus dem Cyclus „Frauenliebe“.)

Waldesrauſchen, Waldesweben —
Tauſend Stimmen um mich her,
Voll geworden junges Leben,
Baum und Strauch von Früchten ſchwer.

Tanne, Föhre athmen Wonne,
Farrenkräuter, hoch und ſchwank,
Triefen unter'm Strom der Sonne,
Buchenzweige flüſtern Sang.

Liebe Sonne, ſcheideſt ſchnelle!
Läß't in Dämm'rung bald mein Thal,
Bleibe, bleibe, gold'ne Welle,
Gieß' in's Herz mir noch den Strahl!

Drüben legen ſich die Schatten
In die Schlucht zur Ruh' —
Lerche duckt ſich in die Saaten,
Deckt ſich ſtille zu.

War's nicht alſo, da wir ſchreiten
Hand in Hand im dichten Hain?
Töne ſchwirrten, Lichter glitten
Um uns her im grünen Schein. —

Und wir hielten feſt die Hände,
Stumm im Gegenblick,
Hofften, ach, daß nie ſich wende
Liebender Geſchick!

Sieh, und heute grüß' ich einſam
All die Herrlichkeit,
Die wohl nimmer uns gemeinſam
Ihren Frieden beut. —

Blüh' er Dir im Feld der Thaten,
In der großen Welt —
Stille hier im Buchenſchatten
Schlag' ich auf mein Zelt.

Bergwanderung.

Die letzten Stufen hinan
Führe mich, Felſenweg;
Ueber breites Geröll,
Ueber mooſig Geſtein
Klimmt des Wanderers
Ermüdeter Fuß.
Wieſe und Wald und die flüſternde Quelle
Ließ er im traulichen
Schatten zurück.

Kühn und gewaltig
Hebet der mächtige Felsberg
Den bleichen Scheitel,
Den unbekränzten,
Hinaus in unendliche Lüfte,
Entbehrt des Gelaubes
Wallende Pracht
Und irdiſcher Schatten
Tröſtende Labung;
Kaum, daß er eilenden Wolken gewähret
Auf ſeiner Stirne
Flüchtig ihr dunkles
Bildniß zu ſchauen,
Wenn er nicht, ſtrenger,

Ein Vater und Herrſcher,
Um ſich die loſen Kinder verſammelt,
Die Widerſtrebenden,
Hierhin und dorthin
Segen und Strafe vertheilend,
Die Wallenden ſendet.

Heut' aber thronet
Ob ſeinem Scheitel
Der Sonne Lächeln;
Die weiſe Freundin
Breitet ihr ſchimmerndes Goldnetz darüber,
Macht ihn lächeln mit ihr
Und hilft mit ihm
Dem einſamen Wanderer
Alſo in Ruhe
Die Größe empfah'n.

Bin ich denn wirklich
Jenen Thälern,
Die freundlich da unten
Am Hügel ſich winden,
Entſtiegen?
Seh' ich ſich thürmen
Mit Mauern, Paläſten,
Mit Kuppeln und Zinnen
Die lärmende Stadt?
Wandeln dort unten
Vor ſtrebenden Säulen
Unſterblicher Tempel,
Vor Marmorbildern
Lebende Menſchen?
Oder gleich jenen entſchwund'nen Geſchlechtern,
Die einſt mit flammenden Blicken
Sie werden geſehen
In ſchaffender Hochfluth,
Die Götterwerke,
Wallet gleich Jenen
Ein lautlos Getümmel,
Ein geſchäftiges Traumbild
An des Einſamen Aug' nur vorüber?

Und, mir zu Füßen,
Rauſcheſt Du wirklich

Schäumende Welle des Bachs?
Und decket Dein Schatten,
Du dunkle Eiche,
Du immergrüne,
Die trauliche Wohnſtatt thätiger Menſchen,
Die wollen und wirken,
Die lachen und weinen,
Die leiden und lieben?

Und habe auch ich dort
Unten im Thale
Geliebt und gelitten
Wie ſie?

So ſtill iſt die Welt!
Nicht raget zur Höhe,
Nicht reicht in die Ferne
Irdiſcher Laut;
Dahingeſtreut liegen
Die ſteinernen Träume
Schaffender Weſen
Der Stille geweiht —
Und um Dein Haupt nur,
Mächtiger Felsberg,
Wallet und woget
Ein brauſendes Tönen
Einzig und ewig —
Der Lüfte Geſang.

Miniſter und Gattin.

Humoreske nach dem Magyariſchen des Arpád v. Berzik.

Einzig berechtigte Ueberſetzung

von

Dr. Adolph Kohut.

Seit einigen Tagen „kriſelt“ es in den Zeitungen. Das eine Portefeuille bekommt einen neuen Herrn, denn gegen den bisherigen Miniſter iſt die Empörung groß in der Regierungspartei. Er iſt unmöglich geworden.

In den Couloirs des Parlaments debattirt man lebhaft über den Cabinetswechſel und auch im Miniſterium herrſcht nur die Frage: „Geht er? Und wer wird ſein Nachfolger?“ Die großen wie die kleinen Miniſterialbeamten zerbrechen ſich darüber den Kopf.

Im Bureau des Miniſterialraths Alfons von Szecsödy bildet die Cabinetskriſis gleichfalls den Gegenſtand der Unterhaltung. Dieſes Bureau iſt eine beſondere Specialität; dort bekommt man die beſten Cigarren, das beſte Silvorium und die neueſten Klatſchgeſchichten; daher iſt es erklärlich, daß jenes Bureau von den Räthen, gewiſſen Secretären, Concipienten und Hilfsconcipienten, welche den „Tratſch“ mit Vorliebe pflegen, mit großem amtlichen Eifer aufgeſucht zu werden pflegt.

Regelmäßig zwiſchen eilf und zwölf Uhr Mittags finden dort die Conventikel ſtatt. In dieſer Zeit wird eine Unmaſſe Cigarren und

Silvorium vertilgt, und man plaudert von miniſteriellen und nicht-miniſteriellen Angelegenheiten, von der geſtrigen Premiere, von den vorausſichtlichen Ernennungen, von den Schnitzern dieſes oder jenes Collegen — ein beſonders beliebter Stoff — der neueſten ſenſationellen Eheſcheidung, mit kleinen ſorgfältig zuſammengetragenen Skandalgeſchichten verbrämt. Zweifellos iſt dieſe Zeit die angenehmſte unter den amtlichen Stunden; weniger angenehm iſt ſie freilich für jene Parteien, die während des „Tratſches“ im Vorzimmer des Herrn Raths warten und von dem Diener mit wichtiger Amtsmiene die Aufklärung erhalten, daß darinnen eine „Conferenz“ ſtattfindet. Jene Partei, welche mit einem feineren Geruchsorgan ausgeſtattet iſt, kann nach jenen Conferenzen im Zimmer des Herrn Miniſterialraths einen ſtarken Silvoriumgeruch wahrnehmen, obſchon dieſes geiſtige Getränk weder zum Reſſort des Herrn Raths noch zu dem des Referenten gehört.

„Wird Cſetneki wirklich unſer Chef werden?“ fragte der Kämmerer-concipient.

„Ich weiß es beſtimmt“, antwortet ein Sectionsrath, „Ihr wißt, daß ich gute Beziehungen habe und die Perſonalveränderungen 24 Stunden vorher immer vorausſage.“

So kam denn Cſetneki auf die Tagesordnung und wurde von allen Seiten beleuchtet. Die Einen kannten ihn perſönlich, die Anderen hörten ſchon viel von ihm — aber alle Welt war darin einig, daß er ein „unangenehmer“ Menſch war.

„Er iſt ſtolz und flößt keinen Reſpect ein“ — lautet die eine Bemerkung aus dem Munde eines Herrn, der ſich gemächlich im Lehnſtuhl ſtreckt.

„Ja, wenn das allein wäre, aber er hat eine Marotte, welche für viele unter Euch, an denen man die Vorzeichen des Alters wahrnehmen kann, verhängnisvoll werden kann“, warf der Sectionsrath mit dem Behagen des Eingeweihten ein.

„Lázár, das bezieht ſich auf Dich“, lachte ein Miniſterialrath.

„Wieſo? Wieſo? Wie ſoll das auf mich gehen?“ ſtammelte das „Lázár“ genannte Individuum.

„Haſt Du nicht gehört, was ſoeben von den Vorzeichen des Greiſenhaften geſagt wurde?“

„Nun, bei mir iſt ſo was nicht zu verſpüren. Ich fühle mich noch ſehr jung, beſonders im Staatsdienſt!“ replicirte Lázár, aber er wurde auffallend bleich.

Hört Ihr sein Motto — im Staatsdienst? Lazi ist für den Staat zu allem fähig, er kann sich sogar verjüngen — witzelte der Concipient unter der großen Heiterkeit der älteren und jüngeren Garde der Anwesenden.

Der arme Sectionsrath Lázár Kovács war immer die Zielscheibe der Neckerei seitens der Collegen. Er war noch ein Ueberbleibsel des alten Systems, welcher seinen Dienst noch vor dem Ausgleich begann. Ein Vertreter der furchtsamen, vorsichtigen und pedantischen Bureaukratie, arbeitete er sich mühsam von der untersten Stufenleiter, langsam, ohne Protection, einzig und allein durch bittere, unentwegte Arbeit empor; er vermochte deshalb seine Stellung besser zu schätzen, wie das jetzige Geschlecht, welches entweder unmittelbar aus dem Reichstag zu hohen Aemtern gelangt oder welches, selbst wenn es von unten auf beginnt, durch Protection, Aufdringlichkeit und andere Mittel des Vorwärtskommens so rasch Carrière macht, daß es so einem alten „Beamten" davor schwindelt, zu seiner Zeit — vor den Sechzigerjahren und danach — welche Aussichten hatte ein Beamter? Und wie außerordentlich hat sich seitdem die Bureaukratie des ungarischen Staates entwickelt! Und jetzt — welch' glänzende Laufbahnen! Früher wurden die Beamten grau als Statthalterei-Concipienten, und Diejenigen, welche als Hofkanzleisecretäre pensionirt wurden, konnten sich einer schönen Laufbahn rühmen. Die moderne Generation hat keine Ahnung davon, was Geduld heißt! Ist Jemand vier bis fünf Jahre in seiner Stellung, setzt er schon Himmel und Hölle in Bewegung, um befördert zu werden. In jener alten Schule des Gehorsams, der Geduld und der Disciplin aufgewachsen, fürchtete sich der alte Herr immer, daß man ihn pensioniren oder in „Skart" thun würde. Und doch war er der älteste Sectionsrath, bei der ersten Vacanz mußte er Ministerialrath und Hochwohlgeboren werden — ja, freilich, wenn man die Reihe auch einhalten und nicht aus den Kreisen des Parlaments irgend einen „Einschub" in die Lücke treten lassen würde! .... Jedenfalls hat er gute Aussichten. Das wissen die Collegen und deßhalb necken und stacheln sie den Beklagenswerthen. Ja, diese „Neuen" haben vor Niemand Achtung! ....

Die ganze Gesellschaft war augenscheinlich entschlossen, mit dem Unglücklichen eine „Hetz" zu treiben.

„In der That, lieber Lázár," sagte der Sectionsrath mit der ernstesten Miene von der Welt, „Csetneki verkehrt viel bei meiner Tante

und er rühmte ſich kürzlich beim Thee, daß er nur junge, friſche Kräfte gebrauchen könne."

Von allen Seiten beſtätigte man dieſe Behauptung; auch Andere wollten von dieſer grauſamen Abſicht des „kommenden Mannes" gehört haben. . . . .

In dieſem Augenblick trat der Bureaudiener herein und meldete, daß Seine Excellenz der Herr Miniſter den Herrn Sectionsrath zu ſich bitte. Der Läſterclub löſte ſich ſofort in Wohlgefallen auf. Mit einem wichtigen Actenbündel und ſehr gewichtiger Miene durchſchritt jener das Vorzimmer und verkündete den dort wartenden Bittſuchern, daß er zu Seiner Excellenz eilen müſſe und daher heute nicht in der Lage ſei, ſie zu empfangen. Man möchte ſich morgen zu ihm bemühen.

„Wird's morgen nicht wieder eine Conferenz geben, Herr Rath?" fragte ein wenig indiscret eine Partei, auf welche die ſich entfernenden Conferenzmitglieder mit ihren gerötheten und lächelnden Geſichtern einen verdächtigen Eindruck machten.

„Schwerlich, ſchwerlich," erwiderte der Herr Rath und ſchlich raſch davon.

Der Bureaudiener jedoch öffnete das Fenſter und lüftete das Zimmer eine halbe Stunde lang — nach der Conferenz.

Es fiel allgemein auf, daſs in den folgenden Tagen der Herr Sectionsrath einer gründlichen Metamorphoſe ſich unterwarf. Im ganzen Miniſterium war ſie der Gegenſtand großer Heiterkeit und ironiſchen Geflüſters. Der Kämmererconcipient wäre vor Lachen beinahe geplatzt, und ſeine boshaften Ulkereien wollten kein Ende nehmen.

„Ei, ei, lieber Lázár, Du haſt Dich ja förmlich gehäutet; Du biſt ja förmlich ein „Gigerl" geworden! Iſt das kurze Jacquet Deiner Stellung und Deinem Alter angemeſſen?

Und Dein alter Cylinder war noch ſehr gut, mußteſt Du Dir einen moderneren, eleganteren kaufen? Und was das Halstuch betrifft, ſo würde das ſelbſt ein Hilfsconcipient als zu grell finden."

Aber die Metamorphoſe in der Toilette war es nicht allein, durch welche Herr Sectionsrath Lázár Kovács auffiel — der ganze Menſch war wie umgetauſcht. Es konnte ihm nicht entgehen, daß zu einer jugendlichen Toilette auch ein jugendliches Geſicht gehört, und daß zu einem jugendlichen Antlitz auch jugendliche Bewegungen von Nöthen

sind. Sein graumelirter Schnurrbart wurde über Nacht mit Hilfe einer vortrefflichen Schnurrbart-Wichspomade kohlrabenschwarz; die bleichen Lippen erglänzten auf einmal in Purpurröthe. Hat man erst einen schwarzen Schnurrbart, muss auch der Backenbart einer gründlichen Umgestaltung ins Schwarze unterzogen werden. Doch war das Verfahren des Färbens hier zu umständlich, und so wurde diese Zierde des Mannes dem Rasirmesser des Barbiers anvertraut, wodurch das Gesicht entschieden ein jugendlicheres Aussehen gewann. Nur hätte noch die allbekannte Glatze des Hauptes verschwinden müssen — aber auch da war leicht zu helfen!

Er ärgerte sich schon ohnedies lange über die zugige Beschaffung der Bureauräume, denen er Zahn-, Kopf- und andere rheumatische Schmerzen zu verdanken hatte. Wenn er sich auf diese „Ante-Acten" berufen sollte, würde es ihm gewiß Niemand verübeln, daß er gegen den bösen Zugwind sich durch eine bescheidene Perrücke zu schützen suchte!

Eine solche radicale Umwandlung mußte nicht allein im Ministerium die größte Aufmerksamkeit erwecken, sondern auch zu Hause, bei der gnädigen Frau Rath.

Er fühlte, daß er seiner Gattin eine Aufklärung schuldig sei.

„Du wunderst Dich gewiß, meine Liebe, was aus mir geworden ist? Ja, ja, die Reihe. Wir bekommen halt einen Minister, der jung und energisch ist und der keinen Alten mag. Er sucht jugendliche Arbeitskräfte . . . . . die älteren erwartet das Gespenst der Pensionirung . . . . Verstehst Du, die Pensionirung? Du begreifst doch, welcher Schlag das für uns wäre! . . . . Wie sehr müßten wir uns einschränken. . . . Wir könnten standesgemäß nur in Ofen leben. . . . Und dort willst Du doch nicht wohnen!"

„Gewiß nicht", erwiderte die Gattin Milka, „ich lebte bis jetzt in Pest und will auch hier sterben, nach Ofen zieh ich nicht."

Lázár umarmte seine Frau zärtlich, was schon lange nicht zu seinen häuslichen Gepflogenheiten gehörte.

Donner und Doria! Wir ziehen auch nicht hin! Mit der Pensionirung wird es nicht so schnell gehen!

Dann ging er mit raschen elastischen Schritten auf und ab, spannte seine Brust, warf den Kopf jugendlich zurück und gesticulirend mit beiden Händen rief er aus:

„Wir thun auch alles, damit der Minister uns nicht alt findet. Sieh doch Milchen! Kann Seine Excellenz einen Mann, der so geht, sieht und sich so hält, alt nennen?“

Und auf das Antlitz seiner Gattin einen heißen Kuß drückend — was in dieser alten Haushaltung gleichfalls zu den seltenen Genüssen gehörte — eilte er mit flinken Schritten aus dem Zimmer, die Treppe herab, aus dem Hause, durch die Straßen, und wenn ihn auch die Hurtigkeit ein wenig ermüdete, schritt er doch mit der gleichen jugendlichen Elasticität an den Pförtner vorbei und trat in sein Bureau.

Als der neue Minister sein Amt antrat und der Beamtenkörper unter Leitung des Staatssecretärs ihm seine Aufwartung machte, erwiderte Seine Excellenz auf die Begrüßungsworte des Staatssecretärs, dass er von Jedermann „beharrliche und unermüdliche Hingabe und Arbeitsamkeit“ erwarte. (Allgemeiner Beifall.) Nach seiner Ansprache schritt er die Reihen der höheren Beamten entlang und drückte ihnen die Hände. Der Sectionsrath Lázár Kovács hatte das Gefühl, als ob das scharfe, durchdringende Auge des neuen Ministers jedem gleichsam in den Nieren lesen und dort herausfinden wollte, wieviel Arbeitskraft und beharrliche Regsamkeit in ihm wohne. Unter den älteren, höheren Beamten und Grauköpfen mochte er, Kovács, jedenfalls den lebhaftesten und elastischesten Eindruck hervorgerufen haben. In der That erregte er durch seine gespannte Brust, sein strahlendes Antlitz und das Recken und Strecken seiner Gliedmaßen allgemeinste Aufmerksamkeit und allgemeinste Heiterkeit.

Er war jedenfalls mit dem Eindruck zufrieden und berichtete zu Hause der zweifelnden Gattin mit Begeisterung. Die Frau Rath zweifelte. Sie konnte es nicht glauben, daß sich ein Mann wegen eines Ministers so schmücken werde, der doch keine Frau ist! Doch nahm sie sich vor, vorläufig sich auf's Beobachten zu verlegen. Sie wollte die unschuldigste Miene zu all den Geschichten machen, die er ihr auftischen würde. Nur das neue Modewarengeschäft ihrem Hause gegenüber, welches im Beginn des vorigen Monats, beim Quartalsanfang eröffnet wurde, wollte sie im Auge behalten. Eine sehr hübsche, blonde Witwe ist die Inhaberin desselben. So oft der Herr Sectionsrath sie verließ, blickte dessen Ehehälfte durchs Fenster, um zu sehen, ob dieses Ereigniß im Modewarenmagazin irgendwie beobachtet wurde. Bald mußte sie sich davon überzeugen, nun . . . . nun . . . . wovon? Von allerlei

verdächtigen Sachen! Bald ſtand die ſchöne blonde Frau an der Thüre des Geſchäftes, als ob ſie einen Hut betrachtete oder aufputzte, bald zeigte ſie ſich zwar nicht im Vordergrund, aber gewiß kokettirte ſie vom Hintergrunde aus mit dem Herrn Rath, der auf dem Wege zu ſeinem Bureau regelmäßig dieſe Straße durchſchritt und beim Modewarenmagazin an der Ecke umbog. Allerdings pflegte er auch früher, als den Laden noch keine gefährliche Schönheit als Modiſtin, ſondern ein harmloſer Krämer bewohnte, dieſen Weg zu wählen, aber — ſo philoſophirte die Räthin — ein Mann, welcher die nöthige Portion Pflichtgefühl beſitzt, muß ſeine Wegrichtung den Umſtänden angemeſſen ändern und den verführeriſchen Genüſſen aus dem Wege gehen.

Frau Milka gehörte zu den Frauen, die ohne Grund eiferſüchtig ſind. Gott ſieht in das Herz des guten Herrn Lázár Kovács — er hat nie Grund zur Eiferſucht gegeben! Aber bei ſeiner Ehehälfte ſind dennoch die günſtigen Bedingungen zur Aufnahme und Vermehrung der Bacillen der Eiferſucht übrig geblieben.

Die Krankheit tobte in ihrer Seele ſchon mit der Kraft einer Epidemie — aber zwei Wochen gelang es ihr, ſie zu verheimlichen.

Endlich kam ſie zum Ausbruch. Der Herr Sectionsrath kam mit neuen Nachrichten aus dem Miniſterium; Ruheſtandsgerüchte flögen umher — zwei ſeiner Collegen ſeien bereits in den Ruheſtand getreten — er allein ſei gerettet, den er ſpiele ſehr gut den Jugendlichen.

„Es iſt genug! Spiele nicht mehr Comödie! Deiner Lügen bin ich nun ſatt!“ unterbrach ihn ſeine Frau.

Herr Kovács wurde ſtarr vor Schrecken, denn war auch das Zeitalter der Zärtlichkeit für ihn vorüber, ſo hatten auch die heftigen Ausbrüche der Leidenſchaft und des Haders aufgehört und ſeit langer Zeit waren gewiſſe angenehme und ſtille freundſchaftliche Verhältniſſe eingetreten.

„Was haſt Du, Milka?“ fragte er verblüfft.

„Was ich habe? Nun, Du wirſt mich nicht mehr zum Beſten halten! Seine Excellenz hier, Seine Excellenz dort! Ich kenne dieſe Excellenz, welche die Alten penſionirt, weil er nur die jungen Arbeitskräfte ſucht — jener Miniſter wohnt dort — dort gegenüber!“

„Wo?“ ſtotterte der Gatte. Sie ergriff ihn bei der Hand, führte ihn zum Fenſter und wies auf den Laden vis-à-vis.

„Dort!“

„Meine Liebe, ich verstehe Dich nicht!“

„Du wirst mich schon verstehen .... Aber vorläufig verlange ich, daß Du dich zurückverwandelst! Ich bin Deine Gattin und ich will absolut keinen geschniegelten, gebügelten Mann mit falschen Haaren, gewichstem Schnurrbart, gefärbten Augenbrauen haben. Magst Du immerhin Deinen Schnurrbart wichsen, aber Deinen Backenbart mußt Du Dir wieder wachsen lassen. Deine Perrücke werde ich confisciren ... Mag der Minister immerhin sehen, daß Du ein in Ehren grau und im Staatsdienst gebrochener und invalid gewordener Sectionsrath bist!“

Vergebens versuchte dieser alles, um seine Frau zu beruhigen und aufzuklären. Je mehr er Stein und Bein sich verschwor und seine Unschuld betheuerte, desto drohendere Blicke schleuderten ihre funkelnden Augen. Er mußte einsehen, daß er vergebens an den Verstand seiner Ehefrau appellire.

Tags darauf verschwanden das chice Jacquet, die eng anliegenden Beinkleider und der funkelnagelneue Cylinder, und das Stubenmädchen mußte wieder die alte Garderobe hervorsuchen.

Sollte er so vor dem Minister hintreten — was würde dieser sagen? Mit einer Glatze, graumelirtem Schnurrbart, vernachlässigter, ausgedienter Garderobe — während er noch gestern in Gestalt eines gut conservirten, wenn auch nicht mehr jungen, so doch rüstigen Mannes in besten Jahren seinen Vortrag gehalten habe? Jedermann mußte einsehen, daß ein solches Schauspiel das Vertrauen Seiner Excellenz in den Verstand seines Sectionsraths erschüttern würde. Vergebens würde er durch äußere Lebhaftigkeit, stramme Haltung und leichte Bewegungen das sich so breit zeigende Greisenalter verbergen können. Je lebhafter sich der alte Herr geberden würde, desto mehr würde er den Spott herausfordern ... Und nun erst die lieben Herren Collegen! Mit welchen niederträchtigen Randglossen würden sie diese Rückbildung begleiten!

Auf dem halben Wege kehrte er um, ließ sich krank melden und legte sich zu Bette. Er hatte das kalte Fieber vor Wuth.

In der Nacht kam ihm ein rettender Gedanke.

Am anderen Tage eilte er mit ungewohnter Schnelligkeit und in früher Morgenstunde vom Hause weg und bevor er in's Amt ging, begab er sich zum Friseur, kehrte in ein großes Kleidermagazin mit fertiger Garderobe ein, ging zum Parfumeur, wo es Farben und cosmetische

Mittel in Hülle und Fülle gab, und als er zum Herrn Miniſter gerufen wurde, um dort zu referiren — es war ſo gegen eilf Uhr — ſah der jugendliche Mann mit dem ſchwarzen Schnurrbart, der eleganten Perrücke und dem gewählten Anzug wie ein ſchmucker Dandy aus.

Seit jenem Tage wandelte der Herr Sectionsrath in doppelter Geſtalt auf Erden. Zu Hauſe war er eine andere Erſcheinung als im Miniſterium. Zu Hauſe zeigt er das Bild eines friedlichen, ſich gehen laſſenden Spießbürgers, der ſeine einzige reine und ungetrübte Freude in gutem Eſſen und in ungeſtörtem nächtlichen Schlaf findet. Sein Geſicht iſt runzelig, ſeine Haltung ſchlapp, ſeine Kleidung veraltet, ſeine Schritte ſind langſam und ſeine Augen eingefallen.

Doch wenn ein Detectiv den Herrn Rath beobachtete, würde er gewahren, daß Herr Kovács erſt um die Ecke biegend zu einem ſolchen Trottel wird, wenn er ſich ſeiner Wohnung nähert. Iſt er dem Geſichtskreis ſeiner Frau verſchwunden, eilt er mit der Leichtigkeit der Jugend in's Miniſterium, wo er ſich umkleidet. Die Maskerade erleichtert der Umſtand, daß er in ſein Bureau durch das Hinterhaus auf einer Hintertreppe gelangen kann, ohne von dem Pförtner geſehen zu werden. Seit der letzten Zeit benutzte er ausſchließlich dieſen Weg.

Lange vermag aber die größte Geſchicklichkeit und Schlauheit nicht, ein ſolches Spiel ohne Unannehmlichkeiten fortzuſetzen; und die Collegen, welche mit dem Sectionsrath Nachmittags oder des Abends, wenn er mit der Gattin ſpazieren zu gehen pflegte, zuſammentrafen, nahmen mit einem gewiſſen Entſetzen wahr, daß zwiſchen dem Sectionsrath von Vormittag und Demjenigen von Nachmittag eine unüberbrückbare Kluft gähne.

Der Kämmererconcipient ſagte ihm es auch direct in's Geſicht.

„Weißt Du, Freundchen, ich habe noch nie einen Menſchen geſehen, der ſo raſch alt werden kann wie Du .... allerdings kannſt Du auch ebenſo ſchnell wieder Dich verjüngen!“

Herr Lázár Kovács ſah ſein Spiel verloren. Was war zu thun? Nun, der Miniſter hält ihn ja nicht mehr für alt und ſo kann er die Maske der Jugend lüften. Er wird ſtufenweiſe altern; mit dem Schnurrbartſchmieren wird er zuerſt aufhören, dann mit dem Haarfärben, auch den Backenbart wird er ſich wachſen laſſen — nach und nach — um Seine Excellenz nicht zu ſehr zu überraſchen. Uebrigens braucht er nur ſechs Wochen hindurch das Doppelgängerſpiel zu treiben,

dann ist ja sein Schicksal entschieden — er kommt an die Reihe als Ministerialrath, und die höchste Sehnsucht seiner amtlichen Laufbahn ist erfüllt.

Doch, der Mensch denkt, Gott lenkt!

Budapest hat zahlreiche Straßen, und jahrelang können zwei Menschen dort spazieren gehen, ohne sich zu begegnen. Doch es ist eine bewiesene Thatsache, daß, wenn Einer einem bestimmten Anderen entweder in der Hauptstadt oder wo immer auf Gottes Welt aus dem Wege gehen will, er mit diesem unbedingt zusammentreffen wird.

Diesem natürlichen Gesetz verdankt auch unser Sectionsrath den Zusammenstoß zwischen ihm und dem Herrn Minister am 5. Juli d. J., Abends gegen sechs Uhr auf der Waitznergasse vor der Apotheke des heiligen Christoph. Er führte seine Gattin am Arm, als er Seine Excellenz begegnete. Die beiden Männer sahen sich scharf in die Augen, besonders scharf blickte Excellenz den Herrn Sectionsrath an und es schien, als ob es dem Minister Mühe bereitete, seinen Beamten zu erkennen — gegenseitige Begrüßung — dann erkennt der Chef den Rath endlich und sichtliche Verwunderung prägt sich im Antlitze des Ersteren aus. — Letzterer wird schamroth, und die Begegnung hat ein Ende.

Herr Lázár Kovács verbrachte die ganze Nacht schlaflos, ächzte und stöhnte. Die Frau Rath fragte ihn besorgt, was ihm fehle.

Ich habe schreckliche Träume; mich verfolgen Wölfe, und die Zimmerdecke im Bureau droht zusammenzustürzen, erwiderte er.

Aber er sagte nicht die Wahrheit.

Er träumte, er müsse vor dem Minister erscheinen, könne sich aber nicht entschließen, in welcher Gestalt er es thun soll? Er saß fortwährend vor dem Spiegel, bald färbte er seinen Schnurrbart, bald wusch er ihn ab. Der Minister hatte schon zum dritten Male den Bureaudiener nach ihm geschickt . . . .

Und der Traum ging in Erfüllung. Am anderen Tage gerieth er wirklich in die Lage, wovon er die ganze Nacht geträumt hatte. Er konnte sich nicht entschließen, ob er alt oder jung sein solle? In beiden Fällen fürchtete er, lächerlich zu werden. Der Minister hatte ihn auf Mittag 12 Uhr bestellt, damit er über eine schwierige verwickelte Sache ihm einen Vortrag halte. Er hatte im Grunde noch nicht einmal Zeit gefunden, um die neueren Acten zu studiren, und doch war schon

10 Uhr vorüber. Aber kann er was dafür? Muß er nicht zuförderſt über eine zweite bedeutſame Frage ins Reine kommen, ob er mit oder ohne Perrücke, in einem Taillen- oder Salonrock referiren ſolle? Er ging ſchon durch eine dritte Metamorphoſe. . . . . Bald griff er zu den Acten, bald ſtand er vor dem Spiegel, bald nahm ihn das Studium, bald das Färben in Anſpruch. Weder das eine noch das andere wollte gelingen — und was das Schlimmſte iſt, ſein Verſtand geräth in ſolche Verwirrung, daſs er den ganzen Gegenſtand vergißt, auch dasjenige, was er vorhin noch genau wußte.

Es war auch ſchon 11 Uhr vorüber. . . . . Endlich mußte er ſich doch entſchließen — ſo oder ſo.

Es geſchieht.

Der „junge" Lázár Kovács wird den Vortrag halten. Raſch, vor den Spiegel! . . . . beeile dich, färbe raſch Schnurr- und Backenbart, denn er kann dich jeden Augenblick rufen laſſen. . . . . Donner und Wetter! Wo iſt denn die Perrücke? Wohin mag ſie gekommen ſein? Mit großer Mühe findet er ſie endlich in den — Acten, ſetzt ſie auf und ehe er noch Zeit hat, einen flüchtigen Blick in die Schriften zu werfen, packt er die Acten zuſammen und eilt zum Miniſter, der inzwiſchen ſchon einige Male ihn zu ſich gebeten.

Seine Excellenz empfängt ihn mit den Worten:

„Sie haben mich lange warten laſſen — und ich habe doch ſo viel zu thun."

„Vergebung Excellenz, aber . . ."

„Nur raſch! Bitte, nehmen Sie Platz." Sie ſetzten ſich, und der Herr Sectionsrath begann mit großer Schnelligkeit den Gegenſtand vorzutragen. Während ſeines Vortrages konnte ihm der ſeltſame Ausdruck im Antlitz Seiner Excellenz nicht entgehen. Es ſchien ihm, als ob der Miniſter nur mühſam ein Lächeln unterdrückte.

Der Herr Rath wurde ein wenig verwirrt. Was mag nur ſein Chef heute haben?

Hat er vielleicht die Perrücke ſchief aufgeſetzt?

Der Miniſter wendet ſich von ihm ab — es iſt klar, daſs er nur ſo ſeinen Ernſt behalten kann.

Um des Himmels willen, was mag mir fehlen? denkt der unglückſelige Referent, der allmählig ſeine Geiſtesgegenwart zu verlieren beginnt, ebenſo verliert er den Gedankenfaden, ſtottert, ſeine Hände

zittern, nervös dreht er die Acten hin und her und hofft, durch deren Hilfe wieder ins rechte Geleis zu kommen.

Er ſammelt ſich und beginnt wieder ſeinen Vortrag.

Nun gewahrt er bei Seite einen Spiegel; er blickt hinein und bricht beinahe zuſammen. Jetzt weiß er, was der Miniſter an ihm ſo lächerlich gefunden — die eine Hälfte ſeines Schnurrbarts iſt grau, die andere ſchwarz!

In Folge dieſer fürchterlichen Entdeckung erſtirbt das Wort in ſeinem Munde. . . . . Er wird plötzlich purpurroth . . . . die Acten entgleiten ſeinen Händen und fallen auf die Erde.

„Fühlen Sie ſich unwohl, Herr Rath?“ ſagt der Miniſter, ſich des armen Referenten erbarmend.

„Ich kränkle ſchon ſeit geſtern,“ ſtöhnte der Rath.

„Gehen Sie nach Hauſe und legen Sie ſich in's Bette! Die Acten laſſen Sie mir da, ich werde dieſelben durchſtudiren.“

Ob Herr Lázár Kovács auf eigenen Füßen oder mit der Unterſtützung eines Anderen nach Hauſe kam — er wußte es ſelbſt nicht. Sein Diener begleitete ihn herunter, ſetzte ihn in einen Wagen und ſpedirte ihn nach ſeiner Wohnung.

Die Frau Rath erſchrack heftig, als ſie ihren Mann mit zerſtörtem Antlitz und bleich hereinkommen ſah.

„Was fehlt Dir? . . . Gleich in's Bette; ich werde nach dem Arzte ſenden!“

„Was brauch ich einen Arzt! Ich kann auch ohne ihn in den Ruheſtand verſetzt werden!“ murmelte er.

Nach und nach erfuhr ſie alles. Seine Zunge löſte ſich und er machte ſie für ſeine bevorſtehende Penſionirung verantwortlich. Ihre Eiferſucht ſei an allem Schuld. Sie möchte doch nach Ofen in die Feſtung ziehen!

Frau Milka ſah jetzt ein, daß ſie ihm bitteres Unrecht gethan, daß er ſich nicht der Nachbarin, ſondern des Miniſters wegen ſtets verjüngt habe. Sie bot ihre ganze Beredſamkeit und Liebe auf, um ihn zu tröſten. Wegen einer ſolchen Kleinigkeit werde man ihn doch nicht penſioniren. . . . .

„Du unglückſeliges Weib! Ihr redet in alles hinein und doch verſteht ihr nichts! Wärſt Du dort geweſen und hätteſt Du die Worte des Miniſters gehört: „Gehen Sie nach Hauſe und legen Sie ſich in's

Bett!“ würdest Du keine Minute zweifeln. Auch hat er die Schriften bei sich behalten. Er will keine Vorträge von mir. Statt des Ministerialrathes Pensionirung! Gehe und suche Dir eine Wohnung in der Ofener Festung!“

* * *

Tage vergingen und Herr Lázár Kovács war nicht zu bewegen, wieder ins Amt zu gehen. Was sollte er auch dort suchen? Er werde sich dahin begeben, wenn er sich von seinen Collegen verabschieden, seinen Schreibtisch in Ordnung bringen und seine Schreibfächer ausräumen werde — die Pensionirung werde ja doch nicht auf sich warten lassen! Es ist nur die Frage, in welcher Form er sie erhalten werde? Ob man seine langjährigen, treuen Dienste als Staatsbeamter in Betracht ziehen und durch eine kleine Note die Bitterkeit besänftigen, oder aber ihm den schlichten Abschied geben und im Decret nicht einmal seine riesige und erfolgreiche Thätigkeit hervorheben würde? Wer weiß es!

Zwei Wochen vergingen so. Eines „schönen“ Tages — ach es war nicht schön! . . . . Es regnete, was es nur regnen konnte und die Stimmung des Herrn Raths war auch eine düstere. Also an einem düsteren und regnerischen Tage wurde vom Dienstboten der Bureaudiener gemeldet.

Er soll eintreten! ruft Herr Lázár knurrend, wobei er von einem Pensionirungsdecret zwischen den Zähnen murmelt.

So war es auch. Der Diener erschien mit dem Behändigungsbuch und darin konnte man deutlich ein versiegeltes Decret sehen.

Nun, Franz — was bringen Sie uns — fragte die Räthin.

Ein Decret, gnädige Frau, sagte der Diener und reichte ihr das Behändigungsbuch mit der Bitte, der Herr Rath möge durch seine Unterschrift den Empfang bescheinigen.

Herr Lázár Kovács unterschrieb und gebot dem Diener draußen ein wenig zu warten. Er werde ihm ein Trinkgeld hinausschicken — das auch noch für ein Pensionsdecret! — dann betrachtete er einige Zeit sinnend das Document.

„Öffne es doch!“ sagte die Gattin.

„Ich werde es noch zeitig genug öffnen. Ich kenne ohnehin den Inhalt auswendig. Nun, mags geschehen — bitte um eine Scheere!“

Er ſchnitt es auf, blickte hinein .... und wußte nicht, träumte er oder war er munter! Nur ſo viel konnte er herausbringen, daß er hop! rief.

Frau Milka betrachtete nicht das Decret, ſondern brachte zuvorderſt ein Glas Waſſer ihrem aufgeregten Gatten und erſt dann las ſie die Urkunde durch.

Aber Lázár, das iſt ja keine Verſetzung in den Ruheſtand, ſondern eine Ernennung.

Ja wohl, Ernennung, Beförderung zum Miniſterialrath! rief Kovács vom Sofa emporſchnellend. Hier haſt Du fünf Gulden, gib ſie dem Diener!

* * *

Als er zum Miniſter ging, um ſich für ſeine Ernennung zu bedanken, ſtellte er ſich in ſeiner urſprünglichen, natürlichen Geſtalt vor. Seine Excellenz empfing ihn ſehr zuvorkommend und ſagte lachend:

„Ich ſuche nicht im Ausſehen die junge Arbeitskraft, ſondern in der geiſtigen Schnellkraft. Der Staat wird von Ihrer Thätigkeit noch lange Nutzen ziehen!“

Daraus iſt zu erſehen, daß der Miniſter alles wußte.

Woher konnte er es wohl erfahren haben? fragte er zu Hauſe ſeine Frau. Was meinſt Du?

Frau Milka .... oder wie ſie jetzt heißt, die Frau Miniſterialrath, lachte vorſchlagen und antwortete nur ſo viel:

„Sei zufrieden, daſs wir nicht nach Ofen zu ziehen brauchen!“

Schuſter-Idyll.

Von

Fritz Lemmermayer.

Fernab vom Dorf, nicht weit vom grünen Wald,
Wo manches Lied aus Vögleins Kehle ſchallt,

Stand eine Schloßruine, alt und grau,
Ein letzter Schornſtein ragte in das Blau.

Ein Schlänglein Rauches ſchlug daraus empor,
Das nachbarlich im Tannicht ſich verlor.

Mit Staunen ſieht's der ſtille Wandersmann,
Gleich einem Wunder faßt das Bild ihn an.

Wie? War noch Leben in dem morſchen Bau?
Hantirte gar am Herde eine Frau?

Zerfallen iſt ja längſt des Schloſſes Welt,
Vor Zeiten war fürtrefflich ſie beſtellt.

Man bauete das herrſchaftliche Haus
Anno eintauſend und ſechshundert aus.

Ein Wall und Waſſergraben ging ums Schloß,
Es thürmte ſich ein erſt' und zweit' Geſchoß;

Und eine Warte ſchaute in das Rund,
Wo lugend manche ſchöne Dame ſtund.

Es fehlte nicht das dunkle Burgverließ,
Wo mancher ſich an harten Steinen ſtieß,

Sich ſehnte nach der Sonne hellem Glanz
Und nach der Sterne zaubervollem Tanz.

Es fehlt nicht der Keller mit dem Faß,
Das in ſich barg das köſtlich gold'ne Naß.

Der große Herd noch in der Küche ſteht,
Wo ſchmorend ſich der Ochs am Spieß gedreht.

Der Vorrathsgaden war an Schätzen voll,
Denn einſt ward hier geſchmauſet wild und toll.

Im erſten Stock die Kemenate ſtund,
Hier ſaß der Frauen wunderholdes Rund.

Die Spindeln ſchnurrten luſtig im Verein
Und Garn und Linnen lag im lichten Schrein.

Die Frauen plauderten an dem Kamin
Mit heiterem und oft getrübtem Sinn;

Weil voll die Zeit von Krieg und andrer Noth,
Im Lande hauſete der ſchwarze Tod.

Doch häufig trieben ſie anmuth'gen Scherz,
Um zu vergeſſen jedes Leid und Schmerz.

Gar frohe Schwänke wurden auserwählt
Und manche alte Märe neu erzählt.

Man ſprach von Abenteuer und von Jagd,
Der Männer Rauheit wurde hart beklagt.

Mitunter trat der Sänger in den Kreis
Und ſang ein Lied den ſchönſten Frau'n zum Preis.

Sie ſaßen da mit gnadenvoller Ruh
Und dankend nickten ſie dem Sänger zu.

Zum Lohne gaben oft ſie ein Gewand,
Das ſie genäht mit ihrer feinen Hand.

Freigebig ward der Fahrende genährt
Mit Speis und Trank, ſo viel ſein Herz begehrt.

Der Burgherr ſaß im Palas nebenan,
Mit Wams und ſchweren Stiefeln angethan.

Blank waren Sporn und Schwert und kühn der Muth,
Er war ein wildes und verweg'nes Blut.

Kam er gezogen aus der Männerſchlacht,
So zechte er bis in die tiefe Nacht.

Er legte ab den ſtählernen Küraß,
Um auszuruhn bei einem derben Spaß.

Die Kampfgenoſſen ſaßen in der Reih'
Und pflegten manche üpp'ge Narrethei.

Die Fauſt war ſtark und loſe war das Wort,
Der Weinkrug ging in langer Zeile fort.

Und wenn zum heil'gen Ulrich einer rief,
Der Page, um zu helfen, eilig lief.

Er mußte ſtützen, ſanft beſorgt und lang,
Wenn ſchwankend eines Reitermannes Gang.

Von hohen Wänden ſchaute ſtreng und mild
Hernieder manches dunkle Ahnenbild.

Die Waffen klirrten mahnend an der Wand,
Wenn das Gelage nie ein Ende fand.

Doch die Kumpanen ſangen laut im Chor.
Und prieſen ihrer Frauen zarten Flor;

Und als die Sonne leuchtend ſtieg herauf,
Begann aufs neu' des Kruges froher Lauf.

Das Hifthorn tönte oft am hellen Tag,
Wenn grün und blumenreich der ſtille Hag.

Die Rüden bellten gierig vor dem Thor
Und aus dem Stalle trat der Zelter vor.

Der Schwarm der Knechte ging geſchäftig hin,
Um recht zu thun der Herren ſtrengem Sinn.

Die Falkeniere ſchwangen ſich aufs Pferd,
Ein jeder Reitersmann war wohl bewehrt.

Die Brücke raſſelte herunter ſchnell;
Hollah! zum Weidwerk ritt der Jagdgeſell.

Und vorwärts ging's in feuerigem Trab,
Die Frauen nickten liebevoll herab.

Wenn dann der Zug mit Beute heimwärts kam,
Und Ruhe pflag der Ritter lobeſam,

Ward Schweigen Pflicht dem ganzen weiten Schloß;
Gewand und Waffen reinigte der Troß.

Nur an dem Herde ging es munter her,
Der arme Küchenjunge keuchte ſchwer.

Der Braten brutzelte mit ſüßem Duft,
Es ſchnoberten die Hunde in die Luft.

Der Sonntag ward mit ſtiller Feſtlichkeit
Dem allerhöchſten Herrn dankbar geweiht.

Zur Schloßkapelle rief ein Glöcklein klar,
Der Prieſter ſtand am lieblichen Altar.

Er ſprach das rechte Evangelium,
Die Hörer lauſchten andachtvoll und ſtumm.

Zu des Altares heil'gem Sacrament
Ein jeder frommen Herzens ſich bekennt.

Ein Mann war nicht ſo klug zu jener Friſt,
Als ein moderner edler Jüngling iſt.

Wir ſind geſcheit und ſchrecklich aufgeklärt,
Von Glaubenskram iſt das Gemüth entleert.

Doch jene waren einfältig und dumm
Und glaubten noch an ein Myſterium.

Bedauert ſeien ſie, doch nicht verlacht,
Weil wir es gar ſo furchtbar weit gebracht.

Genug, der Sonntag war der Tag des Herrn
Und jeder ließ die Arbeit ruhen gern.

Mit Brettſpiel kürzte man ſich oft die Zeit,
Zu einem Tanz hinwieder auch bereit.

Der Frieden aber war nicht wohl beſtellt;
Der Kaiſer rief, der Ritter zog ins Feld.

Verwüſtet wurde rings das deutſche Land,
Mit Graus und Schrecken wurde man bekannt.

An dreißig Jahre dauerte der Krieg
Und unentſchieden blieb zuletzt der Sieg.

Kaum war der grimme Schwede abgethan,
Da rückten dräuend Türkenheere an.

Aufs neue war das Vaterland bedroht,
Das ſchöne Oeſterreich in Angſt und Noth.

Und muthig wie der Vater war der Sohn;
Des Feindes Wuth erregte ſeinen Hohn.

Er griff nach Waffen und ging in die Schlacht;
Der Halbmond ward zerhaut in blut'ger Nacht.

Er hat dem Tode kühn ins Aug' geblickt
Und manchen Türken grimmig heimgeſchickt.

Verklungen war der grelle Allahſchrei,
Gerettet war der Chriſtenheit Baſtei.

Die Völker Oeſt'rreichs thaten ihre Pflicht;
Wer daran mäkelt, iſt ein arger Wicht.

In Wien, der wehdurchwogten Kaiſerſtadt,
Gewaltig wieder man geſchmauſet hat.

Auf ſeinem Schloſſe ſaß der Ritter werth,
Gefürchtet allenthalben und geehrt;

Und ſtrich behaglich ſich den feinen Bart,
Den er ſich wachſen ließ nach welſcher Art.

Dort in dem reichgeſchmückten Väterſaal,
Bei weingefülltem, blitzendem Pokal,

Das Haupt gedrückt in weichen Flaumenpfühl,
Erzählte er von Krieg und Kampfgewühl;

Und fand der Hörer Lob mit Wort und Klang
Vom Sonnenaufgang bis zum Niedergang.

Die Frauen eilten dienend ab und zu,
Der Kellermeiſter kam niemals zur Ruh.

Doch iſt der Friede nicht der Erde Brauch;
Ihn ſtört, will er, der nächſte beſte Gauch.

Nun, Enkel, rüſte dich mit ganzem Fleiß,
Im neuen Türkenkrieg erring' den Preis!

Der ruhmesvolle Prinz Eugenius
Iſt euer edler Gen'raliſſimus.

Er führt die Schaar zu Untergang und Sieg,
Glorreich beendet ward auch dieſer Krieg.

Geheiligt ſei der Väter edler Brauch,
Was ſie gethan, das thu' der Enkel auch!

Mit ſtillem Sinnen ſei es treu bedacht
In mancher mondesſüßen Mitternacht.

Im alten Bette rollt der Strom der Zeit,
Und ob geſegnet, ob vermaledeit,

Es hemmt den Lauf nicht Freude und nicht Schmerz,
Kein haſſendes, kein liebevolles Herz.

Der Cerberus vorm Höllenthore bellt,
Die alte Noth klopft klagend an die Welt:

Die Hoffnung ſprießt mit ihrem ſanften Grün
Und auf den Fluren neue Blumen blühn.

Und die Geſchlechter ſinken in die Gruft,
Der Rabe ſchreit in herbſteskühler Luft;

Und neue Menſchen treten in die Zeit,
Mit ſich und mit der Welt im Widerſtreit.

Das Schloß, von dem ich ſinge, wurde alt
Und wechſelte im Wandel die Geſtalt.

Die Menſchen zogen neue Kleider an,
Manch Hausgeräthe wurde abgethan.

Die Mode grub der ſpan'ſchen Etikett'
In Tracht und Sitte ein gewaltig Bett.

Man liebte nicht den ſchweren Männertritt
Und ging im rhythmiſchen Grandezzaſchritt.

Der Bart ward aus dem Angeſicht raſirt
Und die Allongeperücke fein friſirt.

Die Dame trug ein faltenreiches Kleid
Und einen Kopfputz, hoch und etwas breit.

Jahrzehnte ſpäter hing ein langer Zopf
Dem Mannsvolk lieblich an dem Hinterkopf;

Den Degen trug man zierlich und galant
Und einen Chapeaubas in weißer Hand.

Der Reifrock war der Frauen Lieblingsſtück
Und auch der Stelzſchuh machte Modeglück;

Manch Schönheitspfläſterchen im Angeſicht,
Verſchmähten ſie im Haar den Puder nicht.

Im Rococoſaal, hell vom Kerzenſchein,
Ging man im Menuetſchritt zierlich fein.

Man flüſtert Liebesverſe von Grécourt
Und wandelt dienſtbereit auf Amors Spur.

Im Garten ſind beſchnitten die Alleen
Und zwiſchen Taxus Marmorbilder ſtehn.

In einer Grotte, kühl und artiglich,
Spielt Waſſerkunſt, ergötzen Faune ſich.

Gern geht ſpaziren hier der Cavalier,
Im Sammtrock und im Seidenſtrumpf, mit ihr,

Die er zur Liebſten hoffend ſich erkürt
Und die im Herzen eine Regung ſpürt.

Natürlich muſs ihr Name Chloë ſein,
Sie ſeufzt am liebſten bei des Mondes Schein;

Den Fächer hält ſie ſchämig vors Geſicht,
Ein warmer Strahl aus ihren Augen bricht.

Er wirft ſein Seidentuch zur Erde hin
Und kniet darauf — verwegen iſt ſein Sinn.

„O Chloë", ruft er, „ach, Ihr macht mir Schmerz!"
Der Pfeil des Cupido trifft ſie ins Herz. —

Das achtzehnte Jahrhundert rauſcht hinab
Und Brauch und Mode finden Gruft und Grab.

Die Völker rüttelten erzürnt am Bau
Des Staats, der morſch geworden, krank und grau.

Gott Kronos rückt den Zeiger ſeiner Uhr,
Wie Sand verweht des Alten letzte Spur.

Und neu geboren wird ringsum die Welt
Und Alles wähnt aufs beſte man beſtellt.

Mit griech'ſchem Kleide war die Frau geziert,
Nach vorne tief hinunter decolletirt.

In netten Kreuzbandſchühlein konnt' man ſehn
Die kleinen Füße ziervoll trippelnd gehn.

Der Franzmann brach in Oeſt'reichs Marken ein,
Der Krieg fuhr hin mit grauſenvoller Pein.

Und wieder gab mit treuem Opfermuth
Der Mann fürs Vaterland ſein Gut und Blut.

Des Krieges Furie flammte feuerroth,
Man betete zu Gott in tiefer Noth.

Bei Aſpern ward Napoleon beſiegt,
So mancher Helde dort begraben liegt.

Das Schloß, von dem ich ſing' und ſag' mit Fleiß,
Hat alles das erlebt in Ehr' und Preis.

Als Leopold der Zweite Kaiſer war,
Hat er zur Jagd es angekaufet gar.

Denn ausgestorben war nun das Geschlecht,
So hat man mir erzählt mit Fug und Recht,

Das drin gehauset hat mit aller Zucht
In langer Zeiten wechselvoller Flucht.

Doch weil der Kaiser Schlösser viele hat
Und gerne wohnt auch in der Wienerstadt,

So wurde Bärwall — so ist es benannt —
Vergessen bald, vergessen und verkannt.

Als Franz der Erste saß auf Oest'rreichs Thron,
Des vorgenannten erstgebor'ner Sohn,

Der seine Völker hat zu allerletzt
Zum Erben seiner „Liebe" eingesetzt:

Da ward — ich meld' es Euch fürwahr mit Leid —
Zerrissen schon des Schlosses steinern Kleid.

Die Mauer barst, die Zinne stürzte ein,
Noch liegt am Weg gar mancher Quaderstein.

Der stolze Herrensitz Ruine ward;
Ein ganz geringer Theil nur blieb bewahrt

Vor der Zerstörung trauerigem Los:
Nur ein paar Stuben sind's im Erdgeschoß.

Jeglich Geschick im Oesterreicherland,
Der Schloßruine war es wohl bekannt —

Doch seht: ein neues Leben blüht herauf.
Das ist das Schöne in der Zeiten Lauf!

In unsern Jahren, wißt, war es geschehn,
Daß Schuster Thomas diesen Schutt gesehn,

Und auch die Stuben und die Küche gut.
Der faßte sich ein Herz mit frohem Muth.

Das nahe Dorf gefiel dem Manne nicht,
Auf Bärwall war sein Auge nun gericht't.

Geschaffen hätt' er dort von Herzen gern,
Dem alten Kundenkreis nicht allzu fern.

Er ging fürbaß zur hohen Obrigkeit,
Dank seiner trefflichen Beredsamkeit

Erreichte er, was er mit Fleiß begehrt:
Zum Wohnsitz wurde ihm das Schloß gewährt.

Sein Miethsherr war der Herr von Oeſterreich —
Wer war an Stolz dem Schuſter Thomas gleich?

Es ſtand der Bau nach allen Seiten frei,
Man ſchlürfte Waldluft ein als Arzenei

Und ſchaute weit ins ſchlanke Thal hinein
Und in der Berge anmuthvolle Reih'n.

Thomas war Witwer, ſeine Ehe hart,
Denn ſein Geſpons war von gar zänk'ſcher Art.

Doch weil's nicht gut iſt, daß der Menſch allein,
Weil trauter iſt die Einſamkeit zu zwei'n,

Drum kürte er zum zweitenmal ein Weib.
Sie wurden eine Seele und ein Leib,

Gemäß den Worten unſrer heil'gen Schrift.
Aus ihrer Ehe war verpönt das Gift

Des Haders und des Zankes wüſte Qual;
Sie lebten friedenseinig allzumal.

Gar oft verſchwindet Duft und Sonnenſchein
Dort, wo der Menſch erſcheint mit ſeiner Pein.

Der Schuſter Thomas aber hatte Glück
Vollkommentlich fürwahr in allem Stück.

Ein Himmelteufel war das junge Weib
Mit Roſenwangen und mit drallem Leib.

Die Augen lachten luſtig in die Welt,
Aufs beſte war die Wirthſchaft ſtets beſtellt.

Geſchäftiglich war es in ſeinem Thun,
Niemalen ließ die Hand im Schoß es ruhn.

Sie waren einſam und ſie waren arm,
Doch ferne blieben ihnen Noth und Harm.

Gar heimelich die alte Stube war,
Denn in ihr waltete ein liebend Paar.

Auf roſt'gem Nagel hing die Hallebard,
Mit der manch Reiter einſt getödtet ward:

Ein Bild aus längſt vergang'ner Ritterzeit,
Wo noch der Mann was galt im blut'gen Streit.

Aus Weidgeflecht ſtand da ein Wiegelein
Mit Pölſterchen und Linnen, weiß und rein.

Darinnen lag ein frisches Zappelkind
Mit Aeuglein hell, so wie die Sterne sind.

Die Mutter nahm das Kindlein wie verzückt,
Ein Dällchen war ins Kissen eingedrückt.

Die Mutter hätschelte die kleine Brut,
Wobei ihr wuchs der Wangen Feuerglut;

Und richtete die Pölster wieder nett
Und legt' ihr schreiend Leben in das Bett;

Und half dem Manne bei der Arbeit auch,
Den schönen Frieden trübte kaum ein Hauch.

Beim Kachelofen in der Zimmereck
War Kater Murrs beschauliches Versteck.

Er dachte nach dort über Zeitlichkeit'
Nicht minder über die Vergänglichkeit.

Ein Jesus hing nach rechter Christenart
An dem Gemäuer, und daneben zart

War anzuschauen unf'rer Frauen Bild,
Es blickte ruhevoll und engelmild.

Am Samstag Abends brannte dort ein Licht;
Aufs schönste war die Stube hergericht't.

Die Arbeit ruhte, manchmal kam Besuch,
Man las wohl auch in einem alten Buch.

Am Sonntag, wenn die helle Glocke rief,
Abwechselnd eines fromm zur Kirche lief.

Am Nachmittage gingen sie selb zwei
Im Wald spaziren, und ihr Kind dabei.

Der Kater hütete indeß das Haus,
Fing hin und wieder eine graue Maus.

Ansonst war Thomas ein gar thät'ger Mann,
Ein solcher, der nicht müßig gehen kann.

Das Kartenspiel ward nicht von ihm gepflegt,
Doch manchmal ihm das Weiblein Karten legt.

Gern fragt man hin und wieder das Geschick,
Thut in die Zukunft einen bangen Blick.

Ein bißchen Aberglauben schadet nie,
Auch liegt in ihm ein Körnlein Poesie.

Thomas war mäßig, war zufrieden ſchier
Am Abende mit einem Kruge Bier,

Dazu Kartoffeln, die er ſelbſt gebaut —
Das waren Feierſtunden, ſtill und traut.

Der Schloßhof, der vor Zeiten wohl beſtellt,
War jetzt ein maleriſches Trümmerfeld.

Von Moos bedeckt und vielem Unkraut auch,
So diente er zu mancherlei Gebrauch.

Die dicke Sonnenblume ragte auf,
Das Kohlbeet nahm gar einen langen Lauf.

Die Geiße ſprangen über Stock und Stein,
Die Hähne krähten, grunzend lief das Schwein.

Das Alles war des wackern Thomas Gut,
Drob er ſich freute mit gar ſtolzem Muth.

Seit langen Jahren iſt der Mauer Wand
Mit wuchernd dichtem Epheu überſpannt.

Ein Schwalbenpärchen baute ſich ein Neſt,
Das hing gar traulich in den Ranken feſt.

In dieſer grünumwachſ'nen Burg verſteckt,
Dort lebten ſie, vom Späher kaum entdeckt:

Der Schuſter Thomas, Weib und Kind und Thier,
Ein kleines Paradies auf Erden ſchier.

Kein trüber Hauch der aufgewühlten Zeit
Drang her in dieſe ſtille Einſamkeit.

Hier war vergeſſen, was die Welt bewegt
Und jede Fiber mächtig uns erregt.

Hier kannte man des Denkens Qualen nicht
Und nicht des Zweifels ſchweres Bleigewicht.

Was das Gemüth bedroht mit rauher Hand,
Die Sorge war aus dieſem Kreis gebannt.

Der Sturm der Zeiten hier geſtorben war,
Gebaut war der Zufriedenheit Altar.

Das morſche Bauwerk neue Ehr' gewann
Durch einen ſchlicht geſinnten Handwerksmann.

Man preiſt beredt die ſchöne Gotteswelt —
Der Teufel jedem ſeine Beine ſtellt.

Wohl dem, der ihn beſiegt mit ſtarker Hand,
Bevor er von ſich wirft ſein Staubgewand!

Der Schuſter Thomas hat es gut gemacht —
Was ich Euch ſag', iſt wahr und nicht erdacht.

Die kleine Wirtſchaft hab' ich ſelbſt geſehn —
Ruine Bärwall du ſollſt lang beſtehn!

Gar wenig hat gefallen mir ſo gut.
Zum Glück gehört ein bißchen Lebensmuth:

Der Schuſter Thomas hat es mich gelehrt —
Zum Danke ſei dies Liedchen ihm beſcheert.

Die Stimme der Vernunft.

Humoreske aus dem Leben einer Kleinstadt nach dem Polnischen des A. Tristis

von

Albert Weiß.

I.

Daß sie sich liebten, die Beiden, dabei war nichts Ungewöhnliches.

Denn es ist einmal so der Lauf der Welt, daß junge Leute verschiedenen Geschlechtes sich zu einander hingezogen fühlen.

Daß dem so ist, mag übrigens recht gut sein; sonst würde eines schönen Tages das Menschengeschlecht ganz erlöschen auf Erden, und ohne Menschen kann sich die Welt doch einmal nicht behelfen.

Ich sah sie, diese Liebe, vor meinen Augen entstehen, erglühen und leider auch erlöschen.

Denn nichts hienieden ist beständig. So schwärmerisch liebten sie sich allerdings nicht, wie weiland Romeo und Julia. Niemanden würde ich daher mit der Erzählung dieser Herzensgeschichte behelligen, wenn nicht die Ursachen, welche diese Liebe zur Blüthe und zum Welken brachten, volle Beachtung verdienten.

So wie sie war, will ich sie schildern. Im Städtchen T., meinem damaligen Wohnorte, befindet sich eine öffentliche Kasse. Rendant derselben war zu jener Zeit ein gewisser Herr Klug.

Derſelbe war verheirathet und beſaß eine niedliche Tochter, Namens Eugenia, eine achtzehnjährige Blondine mit blauen Aeuglein, einem allerliebſten Stumpfnäschen und ganz vortrefflichem — Appetit.

Die lieben Eltern pflegten ſie, ihr einzig Kind nach langer kinderloſer Ehe, ſtets auf das Sorgfältigſte und Reichlichſte, in der Meinung, daß davon allein die Geſundheit abhänge.

Schon an der Mutterbruſt wurde ſie geſtopft mit allerlei Brühe, Suppe, Grütze, Kindermehl und ähnlichen Specialitäten.

Nach dem Entwöhnen aber nahm erſt recht das „Nähren" kein Ende, und die Elternſorge um ihr Wohlbefinden wuchs mit jedem Tage, ſo daß man mit Recht von ihr ſagen konnte, ſie war ein vortrefflich genährtes Kind.

Was Wunder, wenn ſie auch ganz ſo ausſah und ihr geſegneter Appetit in der ganzen Stadt ſprichwörtlich wurde.

Bei der Kaſſe waren außer mehreren Unterbeamten noch zwei Controleure angeſtellt, die Herren Dürr und Pflaumbaum.

Das muſterhafte Dürr'ſche Ehepaar beſchenkte die Vorſehung mit einem einzigen Sohne, Namens Stephan.

Derſelbe war damals vier und zwanzig Jahre alt und von ſtattlichem Wuchſe. Er ſpielte fertig Zither und war Diätar im Amtsgerichte.

War dies auch gerade keine hohe Stellung, ſo hatte doch Frau Dürr einen Vetter in der Hauptſtadt und dieſer war wieder der Vetter irgend eines Raths, mithin auch Ausſicht vorhanden, daß Stephan noch einmal Kanzliſt werde.

Auch der Kanzleidirector begünſtigte dieſen, denn er ſchrieb eben ſo ſchön wie ſchnell, und ſein Vater war ein langjähriger und verdienſtvoller Beamter.

Die Hoffnung auf Beförderung war alſo durchaus nicht unbegründet, und da dies die ganze Stadt wußte, fand Stephan überall offenen Credit, als hätte er ſchon ſeine Anſtellung als Kanzliſt in der Taſche.

Das Ehepaar Pflaumbaum war kinderlos. Die Frau war rappeldürr, aber ſtarkknochig, höchſt reſoluten, aber neidiſchen und ehrgeizigen Charakters und choleriſchen Temperamentes.

Sie erhielt einſt mehrere tauſend Mark als Mitgift und verwaltete ſelbſt dies Vermögen. Da ſie nur wenig Ausgaben hatte, ver-

doppelte ſich allmälig ihr Capital und man hielt ſie allgemein für ſehr wohlhabend.

II.

Dieſe drei Beamtenfamilien lebten mit einander in beſter Eintracht und regem Verkehr.

Man beſuchte ſich abwechſelnd gegenſeitig jeden Sonn- und Feiertag und hielt förmliche Geſellſchaftsabende, an denen man ſich gaſtlich aufnahm und köſtlich unterhielt.

Die Elternpaare ſpielten an zwei Tiſchen Karten. Eugenia half in der Küche oder im Zimmer beim Decken, und Stephan wieder half ihr dabei.

Die Bratenſchüſſel, weil ſie zu ſchwer war, trugen ſie gewöhnlich Beide. Da aber Stephan ſtatt der Schüſſel meiſt Eugenia's Händchen ergriff, verurſachte er öfters irgend eine Kataſtrophe, ſei es, daß er etwas vergoß, oder zerſchlug, oder an die Erde fallen ließ.

Solche kleine Unfälle aber erheiterten nur die Geſellſchaft und regten ſie zu allerlei Prophezeiungen an. Unerſchöpflich darin war der kreuzfidele Herr Pflaumbaum. In der Regel aber ſagte er nur: „Auf Polterabend folgt bald Hochzeit!“

Beim Eſſen bediente Eugenia die Gäſte, und Stephan wieder bediente ſie. Immer die beſten Biſſen legte er ihr auf den Teller, füllte ſtets ihr Glas, reichte ihr dies und das und war unermüdlich in ſeinen Aufmerkſamkeiten.

So kam es bei den jungen Leuten bald ſo weit, daß ſie mit einander — Geheimniſſe hatten. War Eſſig oder Oel aus der Speiſekammer zu holen, ſo ſagte Stephan dies heimlich Eugenien. Fehlte einem Herrn zum Thee noch Rum, ſo flüſterte ſie es ihm in's Ohr.

Dieſe Geheimniſſe aber fanden endlich dermaßen ihren Beifall, daß ſie ſich Alles heimlich ſagten, daß er ihr heimlich den Schinken auf den Teller legte und ſie ihm ebenſo heimlich den Wein einſchenkte. Schließlich nahmen die Heimlichkeiten kein Ende. Entweder flüſterten ſie mit einander oder ſie verſtändigten ſich durch Blinzeln der Augenlider oder allerlei Handbewegungen, deren ſich gewöhnliche Leute niemals zu bedienen pflegen.

III.

Als das Dürr'ſche Ehepaar merkte, was da vorgehe, berieth es ſich gründlich, was zu thun ſei. Daß die jungen Leute einander nicht gleichgiltig waren, erſchien unzweifelhaft. Es fragte ſich nur, ob man es dulden und was daraus werden ſolle.

„Was denn anders," witzelte Vater Dürr, „als eine Hochzeit? Und nach der Hochzeit wird ſich das Pärchen ebenſo gut zu helfen wiſſen, wie wir Alten es einſt gethan."

Mutter Dürr ſah dies mit ganz anderen Augen an.

„Unſer Stephan hat die beſten Ausſichten für die Zukunft und wird ſicher bald Kanzliſt.

Er iſt, wie Jedermann ſieht und ſagt, von ſtattlichem Aeußern und guter Erziehung. Er weiß ſich überall zu benehmen und zurecht zu finden, er kann alſo vielleicht noch Carrière machen.

Mein Vetter in L. hat Einfluß in den höheren Kreiſen. Blut iſt kein Waſſer. Wird Stephan gut empfohlen, ſo kann er noch einmal Kanzleidirector werden, alſo höherer Beamter. Das Alles iſt möglich und hängt nur von Glück und Umſtänden ab. Haben nicht auch Andere ſchon ſolche Carrière gemacht? Und iſt unſer Sohn etwa ſchlechter als ſie?"

Wohl oder übel mußte Dürr ſeiner beſſeren Hälfte zugeben, daß dem ſo und nicht anders iſt.

„Was aber kann man Vortheilhaftes über Eugenien ſagen," fuhr ſie fort. „Nicht allzu viel. Das Mädchen iſt ja ſonſt gar nicht übel, aber doch gar zu dick. Jedermann weiß, wie ihr das Eſſen ſchmeckt, die Beiden würden ja ſein ganzes Gehalt aufeſſen und behielten keinen Pfennig übrig zur Kleidung."

„Ach! Was heißt: dick!" entgegnete Dürr. „Nicht das iſt hübſch, was hübſch iſt, ſondern was gefällt. Ihm gefällt das Mädchen und damit Baſta! Auch ich mochte in der Jugend ſolch eine „Wohlgenährte" weit lieber! als eine Spindeldürre. Der Junge hat ganz meinen Geſchmack!"

„Nicht darum handelt es ſich jetzt, was ihm lieber wäre. Das gehört nicht hieher," unterbrach ihn piquirt die Gebieterin. „Wir ſprechen von Stephan und nicht von Dir. Uebrigens ſtelle nur Dich nicht zum Muſter auf, denn Du warſt in der Jugend ein Leichtfuß.

Klug's haben, wie Du weißt, keinen Pfennig Vermögen und können dem Mädchen also auch nichts mitgeben, außer vielleicht einer ganz beſcheidenen Ausſtattung: einige Möbel, ein Clavier, etwas Küchengeräth, Weißzeug und Kleidung, das iſt Alles."

„Nun, ſo geben wir Alten ihnen monatlich einen Zuſchuß vom Gehalt.

Uebrigens hat auch Klug in L. ſeine Gönner und kann dort, wenn er nur will, dem Jungen auch forthelfen.

Außerdem iſt er immer mein Vorgeſetzter, und ich muß ihn politiſch behandeln, daß er mir nichts am Zeuge flickt.

Da er an der Leber leidet, nimmt er nächſtens drei Monat Urlaub.

Verlobt Stephan ſich mit ſeiner Eugenia, ſo wird er mich zur Vertretung vorſchlagen; habe ich ihn aber erſt einmal vertreten, ſo werde ich ſpäter um ſo leichter befördert. Wird aber nichts aus der Verlobung, ſo vertritt ihn ohne Weiteres Pflaumbaum; deſſen Frau Gemahlin nun, die, wie du weißt, ebenſo neidiſch als ehrgeizig iſt, wird den Mann bald aufſtacheln. Sie haben Geld und ſchmeicheln ſich damit ein bei Klug's durch allerlei Aufmerkſamkeiten und Geſchenke. Wir aber haben das Nachſehen und werden obendrein noch ausgelacht.

Frau Pflaumbaum trägt dann die Naſe noch einmal ſo hoch und Du mußt vor ihr knixen, noch einmal ſo tief."

Wie eine Päonie ſo roth wurde Frau Dürr. Denn auch ihr fehlte es weder an Neid noch an Ehrgeiz. Der Pflaumbaum aber gönnte ſie am allerwenigſten den Vorrang. Plötzlich wurde ſie ſanfter und verließ ihren oppoſitionellen Standpunkt. Nach einigem Nachdenken ſprach ſie in ruhigem Tone:

„Nach alledem wäre es doch nicht ſo übel, wenn der Stephan die Eugenia heirathete, Klug's Gönnerſchaft und Fürſprache hat doch viel zu bedeuten. Der Mann iſt ſehr vernünftig und kann gewiß dem Schwiegerſohne von Nutzen ſein.

Dieſe Pflaumbaum aber möchte zu gern Frau Rendant werden, die erſte Flöte blaſen und den erſten Platz auf dem Sopha einnehmen, und ich ſoll ihr immer zur Linken gehen und zuerſt vor ihr knixen wie vor einer großen Dame. Und dabei iſt ſie ſo dürr wie eine Spindel und hat eine Hakennaſe wie ein Papageienſchnabel. Meint ſie etwa, mit ihren paar Tauſenden kann ſie ſich alle Ehre erkaufen."

Noch lauter hätte sie geschrieen, so neidisch war sie auf die Pflaumbaum, wäre nicht ihr Mann so vernünftig gewesen, ihren Eifer etwas abzukühlen durch die Vorstellung:

„Schon aus Politik müssen wir Frieden halten mit den Pflaumbaum's, denn sie haben überall ihre Freunde und Gönner und die Welt besteht einmal auf Politik.

Verfeinden wir uns mit ihnen, so ziehen wir uns die Abneigung all ihres Anhanges zu.

Wir müssen also vorsichtig verfahren und um Gotteswillen uns nicht merken lassen, daß wir nicht ganz aufrichtig sind.

Die großen Herren sind auch die größten Politiker. Sie können sich so verstellen, daß Keiner weiß, was Einer denkt.

Nehmen wir uns an ihnen Beispiel, und es wird uns wohlergehen."

In Folge dieser Berathung erhielt also Stephan, nachdem ihn die Eltern ins Verhör genommen, die Erlaubniß, den Herzensbund mit seiner Eugenia in aller Form zu schließen.

IV.

So liebten sich also die jungen Leute, und diese Liebe sah ihnen aus den Augen.

Eugenia — aß und schwärmte und seufzte.

Stephan — schrieb im Gericht, sonst that er deßgleichen. Ein Lied „Blauäuglein" schrieb er kalligraphisch ab und suchte in verschiedenen Sammlungen auch ein Lied vom „Stumpfnäschen", konnte es aber nicht finden.

Dies versetzte ihn eine Zeitlang fast in Melancholie, bis er auch diese allmälig abstreifte.

Der gesellschaftliche Verkehr der drei Familien blieb unverändert. Man besuchte und bewirthete sich gegenseitig, sagte sich Artigkeiten und überbot sich in Gunst- und Freundschaftsbezeigungen, aber man beobachtete sich auch ganz genau. Denn die Erfahrung räth, Keinem zu trauen und immer vorsichtig zu sein.

Nur zu bald bemerkten Klug's, daß Stephan, der lange gegen Eugenia nur passiv zärtlich war, jetzt activ und sehr unternehmend vorging. Der sonst so stille junge Mann, der bisher nur hauptsächlich in Heimlichkeiten sich gefiel, wurde plötzlich laut und offenbar romanhaft.

Jedem, der ihn anhören wollte, sprach er von der Tiefe seiner Gefühle, von seiner Treue und seinem männlichen Charakter.

Oft stellte er sich in Position, legte die Hand auf's Herz, blickte Eugenia zärtlich an und fragte sie nach ihren verborgensten Gedanken und Herzensgeheimnissen, indem er für sich das Recht der Controle beanspruchte in Regionen, die sich einfach nicht controliren lassen.

Eugenia aber bewahrte zwar auch in dieser Situation ihr beständiges, ruhiges Phlegma als das Hauptgepräge ihres Charakters. Das erwachte innere Leben des Gerichtsschreibers jedoch übte auch auf sie seinen Einfluß und sie reagirte, wie der Boden der Guitarre auf die Klänge der berührten Saite, auf seine Seufzer und Blicke durch dieselben Gefühlsäußerungen.

V.

Auch das Ehepaar Klug erwog eingehend im hohen Rathe, ob man Stephan als Bewerber um Eugenien annehmen oder auf einen Würdigeren warten solle. Von den vielen Gründen dafür und dagegen siegten endlich die ersteren.

„Der Vetter Rath in der Hauptstadt wäre uns doch eine große Hilfe und unsere Eugenie hat ja nicht einmal einen Brautschatz," sprach die erfahrene Frau. „Bei den schweren Zeiten jetzt heirathen junge Leute überhaupt nicht gern und suchen grundsätzlich nur nach Vermögen."

„Lassen wir das Mädchen keine alte Jungfer werden. Der Stephan ist ein braver, achtbarer Mann. Nehmen wir, was sich uns bietet. Wer immer mäkelt, fährt oft am schlechtesten."

„Allerdings," bestätigte Vater Klug, „besser ein Sperling in der Tasche als eine Taube auf dem Dache! Wer weiß, ob sich etwas Besseres findet. Greifen wir also munter zu.

Eugenia's Frau Pathe hat hohe Bekannte, und wenn sie sich drum bemüht, kann Stephan bald angestellt werden.

Mögen sie sich heirathen, wenn es ihnen so gut scheint."

„Aber, wenn Du auf Urlaub gehst," mahnte die Frau, „schlage nur Dürr als Vertreter vor. Der künftige Schwiegervater unserer Tochter muß doch einmal Rendant werden. Pflaumbaum ist uns nicht verwandt, sondern wildfremd, und man muß immer den Seinigen helfen."

„Hm! Hm!“ überlegte der Rendant „Frau Pflaumbaum wäre im Stande, uns die Augen auszukratzen. Jedenfalls würde sie krank vor Bosheit, dies jähzornige Weib.“

„Was kümmert uns das?“ eiferte die Rendantin, „wirke Jeder für sich und sorge, daß es ihm wohlgehe. Umsonst thut Keiner was. Auch ich wünschte mir so Manches und muß mich begnügen mit dem, was da ist. Nach der brauchen wir doch nicht zu fragen.“

„Was nützt uns alles Reden. Bis zum Urlaub hat's noch lange Zeit. Verrathe Dich nur nicht vor der Pflaumbaum, wie Du darüber denkst, denn das gäbe einen Heidenlärm.

Denken wir jetzt lieber erst an Eugenia's Ausstattung. Zunächst können wir am Kaffee sparen, denn der kostet am meisten.“

„Hör' Du lieber auf, Cigarren zu rauchen und immer zwei Glas Bier Nachmittags zu trinken. Jeder fange bei sich an mit dem Sparen. Dann folg' auch ich Deinem Beispiele und trinke keinen Tropfen Kaffee mehr.“

Gerne wäre sie noch länger bei diesem Thema geblieben. Der würdige Rendant aber wollte davon nichts weiter hören, da ihm dieß zu peinlich war. Denn er trank sein Bier mit Leidenschaft und mochte auch vom Rauchen nicht lassen. Er beabsichtigte also, nach dieser Richtung durchaus nicht nachzugeben.

Er ließ also die Sache auf sich beruhen und verließ eilig das Haus unter dem Vorwande, er habe noch viel zu thun auf dem Bureau.

VI.

Eines schönen Abends — ob im Sommer oder im Winter, das verschweigt unsere Chronik — erklärte Stephan in aller Form Eugenien seine Liebe.

Ob bei diesem feierlichen Acte der Himmel heiter war und ob die Nachtigallen dabei sangen, wer kann es wissen?

Wahrscheinlich aber schien der Mond, denn dieser begünstigt ja von Alters her alle Liebesgeständnisse. Kurzum, Eugenia lauschte tiefbewegt der zärtlichen Anrede des Freiers und flüsterte auch ihm das Alles in's Ohr, was üblich ist bei solcher Gelegenheit.

Jedenfalls wurden sie Beide miteinander einig und bis über die Ohren roth.

War doch schon geraume Zeit verflossen, bevor es zu diesem Geständnisse kam. Denn sie waren Beide ernste Leute, die sich niemals übereilten. Kein Wunder also, daß jetzt diese Geständnisse sie etwas aufregten und ihres gewohnten Gleichmuthes beraubten.

Stephan gerieth förmlich in Eifer und sogar in Entzücken.

Eugenia aber war nur ein wenig verlegen und verwirrt. Sie hielt verschämt ihr Tuch vor die Augen, schielte aber dabei doch nach dem Freier, dessen zärtlicher Gesichtsausdruck und romantische Haltung ihr lebhaftes Interesse erregte.

Natürlich benachrichtigten Beide sofort ihre Eltern von dem glücklichen Ereignisse, und es herrschte darüber allgemeine Aufregung in beiden Beamtenfamilien. Dann folgte das formelle Einverständniß beider Elternpaare und endlich die öffentliche Verlobung mit Ringwechsel, ein kleines Fest, bei dem man, außer verschiedenen Litern Bieres auch einige Flaschen einer saueren Mixtur, vom Händler Mendel stolz als „Ungarwein" bezeichnet und entsprechend theuer abgegeben, auf das Wohl des glücklichen Brautpaares und der nicht minder hocherfreuten Eltern trank.

Dann begab sich Alles zur Ruhe und schlief den Schlaf der Gerechten.

Nur Eugenia träumte zu ihrem Befremden, Stephan sei Kanzlist geworden, habe sich aber verlobt mit — der reichen Apothekerstochter!

VII.

So standen die Dinge, als eines Morgens der Rendant auf dem Bureau laut stöhnend erklärte, die Leber sei ihm so angeschwollen, daß er schon jetzt auf Urlaub gehen müsse.

Pflaumbaum aber nahm ihn sofort beim Arme und führte ihn in die Ecke, wo er in fragte, wen er zu seiner Vertretung vorschlagen werde, Dürr oder ihn.

Der Rendant, als ehrlicher Mann, sagte ihm die reine Wahrheit und meinte, er könne natürlich doch nur Dürr vorschlagen, als den zukünftigen Schwiegervater seiner Tochter.

Anfangs stotterte Pflaumbaum nur verlegen; dann ergoß sich ein Strom von Wehklagen, aus denen hervorging, daß er sich hauptsächlich nur vor seiner Frau fürchte. Achselzuckend gab ihm der Rendant zu verstehen, in diesem Falle könne er ihm nicht helfen.

Nach einigem Nachdenken erſt flüſterte Pflaumbaum:

„Herr Rendant! Wir hätten für Fräulein Eugenia eine paſſendere Partie, und zwar einen älteren Herrn in angeſehener Stellung.“

„Davon kann doch jetzt keine Rede mehr ſein,“ entgegnete Klug, „nachdem unſere Tochter verlobt iſt. Das wiſſen ſie doch, Herr Controleur. Sie waren ja ſelbſt zugegen, damit iſt doch Alles vorbei.“

„Wieſo denn? Tritt nicht noch Mancher vor dem Altare zurück? Ein entfernter Verwandter meiner Frau, er iſt Gerichtsaſſeſſor und ein vermögender Mann, hat uns gebeten, ſeine Bewerbung zu unterſtützen. Was meinen ſie jetzt, Herr Rendant?“

„Hm! Gerichtsaſſeſſor, ſagen Sie? Das iſt eine hübſche Stellung.“

„Einige Tauſend hat er zurückgelegt, iſt ein guter Wirth, ein durchaus geſetzter, dabei aber noch recht ſtattlicher Mann. Die Leute überlaufen ihn förmlich mit den reichſten Partien. Er aber fragt nicht nach Geld und will nur Eine, die ihm gefällt. Nächſten Sonntag kommt er zu uns, da werden ſie ihn ſehen und kennen lernen.“

Mit beiden Händen griff der Rendant ſich an den Kopf, als habe er die wüthendſten Schmerzen.

„Ein Aſſeſſor mit Vermögen, ein geſetzter, ſtattlicher Mann, das bietet ſich nicht alle Tage. Jetzt fragt ſich's nur noch, ob Eugenia ihm auch gefallen wird.“

„In dieſer Richtung ſeien Sie unbeſorgt, Herr Rendant. Meine Frau kennt ganz genau den Geſchmack des Aſſeſſors und hat ſchon darüber mit ihm geſprochen. Seien ſie überzeugt, daß Alles nach Wunſch geht.“

„Aber Stephan hat unſer Wort,“ flüſterte Klug und griff ſich wieder in die Haare. „Man kann doch ſolche Verlobung nicht ohne triftigen Grund aufheben.“

„Ein triftiger Grund iſt leicht gefunden!“ entgegnete Pflaumbaum. „Stephan hat auch keine feſte Anſtellung. Mithin iſt eine Hauptvertragsbedingung nicht erfüllt. Man kann alſo ſchon deßhalb zurücktreten. Eugenia kann doch nicht ewig auf ſeine Anſtellung warten.

Jetzt bietet ſich ihr eine gute Partie! Greifen wir zu mit beiden Händen, daß ſie ihr nicht entgeht!“

Zum dritten Male fuhr ſich der Rendant in die Haare, dann drückte er Pflaumbaum die Hand und eilte nach Hauſe zu ſeiner Frau. Auch dieſe ſchrie laut auf vor Beſtürzung, als er ihr Alles erzählte.

Lange beriethen ſich die Beiden, kamen aber zu keinem Entſchluſſe. Das Eine war nicht übel, das Andere aber doch viel beſſer. Hier gab man ſein Wort. Dort konnte man nicht ohne Weiteres Nein ſagen, denn man durfte doch dem eigenen Kinde nicht den Weg zum Glücke verſperren.

Endlich riefen ſie Eugenia herbei, um ſie einzuweihen in das Geheimniß und nach ihrer Meinung zu fragen.

Mit weit geöffneten Augen erwiderte ſie nur, ſie wiſſe ſelbſt nicht, was beſſer ſei, und überlaſſe daher die Entſcheidung den Eltern.

VIII.

Endlich nahte der Sonntag. Rendants begaben ſich mit ihrer Tochter zu Pflaumbaum's. Dürr's waren diesmal nicht dort, ſtatt ihrer aber war der Herr Aſſeſſor brieflich geladen und eingetroffen.

Nach gegenſeitiger formeller Vorſtellung verkündigte laut Frau Pflaumbaum, ihr Herr Vetter beabſichtige ſich zu verheirathen und ſei gekommen, Fräulein Eugenia kennen zu lernen.

Der Aſſeſſor verneigte ſich würdevoll vor den Anweſenden und näherte ſich ſofort Eugenien und knüpfte mit ihr, ſie immer aufmerkſam betrachtend, ein Geſpräch an, anfangs von gleichgiltigen Dingen, dann, ſchon intereſſanter, von den wunderbaren Wegen der Vorſehung, und endlich von der Liebe und ſeinen Heirathsabſichten. Dann erhob er ſich und flüſterte Frau Pflaumbaum etwas in das Ohr. Dieſe lauſchte ihm eifrig, wandte ſich dann an Rendants und erklärte ihnen, daß Eugenia dem Herrn Aſſeſſor gefalle und er entſchloſſen ſei, ſie zu heirathen.

Frau Rendant ſprach auch etwas von Beſtimmung und Vorſehung und fügte hinzu, im Principe habe ſie nichts einzuwenden gegen die Verheirathung der Tochter mit einem Manne in ſo ſchöner Beamtenſtellung. Zuvor aber müſſe der Herr Aſſeſſor doch ihre Eugenia näher kennen lernen und auch dieſe ſich erſt an den ihr ſo ganz noch fremden Mann gewöhnen. Dann erſt könne man ſich beſtimmt erklären und die Sache zum Austrage bringen.

Seinerſeits entgegnete hierauf der Aſſeſſor, er hege nicht den leiſeſten Zweifel, daß ihm das Fräulein gefalle und er ſei bereit, ſie ſofort zu heirathen. Schon längſt ſei ihm der Junggeſellenſtand zuwider. Seit zehn Jahren ſchon ſuche er eine Frau und könne ſie

nicht finden. Fräulein Eugenia aber sei ganz nach seinem Geschmacke, und er bitte sie in aller Form um ihre Hand.

Dabei zog er seinen Ring vom Finger und steckte ihn an ihren Finger.

Die Mutter reichte dann Eugenien ihren Trauring und diese wieder gab ihn dem Assessor. Dies Alles geschah so plötzlich und unerwartet, daß Niemand glauben wollte, es sei die Wirklichkeit. Rendants, Eugenia und sogar Pflaumbaum's saßen regungslos da, wie Bildsäulen und eine Zeitlang herrschte tiefes Schweigen.

IX.

Dieses Schweigen unterbrach endlich Pflaumbaum, welcher den Vertreter der Themis geradeheraus fragte:

„Sie sagten doch, Herr Assessor, seit zehn Jahren suchten sie eine Frau und konnten sie nicht finden; wie ist es da möglich, daß Sie, da Sie kaum Zeit hatten, sich unser Fräulein anzusehen, sich sofort erklärten und mit ihr verlobten? Wir kannten ja allerdings Ihre Absichten, hätten aber nicht im Entferntesten erwartet, daß Sie dieselben so eilig verwirklichen wollten."

„Ich wundere mich durchaus nicht, meine Herrschaften, daß die Eile, mit der ich mich mit Fräulein Eugenia verlobt, Ihnen auffällt und sogar Sie befremdet. So muß ich Ihnen denn bekennen, daß ich gar oft schon mich bewarb um die Hand junger Damen in den verschiedensten Lebenslagen, armer und reicher, junger und älterer, hübscher und häßlicher. Da ich aber mit der Erklärung und der Verlobung mir immer viel zu lange Zeit ließ, kam ich noch niemals zum Ziele. Daher beschloß ich, das nächste Mal, wenn mir eine Dame gefalle und die Umstände meine Absichten begünstigen, sofort um ihre Hand zu bitten und die Trauung möglichst zu beschleunigen.

So gedenke ich auch diesmal zu verfahren und schon morgen die nöthigen Schritte zu thun für Standesamt und Aufgebot. Die verehrten Eltern, hoffe ich, werden meinen Absichten nicht entgegentreten?"

Rendants erwiderten nicht nur zustimmend, sondern erklärten sich auch völlig einverstanden mit seinen Anschauungen. Dasselbe geschah auch von Seiten Eugenia's.

Dann, wieder zu den Eltern gewandt, fuhr der Assessor fort: „Ich weiß, daß Fräulein Eugenia schon verlobt war mit einem jungen

Manne, deſſen Name mir auch bekannt iſt. Als Juriſt erkläre ich hiemit, daß ſolche Verlobung rechtlich Niemand bindet oder verpflichtet, ſondern nur moraliſch.

Fühlen die geehrten Eltern und das liebe Fräulein alſo nicht die moraliſche Verpflichtung, ihr gegebenes Verſprechen zu halten, ſo kann ſie rechtlich Niemand dazu zwingen.

Wie ich ſehe, ſind die verehrten Eltern mir zugethan. Meine liebe Braut iſt vortrefflich erzogen und fügt ſich verſtändig in die veränderten Verhältniſſe. Das iſt ſehr hübſch von ihr und zeigt von ihrer Herzensgüte.

Von einer moraliſchen Verpflichtung gegenüber jenem jungen Manne ohne Stellung kann alſo nicht weiter die Rede ſein. Man muß vor Allem vernünftig ſein und das thun, was die Umſtände erheiſchen. Wer ſo verfährt, wird niemals in Widerſpruch mit ſich ſelbſt und mit Anderen gerathen.

Eugenia wird, ſo hoffe ich, eine ebenſo gute, vernünftige Frau, und ich bin hochbeglückt, daß meine lieben Verwandten und ein glücklicher Zufall mich in den Beſitz dieſer Perle des weiblichen Geſchlechtes geſetzt haben!“

Andächtig lauſchten alle Anweſenden dieſen Worten des gereiften Mannes und als er geendet, verneigten ſie ſich noch unter dem angenehmen Eindrucke ſeiner Beredtſamkeit.

Auch Eugenia blickte ihn aufmerkſam an und verglich ſeine ernſten Züge mit dem jugendlichen Geſichte Stephans, der zwar weit hübſcher, aber — ohne Stellung war.

Augenſcheinlich fiel dieſer Vergleich nur zu Gunſten des Aſſeſſors aus. So erringt auch bei gut „erzogenen“ Dämchen gar manchmal die Stimme der Vernunft den Sieg über die Stimme des Herzens.

X.

Nur zu bald merkten natürlich Dürr's, daß es anders geworden zwiſchen ihnen und Rendants und Pflaumbaum's. Bisher immer ſo engbefreundet und offenherzig, wurden ſie jetzt immer gleichgiltiger und verſteckter.

Auch Stephan beklagte ſich, daß Eugenia wie umgewandelt ſei, ſo ſtill und ſo verſtimmt. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen darüber, was die Veranlaſſung ſei; man kam aber nicht dahinter.

Als Pflaumbaum's ſie auch Sonntags nicht wie ſonſt zu ſich einluden, wußten ſie, daß es vorbei ſei mit dem guten Einvernehmen und Zuſammenleben.

Am Montag ſtand Frau Dürr in Gedanken vertieft am Fenſter, als ſie die Bertha, Pflaumbaum's Magd, über die Straße eilen ſah, wobei ſie unter dem Tuch etwas verſteckt trug. Es bot ſich alſo die beſte Gelegenheit, ſichere Nachrichten zu erhalten.

Durch das geöffnete Fenſter rief daher Frau Dürr das Mädchen an und fragte es mit ſcheinbarem Intereſſe: „Wo kauften Sie das ſchöne Perkalkleid, welches Sie anhaben, und wie theuer?“

„Bei Joſel, Frau Controleur,“ erwiderte Bertha. „Die Elle zu vierzig Pfennige. Sechs und dreißig bot ich erſt. Dafür wollt' er's aber nicht laſſen!“

„Vierzig Pfennige? Nicht möglich! Fünfzig zahlt' ich für weit Schlechteres. Entweder flunkern Sie Bertha oder Sie ſtachen dem Joſel ins Auge?“

Bis an die Ohren roth wurde die Magd vor Freude, daß ihr Kleid der Frau Controleur ſo gut gefalle, und vor Entrüſtung, daß der Jude es gewagt, den Blick auf ein ehrliches Chriſtenmädchen zu werfen.

„Bitte ſehr,“ erwiderte ſie beſtimmt, „weßhalb ſollt' ich wohl flunkern! Bei Gott, ich gab vierzig Pfennige. Kathrine kann's bezeugen. Denn wir kauften zu gleicher Zeit!“

„Na! na! Dann haben Sie dem Joſel doch gefallen!“ behauptete hartnäckig Frau Dürr, um dadurch das Mädchen abzulenken. Wäre der Joſel ein Joſef geweſen, hätte es gewiß nichts dawider gehabt, wenn er ihr ſeine Gunſt geſchenkt. Aber ſolch' einem Juden zu gefallen, das iſt geradezu eine Beleidigung für ein ordentliches Mädchen, welches etwas auf ſich hält.

„Hätte nur der Joſel ſo etwas geſagt,“ rief ſie piquirt, „die Augen hätt' ich ihm ausgekratzt! Ich bin doch nicht für den Joſel und er iſt nicht für mich! Der Albrecht läuft mir ſchon ein halbes Jahr lang nach und noch geſtern wies ich ihn ab! Ja, ja, ſo Eine bin ich nicht!“

„Dann haben Sie aber ein ganz beſonderes Glück, daß Sie ſo billig kauften,“ beruhigte ſie Frau Dürr und betaſtete den Perkal mit den Fingerſpitzen, ob er ſich auch gut waſchen werde. Dabei aber berührte ſie verſtohlener Weiſe auch den Gegenſtand unter dem Tuche, fühlte etwas Weiches und erging ſich in Vermuthungen, was das wohl

ſein könne. Dann fragte ſie wie beiläufig: „Und wohin gehen Sie jetzt, Bertha?“

„Zu Frau Rendant! Meine Frau ſchickt mich dahin mit einem Päckchen und dem ſtrengen Befehl, mich zu beeilen, weil in der Küche ſo viel zu thun iſt.“

„Daß Sie Eile hatten, ſah ich wohl! Sie waren ja ganz außer Athem. Was iſt denn in dem Päckchen?“

„Ach! Das ſollt' ich gut verſtecken, daß es Niemand ſieht. Sehen Sie unter uns, Frau Controleur, es iſt ein gerupfter Puthahn morgen zum Ball. Die Frau ging ſelbſt nach Hefen und die Milchfrau brachte heute vier Liter. Denn wir wollen backen. Wir haben jetzt ſo viel Arbeit, ſagte meine Frau, daß ich kaum noch die Füße fühle.“

„Wer war denn geſtern bei Euch? Gewiß hattet Ihr Gäſte?“

„Ach, nur der lange Aſſeſſor mit dem Backenbart, ein Verwandter meiner Frau. Vorig Jahr ſchon war er bei uns zu Allerheiligen. Das iſt ein großer Herr. Ich würde mich vor ihm fürchten. Rendants Fräulein aber hat gar keine Angſt vor ihm. Sie plauderten ſo gemüthlich zuſammen, wie hier wir Beide.“

„Hörten Sie nicht zufällig, wovon da die Rede war,“ fragte Frau Dürr anſcheinend ruhig, in der That aber auf's Höchſte geſpannt.

„Alles hört' ich, Frau Controleur, weil ich aufwartete im Zimmer und alle Augenblicke etwas aus der Küche hereinbrachte.

Dieſer Aſſeſſor will ja Rendants Fräulein bald heirathen. Die Ringe haben ſie ſchon gewechſelt. Ja, ſehen Sie, Frau Controleur, wenn es auf mich ankäme, mir wäre doch Herr Stephan zehnmal lieber, ſo ein hübſcher, junger ſpaßhafter Burſch.

Was nützt das, wenn der Aſſeſſor auch noch ſo entſetzlich klug iſt, er ſieht doch nur noch wenig auf einem Auge und iſt auch ſchon ziemlich bejahrt.

Man ſagt zwar, er habe Vermögen. Herr Stephan aber hat doch auch ſchon ſein Monatsgehalt auf der Kanzlei.

Ich kann das dort gar nicht begreifen und mich geht es ja auch nichts an. Mir aber iſt ein Junger viel mehr werth als ein Kluger, denn was nützt mir die Klugheit?“

„Da haben Sie ganz recht, meine Liebe! Jetzt aber tragen Sie Ihren Puthahn ſchleunigſt nach Hauſe, damit ſie nicht ausgeſcholten werden.“

XI.

Bevor noch die Magd sich entfernte, rieb Frau Dürr sich mit beiden Händen die Stirn. Denn ihr schwindelte der Kopf und sie machte heroische Anstrengungen, um sich nichts merken zu lassen, wie gewaltig sie das soeben Vernommene in Aufregung versetzte.

Kaum aber war sie wieder allein, so fegte sie wie eine Furie durch das Zimmer, wischte den Staub von der Commode, zerbrach dabei zwei fein gemalte Tassen und stieß von der Wand ein Oeldruckbild, darstellend einen Reitergeneral.

Was geschehen ist, ist geschehen. Um das Bild aber war es wirklich jammerschade.

Als die Herren Dürr Vater und Sohn Mittags zum Essen kamen, merkten sie Beide an gewissen äußeren Zeichen, daſs die Hausfrau sich in ungewöhnlicher Aufregung befinde.

Sie verhielten sich also ganz still und gingen auf den Zehen, in der Meinung, es handle sich um einen jener normalen Stürme, hervorgerufen durch irgend einen Conflict mit der Magd beim Kochen oder Braten.

Dürr Vater lächelte sogar stillvergnügt vor sich hin, denn er war zufrieden, daß nicht er selbst die Veranlassung des Conflictes gewesen.

Da tritt die Hausfrau vor ihn hin mit geballter Faust und ruft mit erhobener Stimme:

„Sie also wird doch Rendantin, nicht ich! Und die Andere heirathet den Assessor und nicht unseren Stephan. Mögen sie alle Beide ersticken an dem todten Puthahn!“

„Hast Du ihnen den geschickt?“ fragte ganz verwundert Vater Dürr. „Unseren Puthahn sah ich doch noch heute Früh im Stalle?“

„Sie, die Pflaumbaum, schickte ihnen einen schon gerupften. Und die Andere ist schon verlobt mit dem Assessor. Ueberlistet hat sie uns, die alte Schlange, mit ihrem Ehrgeiz. Das erlebt sie aber doch nicht, daß ich zuerst vor ihr knixe. Die Andere kann der Assessor sich nehmen, diesen Vielfraß in geflicktem Hemde! Solch einer ist unser Stephan nicht gut genug! Hätte er nur noch das unglückselige Griechisch gelernt, wäre er auch Jurist geworden und jetzt schon längst Referendar.“

„Aber, wer sagte Dir dies Alles? Hast Du mit der Rendantin gesprochen?“

„Die ſeh' ich ſchon längſt nicht mehr an. Mir erzählt' es die Bertha, die ich vom Fenſter aus ſprach.

Aber Stephan, das ſag' ich Dir, Du darfſt ſie auch nicht mehr grüßen. Ohne dies dumme Griechiſch wär'.all' der Kummer nicht."

„Bitte ſehr, Mama, auch ohne Griechiſch leben noch Leute auf der Welt, denen es recht wohl ergeht. Erſt heute ſagte mir Herr Director, ich könne meine Anſtellung in dieſen Tagen erwarten. Die Apothekerstochter, ſie iſt zwar nicht hübſch, aber reich, und ſo oft ich dort vorübergehe, lächelt ſie mir zu.

Was frag' ich nach Rendants, wenn ich eine Frau haben kann mit Vermögen."

„Recht ſo, mein Junge!" rief der Vater im Bruſttone der Ueberzeugung, „jetzt erſt gefällſt Du mir. Nimm Du die Apothekerstochter ſcharf auf's Korn; ſie führt das Regiment im Hauſe. Wenn ſie Dich nimmt, lachſt Du zuletzt.

Denn Geld regiert die Welt. Kannſt Du auch nicht Griechiſch, ſo haſt Du doch Deinen geſunden Menſchenverſtand und wirſt niemals Noth leiden."

„Und ich, mein Sohn, beſuche noch heute die Frau Apotheker, die mich zum Kaffee eingeladen hat. Da werd' ich ſchon erfahren, was ſie dort meinen, und Euch dann ſagen, was Ihr zu thun habt. Dir Stephan kann dies Alles nur zum Wohle gereichen, denn führſt Du die Apothekerstochter heim, ſo können wir von Glück ſagen und uns bei der Pflaumbaum noch dafür bedanken, daß ſie uns verſchonte mit einer ſo dicken Schwiegertochter!"

Noch lange ſaßen ſie ſo zuſammen bei Tiſche und überboten ſich in Witzeleien über die Familien Klug und Pflaumbaum.

XII.

Und wie endete dies Alles?

Der Aſſeſſor heirathete Eugenien.

Rendant wurde aber weder Dürr noch Pflaumbaum, ſondern man ſchickte aus der Hauptſtadt irgend einen anderen Beamten zur Vertretung des leberleidenden Klug.

Stephan erhielt ſeine Anſtellung als Kanzliſt. Seine Vorgeſetzten lobten ihn als einen fleißigen und zuverläſſigen Beamten. Er bewarb ſich um die Hand der Apothekerstochter und erhielt ſie ohne Weiteres.

Schon nach vier Wochen war ihre Hochzeit und noch heute leben ſie in glücklicher Ehe mit reichem Kinderſegen.

So folgen auch in der Provinz die jungen Leute bisweilen zu ihrem Glücke mehr als der Stimme des Herzens der Stimme der Vernunft.

Die Apothekerstochter freilich machte hierin eine Ausnahme. Denn ſie liebte den armen Kanzliſten. Sie rechtfertigte ſich aber damit, daß ſie ſehr vermögend war und ſich ſolchen Luxus leiſten konnte.

Der Götter Rache

von

Ferdinand Erhardt.

Verſammelt vor des Weltbeherrſchers Throne
Lauſcht ehrfurchtsvoll der hohen Götter Schaar
Jupiters Wort. — Er ſprach zu Mars, dem Sohne:
„Vernicht' die Welt, die jedes Glaubens bar!

Wo einſt der Götter hohe Tempel ſtanden,
Sind Trümmer jetzt, der einſt'gen Größe Staub,
Wo der Veſtalin heil'ge Feuer brannten,
Da wird die Unſchuld der Begierde Raub.

Wohl ſprechen ſie von einem Gottesſohne,
Doch treiben ſie mit ihrem Glauben Spott
Und Liebe heuchelnd, herrſcht der Welt zum Hohne
Das goldene Kalb, der Menſchheit höchſter Gott.

In Staub getreten wird das Reich des Schönen,
Im Häßlichen erblickt man die Natur,
Mit gift'gem Spott das Edle zu verhöhnen,
Soll geiſtvoll ſein, gebrochen wird der Schwur.

Drum iſt es Zeit, das Menſchenthum zu richten,
So ſteige, Mars, zur Erde raſch hinab,
Mit blut'gem Schwert das Leben zu vernichten,
Die Erde ſei der Menſchheit großes Grab!"

Schon rüſtet zur Vernichtung Mars die Waffen,
Doch Juno flehend zu dem Gatten ſpricht:
„Erhalte, Zeus, die Welt, die Du erſchaffen!
Dies wäre göttlich — die Vernichtung nicht.

Die Götter, welche Schönheit einſt verliehen
Und liebevoll belebt das Erdenland,
Sie ſollen zürnend zum Olympe fliehen
Und löſen mit der Menſchheit den Verband.

Iſt dann der Sinn für's Göttliche vernichtet,
Sieht ſich der Menſch im Erdenſchmutz allein,
Geſtürzt die Tempel, die er ſelbſt errichtet,
So wird's der Menſchheit größte Strafe ſein!"

„Es ſei!" — ſpricht Zeus; und alle Götter ziehen
Vom Erdenland der alten Heimat zu,
Doch auch der Schönheit Ideale fliehen,
Verödet liegt die Welt in Grabesruh'.

Wo echte Lieb' im Herzen einſt entzündet
Venus Urania, herrſcht Begierde nur, —
Ein Gott der Liebe ward der Welt verkündet,
Zur Herrſchaft kam die ſinnliche Natur.

So wurden Weſen, die den Göttern glichen,
Sich ſelbſt erniedrigend dem Thiere gleich, —
Schon wird vom Zweifel manches Herz beſchlichen,
Das einſt an Liebe und im Glauben reich.

Einſt lud zum Trunk aus ſilbernem Pokale,
Das Haupt bekränzt, uns Bachus lächelnd ein,
Nun trinken wir aus Glas und ird'ner Schale
Begeiſt'rungslos, ernüchtert edlen Wein.

Einſt ruhten Nixen an des Sees Geſtaden,
Belauſcht von einem Faun aus nahem Hain,
Den Wanderer luden tanzende Dryaden
Zu frohem Spiel im Waldesſchatten ein.

Im Walde gehend bei der Blätterrauſchen
Ward an den Schöpfer einſt der Menſch gemahnt,
Das Herz bewegt, der Vögel Lieder lauſchend,
Hat glaubensſelig ſeinen Gott geahnt.

Doch ach! Das Reich des Schönen iſt entſchwunden,
Mechaniſch läuft des Lebens Einerlei
Und ſchmerzlich hat's das arme Herz empfunden:
„Des Lebens Duft und Zauber iſt vorbei.“ —

Die Strafe iſt's, die Zeus vom hohen Throne
Der Menſchenwelt in ſeinem Zorn geſchickt,
Die ihn verleugnet und mit Spott und Hohne
Ungläubig auf die alten Götter blickt.

Wie die erſte Haide-Anſiedlung entſtanden.

Ein poetiſches Märchen

von

A. Eder.

Ueber die ſtille, mondbeglänzte Haide zieht leiſe der Wind. Die Eriken neigen ſich unter ſeiner Gewalt, die ſtolzen Haideröslein aber heben das Haupt.

„Wie ungeſtüm!“ ſagte die Eine.

„Mich friert,“ ſagte die Andere.

„Wir ſind eigentlich doch recht unglücklich,“ ergriff wieder die Erſte das Wort, „dem ſengenden Sonnenbrande ſind wir ausgeſetzt und dem Toben des Windes; und erſt wenn es Herbſt geworden, wie jetzt, und der Mond auf uns herunterblickt und es rings um uns ſo kalt, ſo öde und ſtill iſt, da möchte ich vor Sehnſucht ſterben. Wie anders haben es doch die Menſchen!“

„Ja, die Menſchen,“ wiederholte ihre Schweſter, „die ſind glücklich! Wir, feſtgebannt an die Scholle, feſt gewachſen an den Strauch, müſſen vielleicht heute noch vor Kälte ſterben, wenn der Mond höher ſteigt — die Menſchen gehen in ihre Häuſer, ſchließen Thüren und Fenſter und ſind geborgen.“

Da fuhr ein Windſtoß über ſie hin und ſchüttelte ſie, daß ihre Köpfchen erſchrocken aneinander fuhren:

„O weh!“ klagte die Eine.

„Ich wollte, ich wäre ſchon todt!“ antwortete die Andere.

Und hinter ihnen ſtand die gütige Fee und hörte die Klage ihrer Kinder:

„Seid Ihr ſo unzufrieden mit Eurem Loſe?“ fragte ſie milde.

Die Blüthen erſchraken; ſie wendeten ſich haſtig um. Als ſie die Herrin erkannten, ſtiegen Thränen in ihre Blumenaugen, aber ſie antworteten nicht.

Und wieder fragte die Fee:

„Wer erzählte Euch von der Menſchen Glück?“

„Das that der Wind,“ antworteten ſie leiſe, zagend, „er kommt ſo weit her und hat ſo viel geſehen und gehört.“

„Und glaubt Ihr ihm Alles? Vieles wird geſprochen, wenig davon iſt wahr!“

„Auch die Schwalben haben uns davon geſagt.“

„Die Schwalben! die ſehen im eiligen Fluge nur flüchtig der Menſchen Glück; ihr Leid ſehen ſie nicht.“

„Die Menſchen ſelbſt; wir ſahen ſie oft über die Haide gehen, lachend, plaudernd, glücklich.“

„Die Traurigen und Unglücklichen bleiben zu Hauſe.“

Die Roſen ſchüttelten das Köpfchen:

„Sie ſind Alle, Alle glücklicher wie wir!“

„Arme Kinder! Glaubt Ihr das ſo gewiß?“

„Ja, ja! riefen Beide wie aus einem Munde.

Eine Weile blieb es ganz ſtill; da fragte die Fee wieder:

„Wollt Ihr der Menſchen Freud' und Leid kennen lernen?“

„Wie können wir das! Sind wir doch feſtgewachſen an den Strauch und werden wir gebrochen, ſo müſſen wir ſterben, ehe wir von dem Leben viel geſehen.“

„Ihr könnt ja Menſchen werden, wenn Ihr wollt, und einen Zeitraum unter ihnen wandeln.“

„Menſchen werden? riefen ſie „wie ſchön, wie herrlich!“

„Wollt Ihr es?“

Die Roſen ſchauerten zuſammen:

„Gewiß,“ ſagten Sie mit bebender Stimme.

„Wirklich? Selbſt wenn ich Euch Bedenkzeit gäbe?“

„Ja, ja,“ baten ſie, „keine Bedenkzeit! Wir wollen es!“

„Meine Kinder, Ihr täuſcht Euch! Nicht ſo herrlich, ſo freudenvoll iſt das Menſchenleben . . ., es gibt auch Leid und Schmerz.

Größeres Leid als die kühle Herbstnacht und die Einsamkeit der Haide ... Seelenleid, von dem Euer glückliches Blumenleben nichts ahnt — Herzensschmerz, von dem Euer sonnig Dasein nichts weiß."

Wieder schüttelten sie das Köpfchen, beharrend auf ihren Bitten:

„Wir wollen, gütige Fee, wir wollen; laß uns Menschen werden und unter ihnen leben!"

„Ihr wollt!" sagte sie traurig. Und sie erhob ihren zierlichen goldenen Stab und streckte ihn aus über die beiden lieblichen Blumen ...

Feierliche Stille lag über der Haide ... Ernst, still und kalt sah der Mond auf sie herab, die Sternlein blitzten, der Wind hielt den Athem an ..., da ward es plötzlich dunkel, ein Zittern und Krachen fuhr durch die Lüfte ..., und dann war es wieder still, ganz still, nur die Stimme der Fee klang über sie hin:

„Ich habe Eurem Wunsche Gehör gegeben, Kinder, Ihr seid verwandelt. Wenn Ihr aber der Menschen Leben müde seid, so könnt Ihr wieder zurückkehren in Euer Blumendasein; heute über einem Jahre will ich an derselben Stelle Euer harren. Nun geht, lebt wohl!"

Da ward es klar und licht auf der Haide, und über dieselbe durch duftigen Mondesglanz huschten zwei zierliche Mädchengestalten.

Und weiter und weiter eilten sie über die feuchte, schimmernde Haide ... Die Eriken steckten die Köpfchen zusammen, das Haidegras raunte und flüsterte und sie staunten die beiden Mädchen an, die so achtlos über sie hinweg glitten. Die Fee aber blickte ihnen nach mit traurigen Augen:

„Sie werden wieder kommen," sagte sie — — —

— Der Morgen graute; die beiden Mädchen standen vor den Thoren der Stadt; das Hasten und Jagen und Drängen nahm sie bereits gefangen — sie wagten nicht einzutreten. Da kam ihnen eine alte Dame entgegen:

„Kommt Ihr von der Haide?" fragte sie.

„Ja," erwiderten sie zaghaft.

„Dann kommt mit mir, die gütige Fee hat Euch meinem Schutze anvertraut."

Während sie der alten Dame folgten, klang leise, leise eine Stimme hinter ihnen, wie Geisterflüstern:

„Bis hieher konnte ich Euch schützen; nun gebe ich Euch noch einen Namen mit: Rosa und Flora von der Haide ... Jetzt

gehört Ihr den Menschen — die Macht der Fee ist zu Ende. Lebt wohl!"

Und sie gehörten den Menschen.

Mit großen, neugierigen Augen sahen sie das Leben und Treiben der Stadt und erschraken wohl auch, wenn ihnen manch kühner Blick zu keck in ihre lieblichen Blumengesichter sah. Die alte Dame führte sie in ihr Haus und nun wohnten sie unter den Menschen — — —

Monate waren seitdem vergangen. Die beiden Blumenkinder hatten sich schon ganz unter den Menschen eingelebt. Es verlangte sie nicht mehr nach der Haide zurück. Nur manchmal in stillen Mondesnächten gedachten sie ihres früheren Lebens. Sollten sie wieder dahin zurückkehren in ihre Verborgenheit? Allem entsagen, das wie ein Zaubermärchen ihre Herzen gefangen nahm? Sie schauerten zusammen! Noch konnte, noch durfte diese Herrlichkeit nicht zu Ende gehen. Sie würden sonst vor Sehnsucht sterben. — Und es sollte noch schöner, noch prächtiger kommen. — Die Stadt rüstete zu einem Balle. Die Damen von der Haide, deren eigenartige Schönheit schon längst aufgefallen, waren natürlich geladen, und kaum hatten sie den Ballsaal betreten, als sie auch alsbald den Mittelpunkt des geselligen Treibens bildeten. Wie klopften da ihre Herzen in Frohsinn und Lust! Wie war das doch ganz anders, hier im lauschigen, strahlenden Ballsaale als draußen auf der Haide, über die nun eben der Wind hinfuhr und dichte Schneeschleier trug . . ., draußen war es kalt, unheimlich, einsam — hier sahen sie in freundliche, glänzende Augen, in frohe, lustige Gesichter, dazu die rauschende Musik mit ihren lieblichen Weisen . . ., wie unnennbar süßes Träumen kam es über sie. Aus diesen Träumen aber blickten sie stets ein Paar leuchtende Männeraugen an, die ihnen immer, wo sie auch sein mochten, durch den ganzen Saal folgten. Wie ein geheimes Grüßen ging es aus diesem Blicke und zwang sie mit magischer Gewalt zurück in den Bann der Augen, daß auch sie dieselben immer suchen mußten, deren Aufleuchten sie doch mit süßer, nie gekannter Angst erfüllte. Was bedeutete das Räthsel in ihrer Brust? Dies Sehnen und Fürchten, dies Meiden und Suchen? Sie verstanden sich selbst nicht mehr. Dies zauberhaft süße Weh im Herzen, war *das* der Herzensschmerz, von dem ihnen die Fee gesprochen? Das Hoffen und Fürchten, war *das* das Seelenleid, das sie ihnen vorhergesagt? O dann! dann war es *Glück*, so leiden zu dürfen, wie die Menschen leiden! . .

Der Traum der Ballnacht war ausgeträumt. Die beiden Mädchen waren heimgekehrt, mit ihnen aber war die Erinnerung gegangen. Sie hatte sie begleitet von dem Augenblicke an, als sie ihre schmalen, zierlichen Händchen zum Lebewohl einen flüchtigen Moment in die Rechte ihrer beiden unermüdlichsten Tänzer gelegt. „Auf Wiedersehen!“ hatten sie ihnen zugeflüstert und dann waren sie mit einer tiefen Verbeugung zurückgetreten, und sie waren gegangen. Die Erinnerung und ihre Schwester, die Träumerei, aber blieben ihnen treu zur Seite.

Die Zeit verging, dem Winter war ein herrlicher, blüthenduftiger Frühling gefolgt, nach ihm ein strahlender, schönheitsreicher Sommer gekommen, und nun war der Herbst in's Land gezogen.

An einem schönen Spätherbsttage wanderte eine lustige Gesellschaft hinaus ins Freie. Sie lachten und plauderten und die Damen von der Haide zählten wohl zu den fröhlichsten unter ihnen.

Sie zogen langsam über die sonnenglänzende Haide hin ... Einer der Herren mit leuchtendem Blicke, der an Rosas Seite ging, neigte sich zu ihr, und ihr tief in die träumenden Augen sehend, flüsterte er: „Welch' poetischen Namen Sie tragen, wie ein Gedicht: Rosa! Rosa von der Haide! Es klingt wie Rosa ... Haideröse ... Haidenröslein!“ sagte er lächelnd und da sie eben an einem Strauche der duftigen Blüthen vorüberkamen, fuhr er fort, indem seine Finger nach einer zierlichen Knospe griffen:

„Gestatten Sie mir, daß ich die Rose mit ihren Schwestern schmücke.“

Das Blumenkind zuckte zusammen, mit jähem Erbleichen hielt sie seine Hand auf in ihrem Zerstörungswerke:

„Nicht brechen!“ bat sie mit zitternder Stimme, „nicht brechen!“

Er sah sie an und lächelte:

„Warum?“ fragte er.

„Weil die Fee ihre Kinder liebt; sie zürnt, wenn ihnen Uebles geschieht.“

Jetzt lachte er, daß seine weißen Zähne blitzten:

„Welch' reizendes Märchen Sie dichten!“

„Ein Märchen?“ fragte sie verletzt.

„Ja. Oder wollen Sie, daß ich an Ihre Fee glauben soll?“

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und zog ihn fort von dem gefährdeten Rosenstrauche. Nun wandte sie ihm ihr schönes liebliches Gesichtchen zu und sagte leise:

„Haben Sie noch nie von der gütigen Fee gehört, die in ſtillen Mondnächten über die Haide zieht und ihre Blumenkinder grüßt?“

„Ja wohl,“ ſagte er, und über die ſchönen, ernſten Züge ſeines eben noch lachenden Antlitzes legte ſich der Ausdruck ſtillen Träumens: „in längſt vergangener Kinderzeit hat man mir viel von lieblichen Feen erzählt — damals habe ich an ſie geglaubt. Später, im Kampfe ums Daſein, habe ich dieſen Glauben verloren, und jetzt — jetzt,“ ſchloß er, ſeinen heißen Blick in den ihren verſenkend, „jetzt möchte ich wieder daran glauben lernen. Wollen Sie meine Lehrmeiſterin ſein?“

Die übrige Geſellſchaft war etwas zurückgeblieben, ſie ſtanden allein auf der weiten Haide. Eben ſank der glühende Sonnenball hinter der fernen, duftumwobenen Bergeskette, leiſe, geſpenſtig ſtiegen die Nebel aus dem feuchten Wieſengrund und woben um ſie weiße, durchſichtige Schleier, und im Weſten verglomm das Abendroth. Im Oſten aber, dort in unendlicher Weite, wo Himmel und Erde ſich zu vereinen ſchienen, tauchte es auf wie eine feurige Kugel — langſam löste es ſich los und ſchwebte empor: die goldene Mondesſcheibe.

Und da gieng es plötzlich über die Haide, ein Raunen und Flüſtern, wie wenn der Zephyr über die Erde zieht; das Haidegras ſtreckte ſich und blickte verwundert empor, die Eriken ſteckten die Köpfchen zuſammen und flüſterten, die Haidenröslein nickten und zitterten und ſtreckten ihre lieblichen Geſichtchen dem Mondlichte entgegen.

Die zierliche Mädchengeſtalt aber am Arme des Mannes erbebte; Todtenbläſſe lag in ihrem feinen, ſchönen Geſichte.

Wie kam es, daß ſie plötzlich die Sprache der Haide verſtand? Sie hörte ſo klar und deutlich, was die Roſen zu einander ſprachen — ein Zittern lief über ihren Körper . . . War nicht heute — heute der Jahrestag an dem ſie wieder heimkehren ſollten in ihr Blumenleben? Gewiß; zurück ſollten ſie wieder in die Vergangenheit — die Fee betrachtete ſie bereits wieder als eine der ihren — denn zu den Menſchen ſpricht die Haide nicht!

Da klang wieder die beſtrickende Stimme neben ihr:

„Sie antworten nicht, Fräulein, träumen Sie ſchon wieder von Ihrer Fee?“

„Mich friert!“ entgegnete ſie tonlos, und da in dieſem Augenblicke die übrige Geſellſchaft zu ihnen ſtieß, war ſie einer weiteren Antwort enthoben.

Rosas Augen suchten ihre Schwester. Ihre Blicke begegneten sich — sie hatten sich verstanden. — — Lachend und fröhlich wandte man sich heimwärts; die Fräulein von der Haide aber waren merkwürdig stille geworden. Das Singen und Klingen, das Raunen und Flüstern der Haide klang ihnen wie ein Todtenlied; die anderen Alle hörten es nicht. Man war in die Stadt gekommen; die Damen von der Haide gingen scheinbar ihrer Wohnung zu. Kaum aber waren sie über die Straßenecke, als sie einen anderen Weg einschlugen und eilig hinausliefen in die feuchte, dämmernde Haide. In athemloser Hast stürmten sie dem Platze zu, auf dem vor Jahresfrist die gütige Fee ihre Klage gehört. Nun standen sie vor dem windbewegten Strauche. Sie schluchzten leidenschaftlich! Alles Schöne und Herrliche des Menschendaseins, sollte es nun ein Ende haben? Ihr ganzer Körper erzitterte unter der Gewalt des Schmerzes. — Da klang plötzlich eine bekannte Stimme neben ihnen:

„Da seid Ihr ja meine lieben, lieben Kinder! Ich wußte es!"

Die Fee stand vor ihnen.

Die beiden Mädchen antworteten nicht; sie schluchzten lauter, heftiger. Da fragte die Fee mit trauriger Stimme:

„Ihr weint? Wollt Ihr noch nicht zurück?"

„Nein! nein!" riefen sie wie aus einem Munde, „wir wollten Dich bitten, uns noch länger unter den Menschen zu lassen — wir sind so glücklich!"

„So glücklich!" wiederholte sie leise, und mit zitternder Stimme fuhr sie fort: „Ihr verschmäht es zurückzukehren in Euer sorgloses Blumendasein auf der schönen, großen Haide? Das wundersüße Glück, das darin besteht zu leben, um zu schmücken und zu erfreuen, wollt Ihr aufgeben? Bedenkt es wohl; wenn Ihr *jetzt* nicht zurückkehrt — später gibt es *kein* Zurück mehr.

Eine Pause entstand ....

„Gib uns frei!" baten sie endlich. „Wenn Du uns zwingen würdest zurückzukehren, würden wir vor Sehnsucht sterben. Wir haben der Erde Glück geathmet, haben in Fröhlichkeit und Freude gelebt — Du *kannst* es von uns nicht verlangen, daß wir uns wieder in unser stilles Blumenleben finden sollen. Mache uns nicht unglücklich — gib uns frei!"

Da rauschte und zog es über die Haide, als zürne sie den beiden Blumenkindern; aber die Fee gebot ihr Schweigen:

„Losreißen wollt Ihr Euch von uns, aus dem Boden, in dem Ihr festgewurzelt seid, mit allen Euren Gewohnheiten und Euren Neigungen ein ganzes Leben hindurch? Ihr wollt dem Scheine folgen, der Euch blendet? Glaubt mir, es ist nur Schein . . . früher oder später würdet Ihr erwachen, und dann würdet Ihr Euch zurück sehnen und dann — würde es zu spät sein."

Und wieder entgegnete die Eine:

„Nichts mehr bindet uns an unser einstiges Blumenleben, und Alles, Alles aber an die Menschen. Fremd sind wir geworden für Euch und einsam würden wir uns bei Euch fühlen — die Menschen aber haben uns das Höchste, Herrlichste gegeben: ihre Herzen. Aber sie haben uns auch die unseren genommen. Denn wisse, gütige Fee, wir lieben."

— Es war todtenstille um sie geworden; selbst der ewig geschäftige Abendwind hielt den Athem an, als lausche er diesem kühnen Geständnisse. Ueber das milde, schöne Antlitz der Fee aber legte es sich wie Schmerz:

„Arme Kinder!" sagte sie, „Ihr glaubt und seid glücklich. Wenn es aber ein Traum gewesen ist, ein Nichts? Folgt mir! Habt den Muth und die Kraft, Allem, was Euch jetzt beseeligt, zu entsagen und kehrt zurück in Eure Sphäre. Denkt, Ihr habt einen süßen Sommernachtstraum geträumt, von dem Euch nur die Erinnerung geblieben. Jetzt kann sie Euch noch beglücken — mehr vielleicht als ein Leben in jenen Kreisen, wo Ihr doch für die Dauer nicht hingehört . . . . Ihr würdet Euch später einmal noch krank nach Eurer Haide sehnen und dieselbe würde Euch nicht mehr aufnehmen, die Fee würde Euch nicht mehr schützen können."

Aber sie schüttelten die Köpfchen:

„Wären wir nie aus unserer Sphäre hinausgekommen — vielleicht. Jetzt aber könnten wir nicht mehr in ihr glücklich sein. Wir lieben! Des Himmels ganze Seligkeit erfüllt uns. Verlange nicht, daß wir in unsere Verborgenheit zurückkehren."

Da weinte die Fee . . . . . .

„Hätte ich Euch doch niemals fortgelassen!" schluchzte sie. „Ueberlegt, noch ist es Zeit. Wenn der Mond höher steigt, ist es zu spät."

Sie hatten kein Verständniß für die Trauer ihrer Hüterin „Gib uns frei!" baten sie ungeduldig.

Da ging es wie ein Schluchzen über die weite, weite Haide . . . Haidegras, Eriken und Röslein — sie weinten um ihre verlorenen Genossinnen. Die Fee aber senkte den goldnen Stab, den sie über die beiden Mädchen ausstrecken gewollt, und sagte:

„Ich gebe Euch frei, wie Ihr gewollt. Wiederkehr gibt es jetzt keine mehr — die Macht der Fee ist zu Ende. Lebt wohl und seid glücklich!"

Die Fee war verschwunden.

Es war dunkel geworden; dichte Wolkenschleier zogen über den Mond; der Wind tobte, die Haide zürnte und grollte, und wie der Sturm die Wolken zerriß, huschte es wie Geistergestalten über die Ebene hin. Und durch den Aufruhr der empörten Natur eilten die beiden Mädchen hin . . . zitternd und schluchzend und doch so unendlich glücklich, daß sie den Menschen gehören durften, der Liebe, dem Glück! . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Seitdem ist geraume Zeit vergangen, mehr als Jahresfrist liegt dazwischen. Und wieder eilen zwei Mädchengestalten über die Haide hin. Sie sehen anders aus, wie im Vorjahre: bleich, verhärmt, die strahlenden Augen voll Thränen — und doch sind es dieselben. Sie laufen bis zu dem Rosenstrauch und setzen sich nieder in's thaufeuchte Gras . . . Kommt keine Fee sie zu trösten? Ermüdet endlich schlummern sie ein. Da steigt im Traume hernieder zu ihnen die gütige Fee . . . .

„Was wollt Ihr hier? fragte sie milde.

Und sie schmiegen sich an sie und erzählen ihr eine lange, lange Geschichte von Liebesglück und Liebesleid . . ., die ewig alte und doch ewig neue Geschichte von den beiden Menschenkindern, die sich so lieb hatten, von den Schwüren, die getauscht, von den Schwüren, die gebrochen worden. Wie da ihre armen, gläubigen Herzen vor Weh zu zerspringen vermeinten und wie sie davon geeilt seien von den Menschen, die ihnen so bitteres Leid gethan, und geflohen seien auf die Haide, zur ewig treuen und ewig redlichen Natur. Und dann baten sie die Fee, ihnen Vergessen zu geben, sie wieder aufzunehmen ins Blumenreich. Aber die Fee schüttelte den Kopf: sie konnte es nicht mehr; ihre Macht reichte nicht hinein ins Bereich der Menschen. Da weinten sie und baten, ihnen wenigstens die Erinnerung zu nehmen. Auch das konnte sie nicht; aber sie sprach lange und eindringlich auf sie ein; und da trockneten sie ihre Thränen und waren endlich getröstet. Sie erwachten; die Fee war

verschwunden, sie waren allein. Langsam machten sie sich auf den Heimweg und kehrten wieder zu ihrer Beschützerin zurück.

Bald nachdem starb die alte Frau. Sie hatte die beiden Mädchen zu Erben ihres kleinen Vermögens eingesetzt. Das nahmen diese nun und zogen fort aus dem Städtchen; Niemand wußte wohin — — —

Nun war es wieder einmal Frühling geworden. Der lange Tag neigte seinem Ende zu und in den Fenstern der Häuserreihen der Stadt flammte Licht um Licht auf. Ueber die weite Haide hatte sich der leichte Abendnebel gelegt und auch durch diesen leuchtete ein Licht. Kam ein verspäteter Wanderer daher gezogen oder tanzten die Irrlichter und trieben ihr gespenstig Wesen? Keines von beiden. Das Licht blieb ruhig und unverändert auf demselben Punkte. Das war auch die nächste Nacht und kommenden Nächte so. Da gingen eines Tages ein Paar beherzte Städter auf die Haide hinaus. Lange, lange mußten sie gehen, bis von der Stadt nur mehr die Thürme klar herübergrüßten und ihr Fuß ermüdet war vom Wege über das feuchte Haidegras.

Da standen sie endlich vor einem kleinen, schmucken Häuschen, das mit hellglänzenden Fenstern weit hinausblickte in das sonnengeküßte Land. Das Haidegras schmiegte sich fest an die weißgetünchten Mauern, die Eriken drängten sich bis an die Schwelle, und die kecken Haideröslein kletterten empor bis an die blinkenden Scheiben und schauten durch dieselben in die Gemächer. Und die beiden Städter standen da vor dem ersten Hause mitten in der Haide und wußten nicht, ob sie wachten oder träumten. Wer hatte es hiehergebaut? Da ging ein kleines Mädchen mit einem Körbchen über die Haide; es bog in das Haus ein und kehrte bald wieder aus demselben zurück; dann schlug es den Weg nach dem nächsten größeren Dorfe ein, das die Haide von der anderen Seite begrenzte. Dieses riefen sie an und frugen es, wer da wohne?

„Die Damen von der Haide," lautete die Antwort.

„Die Damen von der Haide!" Nun wußten sie es; langsam wandten sie sich wieder heimwärts. Die ganze Stadt kannte ja die Geschichte der beiden so eigenartig schönen Mädchen. Sie wußten, daß die stolzesten Männer zu ihren Füßen gelegen, sie wußten aber auch, daß sie getäuscht, betrogen worden. Es hieß auch damals, dies leichtsinnige Spiel sei ihnen so zu Gemüth gegangen, daß es in ihren Köpfchen nicht mehr richtig sei. Sie hielten sich für verzauberte Haide-

röslein und wollten immer auf die Haide hinaus; beſonders in klaren Mondnächten ſeien ſie kaum zu halten geweſen. Und nun waren ſie doch gegangen! Kopfſchüttelnd ſchritten ſie weiter: „Arme Mädchen!“ kam es von ihren Lippen. — — — — — — — — — — —

Seitdem ſind viele, viele Jahre vergangen. Neben dem erſten hatten ſich nach und nach andere Häuschen hingebaut, und ſo war allmälig ein freundliches, ſchmuckes Dorf entſtanden, deſſen weißer zierlicher Kirchthurm weit ſichtbar iſt in der ſonnengeküßten Haide.

Die beiden Mädchen, die, im bitteren Herzensſchmerz und gepackt von unbezwinglichem Heimweh nach ihrer ſtillen, grünen Heimat, das erſte Häuschen ſich gebaut, ſind ſchon längſt geſtorben. In einer lichten Mondnacht hatte ſie die Fee heimgeholt in ihr Blumenreich.

Jetzt leben andere Menſchen dort, die ihrem täglichen Erwerb nachgehen. Im Kampfe ums Daſein haben ſie den Sinn verloren für die Poeſie der Haide; ſie wiſſen nicht viel mehr von Blumen und Feen, und kaum mehr den älteſten unter ihnen dürfte die Sage bekannt ſein: Wie die erſte Haide-Anſiedlung entſtanden!

Die Preiswerbung

von

Hermann Stawaſſer.

Tief unten in der Berge weitem Schacht
Da brauſt und rauſcht es in der ſtillen Nacht,
Die Weſen, die im Innern eilig rennen
Und nie der Menſchen Ruhe kennen,
Die rief der Fürſt der Gnomen zu dem Throne,
Er ſetzt für Jenen einen hohen Preis zum Lohne,
Der durch beſond'rer Gaben Kraft und Macht
Den Sterblichen auf Erden Glück gebracht.
Sofort wird in den Bergen kund gemacht,
Es ſei ein Jeder, der das Heil erdacht,
Berechtigt vor dem Throne zu erſcheinen,
Um anzugeben, wie er's mochte meinen,
Durch ſein Verdienſt und ſeine Gaben
Der Menſchen größtes Glück erwirkt zu haben.

Drei Brüder, ungleich an Geſtalt und Weſen,
Die glauben zur Bewerbung ſich erleſen.
Der erſte kommt aus einem fernen Lande,
Er naht in einem prächtigen Gewande
Mit ſtolzem Schritte ſelbſtbewußt
Und wirft ſich kühn in ſeine Bruſt
Und ſpricht: „Ich bin es ſicher, ich kann es beweiſen
„Durch alle meine großen weiten Reiſen,

„Daß meiſt nach mir der Menſch begehrt,
„Denn Jeder kennt den hohen Werth,
„Den ich beſitze. Bei den Männern, wie bei Frauen
„Könnt als Zierde ihr mich ſchauen.
„Ich bin am Finger ein bedeutungsvolles Zeichen
„Für Jene, die am Altar ſich die Hände reichen,
„Ich lieg' den Schönen gerne in den Haaren,
„Am Ohre hänge ich, und Alle waren
„Durch mich am Liebſten ſtets geziert,
„Drum glaub' ich ſicher mir gebührt
„Der Preis. Ich fehle nicht in Kirchen und Paläſten,
„Ihr ſtaunt mich an bei allen Feſten,
„Der Kunſt bin ich ein koſtbar' Pfand,
„Wenn mich behandelt eines Künſtlers Hand;
„Und wie noch die geprägten runden Platten
„Von Jung und Alt umworben ſind, das hatten
„Zu jeder Zeit diejenigen erfahren,
„Die nie vom Glück begünſtigt waren!
„Auch Du mein Fürſt, warſt ſtets mir hold,
„Denn deine Krone iſt von mir: ich bin das Gold!"

Da kam der zweite Bruder dann heran,
Mit blendend weißem Kleide angethan,
Sieht man das Schwert an ſeiner Linken,
An ſeiner Bruſt die Rüſtung blinken;
Der hebt dann ſo zu ſprechen an:
„Ich bin dem Bruder gleich aus vornehmem Geſchlecht,
„Doch wer auf den geſetzten Preis das Recht,
„Dies wirſt Du, hoher Fürſt, entſchieden haben,
„Wenn Dir bekannt, wie meine vielen Gaben
„Die Kinder dieſer Welt beglücken, denn ſeht,
„Wohin man blickt, wohin man geht,
„Allüberall bin ich zugegen,
„Ich bin bei Arm und Reich ein wahrer Segen,
„Auch ich bin Zierde bei den Männern, wie bei Frauen,
„Ihr könnt mich täglich auf den Tafeln ſchauen,
„Ich führe leckere Gerichte an den Mund,
„Mein Becher letzt mit kühlem Trank den Schlund;
„Vom großen Thaler bis zum kleinen Pfennig
„Gelt ich dem armen Mann nicht wenig.
„Es iſt wohl wahr, des Bruders Werth iſt hoch,

„Weil ſelt'ner er zu finden iſt, jedoch
„Ich bin verbreitet auf dem Erdenball,
„Mich kennt und ſchätzt man überall.
„Wir Beide ſind in Bergesſchlucht geboren,
„Nur durch des Feuers Macht geht uns verloren,
„Was noch Gemeines uns geblieben.
„Drum weil ich weiß, daß Jung und Alt mich lieben,
„Und ich als reines, edles Silber Jedermann
„Von Werthe bin, ſprech' ich den Preis auch an!"

Der dritte ſteht beſcheiden in der Ecke,
An Leib und Glied ein wahrer Recke,
Die derbe Hand verräth den Arbeitsmann.
Mit einem großen Schurzfell angethan,
Tritt er mit rußgeſchwärztem Angeſicht
Zum Thron des Fürſten hin und ſpricht:
„Mir mangelt zwar der Brüder Glanz,
„Und jede Zierde fehlt mir ganz,
„Doch glaube ich weit mehr an jedem Ort
„Geſchätzt zu ſein, als meine Brüder dort.
„Ich bin das Eiſen nur, und ein Metall,
„Das in der Berge Schoß faſt überall
„Gefunden wird, und durch der Flammen Macht
„Geläutert, Menſchen großen Nutzen ſchafft.
„Denn ſeht, der kleine Nagel, die Maſchine,
„Die ſchlanke Nadel, auf der Bahn die Schiene,
„Die große Ader für den Weltverkehr,
„Verbindend Länder immer mehr und mehr,
„Die größten Schiffe auf der hohen See,
„Das Glaubenszeichen auf des Thurmes Höh'!
„Die Waffe in des Kriegers Hand,
„Der Pflug, der urbar macht das Land,
„Sind Dinge, die ich längſt erfand!
„Ich bin dem Menſchen ſelbſt in ſeinem Blut
„Erwünſcht, ein heilſam Gut
„Und werde in den Quellen auch gefunden,
„Die Kranke ſuchen, wieder zu geſunden,
„Ich wende die Gefahr Euch ab vom Blitze,
„Sobald ich ſteh' an Eures Hauſes Spitze.
„Und Eines noch: ein kleines Inſtrument aus Stahl,
„In jeder Hütte, ſelbſt im Marmorſaal

„Lieg' ich bereit, nur wenig Worte, ja ein Name blos
„Mit mir, entſcheidet über Menſchen Los,
„Vor Zeiten war's der Gänſekiel,
„Der mir jetzt zum Opfer fiel,
„Und dieſes Stückchen harter Stahl
„Regiert und herrſchet überall!
„Wie viele finden nicht ihr täglich Brod
„Vom Morgen- bis zum Abendroth
„Mit mir vereint! — Ich zeuge Lieder und Gedichte,
„Ich bin der Griffel zur Geſchichte,
„Ich bin des Wiſſens Quelle überall
„Und mächtig groß: die Feder aus dem Stahl!
„Ihr ſeht, ich bin bei ſo unendlich vielen Dingen,
„Die tauſendfachen Nutzen Menſchen bringen!
„Nun ſprecht es aus, wer kann und weiß,
„Sich mehr Verdienſt zu ſchaffen um den Preis!"

Da rathen die Gnomen bald hin und bald her,
Nie wurde ihnen das Denken ſo ſchwer,
Der Eine wollte bejahen, der Andere verneinen,
Sie konnten ſich nimmer zum Schiedsſpruch vereinen.
Dem Einen war Silber und Gold Ideal,
Dem Andern iſt Eiſen und Stahl ganz egal.
Da hat nur der Fürſt das Rechte erkannt
Und gibt die Entſcheidung, wie folgend bekannt:
„Ich weiß, daß echtes Gold, wie Sonnenlicht,
„Durchdringet Erdendunſt und Wolkenſchicht,
„Und Silber wie des Mondes ſanfter Strahl
„Der Menſchen Pfad erhellt am Erdenball.
„Doch recht betrachtet iſt ja dies Geſchmeide
„Nur wenig mehr als Augenweide,
„Und ſelbſt das Geld, ſo viel begehrt,
„Hat dennoch nur fictiven Werth:
„Es dient den Menſchen nur als Tauſch für Gaben,
„Die ſie zum Leben nöthig haben.
„Doch du, mein Sohn, du ſchweres Eiſen,
„Du kannſt zu jeder Zeit beweiſen,
„Wie groß dein Werth für Menſchen iſt,
„Da du ja ſelbſt ein Kind des Himmels biſt,
„Und als ein Meteor zur Erde fielſt.
„Drum komm zu mir, geliebter Sohn,
„Empfang für dein Verdienſt den Lohn.

„Es ſei die Macht auf ewig dir gegeben,
„In Berg und Thal, wo Menſchen leben,
„Zu ſchaffen und zu wirken fort und fort!
„Du mögeſt finden auch an jedem Ort
„Genoſſen, die dich treu begleiten,
„Mit dir das Größte leicht bereiten.
„Es ſind dies nämlich Holz und Steine,
„Mit dieſen beiden thätig im Vereine
„Erbauſt du eine Brücke, welche deine Spangen hat,
„Erbauſt du Haus und Hof und Stadt,
„Du bleibeſt Spender von ſo vielen Dingen,
„Die allen Erdenkindern Nutzen bringen,
„Mit einem Wort: Du biſt der wahre Segen
„Dem Menſchen auf den rauhen Lebenswegen,
„Der in Dir ſeinen güt'gen Schöpfer pries,
„Den lieben Gott, der Eiſen wachſen ließ.

Liederblüthen aus dem Süden.

(Illyriſche Volkslieder.)

Von

Ludwig Germonik.

Das Lied vom Frohſinn.

O freundlicher Frohſinn, wo biſt Du daheim?
Wo ſproßt Deiner Blüthen tiefinnerſter Keim?
Ich eile Dir nach über Berge und Thal,
Um Dich noch zu ſeh'n, zu umarmen einmal.

Ob ich unter Gäſten beim reichen Gelag,
Bei Tänzern und Fiedlern auch ſuchen Dich mag —
Den Frohſinn, den echten, kaum finden ich kann,
Er waltet beim Lärm nicht auf offenem Plan.

Dort ſpielen die Kindlein in freier Natur,
Dem Frohgefühl endlich bin ich auf der Spur:
Ein kindliches Auge in's Herz hineinlacht,
Und hellt auf der Seele umdüſterte Nacht.

Durch blumige Auen, durch klingenden Wald
Geht jugendlich immer der Freude Geſtalt.
Wohin Du auch lenkeſt den forſchenden Lauf,
Der heitere Sinn ſucht die Jugend nur auf.

Und da iſt auch immer der Frohſinn daheim,
Und ſproßt ſeiner Blüthen tiefinnerſter Keim!
Das gibt Deinem Leben den dauernden Schwung:
Das Herz nur macht ewig Dich blühend und jung.

Seelied aus Veldes in Oberkrain.

Wogen wühlen,
Grüße tauſchen,
Waſſer rauſchen
Eignen Sang.

Drüber ſchnellen
Die Forellen,
Zum Licht Alles
Fühlt den Drang.

Ohne Wanken
That, Gedanken
Wir der Heimat
Bringen dar.

Bei des Triglau
Dreihaupt oben
Wir's geloben
Treu und wahr.

Wunſchglöcklein.

Laß, Glöcklein, erklingen
Deine Stimmen von Erz,
Daß ſie bis zu ihm dringen
Und rühren ſein Herz.

Gott gnädig abwende
Von ihm die Gefahr,
Der Himmel hold ſende
Ihm Glück immerdar.

Seine Liebe erwerben
War mir Leben und Licht,
Gott laß vor ihm mich ſterben,
Sonſt ertrag' ich es nicht.

Winzers Gruß an den Aelpler.

In's ſonnige Thal
Steiget hernieder
Aelpler zumal,
Vereint eurer Lieder
Weithallenden Klang
Mit unſerm Geſang.

Einſam und kalt
Iſt's Alpenleben,
Hier wärmen bald
Feurige Reben,
Füllen die Bruſt
Mit Sangesluſt.

Zum Mägdlein dort
Steil ſind die Stege,
Beglückendes Wort,
Ebene Wege,
Vielliebchen nah
Findeſt Du da.

Ständchen.

Luna grüße
Meine ſüße
Maid mit Deinem klarſten Strahl,
Sangesweiſe
Pocht an leiſe,
Dich zu ſehen noch einmal.

Geiſterſtunde
In der Runde
Schon ertönt vom nahen Thurm.
Wolkenſchatten
Deckt die Matten
Und es droht der Wetterſturm.

Ach, wo weilt ſie,
Warum eilt ſie
Nicht zur Gartenpforte ſacht,
Daß zur Stelle
Wieder helle
Sterne leuchten durch die Nacht!

Ob ſie ſpähe
In der Nähe,
Ihr Herz doch dem Andern ſchlägt?
Quält zum Scheine
Mich die Kleine
Hinter dem Gebüſch verſteckt?

Sieh, dort winkt es,
Lieblich blinkt es,
Ja, es iſt ihr Augenlicht.
Mögen draußen
Wetter brauſen,
Unſ're Herzen ſtört es nicht.

Gute Nacht!

Maiennacht ſtreu' Maienblüthen
Um meines Herzens Königin!
Mögen Engel Dich behüten,
Liebe lenken Deinen Sinn.
Ob dem lieben Haupt ſie wacht —
Gute Nacht!

Aus dem Garten Duft vom Flieder
Wallt in Deines Zimmers Raum,
Und der Nachtigallen Lieder
Klingen durch den Liebestraum!
Hell der Mond am Himmel wacht —
Gute Nacht!

Kann ich ſelbſt nicht zu Dir dringen,
Soll von Deinem Traum das Bild
Wie wir liebend uns umſchlingen,
Noch nachzittern wonnig-mild,
Wenn am Morgen Du erwacht —
Gute Nacht!

Ruf des Waſſermanns.

Kommt, ihr Geiſter,
Euer Meiſter
Ruft euch aus der grünen Nacht.
Dem Erdenleben
Rückgegeben
Die Erinnerung erwacht.

Wie allmälig
Ihr euch ſelig
Fühltet in dem Element,
Hier zur Stunde
Keine Wunde
Mehr die Schmerzentrückten brennt.

Heimathlied.

In Stürmen gefeit
Auf immerdar werde
Liebend geweiht
Der Heimaterde
In Drangſal und Scherz
Ganz unſer Herz.

Lenket vom Meer
Nord oder Süden
Einſt wieder her
Des lebensmüden
Wanderers Stab,
Sei hier mein Grab.

Die Seerose.

Leis' klingt's aus dem Blumenmunde,
Jedes Wesen selbst im Grunde
Sehnt nach Licht und Liebe sich zur Stunde —
Das sagt die Seerose.

Aus dem tiefen Lebensbronnen
Sehnt sich Alles nach den Sonnen,
Sehnt sich nach den glühnden Liebeswonnen —
Das sagt die Seerose.

Wenn die Glocken klingen,
Will auch Grüße bringen,
In Dein dunkles Haar sich zärtlich schlingen —
Selig die Seerose.

Gesang der Becher.

Frisch, Brüder, schenket ein,
Freut euch bei Lied und Wein.
Duldet kein Gläschen leer,
Wein hat das Fäßchen mehr.

Tretet ihr in den Saal,
Schüttelt ab jede Qual.
Was auch noch kommen mag,
Heut ist ein froher Tag.

Mit Rosenmädchen jung
Gebt dem Tanz neuen Schwung,
So ein umschlungenes Paar
Stellt erst ein Ganzes dar.

Geiger, nur geiget zu
Ohne Rast, ohne Ruh',
Daß selbst der Sensenmann
Mit herum wirbeln kann.

Herbſtfäden.

(„Altweiber-Sommer.“)

Eine Erinnerung

von

E. Allers.

„Der Abend kommt und die Herbſtluft weht;
Reifkälte beginnt um die Tannen.“ . . . .
Scheffel.

Der September mit ſeinen langen Abenden und kalten Nächten, mit ſeinen naſſen Frühnebeln verſcheucht die Mehrzahl der Städter aus ihren Sommerfriſchen.

Wer aber mit der Natur auf wirklich vertrautem Fuße ſteht, der bleibt draußen, denn der weiß, daß ſie dieſe Treue großmüthig, mit der Offenbarung ihrer vollen Schönheit lohnt.

Wenn ſich der dichte weiße Morgennebel in den erſten Vormittagsſtunden zertheilt, und die unſichtbar geweſene Landſchaft, vom Sonnenlichte vergoldet, gleichſam neu erſteht, dann liegt jene dem Herbſte eigenthümliche Klarheit in der Atmoſphäre, welche alle näheren Gegenſtände farbiger, glänzender und plaſtiſcher erſcheinen läßt als ſonſt. Das Grün der Bäume und das Roth der reifen Strauchbeeren iſt greller, und ſelbſt in den feuchten Furchen der braunen Erde ſpiegelt ſich das tiefe Blau des Himmels.

Dagegen iſt die entferntere Umgebung durch einen dichteren bläulichen Hauch verſchleiert als je im Sommer, und alles Leben wird

ſtiller; auch die Vögel ſingen anders und halten nur leiſe, traumhafte Monologe in den hohen Baumkronen.

Es iſt ein echtes Abſchiedsbild: der ſchmerzlich ſüße Genuß einer kurzgemeſſenen Gegenwart, vor welcher Vergangenheit und Zukunft verſchwindend zurücktreten.

Als ich an einem ſolchen Tage einmal, aus dem Walde herausſchreitend, auf eine Lichtung gelangte, welche maleriſchen Luxus mit gigantiſchen Farrenwedeln und Enzian trieb, flog mir aus blauer Luft ein weißer Faden entgegen.

„Herbſtfäden", auch „fliegenden Sommer" nennt man dieſes Attribut eines ſchönen Herbſtes, eines „Altweiber-Sommers", und dieſes Entgegenfliegen aus blauer Luft muthete mich an wie das Erſcheinen des erſten weißen Haares bei voller Kraft noch, — denn doch und doch — eines wie das andere iſt ein leiſes, ſchonendes Memento mori der Natur an ihre vergängliche Creatur.

„Altweiber-Sommer!" Als ich, vom Auslande heimgekehrt, dieſen Ausdruck zum erſten Male hörte, umgab mich in dem öſterreichiſchen Kronlande Kärnthen eine ähnliche Scenerie.

Ich ſtand auf der Holzterraſſe eines hübſchen, kleinen Schweizerhauſes, neben welchem ein munterer Bach hüpfte, und jene, die mir den „Altweiber-Sommer" erklärte und dann verſinnbildlichte, war meine Tante Monica, die freundliche Gönnerin ihrer ſämmtlichen Neffen und Nichten von früheſter Kindheit an.

Ein eigenthümliches Gefühl dankbarer Rührung beſchleicht mich auch jetzt noch, wenn ich ihrer gedenke. Es war nichts ſchön an ihr als die großen, tiefblauen Augen, aus denen aber die ganze Güte und die ganze Kraft ihres Herzens blickte, und das war allerdings eine Schönheit, die ſie bis in's hohe Alter hinein ſchmückte.

„‚Altweiber-Sommer', mein Kind," ſagte ſie, „nennt man einen warmen, ſonnigen Herbſt, der meiſt nach einem unfreundlichen Sommer, als Ausgleich, das Jahr beſchließt. Hiebei iſt der Frühling als Kindesalter, der Sommer als Jugendzeit und der Herbſt, ein ſolcher Herbſt nämlich, als des alten Weibes Jahreszeit gedacht, dem er einen Erſatz für den entgangenen Lebensſommer bringt; und," fügte ſie lächelnd hinzu, „wenn ich jetzt an die kalten, rauhen, verregneten Monate Juni, Juli und Auguſt dieſes Jahres denke, während ich mir all' die ſonnige Pracht um uns beſehe, könnte ich kein

entſprechenderes Bild für mein Leben finden als dieſen Altweiber-Sommer."

„War Deine Jugend denn auch kalt, unfreundlich und verregnet, Tante Monica?" fragte ich erſtaunt; „ſo lange ich denke, ſah ich Dich immer ruhig und heiter für Andere ſorgen und ſchaffen und es ſchien Dir ſo natürlich vom Herzen zu kommen?"

„O, es kam auch vom Herzen, und mit der Zeit immer mehr," war Tante Monica's ruhige Antwort; „und ich danke Gott," fuhr ſie fort, „daſs er mir die Kraft in dieſes Herz gelegt, mit Muth zu tragen, was es zu tragen hatte, denn wie überreich hat mein Herbſtglück mir dieſen Muth gelohnt!"

Nach einer Pauſe, in der ich ſie ſtumm fragend angeſehen, ſagte ſie freundlich:

„Ich will Dir mein inneres Leben erzählen, denn Du warſt immer mein Liebling, und da Du mein Aeußeres, ſo Einfaches kannteſt, wirſt Du Dich verwundern, wie viel Bewegung und Kampf da mitlief.

In einer Stunde holt mich Benno zu unſerem kleinen Spaziergange ab — jetzt ſchreibt er noch an ſeiner „Weltumſeglung" — und wir haben Zeit zu meiner Geſchichte.

Ja, Dein Onkel Benno! — Das iſt eigentlich der Inhalt meines Lebens und der rothe Faden, der durch das Grau meiner ganzen Jugendzeit ſich zog, — oft ſengend und brennend, und doch als die lebensbedingende Axe desſelben. Ich könnte unmöglich ſagen, wann ich ihn zu lieben angefangen — mit der Liebe des Weibes nämlich — denn geliebt, bewundert und verehrt hatte ich ihn ſchon als vierjähriges Kind, wenn er uns Mädchen und mich Jüngſtes beſonders, vor den Ausartungen der größeren Jungen ſchützte; und obwohl er mein Couſin war, galt er mir von jeher mehr wie mein eigener Bruder. Er war dann fortgekommen in die Marineakademie, denn obgleich man ſagte, es ſei an ihm ein Maler verloren, zog es ihn doch nur zum Seedienſte und er ſetzte ſeinen Willen durch.

Als ich ihn wiederſah, war er ein junger Seekadet, auffallend ſchön und ſchon damals von jener gereiften männlichen Ritterlichkeit der Geſinnung gegen das weibliche Geſchlecht, die kaum mehr in einem anderen Berufe ſo gedeiht als in dem des Seemannes.

Unter all' den jungen Leuten unſerer Umgebung ſtach ſein geiſtiges Uebergewicht hervor, ohne daß er ſich deſſen im geringſten bewußt

gewesen wäre oder je einen unliebenswürdigen Gebrauch davon gemacht hätte. Dabei sprühte er förmlich vor Jugendfrische, die sich im Vollgenusse des ersten längeren Urlaubes bis zum Übermuthe steigern konnte.

Meine Schwestern waren damals 19 und 20 Jahre alt und hatten sich zu schönen Mädchen entwickelt gehabt. Wiewohl Benno sich in keine der Beiden wirklich verliebte, so war er doch in dem Alter, in welchem weibliche Schönheit immer einen siegenden Eindruck macht.

Ich hingegen wurde trotz meiner 17 Jahre weder von mir selbst noch von den Anderen zu den jungen Mädchen gerechnet, da ich, theils schüchtern und unbehilflich, theils ernst veranlagt, bei den Unterhaltungen der Schwestern nicht mithielt. — Außerdem haftete mir das an, was eine Tante mit den Worten bezeichnet hatte: „Die ganze Monica ist altmodisch wie ihr Name."

Seit nun Benno zu uns gekommen war, begann ich unter meinem Mangel an persönlichen Vorzügen heftig zu leiden. Ich sah, wie Benno, der sich uns dreien gegenüber gleichmäßig liebenswürdig verhielt, doch unbewußt mich übersah, indem er der Schönheit meiner Schwestern huldigte.

Nach einigen ebenso unvernünftigen als vergeblichen Verschönerungsversuchen an meiner Person, gab ich es auf, meinem Ideale zu gefallen, aber ich befand mich in einem verzweifelten Zustande von Verbitterung und Gekränktheit, und da war es doch wieder er, der ahnungslos dieser Verfassung ein Ende machte und meinem ganzen Leben eine andere Richtung gab.

Es war ein großes Fest mit anschließendem Balle in der Nachbarschaft angesagt worden, und wir Schwestern hatten uns schon wochenlang dazu gerüstet. Zur entscheidenden Zeit fühlte ich mich aber viel zu unglücklich, um mitzugehen und gab diesen Entschluß im letzten Momente bekannt. — Hierüber ging nun ein Gespötte unter den Geschwistern los und mein Bruder Fritz rief: „Sie will es offenbar der heiligen Monica nachthun und sich entsagungsvoll im Gebete üben, um sich etwas zu erbitten, oder vielleicht ‚Jemanden'," setzte er arglos neckend hinzu. — Ich war vor Entsetzen ganz blaß geworden; da fuhr aber gleichzeitig Benno mit den Worten auf: „Corpo! Das ist doch zu stark von Euch!

Nicht die Hälfte Eures Vergnügens könntet Ihr haben, wenn Monica nicht statt Eurer aushelfen und für Euch sorgen möchte. —

Daß ſie anders geartet iſt wie ihre Schweſtern, iſt ja faſt ein Glück, denn Ihr habt dadurch ein gutes Hausgeiſterl an ihr."

Dieſer mir verliehene Ehrentitel war nicht ohne Eindruck auf meine Umgebung geblieben; mir ſelbſt aber hat er Halt und Kraft gegeben für die vielen folgenden Jahre und half mir raſcher abzuſchließen mit den ſonſtigen Ambitionen eines jungen Mädchens.

Das gute „Hausgeiſterl" hatte ich mir gleichſam als Deviſe auf die Flagge meines Lebens geſchrieben und in ihr ſowohl meine Pflicht als auch meine Ehre gefunden.

Und nun vergingen elf äußerlich ruhige, gleichförmige Jahre.

Meine Schweſtern hatten geheiratet; die Anfertigung von kleiner Wäſche war bei mir chroniſch geworden und ich wechſelte zwiſchen den Pflichten der Tochter und der Tante Monica ab, als letztere geſucht und geſchätzt bei jedem neuen Baby, bei jedem Umzuge und jeder Krankheit.

Dazwiſchen gab es wohl auch Pauſen; Zeiten der Muße, während welcher ich fleißig allerlei ſtudirte, zumeiſt aus Bennos abgelegten Büchern.

Doch waren dieſe Zeiten bei allem Frieden und bei aller äußerlichen Ruhe doch ſchwere Zeiten für mich, denn ein heißes Herz unter ruhigen Verhältniſſen zu ertragen, ja, mein Kind — das muß man erlebt haben, um es zu ermeſſen —, da iſt das Herz wie ein Vogel, der aus der Freiheit in einen engen Käfig geräth und nicht müde wird, den armen, kleinen, dummen Kopf gegen die Stäbe ſeines Gefängniſſes zu ſtoßen, bis endlich, endlich die Zeit ihn älter und müde gemacht hat, und er halbbetäubt ſtille ſitzt und wohl auch ein Schlückchen Waſſer nimmt.

Den Helden meiner Phantaſie und meines Herzens ſah ich in dieſen Jahren wohl zwei- bis dreimal, wenn er zu kurzen Beſuchen zu uns kam; dies brachte mir wohl neue Unruhe, ſonſt aber keinen Unterſchied in's Leben.

Ich hatte zwei Freier abzuweiſen — natürlicherweiſe Witwer mit Kindern; bei dem einen ging dieſes Abweiſen ſogar ſehr ſchwer, indem er für die Verſorgung ſeiner wilden Rangen in mir ſein Ideal gefunden zu haben meinte!

Sonſt aber, wie geſagt, kam rein gar nichts vor, um den nutzloſen Kreislauf des wilden Vogels im Käfige zu hemmen, als wie die Zeit

und eine gewisse philosophische Resignation; denn damals, muß ich Dir gestehen, war mir der fromme Kinderglaube abhanden gekommen, und beten lernte ich erst wieder, als ich mein Liebstes maßlos leiden sah und mich ohnmächtig wußte, ihm auch nur ein Atom des Trostes und der Hilfe zu bieten.

Um diese Zeit philosophischer Resignation also kam eine große Überraschung.

Benno zeigte uns in einem Briefe voll überströmenden Entzückens seine Verlobung mit einer jungen Spanierin — Inez — an, die er während einer Sommer-Escadre in Barcelona kennen gelernt hatte.

„Sie annähernd wiederzugeben, sei die beigelegte Photographie nicht fähig," schrieb er, und doch war das Bild dieses blonden Mädchens von so großer Anmuth und Schönheit, daß es selbst mir für Benno genügte.

Ich könnte nicht sagen, daß ich dieses äußere Verlieren des geliebten Mannes als Schlag empfand, denn ich hatte ja nie gehofft gehabt und war so müde vom ewigen Ankämpfen gegen das eigene Herz, daß mir dieses Verlieren förmlich wie eine Hilfe gegen dasselbe willkommen war, und doch bangte mir von dem angesagten Besuche. Benno hatte nämlich die Absicht ausgesprochen, uns im folgenden Jahre mit seiner jungen Frau zu besuchen.

Dieser Besuch wurde immer wieder verschoben und das junge Paar kam nicht, aber anstatt dessen die Nachricht, daß der Storch in Aussicht sei.

Nach diesem Briefe, der voll dieser freudigen Hoffnung war, folgte nach einigen Monaten ein anderer, in welchem Benno in wahrer Verzweiflung darüber klagte, daß er seine geliebte kleine Fee wegen einer unerwarteten Einschiffung gerade in ihrer schweren Zeit allein lassen müsse.

Mein Entschluß war schnell gefaßt: Mit der Einwilligung meiner Eltern versprach ich Benno, nach seiner Abreise sogleich zu seiner Frau zu kommen und bei ihr so lange zu bleiben, als sie es wünschen würde; ich sei schon 30 Jahre alt und verfügte über mehr Erfahrung als mancher junge Mann. Innerlich aber gelobte ich mir, alles, was ich an Liebe für diesen Mann meine ganze Jugend hindurch nutzlos empfunden und aufgespeichert hatte, nun seinem Theuersten, seiner Frau und seinem Kinde, zu widmen!

Dieſes kleine Menſchenkind ward mir nun Alles; mein ganzes Herz und mein Denken und Sorgen, Tag und Nacht widmete ich ihm, und hatte dafür den ſüßen Lohn, der in der unſchuldigen zärtlichen Parteilichkeit des Kindes zu ſeiner Mutter liegt, in dem unbegrenzten Vertrauen, das mein kleiner Heinrich zu ſeiner Tante Monica gefaßt hatte.

Das war die Zeit, in welcher ich zum erſten Male mich häufig glücklich nannte, und nur Eines ſtörte mich in der vollen Freude an dieſem Segen, das Bewußtſein, daß er mir um den Preis von Bennos Glück zugekommen war.

Benno aber ſchien meine Freude an dem Kleinen mit Genugthuung zu beobachten und er kam häufig, uns zu beſuchen.

Anfangs erinnerte Heinrich ſehr an ſeine Mutter und ich erkannte es immer genau an Bennos Mienen, wann der Kleine ihn an Inez gemahnte. Da ſchnitt ich dem Kinde die goldenen Löckchen weg und wandte unſchuldige Mittelchen an, um ſeine Haare zu bräunen.

Die Natur kam mir übrigens ſelbſt zu Hilfe und ſchon mit drei Jahren glich Heinrich ſeinem Vater faſt ſo ſehr wie jetzt. Seinen inneren Eigenſchaften nach hatte er aber von ſeiner Mutter nichts geerbt als einen Theil ihrer unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit.

Es wäre ſchwer zu entſcheiden geweſen, wer von uns Beiden, Benno oder ich, mehr in das Kind vernarrt war, und auch meine gute Mutter war dieſem Kinde gegenüber eine zärtlichere Großmutter als für die eigenen Enkel.

In unſerer ländlichen Abgeſchiedenheit ſchien dies alles ſo natürlich und harmoniſch, bis es wieder von außen her, und zwar wieder durch Inez, grauſam geſtört wurde.

Nachdem dieſe Störung aber in Form einer erregten Scene gekommen war, hörteſt Du vielleicht ſchon Einiges davon, kaum aber das Richtige.

Ich ſaß an einem warmen Frühlingstage mit dem damals vierjährigen Heinrich in dem Garten vor dem Hauſe.

Benno, der gerade zu Beſuch war, ſchrieb in ſeinem Zimmer. Da ſah ich von weitem eine elegante Equipage halten, der eine junge Dame entſtieg und auf unſer Haus zuſchritt.

Anfangs überraſchte mich dies nicht, was zuweilen vorkam, daß die Gäſte des damals ſtets bewohnten Schloſſes ſich der maleriſchen Gegend wegen bis hieher fahren ließen.

Bald aber erkannte ich zu meinem ſprachlichen Erſtaunen, daß es Inez war, die ſo ſchön, jung und elaſtiſch wie je einherkam und plötzlich des Kleinen gewahr wurde, der, um beſſer zu ſehen, auf den Zaun geklettert war. Sie lief auf ihn zu und, ihn mit ſtürmiſchen Zärtlichkeiten überhäufend, erzählte dem erſchreckten Kinde, daß ſie ſeine wirkliche Mama ſei, die gekommen, ihn zu beſuchen, und daß ſie ihm viele ſchöne Sachen mitgebracht habe.

Da der Kleine ſich aber von ihr losmachte und weinend zu mir flüchtete, fügte ſie ärgerlich hinzu, daß dieſe Tante ja nur eine Fremde ſei, die ihn gar nicht ſo lieb haben könne wie ſie.

Ich weiß nicht, wie die Situation ſich gelöst hätte, da ich, keines Wortes und keiner Bewegung mächtig, ſitzen blieb und nur das erregte arme Kinderköpfchen beſchwichtigend ſtreichelte, wenn nicht Benno plötzlich mit feſten Schritten und mit einem Geſichte wie eine ſchwarze Gewitterwolke vor uns erſchienen wäre und gerufen hätte:

„Die Fremde biſt hier Du und des Kindes Tante, die es mit einer Selbſtloſigkeit und Aufopferung pflegt, erzieht und liebt, wie wenige Mütter, die hat hier auch alle Rechte der Mutter, deren Pflichten Du mit Füßen getreten haſt.“

Seine Stimme hatte einen noch beherrſchten, aber ſo drohenden Klang, das ſelbſt Inez' Geſicht ſich etwas verfärbte; dennoch erwiderte ſie mit ſchneidendem Spotte in der Stimme und im Lächeln: „Pardon, ich wußte nicht, daß mit ‚den Rechten der Mutter‘ auch die Rechte der Gattin, oder wenigſtens, wie es ſcheint, jene des Gatten verbunden ſind“.

Aber ſchon war der von Benno herbeigewinkte Wagen vorgefahren, Inez warf ſich mit Haſt hinein, und nachdem ſie unſeren Augen ſchon lange entſchwunden war, ſtanden wir Beide noch wie verſteinert, auf's Tiefſte erſchüttert von der nur nach Minuten zählenden Scene inmitten der friſchen Pracht des blühenden Gartens.

Auf Heinrichs Fragen antwortete ſein Vater: „Es war eine fremde Dame, die hatte ſich geirrt und glaubte, Du wäreſt ihr Kind.“

Daß meine Nachtruhe nicht ungeſtört geweſen, kannſt Du Dir vorſtellen, Kind, aber Benno mußte doch derweil noch ſchwerer zu denken gehabt haben, denn Tags darauf trat er vor mich hin und bat mich mit feſter, ernſter Stimme und mit einem Ausdrucke von rührender Beſcheidenheit, ich möge ihm als ſeine Frau die Hand reichen und

ſo das Liebeswerk krönen, mit dem ich bisher ſeines Knaben Kindheit ſchirmte.

Da war nun Alles, was ich mir in meinen kühnſten Träumen nur je wünſchen konnte, und da lag es vor mir ſo natürlich geboten, ſo leicht zu faſſen; und doch ſagte ich ruhig und beſtimmt, daß ich ihm danke, daß ich dem kleinen Heinrich nicht mehr und nicht weniger ſein könne als wie jetzt; daß ich aber ihn, Benno, zu gut kenne, um ihm dieſes Opfer zuzumuthen.

Bennos Antlitz verfinſterte ſich und er erwiderte kurz, faſt ſchmerzlich: „Was dem Einen ein Opfer iſt, kann der Andere nicht beurtheilen.“ Dann verließ er das Zimmer und reiste am nächſten Tage ab.

* * *

Ich blieb mit einem faſt körperlich fühlbaren, dumpfen Schmerz im Herzen zurück, mit einem Schmerze, wie man ihn nach einem ſchweren Stoße im Kopfe empfindet. Es war nicht Reue über das Zurückweiſen von Bennos Bitte, die doch mein ganzes Lebensglück enthielt; auch nicht Gekränktheit darüber, daß ihn erſt der Angriff jener Frau und die Rückſicht auf mich zu dieſer Bitte veranlaßt hatten. Aber es fiel mir immer der junge ſchwediſche Bergmann ein, der, um ſeiner Braut Glanz und Reichthum zu bieten, ſich jahrelang ausſchließlich der Ausgrabung eines verborgenen Schatzes widmete, darüber alt und verwildert wurde, und als er endlich den Schatz errungen, ſich ſelbſt, ſeine Braut und die ganze Welt ſo verändert wiederſah, daß der Schatz keinen Sinn und keinen Werth mehr für ihn hatte. Es war einer der ſchwerſten Uebergänge meines Lebens, eigentlich der ſchwerſte überhaupt.

Das viele Denken und Fürchten griff mich körperlich derart an, daß ſich ein ſchleichender Fieberzuſtand meiner ſonſt ſo ſtarken Conſtitution bemächtigte und ſonderbarerweiſe erſt wich, als ich bei einer plötzlichen und gleichzeitigen Erkrankung meiner Mutter und Heinrichs mich mit Anſtrengung aller Kräfte ihrer Pflege widmen mußte. Jetzt würde man ihre Krankheit Influenza nennen, denn ſie trat plötzlich und heftig auf, währte aber kurz und hinterließ zum Glücke keine üblen Folgen.

Als es volle, warme Sommerszeit geworden war, hatten wir uns Alle vollkommen erholt, auch ich, denn in der Freude über die

Genesung meiner Lieben fühlte ich nicht mehr so deutlich, um wie viel schwerer mir das Herz, um wie viel leerer mir doch das Leben seit jenem Abschlusse geworden war.

* * *

Eines Nachmittags ging ich mit Heinrich längst der Landstraße unserem Hause zu, da kam in einem Bauernwagen, unangesagt, wie bisher noch nie, Benno dahergefahren. Der Kleine, der die Uniform von weitem erkannt hatte, jubelte ihm zu; Benno aber schwang sich mit der Elasticität des ehemaligen Seekadeten aus dem fahrenden Wagen, eilte auf uns zu, nahm sein Bübchen in die Arme und schwenkte es hoch in die Luft. Mir gab er herzlich die Hand, freute sich über unser gutes Aussehen und stürzte in einem solchen Tempo dem Hause zu, daß wir Beide ihm kaum folgen konnten. Dort im Hause begrüßte er meine Mutter mit derselben eigenthümlich hastigen und doch entschieden freudig erregten Unruhe.

Ich konnte mir die Ursache hievon nicht erklären, denn daß ihn sein jüngstes Avancement so sehr animire, sah ihm doch gar nicht ähnlich; ich kannte ihn ja so gut. Da fiel mir plötzlich mit der Schnelligkeit und mit der Tödtlichkeit des Blitzes eine andere Möglichkeit ein, die Möglichkeit einer zweiten Verlobung.

Unter dem Vorwande, Bennos Räume in Stand setzen zu lassen, ging ich aus dem Zimmer und unternahm auch wirklich, wie oft schon, mit zuckendem Herzen die prosaischen und schlichten Vorkehrungen der Hausfrau. Ich hielt eben einen Stoß weißer Ueberzüge auf dem Arme, als ich Bennos raschen Schritt ertönen hörte. Unmittelbar darauf stand er vor mir, legte das Wäschepacket mit einer gewissen humoristischen Energie von meinem Arme auf den Tisch und führte mich an der Hand zum offenen Fenster.

Dann sagte er, immer noch rasch und erregt, aber mir fest in die Augen sehend: „Verzeihe, Monica, daß ich Dich so überfalle, aber was ich Dir zu sagen habe, kann keinen Aufschub erleiden, nachdem ich die schrecklich lange Reise überstanden. Ich muß Dir nämlich sagen, Monica, daß ich Deine Zurückweisung nicht annehme. Da ich von Dir nicht glauben kann, daß Du nur als Ausflucht von einem Opfer sprachst, so will ich Dir in Bezug auf dieses Opfer eben sagen, daß nichts in allen Welttheilen, zu Wasser und zu Land, für mich

mehr einen Werth haben könnte, ohne den Beſitz Deiner treuen, lieben Hand. Laß mir dieſe Hand, Monica, die mir hilfreich und lindernd beigeſtanden hat, als ich meines Lebens herbſte Lection zu lernen hatte; damals, als ich ſie noch nicht ſo zu fühlen und zu ſchätzen wußte.

Daß Du, Monica, aber den Mann, dem Du ſo Großes gethan, nicht bis zu einem gewiſſen Grade lieben könneſt, das glaube ich einfach nicht, weil ich an die Unvergänglichkeit meiner Liebe zu Dir glaube."

Und noch dringlicher und inniger fuhr er fort:

„Du kennſt ja mein ganzes Leben, Monica, wenn Du „Nein" ſagſt, ſo war es ein verfehltes; ſagſt Du aber „Ja", ſo werden alle Stürme, die einem kurzen, thörichten Frühlingstraume gefolgt waren, vergeſſen und aufgehoben ſein durch einen ſchönen, langen, ſonnigen Herbſt."

Benno mußte meine Antwort, während er ſprach, ſchon in meinen Augen geleſen haben, aber ich ließ mir dieſen rechten Abſchluß meiner ſchon nach Decennien zählenden Träume nicht entgehen.

Ich ſagte ihm diesmal Alles, Alles; wie ich ihn ſeit meiner Kindheit mit jeder Art von Liebe, deren ein Menſchenherz nur fähig iſt, geliebt habe, durch Dick und Dünn, in Leid' und Freud', und ihn lieben werde bis zum letzten Athemzuge.

Und dann nahm ich, wie ſonſt im Traume, nun wirklich ſeinen dunklen, ſtellenweiſe ergrauenden Kopf in beide Hände und küßte die weiße Stirn meines wetterbraunen Seemannes.

Von da an begann alſo unſer „langer, ſchöner, ſonniger Herbſt" und der hält allen Wechſel der Jahreszeiten und der Verhältniſſe Stand.

Hatte ich ſo nicht Recht mit meinem Herbſtgleichniſſe, mein Kind?" — So ſchloß Tante Monica ihre lange Erzählung, während ſie aufſtehend mit der Hand freundlich über meinen Scheitel fuhr.

Ergriffen von dem Einblicke in den ſtillen Heroismus dieſes Herzenslebens hielt ich ihre Hand feſt und küßte dieſelbe.

Ob Onkel Benno nun zufällig erſt jetzt hinzukam, weiß ich nicht, doch im Nu war Tante Monica zum Spaziergange bereit.

Ich blieb zurück und ſah ihnen nach, wie ſie Arm in Arm in die Herbſtlandſchaft hinauswandelten, ſie ſelbſt ein ſchönes Herbſtbild: Die Ferne, das vergangene Leid, mit ſanftem Schleier verhüllt, und die Nähe, die glückliche Gegenwart, vom Sonnenlichte vergoldet, verklärt durch ihre wind- und wetterfeſte Liebe!

Der Erste allgemeine Beamten-Verein

der österreichisch-ungarischen Monarchie,

seine Entwickelung und Thätigkeit im Jahre 1893.

Von

Dr. Rudolf Schwingenschlögl.

Von dem Jahre 1893 — dem neunundzwanzigsten Jahre der Wirksamkeit des Beamten-Vereines — können wir dasselbe sagen, wie vom Vorjahre, dass es nämlich im Allgemeinen ein gutes war und die Geschäfte des Vereines einen erfreulichen Fortschritt aufzuweisen haben.

I. Allgemeine Angelegenheiten.

Am Schlusse des Jahres 1892 waren . . . . . 106.661 Mitglieder ausgewiesen.

Im Jahre 1893 kamen . . . . . 3.194 neue Mitglieder hinzu,

so daß die Gesammtzahl jener Standesgenossen, welche bis zum Schlusse des Jahres 1893 dem Vereine beitraten, sich auf 109.855 beläuft.

Die Zahl der Local- und Consortial-Ausschüsse hat sich im Jahre 1893 um einen vermindert und betrug 81 Ende 1893, gegen 82 Ende 1891. Es ist nämlich während des Berichtsjahres das Consortium in Steinamanger in Liquidation getreten.

Die Zahl der Vereinsbevollmächtigten und Agenten
stieg von den Ende 1892 ausgewiesenen 1.642
Ende 1893 auf 1.749
und die Zahl der Vereinsärzte von den Ende 1892 fungirenden 1.617
Ende 1893 auf 1.693

Unsere Aufmerksamkeit nimmt zunächst wieder die humanitäre Thätigkeit des Vereines in Anspruch und haben wir in dieser Beziehung den allgemeinen Fond und den Unterrichts-Fond in Betracht zu ziehen.

Der allgemeine Fond des Vereines ist am
31. December 1893 mit . . . . . 856.093 fl. 69 kr.
ausgewiesen, während er am Schlusse des Jahres 1892
nur . . . . . 798.365 „ 56 „
betrug, ist daher im Jahre 1892 um . . . . . 57.728 fl. 13 kr.
gestiegen.

Sein Vermögen bestand Ende 1893 aus:

a) der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung per . . . . . 239.741 fl. 23 kr.
b) dem Fonde für Witwen- und Waisenhäuser per . 169.475 „ 81 „
c) dem Kaiser und König Franz Josef-Jubiläums-Stipendienfonde (sammt Zinsen) per . . . . . 21.121 „ 03 „
d) dem Vereins-Jubiläums-Stipendienfonde (sammt Zinsen) per . . . . . 26.359 „ 86 „
e) dem C. F. Fellmann von Norwill-Fonde (sammt Zinsen) per . . . . . 67.783 „ 23 „
f) dem Garantiefonde für belehnte Antheils-Einlagen per . . . . . 1.487 „ 26 „
g) dem Pensionsfonde für die definitiv Angestellten des Vereines per . . . . . 260.534 „ 27 „
h) der Coursgewinn-Reserve seiner Effecten per . . 39.181 „ 40 „
i) und seinem nach Abzug der vorangeführten Posten verbleibenden eigentlichen Specialvermögen per . 30.409 „ 60 „

welche Ziffern den obigen Betrag per . . . . . 856.093 fl. 69 kr.
ergeben.

Der sub b) angeführte Specialfond für
Witwen- und Waisenhäuser betrug Ende 1893 . 169.475 fl. 81 kr.
gegen . . . . . 165.647 „ 74 „
im Vorjahre.

Die Kosten der bisher erbauten drei Witwen- und Waisenhäuser in Wien (Währing), Budapest und Graz betragen 159.207 fl. 34 kr., daher der Fond Ende 1893 ein Barvermögen von 10.268 fl. 47 kr. ausweiset.

Im Jahre 1893 wurden aus dem allgemeinen Fonde . . . . . 9.008 fl. 96 kr.
in 600 Einzelposten für Unterstützungen an bedürftige Beamte und deren Angehörige ausbezahlt, in welcher Summe 400 fl. für den Freiplatz im Töchterheim des „Schulvereines für Beamtentöchter" enthalten sind.

Für Curstipendien an mittellose kranke Vereinsmitglieder wurden von der Vereinsleitung 5.500 fl. bewilligt, wovon . . . . . 5.130 „ — „
effectiv in Anspruch genommen worden sind.

Es wurden 222 Bewerbungsgesuche eingebracht, von welchen 95 (worunter 91 für Curstipendien und Freiplätze, 4 für Reise- und Krankenkosten-Beiträge) günstig erledigt wurden.

Es gelangte somit im Ganzen im Jahre 1893
aus dem allgemeinen Fonde ein Betrag von . . . . 14.138 fl. 96 kr.
für humanitäre Zwecke zur Verwendung.

Die Verwaltungen nachstehender Badeanstalten und Curorte, nämlich in: Aussee (Dr. Schreibers Alpenheim), Baden, Eichwald (bei Teplitz), Ernsdorf-Jaworze, Franzensbad, Gainfahrn, Gießhübl-Puchstein, Gleichenberg, Gmunden, Gräfenberg (Freiwaldau), Herkulesbad, Ischl (Gemeindevorstehung und Ritter von Wirer'sche Badestiftung), Karlsbad, Krapina-Teplitz, Lipik, Lubien, Luhatschowitz, Marienbad, Meran, Ofen (St. Lukasbad), Pistyan, Römerbad (in Steiermark), Roncegno, Teplitz (in Böhmen), Topusko, Trencsin, Tüffer, Groß-Ullersdorf gewährten im Jahre 1893 unserem Vereine für mittellose Mitglieder beachtenswerthe Begünstigungen und haben hievon 150 Vereinsmitglieder Gebrauch gemacht.

Außerdem standen, wie in den Vorjahren, auch im Jahre 1893 dem Vereine einige Freiplätze in mehreren Curorten zur Verfügung, wie insbesondere ein werthvoller Freiplatz in der Kaltwasser-Heilanstalt des Herrn Dr. Gustav Nový in St. Radegund, drei Stiftungsplätze an der Wasserheilanstalt des Herrn Universitäts-Professors und kaiserlichen Rathes Dr. Wilhelm Winternitz in Kaltenleutgeben (bei Liesing in Niederösterreich), von Seite des steiermärkischen Landesausschusses zwei Freiplätze für das Bad Neuhaus und drei Freiplätze für Rohitsch-Sauerbrunn, ferner fünf Freiplätze von der Curanstalt in Radein.

Der Unterrichtsfond des Vereines betrug 157.509 fl. 17 kr. Ende 1892 und ist im Jahre 1893 durch die von der 28. ordentlichen

Generalversammlung erfolgte Zuweisung von 5000 fl. aus dem Gebarungsüberschusse der Lebensversicherungs-Abtheilung und anderweitige Zuflüsse auf 167.720 fl. 69 kr. gestiegen.

Zu den letzterwähnten Zuflüssen wurden auch Beiträge von dem Localausschusse in Fiume (5 fl.) und von sechs Spar- und Vorschußconsortien des Vereines, nämlich „Alsergrund" in Wien (100 fl.), „Budapest" (Pester Consortium 100 fl.), „Erstes Wiener" (50 fl.), „Graz" (50 fl.), „Pancsova" (20 fl.) und „Wieden" in Wien (200 fl.), zusammen 525 fl. gespendet. Seit einer Reihe von Jahren sind es leider nur die vorbenannten 7 Mitgliedergruppen, welche zu dem so wichtigen humanitären Zwecke der Förderung des Unterrichts- und Bildungswesens von Angehörigen mittelloser Vereinsmitglieder jährlich einen Beitrag leisten.

Im Jahre 1893 wurde vom Verwaltungsrathe für das Schuljahr 1893/94 zur Verleihung von Unterrichts- und Lehrmittelbeiträgen (mit Einschluss der von der 28. Generalversammlung aus dem Gebarungsüberschusse der Lebensversicherungs-Abtheilung zugewiesenen 4000 fl.) ein Betrag von 12.324 fl. 98 kr. bewilligt. (Der Ausschreibung lag der runde Betrag von 12.000 fl. zu Grunde). Es langten 423 Gesuche ein, wovon 310 auf die im Reichsrathe vertretenen Länder und 113 auf die Länder der ungarischen Krone entfielen. Günstig erledigt wurden 330 Gesuche und zwar mit dem Betrage von 12.206 fl.

Aus den Mitteln des Unterrichtsfondes gelangten

im Jahre 1893	11.361 fl. — kr.

zur Auszahlung.

Außerdem wurden im Jahre 1892 ausbezahlt:

a) aus dem Kaiser und König Franz Josef-Jubiläums-Stipendienfonde	745 „ — „
b) aus dem Vereins-Jubiläumsstipendienfonde	906 „ 25 „
c) aus dem Fellmann von Norwill-Fonde (für Stipendien und Unterstützungen) . . .	1.937 „ 50 „
daher im Jahre 1893 zu Unterrichtszwecken im Ganzen ein Betrag von	14.949 fl. 75 kr.

zur Verwendung kam.

Die Leistungen des Beamtenvereines zu Unterrichtszwecken steigen von Jahr zu Jahr, und es kann gewiß nur mit großer Befriedigung constatirt werden, dass gegenwärtig beim Vereine 14 Studienstipendien im Gesammtbetrage von 2.940 fl. per Jahr, und zwar: 4 zu je 125 fl., 2 zu je 220 fl. und 8 zu je 250 fl. bestehen. Jeder Stipendist bleibt bei gutem Fortgange während seines Besuches der betreffenden Mittel- und Hochschule im Genusse des ihm bewilligten Stipendiums, Rigorosanten erhalten nach absolvirten Studien auch noch einen Beitrag zu den Kosten

der strengen Prüfungen. Es bedarf daher wohl keiner vielen Worte, um die große Wohlthat, den wahren Segen dieser Leistungen des Vereines für die Familie des betreffenden Mitgliedes zu erkennen.

Die nüchternen, praktischen Amerikaner wußten daher sehr gut, was ihre Anerkennung unseres Vereines auf der Weltausstellung in Philadelphia im Jahre 1876 zu bedeuten habe, als sie dem zuerkannten Diplome ganz besonders die Würdigung unserer Leistungen zur Förderung des Unterrichts- und Bildungswesens zu Grunde legten. Wird doch auf diesem Gebiete jenseits des Oceans im Allgemeinen Großartiges, von einzelnen Freunden der Humanität geradezu Phänomenales geleistet, das von uns nur mit dem aufrichtigen Wunsche angestaunt und bewundert werden kann, daß solche auf den edelsten Tendenzen beruhenden Beispiele von Menschenliebe auch in der alten Welt und speciell bei uns Nachahmung finden möchten.

Wir constatiren an dieser Stelle, daß sich im Jahre 1893 für das vom Consortium „Gegenseitigkeit" in Wien gegründete Stipendium zur Unterstützung eines die Kunstgewerbeschule des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie besuchenden Kindes eines Vereinsmitgliedes kein Bewerber fand.

Was die dem Vereine zur Verfügung gestellten Freiplätze an verschiedenen Unterrichtsanstalten betrifft, so wurden im Jahre 1893 an der Handelslehranstalt des kais. Rathes, Herrn Professors Franz Glasser, ein halber Freiplatz, an der Privatschule des Herrn Professors Alois Weiß drei halbe, ferner an der Handelsschule des Herrn Max Allina ein ganzer und drei halbe Freiplätze besetzt. Drei Freiplätze an den Schulen des Frauenerwerbvereines werden vom Beamten-Vereine im Namen der Ersten österreichischen Sparcasse besetzt. Die dem Vereine überlassenen Freiplätze an der Mädchenschule „Hanausek" und an der Schönberger'schen Kunststickereischule konnten in Ermanglung von Bewerbern nicht besetzt werden.

Rechnet man nun zu dem obigen für Unterrichtszwecke verausgabten Betrage per	14.949 fl. 75 kr.
die aus dem allgemeinen Fonde für humanitäre Zwecke gewidmeten oben angeführten	14.138 „ 96 „
ferner den aus der Anna Tandler'schen Stiftung bezahlten Betrag per	100 „ — „
hinzu, so ergibt sich, daß vom Vereine im Jahre 1893 auf dem Gebiete humanitären Wirkens im Ganzen . .	29.188 fl. 71 kr.

verausgabt wurden.

Über die bisherigen Gesammtleistungen unseres Vereines auf humanitärem Gebiete belehrt uns die Tabelle III des Anhanges.

Vom Jahre 1870 bis Ende 1893 (die Leistungen vor 1870 sind von keiner großen Bedeutung) hat der Verein zu humanitären Zwecken den gewiß sehr beachtenswerthen Betrag von 616.970 fl. 20 kr. verausgabt.

Bei dem unter dem hohen Protectorate Ihrer kaiserlichen Hoheit, der Frau Erzherzogin Marie Therese stehenden „Schulvereine für Beamtentöchter" müssen wir heuer etwas länger verweilen.

Am 17. Jänner 1893 fand in den Sofiensälen zu Gunsten dieses Vereines ein Ballfest statt, welches einen Ertrag von mehr als 5000 fl. hatte, und vom 18. bis 30. November wurde im Künstlerhause gemeinschaftlich mit dem Feriencolonien-Vereine ein sehr interessantes Auktionsfest veranstaltet, dessen Erträgnis sich auf 35.000 fl. bezifferte. (Hievon erhielt der Schulverein 22.600 fl. 72 kr. und 5 Dukaten baar und außerdem noch Bilder und Plastiken, welche nicht mehr zur Versteigerung gelangen konnten, im Werthe von über 1000 fl.)

Die Künstler — Maler und Bildhauer — hatten in hochherzigster Weise mit Rücksicht auf den humanitären Zweck des Unternehmens werthvolle Schöpfungen der Kunst gewidmet und geruhten auch mehrere Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses diese Widmungen durch hochherzige Spenden — worunter auch höchst eigenhändige künstlerische Producte — zu bereichern. Im September 1893 wurden eine zweiklassige Handelsschule, so wie neue Kurse für fremde Sprachen und höhere Ausbildung im Zeichnen und Malen eröffnet, und beglückten Ihre Majestät die Kaiserin und Königin am 11. November 1893, so wie die hohe Protectorin am 5. Juni 1893 das neue Heim des Schulvereines für Beamtentöchter mit ihren Allerhöchsten Besuchen.

Um die Mittheilungen über dieses neue Heim zu erschöpfen, müssen wir aber über das Berichtsjahr hinaus greifen und theilen mit, dass am 25. April d. J. die feierliche Schlußsteinlegung durch Seine Majestät, unsern allverehrten Kaiser und König, vorgenommen wurde, welchem festlichen Acte auch die hohe Protectorin des Vereines, Frau Erzherzogin Marie Therese, mit ihrem Gemahl, dem Herrn Erzherzog Carl Ludwig, anwohnten.

Wir entnehmen hierüber dem Berichte der „Neuen Freien Presse" folgende Details:

„Im Jahre 1875 vom dermaligen Sections-Chef Freiherrn v. Falke ins Leben gerufen, ist dieser humanitäre Verein, Dank der Förderung edelsinniger Wohlthäter, aus bescheidenen Anfängen zu einer Lehranstalt von Achtung gebietender Größe emporgewachsen. Das Institut ist bestimmt, den Töchtern von Beamten die nöthige Ausbildung zu geben, welche sie befähigt, als Lehrerinnen oder Erzieherinnen selbstständig für ihren Erwerb zu sorgen. Im Centrum des VIII. Bezirkes, durch seine Lage wie geschaffen für diesen Zweck, erhebt sich in der Langegasse Nr. 47 der schmucke, in barockartigem Style aufgeführte Bau in einer Frontausdehnung von sieben Fenstern. Im Vordertracte des drei Stockwerke und ein Halbgeschoß hohen Hauses ist das Beamtentöchterheim für Provinz-Zöglinge untergebracht. Zu je Vieren in einem Zimmer bequartiert, haben der-

zeit hier 22 Mädchen Aufnahme gefunden. Im Ganzen ist Raum für 30 Zöglinge. Die Zimmer sind groß, licht, luftig und trotz der einer Instituts-wohnung entsprechenden Einfachheit mit allem Comfort ausgestattet. Große Waschräume, ein Bade- und ein Krankenzimmer sind vorhanden, sowie ein Speisesaal, ein Studir- und ein Clavierzimmer. Die Leitung dieser Abtheilung ruht in den bewährten Händen der Vorsteherin Frau Marie Macher. Im rückwärtigen Tracte ist zu ebener Erde die unter der Leitung des Directors Oskar Goldbach stehende Handelsschule untergebracht, während die Räume in den drei Stockwerken den Zwecken der höheren Töchterschule dienen. Erstere Anstalt ist von 40 Zöglingen besucht, während die Töchterschule, vom Director Gottfried Lambertz geleitet, an 300 Zöglinge zählt. Auch hier ist allen Anforderungen der Hygiene entsprochen. Große Lehrsäle, mit Sitzbänken und Pulten nach dem neuesten System, Luftheizung, elektrische Beleuchtung. Beide Tracte stehen durch breite Corridore in Verbindung. Außerdem besitzt jeder Tract einen eigenen Stiegenaufgang, um im Falle des Ausbruches einer Infectionskrankheit Schule und Töchterheim vollkommen separiren zu können. Im Souterrain befindet sich ein großer Turn- und Spielsaal, hinter dem Hause, gegen die Piaristenkirche zu, dehnt sich ein geräumiger Garten mit Rasenflächen zur Abhaltung von Jugendspielen aus. Der Bau ist nach Plänen der Architekten Karl Bringmann, Oskar Merz und Sylvester Tompa vom Baumeister Rudolf Brauer mit einem Kostenaufwande von 153.000 fl. ausgeführt worden. Die Gründung der beiden Schulen sowohl als die Bau-Aufführung erfolgten unter dem Präsidium des Ministerial-Secretärs Dr. Conrad Ritter von Zdekauer. Der Baufonds wurde zum größten Theile aus dem von der Oesterreichischen Sparcassa und dem Oesterreichischen Beamtenvereine gewährten Darlehen im Gesammtbetrage von 100.000 fl., sowie aus den reichlich eingelaufenen Spenden und dem Ertrage öffentlicher Veranstaltungen geschaffen. So war es möglich, das vor kaum zwei Jahren begonnene Werk in zweckentsprechender Weise zu vollenden."

Wir erfüllen eine angenehme Pflicht, wenn wir an dieser Stelle der ganz besonderen, von Seiner Majestät auch durch die gnädige Verleihung des Ordens der eisernen Krone III. Classe ausgezeichneten Verdienste des dermaligen Schulvereinspräsidenten, des Herrn Dr. Conrad Ritter von Zdekauer, k. und k. Hofsecretärs im Ministerium des Aeußern, gedenken. Seiner rastlosen Thätigkeit, — welche durch das hochherzige Mitwirken eines illustren Damenkreises, geführt von der, unseren Lesern wohlbekannten, auf humanitärem Gebiete unermüdlich wirkenden Gemalin des niederösterreichischen Statthalters, Ihrer Excellenz der Frau Anastasia Gräfin Kielmannsegg, kräftigst unterstützt wird, — ist der erfreuliche Aufschwung des Schulvereines ganz besonders zu danken und der Verwaltungsbericht unseres Vereines erklärt es mit vollem Recht bereits außer allem Zweifel stehend, daß der Schulverein für Beamtentöchter einstens zu großer Bedeutung gelangen wird.

Den vorstehenden Ausführungen fügen wir noch an, daß der Schulverein im Schuljahre 1892/93 für Stipendien den Betrag von fl. 2000 verausgabte, außerdem aber über eine große Anzahl von Freiplätzen an verschiedenen Erziehungsinstituten und Fachschulen verfügte, daß sich Ende 1893 sein disponibles Specialvermögen auf 9436 fl. 22 kr. und das Vermögen des Beamten-Töchterheims auf 25.421 fl. 29 kr. bezifferte.

In Bezug auf die Wahrung und Vertretung der socialen und materiellen Standesinteressen im Jahre 1893 verweiset der Verwaltungsrath in seinem Berichte an die letzte Generalversammlung auf zwei Actionen von allgemeinem Interesse.

Eine derselben betrifft die fortgesetzte Thätigkeit des Verwaltungsrathes und der Privatbeamten-Localgruppe unseres Vereines zur Erwirkung eines Reichsgesetzes wegen Errichtung einer Pensionsanstalt für die Privatbeamten, für welche Anstalt der Beitritts- und Einzahlungszwang ausgesprochen werden soll. Nach einer auf Grund der Volkszählung vom 31. December 1890 von der k. k. statistischen Centralcommission aufgestellten Berufsstatistik befinden sich in der cisleithanischen Reichshälfte 194.079 Privatbeamte, von welchen sich nur ein verschwindend kleiner Theil eines Pensionsrechtes erfreut, daher es die Beamten-Zeitung und wir mit ihr begreiflich finden, daß die Privatbeamten die Vorlage des vom Abgeordnetenhause gewünschten Gesetzentwurfes sehnsüchtigst erwarten.

Um das Interesse an dieser für so viele Tausende von Standesgenossen hochwichtigen Angelegenheit rege zu erhalten, wurden von unserer Privatbeamten-Localgruppe im Laufe des Jahres 1893 zwei Versammlungen, und zwar am 4. Juni 1893 in Wiener-Neustadt und am 14. October 1893 im Sofiensaale in Wien, abgehalten und in beiden einstimmig Resolutionen angenommen, dahin gehend: „Die hohe k. k. Regierung wird dringendst gebeten, den Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 24. März 1893 wegen Schaffung eines einheitlichen Pensionsinstitutes für Privatbeamte aller Kategorien mit thunlichster Beschleunigung zur Durchführung zu bringen." Hervorragende Reichsraths-Abgeordnete haben sich in diesen Versammlungen in der entschiedensten Weise für die gesetzliche Regelung des Pensionsrechtes der Privatbeamten ausgesprochen. Und doch verstrich wieder mehr als ein Jahr, ohne daß in dieser Angelegenheit von Seite der hohen Regierung irgend ein Schritt gemacht worden wäre. Die Privatbeamten-Localgruppe sah sich daher veranlaßt, im Mai d. J. eine Erinnerungsschrift wegen baldiger Vorlage des fraglichen Gesetzentwurfes in den Präsidialbureaux der Ministerien zu überreichen und allen Abgeordneten zuzumitteln. Hoffen wir, daß diese Schrift die bezügliche Angelegenheit competenten Ortes wieder in das Gedächtniß zurückruft!

Die zweite Action betraf die österreichischen Staatsbeamten; sie gehört jedoch dem Jahre 1894 an und wird erst im nächsten chronologischen Berichte besprochen werden. Der Rechenschaftsbericht der Vereinsverwaltung umfaßt die Zeit von einer Generalversammlung zur anderen, daher die erwähnte, im Jänner und Februar 1894 durchgeführte Action im letzten Berichte des Verwaltungsrathes schon mitgetheilt wurde.

Am 11. December 1893 wurde im Abgeordnetenhause die Regierungsvorlage, betreffend die Einreihung eines Theiles der Bezirks-

richter in die VII. Rangsclasse, angenommen. Hiedurch fand eine vor fast 20 Jahren, nämlich im Jahre 1874, vom Beamtenvereine dem Justizministerium überreichte Petition der k. k. Bezirksrichter in Steiermark wenigstens theilweise ihre Erledigung.

Als Curiosum können wir eine von der Beamten-Zeitung angeführte, auf die materiellen Interessen des Beamtenstandes indirect Bezug habende Petition auch in den Blättern des Vereins-Jahrbuches nicht unbesprochen lassen.

Es ist dies die schon im Jahre 1888 dem hohen Abgeordnetenhause und im Jahre 1892 neuerlich überreichte Petition des Herrn Raphael du Rieux de Feyau, pensionirten Revisors des k. k. Civilgerichts-Depositenamtes in Wien, um Erlassung eines Gesetzes, wornach die unbehobenen Gewinnste (von Losen) amtlich deponirt und fructificirt werden, sodann nach Ablauf der gesetzlichen Verjährungsfrist, wenn kein rechtlicher Anspruch auf diese Depositen erhoben wurde, ohneweiters als caduc dem Staate anheimfallen sollen.

In beiden Reichshälften sollen circa 100 Millionen Gewinnste unbehoben sein und wäre hiemit, ohne die geringste Schädigung dritter Personen, ohne die Steuerträger zu belasten, das Mittel gefunden, den Staatsbeamten zu helfen. Daher beschloß auch der Petitionsausschuß des Abgeordnetenhauses im December 1892 den Antrag an letzteres, dahin gehend: „Die Regierung aufzufordern, baldmöglichst einen Gesetzentwurf im Sinne vorerwähnter Petition einzubringen, letztere selbst aber der Regierung zur Würdigung und Anerkennung der Verdienste des Petenten abzutreten."

Ueber den finanziellen Verkehr des Beamten-Vereines im Jahre 1893 theilt der Verwaltungsbericht mit, daß an der Hauptcasse des Vereines

a) 4120 Posten per . . . . . eingezahlt und	4,564.544 fl. 26 kr.
b) 3650 Posten per	4,513.342 „ 10 „
ausbezahlt wurden, daher das Revirement . . . betrug.	9,077.886 fl. 36 kr.
Der Verkehr mit dem k. k. österreichischen und dem k. ungarischen Postsparcassenamte belief sich auf (Erläge per 2,295.171 fl. 04 kr. in 21.973 Posten und Auszahlungen per 2,211.712 fl. 20 kr. in 4859 Posten)	4,506.883 „ 24 „
demnach der gesammte Geldverkehr im Jahre 1893	13,584.769 fl. 60 kr.
gegen . . . . . im Vorjahre ausweiset.	11,727.191 „ 62 „

Außer der Centrale standen auch die im letzten Berichte angeführten zwölf Mitgliedergruppen im Clearingverkehre mit der Postsparcasse.

Durch die besondere Prämiencasse am Sitze der Centralleitung gelangte im Jahre 1893 mittelst 46.352 Quittungen und 141 Mitgliedskarten ein Betrag von 331.605 fl. 22 kr. zur Einhebung und wurden vom Prämienbureau im abgelaufenen Jahre 500.798 Quittungen (gegen 489.748 im Jahre 1892) ausgefertigt. — Von Badekarten zu ermäßigten Preisen wurden 10.045 Stücke und von Anweisungen auf ermäßigte Billette in verschiedenen Theatern und Unterhaltungs-Etablissements, sowie in das Künstlerhaus 1114 Stücke (gegen 3128 im Jahre 1892) an der Casse des Vereines verkauft.

Der Personalstand der Centralleitung, wie er sich mit Rücksicht auf die Ergebnisse der Generalversammlung des Jahres 1894, beziehungsweise auf die nach dieser Versammlung erfolgte Constituirung des Verwaltungsrathes, darstellt, ist aus der Tabelle IV des Anhanges zu entnehmen.

Im November 1893 wurde das Mitglied des Verwaltungsrathes und Directionscomités, Herr Georg von Görgey, kais. Rath, Oberinspector und Vorstand des Secretariates der österreichischen Nordwestbahn, zum Centralinspector der letzteren ernannt, und im December 1893 feierte der Generalsecretär-Stellvertreter und Referent der Versicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines, Herr Dr. Friedrich Hönig, sein 25jähriges Dienst-Jubiläum. Die Ehrung des Letzteren fand am 21. December 1893 im Saale des Verwaltungsrathes statt und wohnten derselben sämmtliche Beamte und Diener, sowie die Mitglieder des Directionscomités bei. Der Herr Generalsecretär Mazal und Herr Dr. Kolbe beglückwünschten den unseren Lesern ja wohlbekannten, verdienstvollen Jubilar in herzlichen Ansprachen, welche Herr Dr. Hönig in gleicher Weise erwiderte. Die Beamtenschaft des Vereines verehrte ihm ein künstlerisch ausgestattetes Ehrengeschenk, bestehend aus einem silbernen Mokkaservice, versehen mit dem Monogramme des Gefeierten und den Jahreszahlen 1869—1894. Der Vereinspräsident konnte wegen Unwohlseins nicht erscheinen und ließ dem Dr. Hönig durch den Generalsecretär ein sehr liebenswürdiges Gratulationsschreiben überreichen.

Im Jahre 1893 ernannte der Verwaltungsrath drei Ehrenmitglieder und zwar außer dem im letzten Berichte schon angeführten Herrn Regierungsrathe Dr. Florian Meißner, emeritirten Hof- und Gerichtsadvocaten, langjährigem Mitgliede des Verwaltungsrathes und sehr verdienstvollem Obmanne des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Währing" am 21. März 1893, den 93jährigen Herrn Jacob Bancalari, k. k. jubilirten Kreissecretär in Marburg, seit 1876 ununterbrochen sehr thätiges Mitglied des Vorstandes vom Spar- und Vorschuß-Consortium in Marburg (am 20. Mai 1893) und Herrn Alois Szabel, Gründer des Vereins-Consortiums in Kronstadt im

Jahre 1865, seit 1866 Cassier des Consortiums in Hermannstadt, an dessen Entwicklung er mit ersprießlichem Erfolge mitwirkte, und Gründer eines Unterstützungsfondes für mittellose Beamtenswitwen und Waisen (am 22. August 1893).

Wegen Ablaufes ihres Mandates im Jahre 1893 (beziehungsweise zur Zeit der im laufenden Jahre stattgefundenen Generalversammlung) waren zum Austritte aus dem Verwaltungsrathe folgende zehn Herren, nämlich: Anton Aichinger, Carl Bertele v. Grenadenberg, Johann Freiherr Falke v. Lilienstein, Dr. Ludwig Edler v. Geiter, Dr. Adalbert Hofmann, Alois Maresch, Dr. Dominik Kolbe, Alexander Schramm, Dr. Rudolf Schwingenschlögl und Friedrich Setz berufen. Sie wurden sämmtlich bis auf die Herren Alexander Schramm und Friedrich Setz wiedergewählt, an deren Stelle Herr Philipp Chlubna, Secretär der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Union", und Herr Felix Graf Csaky, Regierungsrath der Landesregierung für Bosnien und die Hercegovina, in Verwendung im k. und k. gemeinsamen Finanzministerium, neugewählt wurden.

Zum Mitglied des Ueberwachungsausschusses wurde an Stelle des Herrn Anton Victor Felgel, k. und k. Sectionsrathes im Ministerium des Aeußern (welcher wegen Ablauf seines Mandates austreten mußte und nach den Vereinsstatuten im nächsten Jahre nicht wieder wählbar war), Herr Cyrill Fuchs, Ober-Rechnungsrath der k. k. Finanz-Landesdirection gewählt.

An dieser Stelle müssen wir auch noch jener im Jahre 1893 Verstorbenen gedenken, welche im Leben der Centralleitung angehörten und deren Ableben uns aus der Beamten-Zeitung oder einem anderen öffentlichen Blatte bekannt wurde. Es sind dies der am 1. April 1893 verstorbene Herr Leopold Edler v. Mende, k. k. Hofrath i. P. (Mitglied unseres Ueberwachungsausschusses von 1864—1866) und der am 7. Juni 1893 verstorbene Wiener Magistratsrath Carl Joh. Leban (Ersatzmann des Ueberwachungsausschusses in den Jahren 1865 und 1866). Beide waren gewählt von der am 20. November 1864 abgehaltenen Gründerversammlung unseres Vereines.

Ferner gebietet uns die Pflicht pietätvoller Dankbarkeit, in den Blättern der „Dioskuren" den Namen eines im Jahre 1893 aus dem Leben geschiedenen hohen Functionärs des Staates nicht ungenannt zu lassen, der wohl im Leben kein Glied der Vereinsverwaltung war, dem aber unser Verein aus der Zeit seiner Gründung und ersten Thätigkeit zu großem Danke verpflichtet bleibt. Es ist dies Seine Excellenz, Herr Dr. Anton Ritter v. Schmerling (Ehrenmitglied unseres Vereines), welcher im hohen Alter von 88 Jahren, allverehrt von seinen Mitbürgern, mit reicher Anerkennung und wiederholtem Danke von seinem Kaiser ausgezeichnet, am 23. Mai 1893 sein irdisches Tagewerk vollendete. Schmerling war das wahre Musterbild eines österreichischen Beamten.

Nach Zurücklegung von dreiundsechzig Dienstjahren trat er aus dem Staatsdienste, in welchem er vom December 1860 bis 27. Juli 1865 an der Spitze der österreichischen Regierung und durch mehr als 4 Jahrzehnte an der Spitze des Obersten Gerichtshofes stand.

Der k. k. Staatsminister Anton Ritter v. Schmerling hat sich um die Begründung des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines durch thatkräftige Unterstützung große, unvergängliche Verdienste erworben. Er war es, welcher schon im Mai 1865 dem Gründungscomité unseres Vereines Localitäten in der alten Gewehrfabrik zur unentgeltlichen Benützung überwies und sogar die nöthigen Amtsmobilien zur Verfügung stellte. Der heute noch im Präsidialbureau vor dem Schreibtisch stehende große gepolsterte Lehnstuhl ist ein Rest jener „Dikasterialmöbel".

Und am 20. Juni 1865 erließ Minister Schmerling ein Circularandum, dessen Wortlaut folgender war:

„Nachdem die Statuten des Ersten allgemeinen Beamtenvereines im wesentlichen die Genehmigung erhielten und dieser Verein im Begriffe steht, seine Wirksamkeit nach den verschiedenen Richtungen der von ihm angestrebten lobenswerthen Zwecke zu beginnen, sehe ich mich angenehm veranlaßt, sämmtliche Herren Beamten des Staatsministeriums beider Abtheilungen auf den Bestand dieses Vereines mit dem Beifügen aufmerksam zu machen, daß im Hinblick auf die Ziele, welche sich derselbe zur Förderung der Interessen der Beamtenschaft gesteckt hat, eine möglichst zahlreiche Betheiligung an demselben nur wünschenswerth sein kann.

Indem ich selbst diesem Vereine als Mitglied beitrete, übermittle ich dem Ministerium im Anschlusse eine Subscriptionsliste zur Einzeichnung der Beitrittserklärungen nebst mehreren vom Vereine vorgelegten Druckschriften; diese Listen wollen nach erfolgter Circulation bei sämmtlichen Herren Beamten in das Präsidialbureau zurückgestellt werden."

Der Name Schmerling ist daher auf das Innigste mit der Entstehungsgeschichte unseres Vereines verknüpft. Der Verewigte hat aber auch noch in späteren Jahren dem Beamten-Vereine seine freundschaftlichen Gesinnungen erhalten und insbesondere bei der Begrüßung zu seinem achtzigsten Geburtsfeste es ausgesprochen, daß er mit Rücksicht auf die hohe Wichtigkeit, welche dem Beamtenstande im Verfassungsstaate zukomme, jeden Verein, der die Beamten zusammenführt, als eine gedeihliche Körperschaft betrachte und daher mit lebhafter Theilnahme dem fernern Wirken unseres Vereines entgegen sehen werde.

Der Vollständigkeit müssen wir schließlich noch an dieser Stelle das am 20. April 1893 erfolgte Ableben des Herrn Carl Guberth, k. k. Bezirkshauptmannes i. P. und Obmannes des Localausschusses unseres Vereines in Budweis (seit 1884), erwähnen.

Ueber die Personalien von Consortial-Functionären, sowie über die aus ihrem Kreise im Jahre 1893 Verstorbenen sind die näheren Mittheilungen in der III. Abtheilung des vorliegenden Berichtes enthalten.

II. Versicherungsabtheilung.

Wir beginnen unsere Besprechung dieser Abtheilung mit der Wiedergabe einiger Stellen aus einem in der Nummer 27 der Beamten-Zeitung vom Jahre 1893 enthaltenen Artikel, welcher überschrieben ist: „Die Versicherung als Culturmittel".

Dieser Artikel enthält nämlich folgende, für Freunde des Versicherungswesens gewiß nicht uninteressante Bemerkungen:

„Man sollte meinen, bei einem Stande, der zu dem gebildeten Mittelstande zählt, wie die meisten Angehörigen des Beamtenstandes, wäre es wohl selbstverständlich, daß der Werth der Lebensversicherung gerade von seiner culturellen und ethischen Seite nicht allein von vorneherein schon längst erkannt, sondern auch durch die That gewürdigt sein müsse.

Das ist nun leider nicht der Fall. Werfen wir einen Blick auf die veröffentlichten Jahresberichte des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie, beziehungsweise auf die ziffermäßigen Ergebnisse der Lebensversicherungs-Abtheilung, so muß zwar anerkannt werden, daß die Zahl der Versicherten von Jahr zu Jahr im Wachsen begriffen ist; es muß aber gleichzeitig mit Bedauern zugegeben werden, daß dies Wachsen und Zunehmen noch immer nicht in jenen Progressionen sich bewegen will, welche der Wichtigkeit des Gegenstandes und dem Bildungsgrade der einheimischen Beamtenkreise eigentlich entsprechen würden. Es ist nämlich noch immer ein viel zu geringer Bruchtheil der Beamtenwelt in beiden Reichshälften, der an der Lebensversicherung bisher theilnimmt und auch bei diesen verhältnißmäßig wenigen Theilnehmern ist die Lebensversicherungspolizze hauptsächlich nur darum gesucht, weil mit Hilfe derselben einmal, vielleicht auch wiederholt, ein bequemes Polizzendarlehen gemacht werden kann. Ja die Sache geht so weit, daß an die Erwerbung einer Lebensversicherungspolizze überhaupt nur dann im Ernste Hand angelegt wird, wenn zwingende Gründe zur Contrahirung eines größeren oder geringeren Darlehens nöthigen, so daß oft bei den einzelnen Consortien und Localausschüssen Darlehensgesuch und Versicherungsanmeldung fast gleichzeitig eingebracht werden. Dadurch ist erwiesen, daß die Lebensversicherung nicht Selbstzweck, sondern eben die unerläßliche und gleichsam als lästige Zugabe erkannte Bedingung ist, das Mittel zu einem anderem Zwecke, dem Hauptzwecke der Darlehenserwerbung. Daß diese Fälle leider sehr zahlreich sind, werden die meisten unserer Localausschüsse und Vorschußconsortien nicht bestreiten können.

Damit soll nun allerdings nicht gesagt sein, daß es nicht auch solche Polizzen gebe, die als Belehnungsobjecte gar nicht oder nur in äußerst seltenen Fällen benützt und herangezogen werden. Derartige Fälle aber gehören zu den Ausnahmen und sind nur geeignet, den Werth und das Verdienst der erworbenen Lebensversicherungspolizze eher zu steigern als herabzusetzen.

Es gehört in der That ein kleiner Heroismus dazu, um bei einem, wenn auch gesicherten, aber mäßigen Einkommen, welches, wie die Bezüge unserer Staatsbeamten, kaum die genügenden Mittel zur Lebensführung bietet, auch noch einen aliquoten Theil zu erübrigen, um damit die regelmäßig wiederkehrenden Beiträge zu bestreiten, welche zur Bedeckung der Versicherungsprämien erforderlich sind.

Allein eben dieser spontane Entschluß, dieser Heroismus, bildet das charakteristische Merkmal einer gediegenen Bildung, die mit Erwerbung des nöthigen Fachwissens, das zur Anstellung führt, keineswegs als abgeschlossen betrachtet werden kann, sondern fort und fort vermehrt und gesteigert werden muß,

wie es überhaupt in der Culturwelt von heute keinen Stillstand mehr gibt, nur ein ewiges Fortschreiten auf der Bahn der Vervollkommnung.

Es muß eine Zeit kommen, wo es Ehrensache jedes anständigen Beamten ist, sofern er zu den wahrhaft Gebildeten gerechnet werden will, irgend einer der reichgegliederten Versicherungsabtheilungen unseres großen Beamten-Vereines als Theilhaber anzugehören, wo bei der allgemeinen Qualificirung eines Beamten, der vorwärts kommen will, — und welcher Beamte wollte das nicht? — auch die Frage aufgeworfen wird: Ist derselbe versichert oder nicht? denn die Kraftanspannung, welche zu freiwilligen Entsagungen oder Entbehrungen führt, wird in noch erfreulicherem, höherem Maße ins Treffen geführt werden, wo es sich um den Dienst in gewissen außerordentlichen Verhältnissen handelt, denn kleine vorangegangene Opfer haben die Opferwilligkeit geschult und gestärkt und zum höchsten Grade befähigt zur Selbstaufopferung im Dienste des Allgemeinen.

Welches sind nun wohl die culturellen und ethischen Momente, die speciell uns Beamte dringender als bisher zur Lebensversicherung mahnen, ja uns dieselbe so recht eigentlich zur Pflicht machen?

In erster Reihe das der Versicherung zu Grunde liegende Princip der Selbsthilfe. Nichts oder sehr wenig von außen erwarten, dagegen die ganze uns zu Gebote stehende eigene Kraft anspannen; das ist's, was das Selbstvertrauen stählt und den Erfolg verbürgt. Und wo die Selbsthilfe des Einzelnen nicht ausreicht, da fängt die vereinte Selbsthilfe an, die ungleich rascher und sicherer zum erstrebten Ziele führt.

Wo aber Mehrere zusammenstehen und zusammenwirken, um heute dem Einen, morgen dem Anderen unter die Arme zu greifen, da bildet sich ein gesunder Corpsgeist aus, der mit einem krankhaft wuchernden Egoismus nichts gemein hat und jedes engherzige Sonderlingsbestreben von vorneherein ausschließt. Schulter an Schulter gelingt es immer leichter und sicherer auch die unsere Beamtenwelt bewegenden größeren Fragen zur Lösung zu bringen.

Der Rückhalt, die Rückendeckung, die uns Beamten das durch die Selbsthilfe geweckte Selbstvertrauen und ein gesunder Corpsgeist gewähren, lassen ferner in jedem besonnenen Collegen auch einen tieferen Entschluß leichter zur Reife gelangen, wir meinen den Entschluß, sich eine solide Häuslichkeit zu gründen und zu schaffen, die Jedem einmal in seiner Jugend gewiß Herzensbedürfniß gewesen, durch Ungunst der Umstände jedoch einstweilen erschwert und endlich ganz in den Hintergrund gedrängt und vergessen sein mag.

Ein versicherter Beamter kann und wird eher ans Heiraten denken, als ein leider noch nicht versicherter, und umgekehrt wird ein verheirateter Standescollege mit Rücksicht auf das Wohl seiner Angehörigen der Versicherung viel eher zugänglich sein, als ein lediger, der in der Regel wenig geneigt ist, für Andere zu sparen.

So greift alles Gute schön in einander und fördert sich gegenseitig. Und wenn wir auch noch weit von der schönen Sitte sind, die anderwärts, z. B. in England herrscht, wo der Bräutigam als Morgengabe seiner Braut eine Witwenpension oder auch nur eine größere oder geringere Lebensversicherung entgegenbringt, so können und wollen wir uns doch der Hoffnung nicht entschlagen, daß die Versicherungspolizze fortan mehr das Losungswort für uns Alle sein wird, als sie es bisher war, und daß die Procentsätze der versicherten Beamten gegen die unversicherten von Jahr zu Jahr im eigensten wohlverstandenen Interesse aller Standesgenossen eine Progression zeigen werden, die uns auf allen Gebieten rascher vorwärts zu bringen geeignet sein dürfte."

Und gleichsam als scheinbares Gegenstück des vorstehenden Aufsatzes mögen die Leser des Jahrbuches gestatten, sie auch mit einem (gleichfalls in der Beamten-Zeitung mitgetheilten) Flugblatte einer transatlantischen

Lebensversicherungs-Gesellschaft bekannt zu machen, welches die Ueberschrift führt: „Wann Du Dich nicht zu versichern brauchst" und dies in folgenden 9 Punkten ausführt:

„1. Wenn Du die Gewißheit hast, daß Du nicht stirbst, so brauchst Du keine Vorsorge für den Fall Deines Todes zu treffen, also — dann versichere Dich nicht. 2. Wenn Du weißt, daß Du zu nachlässig und gleichgiltig bist, um Deine Versicherung aufrecht zu halten, so versichere Dich nicht. 3. Wenn Du glaubst, für nichts eine Versicherung erhalten zu können, so versichere Dich nicht. 4. Brauchst Du Dein Geld für Tabak, Wein und Bier, und wirst Du von Deiner Familie erhalten, so versichere Dich nicht. 5. Ziehst Du es vor, überflüssigen Luxus für Dich selbst statt einer nothwendigen Versorgung für die Deinigen zu machen, so versichere Dich nicht. 6. Bist Du zu selbstsüchtig, um Befriedigung darin zu finden, Wohlthaten zu üben, die nicht Deiner Person, sondern Andern zu Gute kommen, so versichere Dich nicht. 7. Fühlst Du Dich behaglich bei dem Gedanken, daß Deine Kinder einst nach Deinem Tode von der kalten Mildthätigkeit abhängig sein werden, so versichere Dich nicht. 8. Gibst Du Dich ernstlich der Meinung hin, daß Du in das Himmelreich eingehen könntest, falls Du Deine Familie für das Armenhaus reif zurücklässt, so versichere Dich nicht. 9. Empfindest Du nicht das Gefühl der christlichen Nächstenliebe, so versichere Dich nicht, sondern vergeude Dein Gut und trachte Dein Leben bald los zu werden, denn es ist des Lebens wahrlich nicht werth."

Wir lenken nach diesen auf die Lebensversicherung im Allgemeinen Bezug habenden Bemerkungen die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den Stand der österreichisch-ungarischen Lebensversicherungs-Gesellschaften zu Ende des Jahres 1892 und entnehmen, wie alljährlich, die bezügliche Darstellung dem in der „Beamten-Zeitung" vom Jahre 1893 enthaltenen Berichte des Referenten unserer Versicherungs-Abtheilung, Herrn Dr. Friedrich Hönig.

Letzterer sendet seinem Berichte wieder die Besprechung einer Frage von hoher Bedeutung auf dem Gebiete des inländischen Versicherungswesens voraus.

Er weiset darauf hin, wie eingeengt das Thätigkeitsgebiet unserer heimischen Institute gegenüber jenem der ausländischen Anstalten ist und wie von maßgebender Stelle aus nichts geschieht, gegebenen Falles die Interessen der inländischen Versicherungs-Gesellschaften zu vertreten, und zwar weder im Inlande einer großsprecherischen, unsoliden Concurrenz gegenüber, noch im Auslande gegenüber unberechtigten Forderungen der betreffenden Staatsgewalt.

Herr Dr. Hönig bemerkt hierüber Folgendes:

„Gerade auf dem Gebiete des Versicherungswesens ist die Handhabung des Zulassungsgesetzes derart, dass man wähnt, in der Periode des vollsten Freihandels und nicht in jener der Politik des Schutzzolles und der Handelsverträge zu stehen! Infolge dieser Praxis ist denn auch Oesterreich von einer Menge Lebensversicherungs-Gesellschaften aus aller Herren Ländern geradezu überfluthet und immer neue Gesellschaften werden zum Geschäftsbetriebe zugelassen. Den österreichischen Gesellschaften hingegen wird der Betrieb in fremden Landen durch die Härte der Zulassungsbestimmungen entweder unmöglich gemacht, oder durch nachfolgende Erlässe so gehemmt, daß der mit Opfern eingeleitete Betrieb wieder aufgegeben werden mußte.

Wir können nicht umhin, auf eine in die jüngste Zeit fallende Verfügung eines benachbarten Staates hinzuweisen, um die Nothwendigkeit einer Wandlung der österreichischen Auffassung zu zeigen. Der preußische Minister des Innern hat durch drei Erlässe vom 8. September und 22. December 1891 und 23. März 1892 alle in Preußen zum Betriebe bereits zugelassenen außerdeutschen Lebensversicherungs-Gesellschaften verhalten, die Hälfte ihrer aus dem preußischen Geschäfte fließenden Prämieneinnahmen, beziehungsweise die Hälfte der auf die preußischen Versicherten entfallenden Prämienreserven in preußischen Consols oder in deutscher Reichsanleihe anzulegen, und bei der preußischen Regierung zu deponiren mit dem, daß den Gesellschaften die Verfügung über die betreffenden Summen ohne die Genehmigung des Ministers nicht zusteht. Nun kommen die österreichischen Gesellschaften in folgende Position: Nach den Bestimmungen des Assecuranzregulativs dürfen sie die Fonde ihrer Prämienreserven, wofern deren Anlage in Effecten geschehen soll, nur in österreichischen, zur Anlage von Mündelgeldern geeigneten Werthpapieren anlegen. Sie können daher der Bestimmung jener Erlässe nur dann und auch nur insoweit Rechnung tragen, als ihnen außer den Prämienreserven noch andere Fonde zur Verfügung stehen, für deren Anlage obige Beschränkung des Assecuranzregulativs nicht besteht. Eine Ausnahme zu Gunsten der in Preußen arbeitenden österreichischen Gesellschaften aber kann und wird die österreichische Regierung wegen der naheliegenden Folgen nicht einräumen. Ferner ist zu erwägen, daß jene beiden Effectengattungen, auf die sich die berührten preußischen Erlässe beziehen, nur wenig über 3% Zinsen tragen. Da nun die österreichischen Gesellschaften $3^1/_2$—4% ihren Rechnungen zu Grunde legen, so ergeben sich auch hieraus so mancherlei unangenehme Folgen, auf die wir nur hinzuweisen brauchen, ohne sie näher auszuführen.

Es sind sonach jene Erlässe im Zusammenhalte mit den bestehenden österreichischen Normen zum Mindesten eine bedeutende Bedrückung der österreichischen Gesellschaften und gewiß kein Ansporn, in Preußen die Concession zu erwerben.

Jene Erlässe richten sich nur gegen die außerdeutschen Gesellschaften; sie schreiben eine bestimmte Anlagsart vor und sehen von jeder anderen auch sonst üblichen und zulässigen Art der Anlage der Prämienreserven, wie z. B. in hypothekarischen Ausleihungen und im Grundbesitze, ab. Wenn der preußische Minister einen finanzpolitischen Effect hätte erzielen wollen, dann mußte er die Maßregel auch auf die reichsdeutschen Gesellschaften ausdehnen. Es stellen sich sonach die Erlässe als eine neue Schutzwehr dar, welche die preußische Regierung zu Gunsten ihrer inländischen Gesellschaften aufführt, und unsere inländischen Gesellschaften müssen ruhig zusehen, wie ihnen ihr Thätigkeitsgebiet im Auslande durch Erschwernisse aller Art, im Inlande durch Zulaß einer geradezu schrankenlosen Concurrenz von Jahr zu Jahr geschmälert wird.

Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit an die Beantwortung einer Interpellation durch den Herrn Minister des Innern im österreichischen Abgeordnetenhause hinsichtlich Behandlung der österreichischen Versicherungs-Gesellschaften in Rumänien. In dieser Antwort wurde der Grundsatz aufgestellt, daß die Reciprocität, auf welcher Voraussetzung das österreichische Zulassungsgesetz beruht, dann als gegeben anzusehen sei, wenn der Nachweis erbracht wird, daß der fremde Staat die fremden Gesellschaften ebenso behandelt, wie die eigenen. Dann wird die Gesellschaft des betreffenden Staates auch in Oesterreich so behandelt, wie eine österreichische.

Wenn dieser Grundsatz noch heute gilt, dann hat ja unsere Regierung gegenüber den preußischen Gesellschaften vollkommen freie Hand. Sollte dieser

Anlaß nicht überhaupt benützt werden können zu einer den heutigen handelspolitischen Anschauungen conformen Revision des Zulassungsgesetzes vom Jahre 1873?"

Von den wichtigeren Ereignissen auf dem Gebiete des inländischen Lebensversicherungswesens im Jahre 1892 hebt Herr Dr. Hönig zwei hervor.

Das erste ist die Einstellung des Betriebes der Lebensversicherung Ende 1892 von Seite der „Ungarisch-französischen". Nach dem Berichte der letzteren hat die Absicht, alle Kräfte der Gesellschaft in der Cultivirung des inländischen Elementargeschäftes zu concentriren, die Leitung bewogen, die Fortsetzung des Lebens- und Unfallversicherungsbetriebes für eigene Rechnung zu sistiren und die zum Schlusse des Jahres 1892 zu Kraft bestehenden Versicherungen dieser beiden Branchen bei der „Ersten ungarischen" (beziehungsweise bei der neu gegründeten „Nationalen Unfall- und Arbeiter-Versicherungsgesellschaft") in Totalität rückzuversichern. Nach der Ansicht des Dr. Hönig war aber das mit reichen Mitteln seinerzeit ausgestattete Unternehmen, nachdem schon einmal eine Katastrophe durch die Opferwilligkeit der Actionäre verhindert worden war, lediglich durch den Mangel an Sachkenntnis in der Leitung nach 13jähriger Thätigkeit an den Rand des Abgrundes gerathen.

Das zweite Ereignis ist die im Jahre 1892 begonnene Sanirungsaction des „Phönix", welcher seinerzeit von der „Azienda assicuratrice" diverse Activen übernommen hatte, die mit einem Betrage in den Büchern standen, welcher ihrem inneren Werte nichts weniger als entsprach. Da die bisherigen Abschreibungen nicht genügten, durch die fortwährenden Auszahlungen der Associationen aber das realisirbare Vermögen geschmälert würde, so beschloss die am 5. Juni 1893 abgehaltene außerordentliche Generalversammlung, das Actiencapital mit 98% abzuschreiben und gleichzeitig dasselbe durch Ausgabe neuer 5880 Actien zu 100 fl. auf den ursprünglichen Betrag von 600.000 fl. zu ergänzen. Der eingezahlte Betrag soll zu ergiebigen Abschreibungen verwendet werden.

Der Stand der österreichisch-ungarischen Versicherungs-Gesellschaften blieb sich auch im Jahre 1892 gleich; er betrug 19, und zwar 10 Actien- und 9 wechselseitige Anstalten (von welch letzteren eine sich nur mit der Versicherung von Aussteuercapitalien beschäftigt). Von den 19 Anstalten sind 9 reine Lebensversicherungs-Gesellschaften, während die übrigen 10 auch verschiedene Elementar-Versicherungen betreiben.

Die Hauptversicherung, d. i. die Capitalsversicherung auf den Todesfall weiset — und zwar ohne Bedachtnahme auf die Rückversicherungen — seit dem Jahre 1880 folgende Ziffern auf.

Es standen in Kraft:

Ende 1880 . . .	242.690	Versicherungen über	283,210.612 fl.
1881 . . .	253.632	„ „	290,766.164 „
1882 . . .	257.040	„ „	306,703.415 „
1883 . . .	257.728	„ „	322,708.680 „
1884 . .	244.436	„ „	336,584.657 „
1885 . . .	243.636	„ „	353,034.446 „
1886 . . .	253.863	„ „	377,837.298 „
1887 . . .	266.789	„ „	403,841.444 „
1888 . . .	281.750	„ „	428,763.291 „
1889 . . .	289.516	„ „	445,384.482 „
1890 . . .	297.755	„ „	467,693.022 „
1891 . . .	341.817	„ „	502,359.162 „
1892 . . .	377.488	„ „	540,427.332 „

Die Todesfallversicherungen haben sich im Jahre 1892 um 38,068.170 fl. (gegen 34,666.140 fl. im Jahre 1891) vermehrt.

Die durchschnittliche Versicherungssumme (mit Einschluss der Arbeiterversicherungen der „Allianz" und der „Ungarisch-französischen") betrug 1435 fl. gegen 1468 fl. Ende 1891. Wird dagegen nur das reguläre Geschäft der vorerwähnten zwei Anstalten in Betracht gezogen, so erscheint eine Durchschnittsziffer von 1.630 fl. gegen 1.606 fl. im Jahre 1891.

Die Erlebens- (Aussteuer-) Versicherung weiset Ende 1892 ein versichertes Capital von . . . . . 250,227.217 fl. in 152.923 Verträgen aus, daher mit Hinzurechnung der obangeführten Todesfall-Versicherungen per . . . . . 540,427.332 „

die gesammten Capitalsversicherungen Ende 1892 790,654.549 fl. in 530.411 Einzelversicherungen betrugen, welche Ziffern gegen Ende 1891 eine Vermehrung von 57,033.915 fl. (in 50.192 Polizzen) ausweisen.

Der Stand der versicherten Jahresrenten bezifferte sich Ende 1892 auf 1,444.989 fl. Renten in 7105 Verträgen gegen 1,343.705 fl. Renten (in 6850 Polizzen) Ende des Jahres 1891.

Die wechselseitigen Ueberlebens-Associationen haben eine weitere Verminderung erfahren, indem die Ziffer von 22,149.759 fl. Ende 1891 sich auf 16,667.654 fl. Ende 1892 ermäßigte.

Der Höchstbetrag der von einer Gesellschaft im eigenen Risico behaltenen Versicherung schwankt zwischen 3000 fl. und 25.000 fl., der überschreitende Theil muß in Rückversicherung gegeben werden und dürfte sich die Gesammtziffer dieser Rückversicherungen auf beiläufig 36 Millionen stellen.

Die Prämien-Einnahme stellte sich im Jahre 1892 auf 28,017.800 fl. und weiset gegen das Vorjahr eine Erhöhung von

2,286.405 fl. aus. Die Gesammt-Einnahmen (mit Berücksichtigung der eingenommenen Zinsen, Verwaltungsgebühren und des Coursgewinnes an Effecten) betrugen 37,103.247 fl. im Jahre 1892 gegen 33,420.542 fl. im Jahre 1891.

An Zahlungen für fällige Capitalien und Renten wurden . . . . . 12,595.665 fl.
(gegen 11,732.109 fl. im Jahre 1891) und
für rückgekaufte Polizzen . . . . . 1,317.174 „
(gegen 1,467.824 fl. im Vorjahre), somit zusammen . . 13,912.839 fl.
verausgabt.

Für die Erfüllung der künftigen Verpflichtungen der Gesellschaften haftet außer der Jahresprämie ein Vermögen von 180 Millionen Gulden und dessen Zinsenertrag.

Die Prämienreserven sind von 145,177.820 fl. Ende 1891 auf 160,035.426 fl. Ende 1892 gestiegen.

Der Verwaltungsaufwand betrug im Berichtsjahre 5,655.206 fl. oder 18·6% der gesammten Prämieneinnahmen.

An unvertheiltem (d. i. den Generalversammlungen zur Beschlußfassung vorbehaltenem) Gewinne verblieb im Jahre 1892 ein Betrag von 1,476.404 fl. gegen 1,504.420 fl. im Jahre 1891.

Uebergehend auf den eigentlichen Gegenstand des zweiten Theiles vorliegenden Berichtes, nämlich auf die Gebahrung der Lebensversicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines im Jahre 1893, constatiren wir zunächst, daß mit Schluß des Jahres 1893 die große Umrechnungsarbeit der Prämienreserven von der alten 5%igen auf die neue 4%ige Grundlage zu Ende geführt worden ist. Hiezu war ein Betrag von 107.845 fl. erforderlich, welcher wieder der Reserve für Capitalsanlagen entnommen wurde. Die gesammte Umrechnung der Reserven aller Capitalsversicherungen auf den Todesfall erforderte einen außerordentlichen Zuschuß von 290.165 fl. Der Rechenschaftsbericht der Vereinsleitung hebt ausdrücklich hervor, daß die Prämien der vor Einführung der neuen Rechnungsgrundlage Versicherten keine Aenderung erfuhren und daß auch die vor dem 1. Jänner 1891 abgeschlossenen Ablebens-Versicherungen bei Erreichung des 85. Lebensjahres zur Auszahlung gelangen.

Wir haben schon im letzten Berichte mitgetheilt, daß sich der Verwaltungsrath am Schlusse des Jahres 1892 mit dem ihm vorgelegten Antrage beschäftigte, die in den Statuten festgesetzte Frist von 5 Jahren (welche seit dem Abschlusse der Versicherung verstrichen sein muß, um beim Ableben in Folge Selbstmordes die Zahlungspflicht des Vereines zu begründen) herabzusetzen und das Duell dem Selbstmord gleich zu behandeln.

Am 24. Jänner 1893 beschloß nun der Verwaltungsrath die beantragte Abänderung des §. 71 der Vereinsstatuten, theilte den Abänderungsentwurf in Gemäßheit der Satzungen des Beamten-Vereines den sämmtlichen Localgruppen desselben mit, und legte ihn der am 6. Mai 1893 abgehaltenen 28. Generalversammlung vor, von welcher die beantragten Aenderungen auch einstimmig angenommen wurden. Nach den neuen, von der hohen Regierung genehmigten Bestimmungen des §. 71 gelangen nun beim Beamten-Vereine die versicherten Todesfall-Capitalien auch dann zur Auszahlung, wenn der Tod im Duell oder in Folge Selbstmordes schon nach dreijähriger Versicherungsdauer eintreten sollte. Der Verwaltungsrath ist übrigens berechtigt, im Selbstmordfalle selbst unter dreijähriger Versicherungsdauer Zahlung zu leisten, wenn er die Ueberzeugung gewinnt, daß der Selbstmord im zweifellos unzurechnungsfähigen Zustande erfolgt ist. Der Bericht der Vereinsleitung constatirt, daß diese neue Statutenbestimmung schon im ersten Jahre ihrer Giltigkeit dem Vereine gegenüber der früheren Gebahrung eine Mehrauslage von 8600 fl. verursachte.

Der vorerwähnte Bericht weiset ferner darauf hin, wie die Anzahl der Befreiungsgründe des Vereines von seiner Zahlungspflicht mit zunehmender Entwicklung der Vereinsgeschäfte immer mehr eingeschränkt werde. Thatsächlich sind es nur mehr folgende:

1. Vollzug der Todesstrafe;
2. Antritt einer Kerkerstrafe von mehr als 3 Jahren;
3. Reisen außerhalb Europas ohne Genehmigung des Verwaltungsrathes;
4. dolose Handlung des Versicherten bei Abschluß des Versicherungsvertrages, sofern dieselbe innerhalb der ersten 5 Vertragsjahre constatirt werden kann;
5. Selbstmord und Duell innerhalb der ersten 3 Jahre.

Der Beamten-Verein steht demnach, wie der letzte Verwaltungsbericht mit Recht betont, hinsichtlich der Liberalität seiner Versicherungsbedingungen, nach wie vor, in der vordersten Reihe der Versicherungsgesellschaften.

Am 31. October 1893 beschloß ferner der Verwaltungsrath über Antrag des Directions-Comités, daß der Zinsfuß sowohl für die bereits laufenden, als auch für die fernerhin zu ertheilenden Cautionsdarlehen, vom 1. Jänner 1894 angefangen, statt mit den bisherigen 6%igen Zinsen nur mehr mit fünf Percent zu berechnen ist.

Was nun die ziffermäßigen Daten über die Thätigkeit unserer Lebensversicherungs-Abtheilung im Jahre 1893 betrifft, so ist hierüber Folgendes zu berichten:

Es lagen im Berichtsjahre 6473 Versicherungsanträge über einen Betrag von . . . . . 6,889.035 fl.
Capital und von . . . . . 63.831 „
Jahresrenten zur Erledigung vor.

Hievon gelangten zum Abschlusse:

1. Auf den Ablebensfall:
4038 Verträge über . . . . . 4,444.370 fl.

2. auf den Erlebensfall:
677 Verträge über . . . . . 737.335 „

3. auf Jahresrenten:
325 Verträge über . . . . . 52.435 „

Ende 1893 standen beim Vereine in Kraft:

68.679 Verträge über . . . . . 67,289.727 fl.
Capital (in welchem Betrage auch die Haftung aus dem „Theilungsvereine" berücksichtigt ist) und . . . . . 432.427 „
Jahresrenten.

Die im Jahre 1893 außer Kraft getretenen Versicherungen (die Stornirungen) betrugen in der Capitalversicherung . . 3,497.643 fl.
und in der Rentenversicherung . . . . . 48.934 „
gegen . . . . . 3,312.652 „
beziehungsweise . . . . . 42.058 „
im Vorjahre.

Bei den Capitalversicherungen auf den Todesfall (Tarif I) speciell traten außer Kraft:

durch Ableben . . . . . 1,036.073 fl.
„ Ablauf der Versicherungsdauer . . . . . 45.293 „
„ Rückkauf . . . . . 531.800 „
„ Reducirung, Umschreibung und Theilung . . . . 334.200 „
(wofür 259 neue Polizzen über den Betrag von 293.489 fl. ausgestellt wurden)
„ Versäumniß der Prämienzahlung oder freiwilliges Aufgeben . . . . . 701.953 „
zusammen . 2,649.319 fl.

gegen 2,490.034 fl. im Vorjahre.

Der reine Zuwachs betrug:

a) in der Versicherung auf den Todesfall, einschließlich von 27 Reactivirungen, 1,898.575 fl. (in 1571 Polizzen),

b) in der Versicherung auf den Erlebensfall 195.594 fl. (in 160 Polizzen) und

c) in der Rentenversicherung 11.352 fl. 04 kr. (in 87 Polizzen).

Am Ende des Berichtsjahres standen 239 Rückversicherungen in Kraft, und zwar wurden 205 Verträge über . . 496.075 fl. Capital und 34 Verträge über . . . . . 5.846 „ Rente vom Vereine abgegeben, wovon 15 Verträge über 83.137 fl. Capital dem Theilungsvereine überwiesen wurden.

Zur Bestreitung der Verwaltungskosten des Vereines wurden im Jahre 1893 von der Lebensversicherungs-Abtheilung, welche ja die gesammte Vereinsregie zu tragen hat, verwendet brutto . 399.408 fl. 60 kr. wovon a) an Abschlußprovision . 63.754 fl. 72 kr.
b) an Incassoprovision . . 80.295 „ 83 „
c) an Honorar für die untersuchenden Aerzte . 16.521 „ 08 „
zusammen . 160.571 fl. 63 kr.
verausgabt wurden.

Nach Abzug der Rückempfänge für Regie per . 74.569 „ 60 „ stellt sich ein Netto-Verwaltungsaufwand per . . . 324.839 fl. — kr. das ist 14·20% der Prämieneinnahme des Jahres 1893
gegen 14·41% im Jahre 1892,
„ 15·36% „ „ 1891,
„ 15·86% „ „ 1890,
„ 15·70% „ „ 1889,
„ 15·57% „ „ 1888,
„ 15·98% „ „ 1887,
„ 16·72% „ „ 1886 und
„ 17·04% „ „ 1885
heraus, so daß wieder eine Verminderung in dieser Beziehung zu verzeichnen ist.

Von der Total-Einnahme an Prämien und Zinsen betragen die gesammten Verwaltungskosten
10·80% im Jahre 1893,
gegen 11·05% „ „ 1892,
„ 11·85% „ „ 1891,
„ 12·18% „ „ 1890,
„ 12·19% „ „ 1889,
„ 12·15% „ „ 1888,
„ 12·55% „ „ 1887 und
„ 14·33% „ „ 1872,

Die Prämieneinnahme betrug nach Abzug des an die rückdeckenden Gesellschaften abgegebenen Betrages im Jahre 1893 . . . . . 2,287.993 fl. 97 kr.
gegen . . . . . 2,181.353 „ 68 „
im Vorjahre, ist daher um . . . . . 106.640 fl. 29 kr. gestiegen.

Das Incasso wurde auch im Jahre 1893 so pünktlich wie in den Vorjahren besorgt, und waren Ende 1893 von der oben angeführten Prämiensumme nur 65.732 fl. 49 kr. unverrechnet.

Die Prämienreserve betrug Ende 1893 nach Berücksichtigung der auf die rückversicherten Anträge entfallenden Reserve . . . . . 13,769.708 fl.
gegen . . . . . 12,720.244 „
daher sich eine Erhöhung von . . . . . 1,049.464 fl. herausstellt.

Die sogenannte mittlere Jahresreserve (einschließlich der Kriegsfallreserve) stellt sich auf den Betrag von 13,384.770 fl. 54 kr., welcher zu dem in den Rechnungen des Vereines ausgewiesenen Zinsenerträgnisse von 634.594 fl. 57 kr. in Verhältniß zu setzen ist, wonach sich für das Jahr 1893 eine Verzinsung von 4·74% herausstellt.

Der Gebahrungsüberschuß der Lebensversicherungs-Abtheilung für das Jahr 1893 beträgt:

a) aus dem Betriebe der Lebensversicherung . . 81.100 fl. 95 kr.
b) aus realisirtem Coursgewinn beim Verkaufe von Werthpapieren . . . . . 12.048 „ 65 „
c) aus der Wertherhöhung der im Vereinsbesitze befindlichen Werthpapiere . . . . . 12.349 „ 03 „
zusammen . 105.498 fl. 63 kr.

Das Erträgniß des Vorjahres aus dem Betriebe der Lebensversicherung im Jahre 1892 betrug 83.138 fl. 08 kr., so daß also das Jahr 1893 in dieser Beziehung nahezu seinem Vorjahre gleicht, wodurch die Bemerkung in den Eingangsworten des vorliegenden Berichtes, daß das Jahr 1893 ein gutes war, ihre Begründung findet.

Die von der Vereinsverwaltung gebildete, unseren Lesern aus Berichten über die Vorjahre bekannte Reserve für Capitalsanlagen ist Ende 1892 im Betrage von . . . . . 600.000 fl. — kr. ausgewiesen.

Im Jahre 1893 wurde dieser Reserve (wie an einer früheren Stelle schon bemerkt ist) aus Anlaß der letzten Umrechnung der Reserven der vor dem 1. Jänner 1891 abgeschlossenen Versicherungen auf die neuen Rechnungsgrundlagen ein Theilbetrag von 107.845 „ — „
entnommen, wodurch sie sich auf . . . . . 492.155 fl. — kr. reducirte.

Der pro 1893 ausgewiesene Gebahrungsüberschuß ermöglichte es nun, die fragliche Reserve neuerlich, und zwar mit . . . . . 67.845 „ — „
zu dotiren, wodurch sich dieselbe auf . . . . . 560.000 fl. — kr. erhöht.

Wenn man nun von dem Gebarungsüberschusse per 105.498 fl. 63 kr.
die vorerwähnte Dotation per . . . . . 67.845 „ — „

in Abzug bringt, so verbleiben . . . . . 37.653 fl. 63 kr.,
worüber die im Jahre 1894 abgehaltene Generalversammlung zu verfügen hatte, und sind die bezüglichen Beschlüsse an einer späteren Stelle mitgetheilt.

In Bezug auf die Anlage der Capitalien der Lebensversicherungs-Abtheilung weiset die von der 29. Generalversammlung genehmigte Bilanz pro 1893 aus, daß das Vermögen dieser Abtheilung vorzugsweise in folgenden Werthen seine Bedeckung fand, und zwar:

a) in Realitäten im Gesammtwerthe von . . 1,236.660 fl. 17 kr.
b) in Darlehen:
aa) auf Hypotheken . . 7,903.519 fl. 62 kr.
bb) auf eigene Polizzen . 1,602.015 „ 52 „
cc) an die Spar- und Vorschußconsortien des Vereines . . . . 640.334 „ 25 „
dd) zu Dienstescautionen 524.968 „ 91 „
ee) auf Werthpapiere . 137.738 „ 10 „
zusammen . 10,808.576 „ 40 „
c) in Effecten (und zwar Rente, Grundentlastungs-Obligationen, Prioritäten, Pfandbriefe, Schuldverschreibungen der k. k. Staatsbahnen, 4%ige galiz. Propinations-Anlehen), zum Courswerthe vom 31. December 1893 sammt daran haftenden Zinsen per . . . . 2,706.617 „ 66 „

welche Beträge zusammen . . . . . 14,751.854 fl. 23 kr.
ergeben.

Die Vereinsverwaltung verfolgte ihre in den letzten Jahren bekundete Intention in Bezug auf die pupillarisch sichere Anlage der Vereinscapitalien in Hypotheken auch im Jahre 1893. Die Hypotheken stiegen im letzteren Jahre um 929.250 fl., wogegen sich die Anlagen in Werthpapieren (aus Anlaß der zur Durchführung der Hypotheken nothwendigen Veräußerungen) um 155.618 fl. 91 kr. verminderten. Die Werthpapiere des Vereines befinden sich bei der österreichisch-ungarischen Bank in Verwahrung und Verwaltung.

Zu Dienstescautionen wurden bis Ende 1893 aus den Geldern der Lebensversicherungs-Abtheilung 1,680.712 fl. dargeliehen, wovon auf das Jahr 1893 allein 146.718 fl. entfallen. Mit Ende des Berichtsjahres haftete ein Darlehensbetrag von 524.969 fl. aus. Die Zinseneinnahme betrug 29.000 fl. und der für eventuelle Verluste gebildete

Gewährleistungsfond bezifferte sich, nach Abrechnung einer Schadendeckung von 740 fl. 45 kr., Ende 1893 auf 47.451 fl. 52 kr.

Aus dem Titel der Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen wurden für im Jahre 1893 fällig gewordene Versicherungen vom Vereine, und zwar:

a)	für Todfallscapitalien	1,025.142 fl. 68 kr.
b)	„ Jahresrenten	54.081 „ 62 „
c)	„ Aussteuercapitalien	309.907 „ — „
d)	„ Erlebensfälle nach Tarif I d (gemischte Versicherung)	25.600 „ — „
e)	an 6 Personen mit 7 Polizzen in Folge Erlebens des 85. Lebensjahres	3.693 „ — „
f)	für rückerstattete Prämien in Folge Ablebens von auf Aussteuerbeträge versicherten Personen	12.353 „ 11 „
	somit zusammen .	1,430.777 fl. 41 kr.

und seit dem Beginne der Vereinsthätigkeit 14,229.841 fl. 79 kr. ausbezahlt.

Was den Verlauf der Sterblichkeit betrifft, so war (wie der Rechenschaftsbericht der Vereinsverwaltung constatirt) dieselbe im Jahre 1893 nicht günstig. In Bezug auf die bedeutende Sterblichkeit, welche insbesondere durch die Folgen der bösartigen, heimtückischen Influenza hervorgerufen wurde, erscheint das Berichtsjahr als ein nicht glückliches Geschäftsjahr des Vereines. Es ist durch Ableben in 1106 Polizzen ein Betrag von 1,036.073 fl. fällig geworden, was gegen das Jahr 1892 eine Steigerung von 105.712 fl. ergibt, während die bisherige Zunahme in den letzten Zeiten ungefähr 50.000 fl. jährlich betrug. Und doch resultirte im Tarife der Capitalversicherungen auf den Ablebensfall eine Untersterblichkeit von zusammen 29.338 fl. Die Vereinsleitung begleitet die Darstellung dieser Partie der geschäftlichen Wirksamkeit mit der Bemerkung, daß derartige Erscheinungen, wie wir sie im Jahre 1893 wahrscheinlich auch noch bei anderen Gesellschaften finden werden, an sich nichts Bedenkliches sind, sondern sich als eine Art Ausgleichung gegenüber einer längeren Periode von großen Untersterblichkeiten darstellen.

Für die Erfüllung der dem Vereine aus dem Betriebe der Lebensversicherung obliegenden Verpflichtungen haften außer den künftig eingehenden Prämien nebst Zinsen:

a)	die rechnungsmäßige Prämienreserve per .	13,769.708 fl. — kr.
b)	die specielle Kriegsversicherungs-Reserve per	153.201 „ 68 „
c)	die außerordentliche Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung im allgemeinen Fonde per	239.741 „ 23 „
	Fürtrag .	14,162.650 fl. 91 kr.

Uebertrag . 14,162.650 fl. 91 kr.

d) aa) die Reserve für Capitalanlagen per . . . . 560.000 fl. — kr.
bb) der Realitätenamortisationsfond per . . . 172.045 „ 68 „
cc) der Gewährleistungsfond für Cautionsdarlehen und Cautionsbürgschaften per . . . . 47.451 „ 52 „

im Gesammtbetrage per . . . . . 779.497 „ 20 „

zusammen . 14,942.148 fl. 11 kr.,

deren Anlage in den an einer früheren Stelle angeführten Werthen im Gesammtbetrage von . . . 14,751.854 fl. 23 kr. erfolgt ist. Der auf diesen Betrag fehlende Rest besteht aus dem Antheile der Lebensversicherungs-Abtheilung bei den Eincassirungsorganen und aus Forderungen an diverse Debitoren.

Ueber den Stand der Krankengeld-Versicherung im Jahre 1893 theilen wir mit, daß am Ende des Berichtsjahres 231 Verträge über ein versichertes wöchentliches Krankengeld von 1.676 fl. mit einer jährlichen Prämieneinnahme von 2.738 fl. 12 kr. in Kraft standen und im Jahre 1893 Krankengelder im Betrage von 2.368 fl. 06 kr. ausbezahlt wurden. Der Reservefond dieser Abtheilung beträgt 13.623 fl. 37 kr.

An Versicherungen von Invaliditätspensionen wurden im Berichtsjahre 19 neue Verträge abgeschlossen, wogegen 3 Stornirungen zu verzeichnen sind, so daß mit Ende 1893 die Anzahl der Theilhaber 220 beträgt. Von diesen stehen (wie Ende 1892) fünf im Genusse einer jährlichen Pension von zusammen 1.140 fl. 94 kr., während der von den übrigen 215 Personen erworbene Pensionsanspruch sich auf 33.644 fl. 24 kr. beziffert. Die Reserve dieser Abtheilung beträgt 88.914 fl. und ihr Vermögen 98.236 fl. 07 kr.

Was endlich den Versicherungsstand des Preußischen Beamten-Vereines Ende 1893 betrifft, so ist dieser Stand folgender:

1. Lebensversicherungen	20.087	Verträge über	88,209.500	Mark Capital
2. Capitalversicherungen	7.586	„ „	17,110.150	„ „
3. Sterbecasse	7.216	„ „	2,997.300	„ „
zusammen .	34.889	Verträge über	108,336.950	Mark Capital
Bestand Ende 1892 .	31.627	„ „	96,408.050	„ „
Reiner Zuwachs .	3.262	Verträge über	11,928.900	Mark Capital
4. Leibrenten . . .	544	Verträge über	203.110	Mark jährlicher Rente
Bestand Ende 1892	464	„ „	168.260	„ „ „
Reiner Zuwachs .	80	Verträge über	34.850	Mark jährlicher Rente.

Vorangeführten Ziffern ist wieder ein gewiß sehr anerkennenswerther Zuwachs auf dem Gebiete der Versicherung unseres Brudervereines zu entnehmen, wozu wir letzteren und dessen zielbewußte Leitung aufrichtig beglückwünschen.

III. Spar- und Vorschuß-Consortien.

Der Rechenschaftsbericht der Vereinsleitung führt uns in Bezug auf die geschäftlichen Resultate der Vereins-Consortien im Jahre 1893 folgende Ziffern vor.

Es erhöhten sich im Jahre 1893 sämmtliche Positionen, mit Ausnahme der aufgenommenen Darlehen, und zwar:

1. Die Gesammtzahl der Consorten von 31.782 auf 32.120,
2. die Antheilseinlagen von 9,008.095 fl. auf 9,753.285 fl.,
3. die Summe der neu ertheilten Vorschüsse von 5,126.823 fl. auf 5,763.834 fl.,
4. die am Ende des Jahres aushaftenden Vorschüsse von 11,099.933 fl. auf 11,915.579 fl.
5. die nicht haftungspflichtigen Spareinlagen von 976.437 fl. auf 997.402 fl. und
6. die Reservefonde von 633.878 fl. auf 656.848 fl.

Dagegen verminderten sich die aufgenommenen Darlehen von 782.639 fl. auf 770.290 fl.

Wenn man diese Ziffern mit der Gesammtzahl der Consorten vergleicht, so entfallen durchschnittlich auf ein Mitglied:

a) von den Antheilseinlagen . . . . . 303 fl. 65 kr.
(283 fl. 43 kr. im Jahre 1892),

b) von den Passivcapitalien . . . . . 55 „ 03 „
(55 fl. 35 kr. im Jahre 1892),

c) von den Vorschüssen . . . . . 370 „ 97 „
(349 fl. 25 kr. im Jahre 1892),

d) von den Reservefonden . . . . . 20 „ 45 „
(19 fl. 94 kr. im Jahre 1892),
ferner entfallen nach den Mittheilungen der Vereinsverwaltung auf einen Consorten

e) von den Vorschußabschreibungen . . . . . — „ 83 „
(— fl. 90 kr. im Jahre 1892) und

f) von dem Reinerträgnisse . . . . . 19 „ 51 „
(19 fl. 02 kr. im Jahre 1892).

Ueber die Höhe des Zinsfußes für gewährte Vorschüsse (welche Frage wir in früheren Berichten erschöpfend behandelten) reproduciren wir aus dem Verwaltungsberichte die hierauf bezügliche Tabelle:

Bewegung des Vorschußzinsfußes.

Jahrgang	5%	5½%	6%	6½%	7%	7½%	8%	8½%	9%	10%	12%	Zahl der Consortien
1885 . .	—	—	17	4	—	3	31	1	7	6	2	
1886 . .	—	—	18	6	22	3	29	1	9	6	1	
1887 . .	—	—	20	5	25	3	29	1	7	4	1	
1888 . .	1	—	21	5	26	2	23	1	6	3	1	
1889 . .	1	—	20	6	26	3	25	1	5	4	—	
1890 . .	1	—	20	5	27	2	26	1	3	3	—	
1891 . .	1	—	23	7	23	2	24	—	3	3	—	
1892 . .	1	1	27	6	19	4	24	—	2	2	—	
1893 . .	2	1	32	4	17	4	22	—	1	2	—	

Die Tendenz auf Herabsetzung des Vorschusszinsfußes hält also von Jahr zu Jahr an. Wir wiederholen hier auch die schon in früheren Berichten gemachte Bemerkung, daß bei einzelnen Consortien je nach der Deckungsmodalität der Vorschüsse ein verschiedener Zinsfuß eingeführt ist, woraus sich die Differenz in der Gesammtzahl der bei den Procentansätzen angeführten Consortien gegenüber der Zahl der faktisch bestehenden Consortien erklärt.

Seit dem Bestehen der Spar- und Vorschußconsortien wurden bis Ende 1893 im Ganzen Vorschüsse im Betrage von 83,555.081 fl. gewährt, worauf am Ende des Berichtsjahres 11,915.579 fl. aushafteten.

Über die von der Verwaltung des Beamten-Vereines aus den Geldern der Lebensversicherungs-Abtheilung an die Consortien (zu 4½%) ertheilten Darlehen berichten wir, daß der Darlehensstand am 1. Jänner 1893 . . . . . 613.133 fl. 08 kr. betrug.

Im Jahre 1893 wurden Darlehen per . . 959.978 „ 09 „

ertheilt, was die Summe von . . . . . 1,573.111 fl. 17 kr. ergibt.

Rückbezahlt wurden im Jahre 1893 . . . . 932.776 „ 92 „ so daß sich am 31. December 1893 ein Darlehensstand von . . . . . 640.334 fl. 25 kr. herausstellte.

Im Ganzen wurden an die Consortien seit dem Beginne ihrer Thätigkeit bis Ende 1893 von der Versicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines Darlehen im Betrage von 8,665.991 fl. ertheilt.

Gekündigte Antheilseinlagen wurden im Jahre 1893 in 37 Fällen mit dem Gesammtbetrage von 9.556 fl. 19 kr., im Ganzen seit dem Jahre 1876 in 870 Fällen mit der Gesammtsumme von 168.124 fl. 07 kr. belehnt.

Der bei der Centralleitung geführte Consorten-Index gibt über die Mitgliederbewegung im Allgemeinen, so wie über so manche Verhältnisse einzelner Consorten wichtige Aufschlüsse und wird daher immer mehr von den Consortialleitungen gewürdigt. Im Jahre 1893 hat das Genossenschaftsbureau außer der Mittheilung von monatlichen Veränderungsausweisen an die Consortien besonders gewünschte Auskünfte in 2139 Fällen (gegen 1806 des Vorjahres) ertheilt.

In Bezug auf sämmtliche Consortien der Monarchie waren im Jahre 1893 von 30.808 Consortial-Mitgliedern

1	Consorte	bei	9	Consortien	Mitglied,
3	Consorten	„	7	„	Mitglieder,
2	„	„	6	„	„
7	„	„	5	„	„
24	„	„	4	„	„
125	„	„	3	„	„
1.061	„	„	2	„	„

In der vorangeführten Gesammtzahl der Consorten sind die Mitglieder der Consortien in Bistritz, Lugos, Szegedin, und Zara, sowie von dem im Jahre 1893 in Liquidation getretenen Consortium in Steinamanger nicht enthalten.

Der Consortial-Delegirtenausschuß hielt im Jahre 1893 nur eine Sitzung, und zwar am 25. März 1893, unter dem Vorsitze seines Obmannes, des Herrn Ministerialrathes und Central-Gewerbeinspectors Dr. Franz Migerka, ab und beschäftigte sich hauptsächlich mit den Vorlagen an den Consortialtag. Es waren 14 stimmberechtigte Consortien (Brünn, Graz, Krems, Ofen, Preßburg, von Wien: Alsergrund, Bankbeamte, Gegenseitigkeit, Landstraße, Sechshaus-Neubau-Mariahilf, Staatsbeamte, Währing, Erstes Wiener, Wieden) vertreten.

Am 5. Mai 1893 fand der einundwanzigste Consortialtag, und zwar gleichfalls unter dem Vorsitze des Herrn Dr. Franz Migerka statt. Es waren hiezu 26 Delegirte in Vertretung von 17 Consortien (Graz, Iglau, Innsbruck, Jägerndorf, Krems, Neunkirchen, Ofen, Olmütz, Pest, Preßburg, von Wien: Alsergrund, Gegenseitigkeit, Josefstadt-Ottakring, Sechshaus-Neubau-Mariahilf, Union, Erstes Wiener, Wieden) erschienen und wurden außer den in jedem Jahre wiederkehrenden Berichten und diversen Begrüßungen folgende Angelegenheiten verhandelt und folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Sind das Genossenschaftsbureau oder ein Consortium berechtigt oder eventuell verpflichtet, auf behördliche Anfragen über einen Consorten Auskunft zu geben? (Referent Herr Dr. Dominik Kolbe).

Die Ausführungen des Referenten schlossen mit folgenden Bemerkungen:

„Die Berechtigung zur Auskunftsertheilung auf solche Fragen, welche von Behörden gestellt werden, wird überall dort vorhanden sein, wo es sich nicht um die Preisgebung eines Geheimnisses von einzelnen Consorten handelt, und ist es dem klugen Ermessen der Consortialleitungen zu überlassen, die Anfragen zu beantworten.

Die Verpflichtung aber wird nur dann vorhanden sein, wenn der Strafrichter selbst oder die Sicherheitsbehörde mit Bezug auf eine anhängige Untersuchung eine solche Auskunft verlangt. In diesen Fällen werden auch die Bücher vorzulegen sein."

Der Consortialtag stimmte den Ausführungen des Referenten zu.

2. Referat über den neuen Steuergesetzentwurf.

Der Referent, Herr Secretär Rudolf Hofmann, hatte auf Grund seines in der Sitzung des Delegirten-Ausschusses vom 25. März 1893 erstatteten Referates ein die Steuerfrage in Bezug auf die Consortien erschöpfendes Elaborat ausgearbeitet, in welchem er die drückenden Bestimmungen des neuen Gesetzentwurfes in eingehender Weise behandelte. Er brachte dieses Elaborat zur Vorlage, theilte in Umrissen dessen Inhalt mit und schloß seinen Vortrag mit dem vom Delegirtenausschusse angenommenen Antrage:

„Der Consortialtag wolle den Verwaltungsrath des Beamtenvereines ersuchen, mit Berücksichtigung der Verhandlungen des Consortialtages und der Petition des allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften in Oestereich ebenfalls eine Petition an das hohe Abgeordnetenhaus und das hohe Finanzministerium zu richten, in welcher den Wünschen und Beschwerden der Vereinsconsortien Ausdruck gegeben wird."

Herr Edmund Stratzkaney (Delegirter des Consortiums Alsergrund) stellt hiezu folgenden Zusatzantrag:

„Es möge in die Petition auch ein Passus aufaufgenommen werden, der dahin abzielt, die bereits in Deutschland in Uebung befindliche Einführung, dass die Steuer, gegen deren Bemessung ein Recurs eingebracht wurde, erst nach Erledigung des letzteren zu entrichten sei, auch bei uns zur gesetzlich zulässigen Uebung zu machen."

Beide Anträge wurden einstimmig angenommen und dem Herrn Secretär Hofmann der Dank für seine mühevolle Arbeit vom Consortialtage ausgesprochen.

3. Einhebung von mehrfachen kleinen Abzügen, außer Zinsen und Regiebeiträgen, zu diversen Zwecken.

Der Referent, Herr Engelbert Keßler, lieferte auf Grund gesammelter statistischer Daten den Nachweis, dass leider bei manchen Vereinsconsortien außer den Zinsen und festgesetzten Regiebeiträgen auch noch allerlei kleinere Abzüge unter den manigfachsten Titeln (für den Reservefond, Unterrichtsfond, als Gründungsbeitrag, als Beitrittsgebühren, als Beitrag zu einem Unterstützungsfonde, für Drucksorten, Mahnungen 2c.) gemacht werden, welche den Vorschußnehmer belasten, oft mit dem genossenschaftlichen Zwecke des Consortiums nicht zusammenhängen und daher mit Recht nicht immer wohlwollend beurtheilt werden.

Der Delegirtenausschuß, welcher sich mit diesem Gegenstande beschäftigte, faßte folgende, dem Consortialtage vom Referenten als Antrag vorgelegte Resolution:

„Es ist den Consortien, welche mehrfache und verschiedene Nebengebühren von Consorten, beziehungsweise Vorschußwerbern einheben, zu empfehlen, diese Gebühren möglichst zu beschränken und insbesondere solche Nebengebühren, die nicht mit dem eigentlichen genossenschaftlichen Zwecke des Consortiums zusammenhängen, den Consorten nicht als Zwangsleistung aufzuerlegen."

Herr Dr. Franz Migerka beantragte, diese Resolution durch den Beisatz zu ergänzen:

„Daß auch der Uebertritt eines Consorten von einem Consortium zu einem andern nicht erschwert werden solle, sondern daß dießbezüglich die Consortien in collegialem Sinne sich entgegenkommen mögen."

Herr Dr. Dominik Kolbe stellte ferner noch den Zusatzantrag: „Daß auch der Abzug der ersten Amortisationsrate bei der Vorschußzuzählung als unstatthaft angesehen werde."

Die beantragte Resolution sammt Ergänzung und Zusatzantrag wurde einstimmig angenommen.

4. Besprechung des Agentenunwesens.

Der Referent, Herr Dr. Dominik Kolbe, illustrirte diesen Gegenstand durch Mittheilung einiger drastischer Fälle und schloß mit der Empfehlung, „diesem Unfuge dadurch entgegenzusteuern, daß von Agenten zugeführten Vorschußwerbern unter dieser ausdrücklichen Motivirung keine Darlehen bewilligt werden sollen", welchem Antrage der Consortialtag zustimmte.

Zur Entsendung von Vertretern im Consortial-Delegirten-ausschusse wurden (durch vorgenommene Wahl) folgende 21 Consortien, als berechtigt erkannt: Brünn, Graz, Innsbruck, Krems, Ofen Pest, Prag, Preßburg, Proßnitz, Stuhlweißenburg, Temesvár, Alsergrund, Bankbeamte, Gegenseitigkeit, Landstraße, Sechshaus, Staatsbeamte, Währing, Union, Erstes Wiener und Wieden.

In das ständige Comité des Delegirten-Ausschusses wurden die Herren Dr. Rupert Angerer, Wilhelm Beck, Carl Bringmann, Dr. Ferdinand Pohl, Ferdinand v. Rueber, und Edmund Stratzkaney berufen.

Zum Obmanne des vorerwähnten Ausschusses wurde vom Verwaltungsrathe wieder dessen Mitglied, der Herr Ministerialrath und Central-Gewerbe-Inspector Dr. Franz Migerka, zu dessen Stellvertreter Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Dominik Kolbe gewählt.

Im Jahre 1893 vollendeten die Consortien in Königgrätz (gegründet im Jänner 1883) und Mährisch-Ostrau (gegründet im November 1883) die erste Dekade ihrer Wirksamkeit; das zweite Decennium schlossen das Consortium der Staatsbeamten in Wien (bestehend seit Jänner 1873), ferner die Consortien in Brüx (bestehend seit April 1873), Teschen (bestehend seit Mai 1873), und in Aussig (bestehend seit August 1873) ab; endlich hatte im Juli 1893 das Consortium in Prag (gegründet im Juli 1868), die Vollendung von fünf Lustren seiner Thätigkeit zu verzeichnen (wodurch die hierüber schon im vorjährigen Berichte gemachte Bemerkung richtig gestellt erscheint).

Aus den im Jahre 1893 abgehaltenen Consortial-Versammlungen heben wir hervor, daß die Direction des Consortiums Pancsova nach einer in der Jahresversammlung (5. Februar 1893) gemachten Mittheilung gesonnen ist, im Rahmen des Consortiums zum Zwecke der Betheiligung von in Noth gerathenen Beamten, deren Witwen und Waisen eine Unterstützungscassa zu gründen; daß das Consortium in Prag (am 26. Februar 1893) zur Feier seines 25jährigen Bestandes einen Jubiläumsfond gründete und demselben den Betrag von 1000 fl. widmete, von dessen Zinsen jährlich am Geburtstage des Kaisers zwei mittellose Witwen oder Waisen nach Mitgliedern des Consortiums betheilt werden sollen; daß der Vorstand des Consortiums in Brüx sich einstimmig für die Nothwendigkeit ständiger Revisionen bei den Consortien aussprach, welchem Beschlusse von der Consortialversammlung (am 5. März 1893) allseitig zugestimmt wurde; daß das Consortium in Bielitz-Biala in seiner Jahresversammlung (am 10. April 1893) den Wunsch kundgab, daß sich die Beamten jeder Kategorie, zum eigenen und zum Wohle ihrer Familie, so wie auch im Interesse des gesammten Beamtenstandes recht zahlreich an den erprobten, so segensreich

wirkenden Einrichtungen des Beamtenvereines betheiligen möchten; daß in der Versammlung des Consortiums in Reichenberg (am 24. März 1893) der Antrag auf Herabsetzung oder gänzliche Auflassung des (in der Regel nur einmal zu bezahlenden) Mitgliederbeitrages zum Beamtenvereine per 2 fl. gestellt, jedoch abgelehnt wurde; daß in der Versammlung des Ersten Wiener Consortiums (am 24. März 1893), dessen Unterstützungsabtheilung für Witwen und Waisen ehemaliger Consortialmitglieder am 31. December 1892 ein in pupillarsicheren Werthpapieren angelegtes Vermögen von 5.751 fl. auswies, beschlossen wurde, jedem Bediensteten des Consortiums, welcher im Laufe eines Geschäftsjahres nach ärztlicher Constatirung bleibend dienstunfähig geworden ist, seitens des Consortialvorstandes einen zum Lebensunterhalt erforderlichen Betrag — gegen Einholung der nachträglichen Genehmigung in der nächstjährigen Consortialversammlung — anzuweisen; daß endlich das Pester-Consortium in der am 3. Juni 1893 abgehaltenen außerordentlichen Generalversammlung seine Statuten nach der Richtung abänderte, daß künftig für die Ausübung des Stimmrechtes der Besitz in Antheilseinlagen maßgebend sein solle.

Die Zahl der Consortien hat sich im Jahre 1893 gegen das Vorjahr durch die Liquidation des Consortiums in Steinamanger um eines verringert und beträgt daher am Ende des Berichtsjahres 70, wovon 48 auf die im Reichsrathe vertretenen Länder und 22 auf die Länder der ungarischen Krone entfallen.

Der Verwaltungsbericht der Vereinsleitung theilt ferner mit, daß letztere auch im Jahre 1893 durch Delegirte Bereisungen mehrerer Consortien vornehmen ließ, um denselben mit Rath und That beizustehen.

Auf dem Gebiete der Personalien in der Consortial-Abtheilung ist zu berichten, dass — außer der bereits im ersten Theile vorliegenden Berichtes mitgetheilten Ernennung von drei verdienstvollen Consortial-Functionären zu Ehrenmitgliedern des Beamtenvereines — im April 1893 dem Landesgerichtsrathe beim Kreisgerichte in Reichenberg und Obmanne unseres Consortiums daselbst, Herrn Josef Zimmert, aus Anlaß seiner angesuchten Versetzung in den bleibenden Ruhestand taxfrei der Titel und Charakter eines Oberlandesgerichtsrathes zuerkannt wurde; daß dem Vorstandsmitgliede des Consortiums in Graz, Herrn kaiserlichen Rathe Josef Kragl, k. k. Hilfsämterdirector i. R. mit Allerhöchster Entschließung Seiner Majestät vom 13. Juli 1893 anläßlich der von ihm erbetenen Uebernahme in den dauernden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens verliehen wurde; daß der Altbürgermeister von Brünn, Herr Hofrath Christian Ritter d'Elvert — Hauptgründer und mehrjähriger verdienstvoller Obmann des Brünner Consortiums unseres Vereines — aus Anlaß seines 90. Geburtstages (am 17. April 1893) von der Centralleitung begrüßt wurde; daß dem Vorstandsmitgliede des Consortiums in Reichenberg, Herrn Edmund

Heide, k. k. Postofficial, aus Anlaß seines Uebertrittes in den Ruhestand von Seite sämmtlicher Postbeamten in Reichenberg eine sehr ehrenvolle Ovation zu Theil wurde; daß endlich dem k. k. Hauptsteuereinnehmer in Trautenau und langjährigem verdienstvollen Obmanne unseres Consortiums daselbst, Herrn Eduard Klenner, zur Feier seines vierzigjährigen Dienstjubiläums am 13. November 1893 von seinen zahlreichen Freunden und Collegen durch Veranstaltung eines Festbanquets eine besondere Ehrung bereitet wurde.

Schließlich haben wir noch der im Jahre 1893 aus dem Leben geschiedenen Consortialfunctionäre zu gedenken. Es sind dies nach den Mittheilungen der „Beamten-Zeitung" folgende Herren:

1. Moriz Trathnigg, Inspector der Südbahn und seit 15 Jahren Schriftführer des Consortiums Wieden in Wien, † 8. Mai 1893.

2. Dr. Karl Schlenkrich, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien, Vorstandsmitglied des Consortiums „Gegenseitigkeit" in Wien, † 27. Mai 1893.

Außerdem wurde in mehreren Consortial-Versammlungen des Jahres 1893 das Ableben von Consortial-Functionären ohne nähere Angabe des Todestages mitgetheilt, und zwar:

3. am 28. Jänner 1893 vom Consortium in Teschen das Ableben des Obmannes vom Aufsichtsrathe, Herrn Guido Wegscheider, k. k. Postcassiers:

4. am 12. Februar 1893 vom Consortium in Brünn das Ableben des Herrn Franz Lindner, Mitgliedes des Bezirksausschusses, sowie des Consortialvorstandes (letzteres durch 17 Jahre);

5. am 12. März 1893 vom Consortium in Hermannstadt das Ableben des k. k. Postdirections-Inspectors, Herrn Anton Wieder, Obmannes des Aufsichtsrathes;

6. am 22. März 1893 vom Consortium in Klagenfurt das Ableben des landschaftlichen Bau-Adjuncten, Herrn Johann Abermann, Geschäftsführers des Consortiums seit dessen Bestande d. i. seit September 1866;

7. am 24. März 1893 vom Consortium Alsergrund in Wien das Ableben zweier Vorstandsmitglieder, des Herrn Nicolaus Stöhr, k. k. Rechnungsrathes i. R. und des Herrn August Klimpfinger, k. k. Gymnasialprofessors i. R.

Am 5. Mai 1894 fand im großen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien die neunundzwanzigste ordentliche Generalversammlung des Beamten-Vereines unter dem Vorsitze des Verwaltungsraths-Präsidenten, Herrn Sectionschefs Johann Freiherrn Falke von Lilienstein, statt. Erschienen waren 390 Mitglieder, welche 2.661 Stimmen repräsentirten.

Die Versammlung nahm einen kurzen, glatten Verlauf. Dem Verwaltungsrathe wurde einstimmig das Absolutorium ertheilt, wodurch sich auch die Zustimmung der Generalversammlung zu der vom Verwaltungsrathe bereits verfügten Dotation der Reserve für Capitalsanlagen mit dem Betrage von 67.845 fl. aus dem Gebahrungsüberschusse per 105.498 fl. 63 kr. ausdrückte.

Bei der Frage über die Entscheidung in Betreff des Gebarungsüberschusses stellte Herr Karl Fiala, k. k. Kanzleibeamter i. P., den Antrag, aus Anlaß des bevorstehenden 50jährigen Regirungsjubiläums Seiner Majestät aus dem Gebarungsüberschusse einen Betrag zur Bildung eines Fonds für Unterstützungen von Witwen und Waisen und zwar sowohl von Staats- wie von Privatbeamten, welche Mitglieder des Beamten-Vereines waren, zu widmen und sollte schon aus dem Gebahrungsüberschusse des Jahres 1893, speciell aus dem der Superreserve im allgemeinen Fonde zuzuweisenden Theile desselben, ein Betrag im Sinne des Antragstellers verwendet werden. Ein ziffermäßig bestimmter Antrag wurde von ihm nicht gestellt.

Der Vorsitzende erklärte den im vorstehenden Antrage liegenden Gedanken für schätzenswerth und wohlwollend, glaubte aber nicht, daß sich der beabsichtigte Zweck durch jährliche Zuweisung eines aliquoten Theiles von dem für die Superreserve bestimmten Betrage des Gebahrungsüberschusses erreichen lasse. Dazu sei selbst der ganze fragliche Betrag mit Rücksicht auf die großen Anforderungen, die für eine ausgiebige Aushilfe der Witwen und Waisen gestellt werden, viel zu gering. Andererseits werden ja schon jetzt vom Verwaltungsrathe aus Vereinsmitteln jährlich 20.000 bis 30.000 fl. zu humanitären Zwecken verwendet, wovon ein viel höherer Betrag schon heute Witwen und Waisen zukomme, als es aus dem Zinsenerträgnisse des beabsichtigten Fondes möglich wäre. Er könne daher die geltend gemachten Motive nur in der Richtung empfehlen, daß sie dem Verwaltungsrathe zur seinerzeitigen Erwägung zuzuweisen seien, mit welcher Auffassung die Versammlung sich einverstanden erklärte.

Hierauf beschließt die Generalversammlung, von dem ihr zur Verfügung verbleibenden Restbetrage per . . . . . 37.653 fl. 63 kr.

des Gebahrungsüberschusses:

a) Dem Unterrichtsfonde zur Capitalsvermehrung zuzuweisen, 5.000 fl. — kr.

b) zur Vermehrung der Mittel für die Verleihung von Unterrichts- und Lehrmittelbeiträgen für das Schuljahr 1894/95 . . . . . 4.000 „ — „

c) zur Vermehrung der Mittel für Unterstützungszwecke im Jahre 1894 . . . . . 4.000 „ — „

zu bewilligen,

Fürtrag . 13.000 fl. — kr.

Uebertrag .	13.000 fl. — kr.
d) den Pensionsfond der beim Vereine definitiv Angestellten mit . . . . . zu dotiren,	10.000 „ — „
e) dem Fonde zur Erbauung von Witwen- und Waisenhäusern behufs Capitalsvermehrung . zu widmen, und	3.000 „ — „
f) den Rest per	11.653 „ 63 „,
macht obige	37.653 fl. 63 kr.,

der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung im allgemeinen Fonde einzuverleiben.

Wien, im Juni 1894.

Anhang.

(4 Tabellen.)

Tabelle I. Geschäftsentwickelung des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865 bis einschließlich 1893: Allgemeine Vereins-Angelegenheiten, Spar- und Vorschuß-Consortien.

„ II. Versicherungs-Abtheilung, Cautions-Darlehen.

„ III. Zusammenstellung der in den Jahren 1870—1893 vom Beamten-Vereine zu humanitären Zwecken verwendeten Beträge, sowie die Beiträge seiner Spar- und Vorschuß-Consortien an den allgemeinen Fond und ihre Spenden zum Unterrichtsfonde.

„ IV. Personalstand der Centralleitung des Beamten-Vereines nach der 29. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1894.

Geschäfts-

des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-

Tabelle I. Allgemeine Vereinsangelegenheiten. —

Allgemeine Angelegenheiten												
im Vereinsjahr	Mitglieder	Local- und Consortial-Ausschüsse	Zahl der		Gründungs- und Netto-Verwaltungskosten	Allgemeiner Fond	Unterrichts-Fond	Gewährte Unterstützungen und Curstipendien	Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge		Gebarungs-Ueberschuß
			Vereins-Bevollmächtigten und Agenten	Aerzte	Gulden				Zahl	Gulden	
1865	5.500	25	102	45	10.176	11.290	.	.	.	.	297
1866	7.600	40	160	73	10.652	2.549	.	.	.	.	1.061
1867	9.150	39	298	117	15.311	3.367	.	204	.	.	4.258
1868	10.529	47	387	231	19.880	10.030	.	40	.	.	13.375
1869	12.540	49	508	311	27.995	21.143	2.403	89	7	96	22.002
1870	16.130	59	602	374	32.396	29.046	7.873	570	10	379	11.051
1871	21.156	69	757	472	41.646	36.068	8.738	1.976	12	635	20.255
1872	27.927	87	889	547	39.491	45.758	10.855	2.947	15	692	14.997
1873	34.430	101	1.106	613	53.261	396.726	12.941	1.859	12	614	19.791
1874	39.581	104	1.112	666	65.510	357.480	15.013	3.921	20	720	24.176
1875	45.193	110	1.233	573	76.457	206.573	18.042	4.177	32	986	13.887
1876	50.107	115	1.238	595	81.971	203.867	20.365	2.663	32	1.213	9.913
1877	53.732	109	1.285	650	82.982	222.985	21.311	3.034	49	1.386	13.580
1878	56.737	109	1.345	683	89.576	227.236	22.395	2.925	51	1.745	7.064
1879	60.403	106	1.108	850	91.344	242.068	25.313	4.419	56	1.713	74.365
1880	64.030	105	896	1126	91.408	309.825	27.943	4.949	62	1.795	10.224
1881	67.478	105	1.152	1245	97.249	328.475	30.564	7.744	65	1.884	29.673
1882	70.899	100	1.148	1373	96.513	351.492	43.768	8.436	95	2.233	30.375
1883	74.421	95	1.190	1482	110.646	394.830	56.285	*9.270	105	2.739	22.659
1884	78.437	96	1.363	1482	114.533	409.890	69.235	*10.462	140	3.380	39.631
1885	82.100	96	1.306	1560	122.203	436.067	93.526	*11.895	220	5.469	27.805
1886	85.965	94	1.344	1590	129.139	466.087	102.589	*12.230	252	7.094	33.992
1887	89.638	92	1.353	1661	131.428	494.850	112.010	*13.389	259	8.016	19.351
1888	92.858	90	1.352	1522	140.333	533.139	120.419	*11.772	249	8.827	36.096
1889	96.295	87	1.409	1523	147.788	649.932	130.023	*11.969	275	8.805	57.939
1890	99.563	87	1.484	1549	155.713	703.100	138.922	*14.870	279	9.300	33.182
1891	102.935	84	1.505	1560	161.816	749.255	148.415	*13.831	318	10.289	24.844
1892	106.661	82	1.642	1617	156.520	798.366	157.509	*13.739	300	11.008	41.065
1893	109.855	81	1.749	1693	164.267	856.034	167.721	*14.139	330	11.361	37.654
Summen	.	.	.	.	.	.	.	187.169	3.245	102389	.

* In diesen Beträgen sind auch die Curstipendien der Jahre 1883 bis inclusive 1893 enthalten.

Entwickelung

ungarischen Monarchie in den Jahren 1865—1893.

Spar- und Vorschuß-Consortien.

Spar- und Vorschuß-Consortien							
Zahl der		Antheils-Einlagen	Im Laufe des Jahres vom Centrale gewährte Darlehen	Vorschüsse			Reservefonde
Consortien	Theilhaber			Zahl der im Laufe des Jahres ertheilten	Betrag der im Laufe des Jahres ertheilten	Aushaftend am Ende des Jahres	
		Gulden			Gulden		
7	335	2.630	.	132	.	.	.
16	958	23.947	.	647	32.445		.
22	1.623	56.272	2.760	1.459	33.183	60.040	747
25	2.117	97.665	16.020	2.218	176.291	116.851	2.206
30	3.025	188.116	19.904	3.017	277.721	216.721	3.215
37	4.823	418.143	80.207	4.424	647.592	539.203	7.232
46	7.683	896.075	87.283	5.445	1,155.412	1,090.923	14.647
63	8.978	883.638	107.730	6.569	1,110.140	1,092.206	13.650
74	12.285	1,337.140	180.560	9.364	1,529.798	1,643.378	19.116
73	14.837	1,799.908	185.400	8.591	1,911.070	2,282.680	35.506
83	17.380	2,340.694	146.700	9.711	2,260.100	2,948.619	35.484
82	20.070	2,637.151	310.519	11.878	2,670.417	3,604.006	81.692
81	19.281	2,789.755	179.794	10.031	2,707.468	3,947.527	98.480
81	20.757	3,085.883	185.049	12.945	2,824.085	4,153.794	116.112
79	21.763	3,476.316	159.194	14.053	3,087.713	4,556.416	147.032
78	23.216	3,913.118	188.878	12.889	3,893.047	5,059.720	176.301
78	24.743	4,372.502	285.928	14.228	3,898.690	5,785.274	214.330
77	25.868	4,724.259	359.082	17.352	4,016.592	6,346.763	278.049
73	26.260	5,162.645	365.635	16.152	3,840.792	6,354.930	269.285
74	27.439	5,477.746	410.055	16.788	4,183.369	6,870.033	293.646
77	28.771	5,935.978	583.734	18.400	4,664.538	7,619.053	337.412
77	29.801	6,533.519	494.058	18.486	4,775.490	8,356.492	361.670
77	30.430	7,028.218	680.249	18.719	4,955.344	9,091.142	399.105
75	30.359	7,475.868	610.636	17.710	4,523.344	9,487.950	438.421
74	30.814	7,845.250	441.259	16.475	4,519.130	9,745.623	482.728
74	31.013	8,238.818	405.747	18.140	4,446.877	9,939.911	535.507
73	31.337	8,576.220	640.525	18.907	5,028.776	10,468.177	580.394
71	31.782	9,008.095	579.107	20.306	5,126.823	11,099.983	633.878
70	32.120	9,753.285	959.978	18.179	5,763.834	11,915.579	656.848
.	.	.	8,665.991	343.165	†) 83,555.081	.	.

†) In dieser Summe sind sämmtliche, also auch die von nicht mehr bestehenden Consortien, ertheilten Vorschüsse enthalten.

Tabelle II. Versicherungs-

Lebens-Versicherung							
im Vereinsjahre	in Kraft stehende Verträge	Versichert		Prämien-Einnahmen nach Abzug der Rückdeckungs-prämien	Ausbezahlte Versicherungs-Beträge	Prämien-Reserve für Versicherungen im eigenen Risico	Reserve für Capitalanlagen und Specialreserve im allgemeinen Fonde
		Capital	Rente				
		Gulden					
1865	549	442.400	1.500	3.240	.	2.059	.
1866	2.416	2,019.000	6.738	50.014	12.900	29.147	.
1867	3.215	2,575.750	10.459	84.911	16.665	76.236	1.061
1868	4.155	3,250.384	11.478	108.851	27.533	133.880	5.319
1869	5.588	4,435.664	13.155	130.727	31.985	195.519	11.108
1870	8.552	7,101.198	18.538	189.502	50.769	301.485	19.182
1871	12.754	11,010.868	32.144	303.385	96.168	455.720	22.174
1872	17.340	15,260.877	36.454	418.217	146.626	668.485	28.900
1873	21.113	18,811.419	41.616	584.478	253.106	930.816	38.857
1874	23.793	21,539.593	45.634	613.946	202.023	1,239.521	39.226
1875	25.982	23,950.214	49.569	698.424	239.199	1,576.915	47.408
1876	27.774	25,901.223	51.431	768.759	289.255	1,900.202	51.526
1877	29.080	27,234.037	53.878	822.370	332.750	2,295.999	60.499
1878	30.465	28,659.718	56.109	874.439	364.276	2,716.576	59.765
1879	32.418	30,700.803	70.751	943.595	360.726	3,206.074	128.463
1880	34.485	32,742.257	77.651	1,002.027	394.031	3,716.032	151.254
1881	36 489	34,787.549	99.200	1,076.134	477.545	4,227.558	216.479
1882	39.269	37,332.386	121.570	1,162.369	429.096	4,838.952	291.152
1883	41.667	39,934.749	150.498	1,241.219	587.897	5,435.331	371.527
1884	44.564	42,945.216	166.849	1,333.547	601.208	6,073.396	469.186
1885	47.001	45,600.705	198.497	1,431.482	733.649	6,738.755	564.218
1886	50.124	48,926.015	225.517	1,541.481	797.380	7,413.187	645.272
1887	52.885	52,237.548	296.812	1,678.501	817.119	8,209.266	603.264
1888	56.109	54,907.818	314.266	1,760.784	898.243	8,997.174	696.614
1889	58.417	57,249.258	339.421	1,878.863	981.857	9,871.268	711.711
1890	61.535	60,659.643	374.993	1,951.548	1,136.731	10,724.125	773.650
1891	64.509	62,859.114	394.176	2,077.148	1,246.966	11,587.237	858.832
1892	66.960	65,227.884	421.075	2,181.354	1,273.862	12,720.944	817.675
1893	68.679	67,289.727	432.427	2,287.994	1,430.777	13.769.708	799 741
Summe .	.	.	.	29,144.309	14,229.842	.	.

wesen. — Cautions-Darlehen.

Krankengeld-Versicherung					Versicherung von Invaliditäts-Pensionen				Cautions-Darlehen				
Zahl der Verträge	Versichertes wöchentliches Krankengeld	Prämien-Einnahme	Ausbezahlte Krankengelder	Prämien-Reserve	Zahl der Theilhaber	Erworbener Renten-Anspruch	Werth dieses Anspruches	Vermögen der Abtheilung	Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen: Zahl	Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen: Betrag	Stand der aushaftenden Darlehen Ende des Jahres	Gewährleistungsfond: Voller Stand	Gewährleistungsfond: Abschreibung
	Gulden					Gulden				Gulden			
.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
54	253	349	81	249	.	.	.	.	.	.	.	.	.
63	268	359	126	461	.	.	.	.	.	.	.	.	.
62	284	420	225	657	.	.	.	.	.	.	.	.	.
75	422	523	150	1.030	.	.	.	.	.	.	.	.	.
105	668	964	258	1.707	.	.	.	.	.	.	.	.	.
155	1.050	1.410	1.035	2.076	10	281	341	352	.	.	.	.	.
188	1.225	1.938	628	3.026	18	1.308	1.815	1.845	.	.	.	.	.
200	2.213	2.094	1.262	3.477	26	2.096	3.000	3.056	156	60.783	58 410	944	.
181	1.781	3.185	2.120	3.853	36	2.937	4.423	4.519	99	38.454	88.795	2.325	46
186	1.770	2.985	1.665	4.634	47	3.918	6.015	6.350	120	55.473	134.959	4.646	204
178	1.603	2.683	2.033	4.886	47	4.832	7.629	8.011	132	56.681	170.961	7.742	230
160	1.461	2.339	1.696	5.119	46	5.601	9.124	9.560	138	49.325	198.262	11.481	639
155	1.354	2.367	1.824	5.296	48	6.677	11.150	11.663	194	75.500	246.781	7.233	1.117
161	1.346	2.185	1.235	6.290	51	7.571	13.098	14.902	205	75.785	281.497	9.761	573
152	1.288	2.118	1.131	7.182	53	8.314	14.908	16.911	228	95.350	338.570	12.679	426
146	1.239	2.026	1.544	7.453	56	9.115	16.973	18.926	261	105.121	394.042	16.161	338
152	1.260	2.043	1.665	7.607	58	9.851	19.176	21.136	195	81.727	416.436	19.438	1.091
149	1.216	1.981	2.106	7.664	64	10.400	22.375	24.313	142	66.154	401.511	22.617	1.133
139	1.171	1.886	1.596	8.198	82	11.686	25.749	29.222	141	70.944	402.709	26.547	502
146	1.200	1.896	1.978	8.146	92	12.897	30.115	33.898	113	70.031	402.052	29.450	1.436
146	1.186	1.931	1.602	8.350	109	14.835	34.963	37.454	167	89.630	408.466	29.580	4.051
151	1.200	1.989	2.064	7.733	124	17.498	43.261	40.892	144	71.315	401.761	32.170	1.258
197	1.316	2.079	1.087	9.057	146	20.088	49.412	49.764	135	60.060	388.335	35.598	53
212	1.499	2.398	1.528	10.153	173	23.109	56.436	57.498	130	70.715	382.631	38.713	244
210	1.494	2.428	2.188	10.724	184	25.528	62.895	67.344	165	86.697	388.113	40.811	802
218	1.576	2.542	1.498	11.898	188	29.015	71.970	77.807	220	124.573	431.045	42.860	731
227	1.658	2.635	1.739	13.341	204	32.080	81.287	90.384	209	129.676	473.489	44.693	967
231	1.676	2.738	2.368	13.623	220	34.785	88.914	98.236	222	146.719	521.969	47.026	740
.	.	51.391	38.427	.	.	.	.	.	3.516	1,670.058	.	.	16.581

Tabelle III. Zusammenstellung der in den Jahren 1870 bis Ende 1893 vom Ersten allgemeinen Beamten-Vereine der österreichisch-ungarischen Monarchie zu humanitären Zwecken verwendeten Beiträge, sowie der Beiträge seiner Spar- und Vorschuß-Consortien an den allgemeinen Fond und ihrer Spenden zum Unterrichtsfonde.

1	2		3		4		5		6		7		8		9		10	
Jahr	Leistungen der Consortien				Leistungen des Beamten-Vereines													
	statutenmäßige 2% Beiträge an den allgemeinen Fond		freiwillige Spenden zum Unterrichtsfond		Ausgezahlte Unterstützungen		Ausgezahlte Curstipendien		Ausgezahlte Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge		Verschiedene Leistungen und Stipendien		25% der Zinsen des allgemeinen Fondes zum Unterrichtsfond		Ueberweisungen aus den Ueberschüssen an den Unterrichtsfond		Witwen- und Waisenhausfond der Häuser in Wien, Budapest, Graz	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
1870	.	.	1.794	61*	902	76*	.	.	475	09*	.	.	648	93*	.	.	.	.
1871	.	.	106	63	1.976	08	.	.	635	19	.	.	422	58	.	.	.	.
1872	.	.	100	.	2.947		.	.	692	48	.	.	508	72	.	.	.	.
1873	.	.	200	.	1.859	77	.	.	613	64	5.000**	.	755	64	.	.	.	.
1874	.	.	600	.	3.921	36	.	.	719	61	.	.	741	11	.	.	103.087	65
1875	3.193	51	744	89	4.177	36	.	.	986	34	.	.	869	03	.	.	108.242	03
1876	3.949	82	1.301	86	2.663	21	.	.	1.213	36	5.977	91***	952	85	.	.	113.121	57
1877	4.124	15	689	99	3.033	58	.	.	1.386	.	.	.	1.055	78	.	.	116.804	92
1878	4.932	17	801	22	2.924	90	.	.	1.745	26	.	.	1.311	61	.	.	119.712	53
1879	6.166	14	1.265	58	4.418	79	.	.	1.718	10	.	.	1.281	18	.	.	123.062	41
1880	6.212	60	623	.	4.949	30	.	.	1.795	.	.	.	1.347	72	.	.	126.234	03
1881	6.280	41	566	07	7.743	52	.	.	1.884	.	.	.	1.507	70	.	.	129.534	97
1882	6.919	14	970	96	8.435	82	.	.	2.232	50	.	.	1.716	52	10.000	.	132.808	33
1883	7.338	73	625	48	6.379	83	2.890	.	2.739	.	.	.	1.939	78	10.000	.	136.692	51
1884	7.474	50	677	17	6.576	86	3.885	.	3.380	.	.	.	2.088	71	10.000	.	139.247	45
1885	8.336	51	829	09	7.974	70	3.920	.	5.469	.	.	.	2.200	18	20.000	.	141.999	17
1886	8.830	46	722	99	7.329	60	4.900	.	7.094	.	.	.	2.318	47	5.000	.	144.810	47
1887	9.206	78	927	80	8.379	47	4.960	.	8.016	.	.	.	2.842	71	5.000	.	147.731	34
1888	9.655	47	650	94	6.911	57	4.860	.	8.827	.	.	.	2.982	91	5.000	.	150.899	46
1889	10.507	76	649	31	7.199	13	4.770	.	8.805	.	625	.	3.171	66	5.000	.	154.516	24
1890	10.593	13	520	.	10.074	60	4.795	.	9.299	50	812	50	3.086	51	5.000	.	158.249	99
1891	10.993	89	422	34	8.431	43	5.400	.	10.299	.	5.050	.	3.139	19	5.000	.	161.794	19
1892	11.448	80	575	.	8.704	21	5.035	.	11.008	.	3.481	25	3.271	17	5.000	.	165.645	74
1893	11.830	96	525	.	9.008	96	5.130	.	11.361	.	3.588	75	3.380	99	5.000	.	169.475	85
	147.994	93	16.889	93	136.923	81	50.545		102.388	57	24.035	41	43.601	69	90.000	.	.	.
	164.884 fl. 86 kr.				616.970 fl. 20 kr.													

Anmerkungen. * Zu 1870, Rubrik 3, 4, 6 und 8. In diesen Ziffern sind auch die Leistungen des Beamten Vereines aus den Vorjahren enthalten.
** „ 1873, „ 7. Die 5000 fl. wurden dem Fonde zur Unterstützung von dienstlosen Bankbeamten zugewendet.
*** „ 1876, „ 7. Die 5977 fl. 91 kr. bildeten den Zuschuß zu den Kosten der nach der Börsenkrise vom Jahre 1873 zur Unterstützung von dienstlosen Privatbeamten durch mehrere Jahre betriebenen Stellenvermittlung.

Tabelle IV.

Personalstand der Centralleitung

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines

der

österreichisch-ungarischen Monarchie

nach der XXIX. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1894.

I. Verwaltungsrath.

Präsident:

Herr **Johann** Freiherr **Falke** von **Lilienstein**, k. und k. Sectionschef im Ministerium des Aeußern, Ritter des kön. ung. St. Stephans-Ordens, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes, Groß-Officier des toscanischen Civil-Verdienstordens, Ritter des preußischen Kronen-Ordens II. Classe mit dem Sterne, Groß-Officier des Ordens der Krone von Italien und des belgischen Leopold-Ordens, Besitzer des persischen Sonnen- und Löwen-Ordens II. Classe und des chinesischen Drachen-Ordens II. Classe, Commandeur des italienischen St. Mauritius- und Lazarus-Ordens, Ehrenmitglied des Beamten-Vereines.

Vice-Präsidenten:

Herr **Carl Huber**, k. k. Sectionschef i. R., Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens.

„ **Anton Aichinger**, kais. Rath, Bahndirector-Stellvertreter der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Wieden" (Wien).

Landesfürstlicher Commissär:

Herr **Wilhelm Marx** Freiherr von **Marxberg**, Statthaltereirath der k. k. niederösterr. Statthalterei.

Verwaltungsräthe:

Herr Dr. **Rupert Angerer**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Sechshaus-Neubau-Mariahilf" (Wien).

„ **Carl Bertele** von **Grenadenberg**, k. k. Ministerialrath i. P., Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens, Ehrenmitglied des Beamten-Vereines.

„ **Carl Bringmann**, Bau-Director a. D., bautechnischer Consulent des Vereines, Obmann des „Ersten Wiener Spar- und Vorschuß-Consortiums".

„ **Filipp Chlubna**, Secretär der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Union" (Wien).

„ **Felix** Graf **Csaky**, Regierungsrath der Landesregierung für Bosnien und die Hercegovina, in Verwendung im k. und k. gemeinsamen Finanzministerium.

„ **Vincenz Franz**, k. k. Landesgerichtsrath, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Währing".

Herr Dr. **Ludwig** Edler von **Geiter**, k. k. Regierungsrath der k. und k. Generaldirection der Allerhöchsten Privat- und Familienfonde, Kanzlist des kais. österr. Franz Joseph-Ordens, Ritter des Ordens der eisernen Krone III. Classe, Officier des toscanischen Civil-Verdienstordens, Comthur II. Classe des königl. sächsischen Albrecht-Ordens, Ritter I. Classe des königl. bayerischen Verdienstordens des heiligen Michael.

„ **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporcz**, kais. Rath, Central-Inspector und Abtheilungs-Vorstand der priv. österr. Nordwestbahn.

„ Dr. **V. Ritter von Haslmayr zu Grassegg**, Senatspräsident am k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofe, Mitglied des Herrenhauses und des k. k. Reichsgerichtes, Ritter des Ordens der Eisernen Krone II. Classe und des kais. österr. Leopold-Ordens.

„ Dr. **Adalbert Hofmann**, k. k. Ministerialrath im Handels-Ministerium, Mitglied der staatswissenschaftlichen Staatsprüfungs-Commission, Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens, Commandeur des liberianischen Ordens der afrikanischen Befreiung, Ritter des belgischen Leopold-Ordens, Besitzer des russischen Stanislaus-Ordens II. Classe, Officier der französischen Ehrenlegion, Commandeur des türkischen Osmanié-Ordens.

„ **Hanns Kargl**, k. k. Hofrath, Generaldirectionsrath und Abtheilungs-Vorstand der k. k. Generaldirection der österr. Staatsbahnen, Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens und des italienischen St. Mauritius- und Lazarus-Ordens.

„ Dr. **Dom. Kolbe**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Rechtsconsulent des Beamten-Vereines.

„ **Franz Kopetzky**, Bürgerschuldirector, Obmann des Spar- und Vorschuss-Consortiums „Landstraße" (Wien).

„ **Franz Leiser**, Hof-Secretär beim k. k. Obersten Rechnungshofe, Mitglied der Prüfungscommission für die Staatsrechnungswissenschaft, Besitzer des japan. Ordens des heil. Schatzes.

„ **Alois Maresch**, Prokurist der Firma „Lebert und Weinwurm" in Wien.

„ Dr. **Franz Migerka**, k. k. Ministerialrath, Central-Gewerbe-Inspector, Correspondent des Museums für Kunst und Industrie, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Gegenseitigkeit" (Wien), Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone und des goldenen Verdienstkreuzes, Commandeur des italienischen Kronen-Ordens, Ritter des russischen Stanislaus-Ordens II. Classe mit dem Sterne und des schwedischen Nordstern-Ordens, Besitzer des ottomanischen Medschidjé-Ordens II. Classe, Ehrenmitglied des Beamten-Vereines ꝛc. ꝛc.

„ **Mathias Pigerle**, Rechnungs-Revident der k. k. statistischen Central-Commission, Besitzer des gold. Verdienstkreuzes mit der Krone, Ritter des russischen Stanislaus-Ordens III. Classe.

„ Dr. **Ferdinand Pohl**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Landtags-Abgeordneter.

„ **Benjamin** Freiherr **Possanner** von **Ehrenthal**, k. k. Sectionschef im Finanz-Ministerium i. P., Ritter des Ordens der Eisernen Krone II. Classe.

„ **Franz Richter**, Professor, Reichsraths- und Landtags-Abgeordneter.

„ **Rudolf Schiller**, Professor an der Handels-Akademie in Wien, Docent an der technischen Hochschule, Mitglied der k. k. wissenschaftlichen Prüfungscommission für das Lehramt der Handelsfächer, Officier des serbischen St. Sava-Ordens.

„ **Carl Schneider**, k. k. Regierungsrath, Controlor der k. k. Staatsschuldencasse i. P., Obmann des „Staatsbeamten-Consortiums" (Wien).

„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl**, Präsidial-Secretär der Anglo-Oesterr Bank a. D., Ehrenmitglied des Beamten-Vereines.

Herr **Josef Stiasny**, Oberinspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
„ **Carl Werner**, Central-Inspector und Ober-Buchhalter der k. k. priv. österr. Nordwestbahn, Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens.
„ Dr. **Mathias** Ritter von **Wretschko**, k. k. Ministerialrath im Ministerium für Cultus und Unterricht, Ritter des Ordens der eisernen Krone III. Classe.
„ Dr. **Carl Zimmermann**, Hof- und Gerichtsadvocat und Mitglied des Gemeinderathes in Wien, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes.

Directions-Comité:

Herr **Carl Bertele** von **Grenadenberg**.
„ **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporcz**.
„ Dr. **Dominik Kolbe**.
„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl**.
„ **Carl Werner**.
„ Dr. **Mathias** Ritter von **Wretschko**.

II. Ueberwachungs-Ausschuß.

Herr **Cyrill Fuchs**, Ober-Rechnungsrath der k. k. Finanz-Landesdirection.
„ **Theodor Kurzweil**, k. k. Postdirections-Hauptkassier.
„ **Carl Wopalensky**, Magistratsrath.

III. Geschäftsleitung.

Herr **Carl Mazal**, General-Secretär.
„ Dr. **Friedrich Hönig**, General-Secretärs-Stellvertreter und Referent für die Versicherungs-Abtheilung.
„ **Engelbert Keßler**, Referent für das Spar-, Vorschuß- und Genossenschaftswesen, Ehrenmitglied des Beamten-Vereines.

Chef-Arzt.

Herr Med. Dr. **Eduard Buchheim**.

Anzeigen

empfehlenswerther Firmen.

Vom Erfinder, Herrn Prof. Dr. Meidinger, ausschl. autorisirte

Fabrik für Meidinger-Oefen

H. HEIM, k. und k. Hof- Lieferant Wien-Döbling.

WIEN, I., Kohlmarkt 7.

Budapest. Thonethof. **Prag,** Hybernergasse 7.

Patente in allen Staaten.

Mit ersten Preisen prämiirt auf allen Ausstellungen.

Vorzüglichste Regulir-, Füll- und Ventilations-Oefen.

Für Wohnräume, Schulen, Krankenhäuser, Humanitäts - Anstalten, Bureaux und Fabriksräume.

Beliebig lange Brenndauer bei Cokefeuerung, bis 24stündige Brenndauer bei Steinkohlenfeuerung.

Ueber 45.000 Oefen in Gebrauch.

Heizung mehrerer Zimmer durch nur Einen Ofen.

Ueber 2500 derlei Einrichtungen in Function.

„Meidinger" - Oefen.

Wir warnen vor Nachahmungen unter Hinweis auf unsere, auf der Innenseite der Ofenthüren eingegossene Schutzmarke:

MEIDINGER-OFEN
H. HEIM

„Hestia" - Oefen.

Geräuschlose Füllung. Staubfreie Entfernung von Asche und Schlacke.

Rauchverzehrende Kamine.

Die Schornsteine bleiben rauchfrei. Unbegrenzte Brenndauer. Verwendbarkeit jedes Brennstoffes. Vorhandene Kaminverkleidungen können verwendet werden, Ein Kamin kann mehrere Räume unabhängig beheizen.

Rauchverzehrende Calorifères.

Trocken-Anlagen

für gewerbliche und landwirthschaftliche Zwecke.

Centralheizungen aller Systeme.

Prospecte und Preislisten gratis und franco.

Philipp Haas & Söhne

Wien.

Kaiserl. Königl.

Hoflieferanten, Möbelstoff- und Teppichfabrikanten.

Waarenhaus:

Wien, I., Stock-im-Eisenplatz 6,

Filialen: VI., Mariahilferstraße 75, Wieden, Hauptstraße 13,

empfehlen ihr großes Lager in **Möbelstoffen, Teppichen, Tisch-, Bett- und Flanelldecken, Lausteppichen** in **Wolle, Bast** und **Jute, weißen Vorhängen** und **Tapeten,**

sowie das große Lager von

Orientalischen Teppichen und Specialitäten.

Filial-Niederlagen:

Budapest, Giselaplatz (eigenes Waarenhaus).
Prag, Graben (eigenes Waarenhaus).
Graz, Herrengasse.
Lemberg, Ulica Jagiellonska.
Linz, Franz Josephs-Platz.
Brünn, Großer Platz.
Bukarest, Callea Victoriae.
Mailand, Domplatz (eigenes Waarenhaus).
Neapel, Piazza S. Ferdinando 52.
Genua, Via Roma.
Rom, Via del Corso ed angolo Via Condotti.

Fabriken:

Wien, VI., Stumpergasse.
Ebergassing in Niederösterreich.
Mitterndorf in Niederösterreich.
Klinsko in Böhmen.
Bradford in England.
Lissone in Italien.
Aranyos-Maróth in Ungarn.

Was Alle thun sollten.

Allgemein ist die Klage über schlechte Zeiten. Nicht blos der vermögenslose, gewöhnliche Handarbeiter, der von heute auf morgen lebt, fühlt sich unzufrieden, auch der Gewerbsmann, der Landwirth, der Industrielle, der Beamte, ja selbst der Capitalist. Der Arbeiter klagt über zu geringen Lohn, der mit Gehalt Angestellte über geringen Bezug, der Producent über geringen Absatz, der Capitalist über die Unsicherheit und geringe Verzinsung der Capitalsanlagen. Ob diese Unzufriedenheit gerechtfertigt ist, soll hier nicht weiter untersucht werden. Aber auch eine zweite Thatsache vermag der aufmerksame Beobachter unseres öffentlichen Lebens wahrzunehmen. Die Orte, wo überflüssige oder Luxusausgaben gemacht werden, sind überfüllt. Es werden Dinge angeschafft, die entbehrlich oder von sehr geringem Nutzen sind, es wird Vergnügungen und Genüssen gehuldigt, die von höchst zweifelhaftem Werthe, in den meisten Fällen aber den Vermögensverhältnissen nicht angemessen sind. **Viele schaffen das Entbehrliche an und entbehren das Nothwendige.**

Und aus diesem folgt eine dritte, für Jeden wahrnehmbare Thatsache, nämlich die der **ungenügenden Vorsorge** für die Familien. Es sterben viele Beamte und hinterlassen ihren Familien nur die Ansprüche auf karge Witwen- und Waisenpensionen; bei den meisten Privatbeamten fehlt es sogar an diesen. Es sterben Advokaten, Geschäftsleute und Aerzte, welche ein Jahreseinkommen bis zu Zehntausend und noch mehr Gulden hatten, aber Weib und Kinder sind unversorgt in traurigen Verhältnissen. Während der arbeitsfähige Familienvater ein genügendes oder reichliches Einkommen hat, mangelt es nach seinem Tode der Familie an dem Nothwendigsten, trotzdem vorher genug Mittel vorhanden waren, auch für die Zukunft vorzusorgen: für die Witwe, für die lernenden Söhne, für die heiratsfähigen Töchter. Der vorzüglichste Weg dazu, die verschiedenen Formen der Lebensversicherung, blieb unbenützt, die von Seite der Versicherungsgesellschaften und ihrer Agenten ergangenen Einladungen unbeachtet. **Wer nicht versichert, treibt ein gefährliches Hazardspiel,** weil er das Wohl und die Zukunft der Seinen auf das Spiel setzt. Es steht ja außer allem Zweifel, daß durch das vorzeitige Hinscheiden von Familienvätern alljährlich einer großen Anzahl von Familien unersätzlicher Schaden zugefügt wird. In der österreichischen Reichshälfte mit 22 Millionen Einwohnern sterben alljährlich bei 3%, also 660.000 Menschen. Von diesen dürften ungefähr ein Drittel, also 220.000, Familienväter aller Altersstufen sein, von denen aber gewiß nur sehr Wenige versichert sind. Wäre Jeder im Durchschnitte nur auf 2000 Gulden versichert, so käme hiedurch alljährlich eine Versicherungssumme von 440 Millionen Gulden an die betreffenden Familien zu bezahlen. Man nenne uns eine andere Einrichtung, die dasselbe zu leisten vermöchte. Die Selbsthilfe im Wege der Versicherung erweist sich so mächtiger, als alle übrigen humanitären Institutionen. Wie sehr würde der allgemeine Wohlstand gefördert, wenn alljährlich 440 Millionen Gulden baar vererbt würden! Dem denkenden Leser bleibt es überlassen, die sich daran knüpfenden Gedanken weiter zu verfolgen.

Die Versicherungsanstalten nützen Allen. Wer nicht Zehntausende Gulden zu versichern vermag, der versichere Tausende oder Hunderte; Jeder nach seinen Kräften. Der Einzelne ist zu schwach, um den gefahrdrohenden Ereignissen vollen Widerstand leisten zu können, er lehnt sich daher an Andere, welche sich in gleicher Gefahr befinden, und findet so jenen Schutz und jene Hilfe, die ihm sonst Niemand zu bieten vermag. Er fühlt sich beruhigt in dieser Verbindung, er gewinnt Selbstvertrauen er wird unternehmend und schafft sich die Vorbedingungen zur Verbesserung seiner wirthschaftlichen Verhältnisse.

Es wäre ein arger Irrthum, zu glauben, daß das Sparen im Wege der Versicherung für Reiche nicht passe. Warum war Napoleon III. versichert? Warum haben die reichsten englischen und amerikanischen Kaufleute und Industriellen ihr Leben so hoch versichert? Der Eine wollte des Volkes wegen mit gutem Beispiele vorangehen — die Anderen aber, die Fürsten im Reiche des Geschäftslebens, wollten sich einen festen Rückhalt für den Fall sichern, wenn ihre geschäftlichen Unternehmungen, wie dies ja häufig genug vorkommt, fehlschlagen sollten. Nur durch die weiteste Verbreitung der Lebensversicherung in alle Stände werden viele Schattenseiten des Lebens behoben, die socialen Gegensätze gemildert und für Tausende eine bessere Zukunft angebahnt werden.

Deshalb möge es uns gestattet sein, den geehrten Leser hiemit auf den großen Nutzen der Lebensversicherung aufmerksam zu machen und ihn einzuladen, ernstlich zu erwägen, ob nicht auch er davon Gebrauch machen sollte. Wir sind sehr gerne bereit, darauf bezügliche Auskünfte zu ertheilen, und Versicherungsbedingungen, Prospecte und andere belehrende Druckschriften franco und gratis zuzusenden.

Wien 1894.

Die Centralleitung des Ersten allgem. Beamten-Vereines
der österr.-ungar. Monarchie,
Wien IX/1, Kolingasse Nr. 15 und 17.

Adolf Josef Müller

Magister der Zahnheilkunde und Pharmacie

Zahnarzt

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines

der

Österreichisch-ungarischen Monarchie

ordinirt täglich von 9—1 und 2—5 Uhr, in seinem zahnärztlichen Atelier,

Wien, I. Bezirk, Neuer Markt Nr. 8

(vormals Palais Schwarzenberg).

K. k. privilegirte wechselseitige

Brandschaden-Versicherungs-Anstalt in Wien

(Gegründet im Jahre 1825).

Directions-Bureau:
Stadt, Bäckerstraße Nr. 26 im eigenen Hause.

Die Anstalt versichert:

a) **Gebäude**, sowohl vollendete, als im Bau begriffene, sammt den Nebensachen (Immobilar-Versicherung),

b) **bewegliche Sachen** (Mobilar-Versicherung).

Fonde der Anstalt mit Schluß des Verwaltungsjahres 1893 . . . . fl. 3,177.777
Gesammt-Versicherungssumme . . . . . „ 703,957.510
Anzahl der Versicherungen 126.611

Commandite für Galizien: in **Lemberg**;

Sammel- und Incasso-Stellen für Ungarn: in **Budapest, Preßburg, Kesmark, Tyrnau, Oedenburg, Raab, Neusohl und Eperies.**

In Nieder-Oesterreich wird die Geschäftsführung in der Regel durch die P. T. Herren Gemeinde-Vorstände besorgt.

Ober-Curator: **Alexander Karl**, Abt des Stiftes Melk.
General-Secretär: **Rudolf Bayer.**

Volle Garantie für reinste Stimmung.

Erste und größte
Musikinstrumenten- und Saitenfabrik

Hermann Trapp

in **Wildstein** bei Eger (Böhmen).

Lieferant für **Kirchen-, Theater- und Militär-Musik.**

In hiesiger Gegend sind nahezu an 10.000 vorzügliche Arbeiter der Musikwaren-Branche, die alle existirenden Musikinstrumente und deren Bestandtheile erzeugen; es unterlasse daher kein Musiker, oder wer ein Instrument oder Saiten u. dgl. zu kaufen beabsichtigt, Preislisten, welche umsonst und frei zugesandt werden, zu verlangen.

Directeste und billigste Bezugsquelle. — Mehrfach mit ersten Preisen prämiirt.

Eduard Witte

Privilegien-Inhaber.
Wien, VI/1, Magdalenenstraße Nr. 16
(nächst dem Theater an der Wien).

Cotillon-Orden

gewählt, fortirt 50 St. von 1 fl. an und höher, (sammt Nadel und Couverts). **Cotillon-Touren** von 60 kr. an. Effect-Touren von 2 fl. an. **Feine Damenspenden** für alle Vereine, pro 100 St. von 25 fl. an. **Komische Mützen**, 10 St. 30, 50, 1 fl. 1.50. Cotillon-Atlas-Maschen, 50 St. von 1 fl. an. **Christbaum-Schmuck.** 1 Sortiment von 50 St. fl. 1.60, 2.75, 4.75, 7.50. **Eisguirlanden**, 10 Mtr. 75 kr. **Leuchtende Eisbälle**, 10 St. 80 kr. **Kunstfeuerwerk**, gefahrlos, 1 Sortiment von 60 kr., groß, von 5 fl. an. — **Den Herren Beamten** gewähre gegen Vorweis der Legitimations-Karte auf alle Waaren — außer Damenspenden — eine **zehnprocentige** Ermäßigung.

Illustrirte Special-Preislisten gratis und franco.

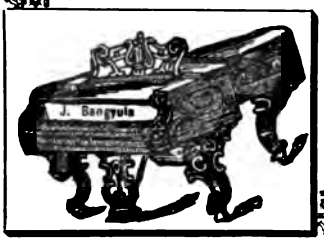
Gegründet 1863. **Telephon 1660.**

Aufruf an Klavierkäufer und Miether!

Nur das Grand-Etablissement

Bangyula, Wien, I., Postgasse 2

als Original-Bezugsquelle, bietet derzeit das Beste und staunend Billigste in allen Sorten Klavieren und Harmoniums; auch werden selbe bei Ankauf auf 6 Monate Probe gegeben. Fixe Preise, billigste Leihgebühr, strengste Garantie. Einzig nur bei mir werden langjährige Miether Eigenthümer des entliehenen Instrumentes. Sehenswerth, eigen in seiner Art, wovon Jedermann sich überzeugen kann.



Filialen:

Gmunden, Ischl und Aussee.

Durch mein auf das **großartigste eingerichtete Etablissement** bin ich in der Lage, **jeder Anforderung der Neuzeit** vollkommen zu entsprechen und auch die **größten Aufträge** in der kürzesten Zeit auf das beste auszuführen. — **Zeichnungen und Entwürfe moderner Bucheinbände** liefere ich stylvoll und zweckentsprechend. — Ich halte Lager von Einbanddecken aller Art, sowie Kaffeehaus-Mappen, Wein- und Speisekarten. Specialität: **Liebhaber-Einbände** in allen Variationen.

Hermann Scheibe

Dampf-Buchbinderei und Einbanddecken-Fabrik

Wien,

III/2, Marxergasse Nr. 26 (nächst dem Sophiensaale).

Tramway-Haltestelle, Sophienbrücke.

Telegramm-Adresse: **Buchbinder Scheibe, Wien, Marxergasse.**

Telephon-Nr. 243.

Der Besitz der **neuesten Maschinen, Schriften und Stanzen** sowohl für Hoch- und Golddruck als auch für Schwarz-, Bunt- und Bronze-Druck setzt mich in die Lage, mit den Buchbindereien des Auslandes concurriren zu können. — Ich empfehle mich zur **Uebernahme von Engros-Arbeiten**, zur Anfertigung von **Adreß-Enveloppen, Prachteinbänden, Einrichtung von Bibliotheken** u. s. w. — **Broschüren und Schuleinbände** in den größten Auflagen **schnell und billig.**

K. k. priv.

Allgemeine Assecuranz in Triest

(Assicurazioni Generali).

Gesellschaft für Elementar-Versicherungen gegen Feuer-, Transport- und Glasbruchschäden

und

für Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherung.

Errichtet im Jahre 1831.

Grundcapital und Garantiefond 54·9 Millionen Gulden.

General-Agentschaft in Wien. — Assecuranz-Bureau im Hause der Gesellschaft.

Stadt, Bauernmarkt Nr. 2, im ersten Stock.

Die Gesellschaft versichert:

a) Capitalien und Renten in allen möglichen Combinationen auf das Leben des Menschen. — Ferner versichert dieselbe:
b) gegen Feuerschäden bei Gebäuden, beweglichen Gegenständen und Feldfrüchten;
c) gegen Elementarschäden bei Transporten zu Wasser und zu Land.

Geleistete Entschädigungen:

Im Jahre 1893 Gulden 9,302.328·93.
Seit dem Bestehen der Gesellschaft Gulden 262,401.706·51.

Die Gewährleistungsfonds der Gesellschaft bestehen laut dem Bilanz-Abschlusse per 31. December 1893 aus:

fl. 5,250.000·— Grundcapital,
„ 3,895.544·38 Gewinnst-Reserven,
„ 1,289.480·92 Immobiliar-Reserve,
„ 42,497.004·37 Prämien-Reserve: fl. 2,739.394·46 Bilanz A (Elementar-Versicherungen),
„ 39,757.609·91 „ B (Lebens-Versicherungen),
„ 1,436.062·99 Schaden-Reserve,
„ 621.910·73 Gewinnantheile der Lebensversicherten,
fl. 54,990.003·34

und waren dieselben am 31. December 1893 folgendermaßen angelegt:

1.	Immobilien und Hypotheken	fl. 8,747.360·73
2.	Darlehen auf Lebensversicherungs-Polizzen	„ 3,909.510·96
3.	Darlehen auf Staatspapiere	„ 36.170·92
4.	Werthpapiere	„ 34,450.046·52
5.	Effecten im Portefeuille	„ 528.064·60
6.	Conti correnti	„ 1,214.319·82
7.	Baar-Cassabestand bei der Anstalt und bei Banken	„ 2,429.629·79
8.	Garantirte Schuldscheine der Actionäre	„ 3,675.000·—
		fl. 54,990.003·34

Prämienscheine und in späteren Jahren einzuziehende Prämien der Feuerbranche fl. 29,399.787·58

Der ausgewiesene Versicherungsstand der Lebensversicherung belief sich am 31. December 1893 auf fl. 162,807.927.73 Capital.

Etablirt 1862. Etablirt 1862.

Kaiserl. und königl. privil.

Lack-, Firniß- und Oelfarben-Fabrik

Kramarzhizh & Comp.

Wien, XIII/6, Auhofstraße 33/5,

offerirt

Lacke, Oelfarben, Bronzefarben, Terpentin, Pinsel etc.

Fußboden-Anstriche

aus garantirt „echtem Bernsteinlack", sehr dauerhaft.

En gros. Preisliste gratis und franco. En detail.

Hühneraugenpflaster.

Das beste Mittel, um Hühneraugen und harte Haut sicher zu entfernen. Der Schmerz hört rasch auf und kann noch mehreren Tagen das Hühnerauge leicht entfernt werden.
1 Schachtel 40 kr.

Nur

echt

bei

Universal-Speisepulver.

Unentbehrlich in der Küche!
Eine Messerspitze voll dem Fleische und den Hülsenfrüchten beim Kochen zugesetzt, macht selbe leicht verdaulich und schmackhafter.
Unentbehrlich auf dem Speisetisch!
Eine Messerspitze voll mit Wasser oder Wein genommen und alle Blähung und Magendrücken sind verschwunden. 1 Schachtel 75 kr.

Sigmund Mittelbach, Krebs-Apotheke!

Blutreinigungs- und Gesundheits-Pillen,

zur Reinigung des Blutes, Entfernung aller schlechten Säfte, Reinigung des Magens. 1 Schachtel 26 kr. und 40 kr. 1 Rolle mit 6 Schachteln 1 fl. 5 kr.

Wien
Am hohen Markt,
Palais Sina 8.

Bei Einsendung des Geldbetrages erfolgt Francozusendung.

Gicht- und Rheumatismus-Pflaster,

bei Gicht, Rheumatismus, Brust- und Rückenschmerzen, Gichtbeulen, Gliederreißen, Hexenschuß und Verrenkungen vorzüglich. 1 Stück 25 kr. und 1 fl. 5 kr.

I
D5
v.24
1895

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305